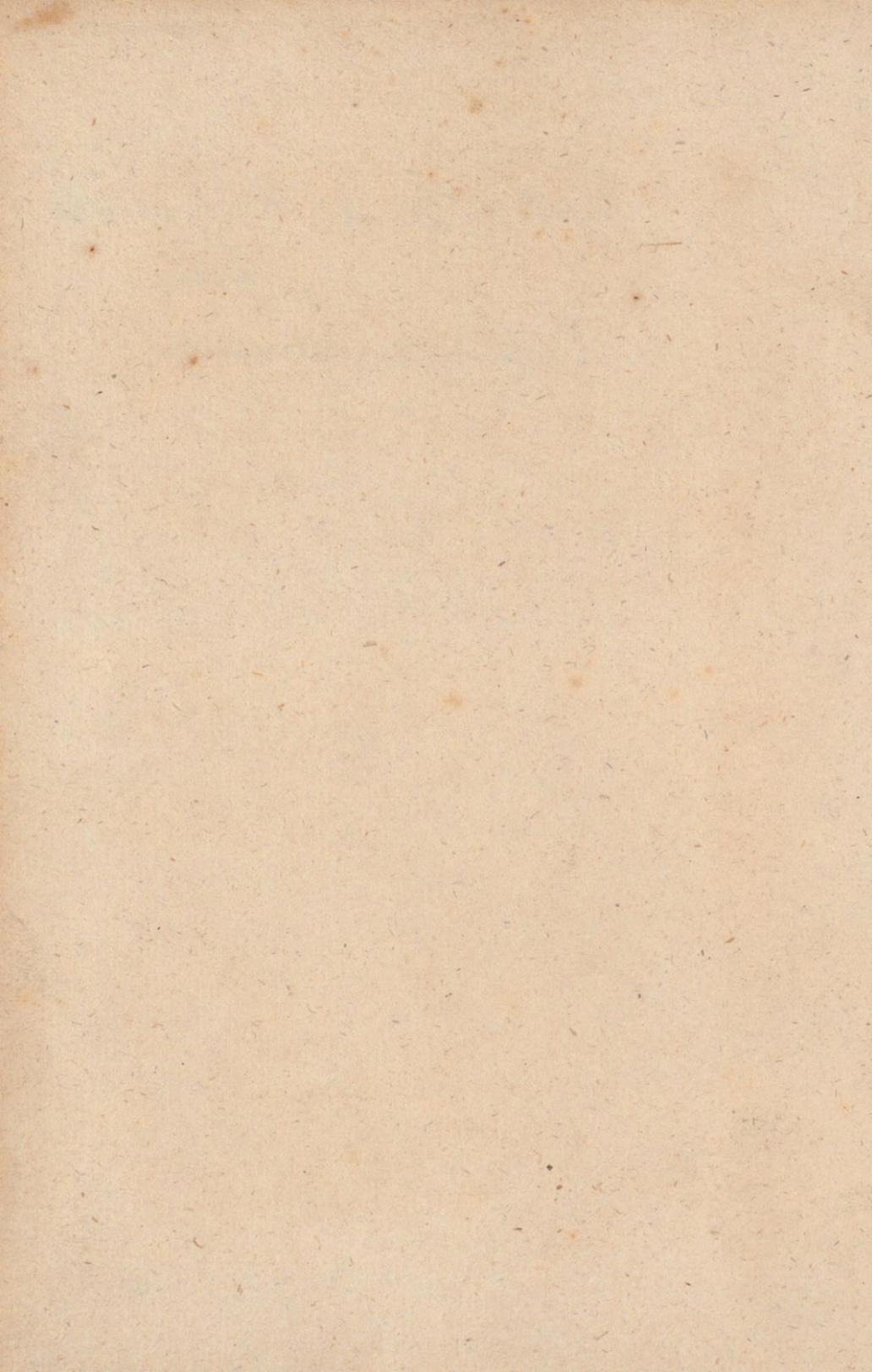


Kath.-Theol. Hochschule
Luzern

Professorenzimmer



2, A. Theologisch-praktische

Q u a r t a l s c h r i f t.

Redigirt und herausgegeben

von

Dr. Joh. Bapt. Schiedermayr, Domkapitular,

und

Augustin Reehberger, geistl. Rath und k. k. Professor

I. B a n d.

1848.



Linz,

Druck von Joh. Huemer's Witwe.

In Commission bei Quirin Haslinger.

Auf Kosten der Redaction.

(Der Reinertrag für wohlthätige Zwecke.)

© 1811

Verlag von ...

Dr. ...

...

...

1811



Inhalts-Verzeichniß

des I. Bandes.

Abhandlungen.

Dr. Joseph Pleg	I, 1.
Ueber Tradition	I, 33. II, 17.
Versuch einer Ehrenrettung des viel= verkannten Mittelalters	I, 48. II, 58. III, 86. IV, 71.
Ueber den Gebrauch des geweihten Wassers	I, 97.
Der katholische Klerus in Oesterreich und die Constitution	I, 120.
Ein Wort über Pressfreiheit	I, 157.
Erinnerung an Fr. J. Freindaller	II, 3. III, 3.
Ueber bedingnißweise Taufe nach vor= ausgegangener Nothtaufe	II, 90.
Ueber Verweigerung des kirchlichen Begräbnißes	II, 101.
Was hat der kath. Klerus unter jetzi= gen Zeitverhältnissen zu thun	II, 112.
Gedanken über den in der Reichsver= sammlung zu Frankfurt gestellten Antrag um Aufhebung des Cölibats	II, 119.
Die ersten drei Zöglinge des Knaben= seminärs	II, 136.
Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. Gfrörer	III, 28.
Ueber das dreifache Amt Jesu Christi	III, 63.
Das ewige Licht	III, 80.

Bemerkungen über die vom Abgeordneten Beda Pieringer zu Frankfurt gehaltenen Rede	III, 110.
Die Geächteten	III, 130.
Das Purgatorium	IV, 3.
Ueber die Wiedervereinigung der Getrennten	IV, 89.
Ueber die sogenannte Gelübbaufnahme	IV, 111.
Ueber die Wichtigkeit der Presse und wie wir uns derselben bedienen sollen	IV, 116.
Deutschland Episcopat	IV, 126.

A n h a n g.

Empfehlungen von	
Sirowy's Gebetbuch	I, 1.
Binterim's Kommunionreden	II, 1.
Katechismus, bei Pustet	III, 1.
Theod. Hagn's Werk über Kremsmünster	III, 12.
Erstes Religionsbüchlein für Kinder von Sig. Fellöcker	IV, 1.
Weihnachtskränze von demselben Verfasser	IV, 5.
Warnung vor Scheitlin's biblischer Geschichte	I, 2.
Diözesan = Nachrichten	I, 4. II, 5. III, 13. IV, 10.
Pfarrconcurssfragen	I, 6. III, 23.
Preisfragen	I, 8. II, 9. III, 24.
Berichtigung	II, 9.
Abfertigung	II, 10.
Erklärung	II, 11. IV, 20.
Erwiederung	III, 20.
Urkundenbeilagen I—VII.	

Vormort der Herausgeber.

„Sicut vita, ita doctrina debet clarere (sacerdos)
nam sicut doctrina sine vita arrogantem red-
dit, ita vita sine doctrina inutilem reddit.“

Conc. Aquisgr.

Wahre Bildung setzt wohl überall die Harmonie des Lebens und des Wissens voraus; besonders aber ist die echte priesterliche Bildung durch eben diese Harmonie bedingt. Groß ist die Würde des Priesterthums und mit vollem Rechte groß ist auch die Forderung, die sowohl die Kirche als die Welt an diejenigen jederzeit gestellt hat, die mit der priesterlichen Würde bekleidet sind. Der Priester, wenn er seinem heiligen Berufe entsprechen, und besonders heutzutage seiner schwierigen Stellung genügen will, muß höhere Tugend und gründliche — zunächst theologische Wissenschaft in sich vereinigen. Beide in sich und Andern nach Kräften zu fördern ist des Priesters Pflicht.

Der Mittel, um belebend auf beide zu wirken, gibt es viele und verschiedene. Eines derselben ist die Konversation, in der jeder sprechen und das von Andern

Gesprochene für sich benützen kann. Eine besondere Art der Konversation und zwar eine öffentliche und für den weitesten Kreis berechnete, ist eine sogenannte Zeitschrift, in der auch Jeder sprechen, d. i. die kürzeren, aber gewiß oft recht guten Arbeiten seiner Mußestunden zu Nutzen und Frommen Anderer veröffentlichen, und aus der entgegen Jeder zu eigenem Nutzen und Frommen entnehmen kann, was Andere durch Lektüre, Studium oder Meditation gewonnen und gesammelt haben.

Der festen Ueberzeugung, wie bedeutend und vielseitig der geistige Gewinn sey, der für priesterliches Leben und Wissen durch eine theologische Zeitschrift erzielt werden kann, verdanket vor Allem die hiemit erscheinende Quartalschrift ihr Entstehen.

Die Herausgeber glaubten dieser Ueberzeugung um so mehr Folge geben zu müssen, da ihnen eben ihre Stellung die Ausführbarkeit des Unternehmens nahe legte.

Der Titel: „Theologisch = praktische Quartalschrift“ findet seine Erklärung und Rechtfertigung schon in dem oben gewählten Motto: „Sicut vita, ita doctrina debet clarere sacerdos etc.“

Die Tendenz der Zeitschrift ist hiemit ausgesprochen: sie soll anregend fördern die theologische Wissenschaft, insofern diese dem priesterlichen Leben und Wirken zur nothwendigen Grundlage und Richtschnur dient.

Ist nach dem unten beigefügten Prospekte des Zu-

haltes ein hinlänglich weites Feld für Mitarbeiter geöffnet, so ist entgegen durch die angedeutete praktische Richtung doch auch eine Gränze gezogen, über die nicht hinausgehen zu wollen die Redaktion sich vorgefetzt hat. Nicht aufgenommen werden nämlich etwaige Aufsätze über zu abstrakte, rein spekulative oder überhaupt nur dem Gebiete eigentlich gelehrter Forschung angehörende Materien, somit alle derartige Artikel, die mit dem Leben und Wirken des Priesters in keinem näheren Ver-
 bande stehen, und daher beziehungsweise nicht praktisch, sondern unpraktisch genannt werden müßten. Die Herausgeber wollen sich der Anlage nach durchweg die alte Linzer = Monatschrift zum Vorbilde nehmen, die zu ihrer Zeit mit Recht volle Anerkennung im In- und Auslande gefunden hat. Gleichwie sie in dem Rück-
 blicke auf diese eine besondere Aufmunterung zu ihrem Unternehmen fühlen, so werden sie sich es auch zur Ehre schätzen, wenn gegenwärtige Quartalschrift als eine Fortsetzung ebenderelben angesehen wird. Da übrigens seit ihrem Erlöschen bei drei Dezennien verflossen sind, und in diesem Zeitraume die theologische Wissenschaft nicht stille gestanden, sondern vielmehr in allen ihren Zweigen mehr und mehr entwickelt — tiefer begründet — und schärfer ausgeprägt worden ist, versteht sich's wohl von selbst, daß die Richtung — sowie die Auf-
 fassung und Behandlungsweise der Materialien in die-
 ser neuen Linzer = Quartalschrift nothwendig eine viel-
 fach andere seyn müsse, als jene ihrer Vorgängerin.

Ueber das, was man den Geist eines Journalen zu nennen pflegt, kann hier gar keine Frage seyn. Für eine katholische Zeitschrift gibt es nur Einen Geist, der darin walten darf: der Geist der Einen, heiligen und apostolischen Kirche, der laut göttlicher Verheißung kein anderer ist, noch je seyn wird, als der Geist der Wahrheit. Daß eben dieser Geist stets tiefer durchdringe uns Priester alle, und zu gemeinsamen Wirken im heiligen Berufe uns verbinde, ist der Wunsch und das Strebeziel der Redaktion, sowie ihrer Mitarbeiter. Wird dieses Ziel auch nur etwas durch die hiemit in's Leben tretende periodische Schrift (unter dem Segen des Herrn) gefördert, so finden sich die Herausgeber reichlichst belohnt.

Die Redaktion.

Prospekt

des

Inhaltes der beantragten Quartalschrift.

Aufgenommen werden darin

1. Original = Aufsätze über besonders wichtige und etwa zu wenig beachtete Materien aus sämtlichen Fächern der Theologie (also der Kirchengeschichte, der biblischen Exegese, dem Kirchenrechte, der Dogmatik, Moral und Pastoral) mit Inbegriff der Katechetik und Liturgik.
2. Aufsätze und Winke in Bezug auf priesterliches Leben, daher auch Bilder und Züge aus dem wirklichen Leben gelehrter, frommer oder heiliger Priester.

3. Lesefrüchte zur Anempfehlung guter, insbesondere für Seelsorger brauchbarer Werke.
4. Versuche in geistlicher Poesie.
5. Mittheilungen über Kirchliches, besonders auf die Diözese Bezügliches, daher auch Anzeige der Personal = Veränderungen in der Diözese u. s. w.
6. Theologische Fragen zu weiterer Bearbeitung, denen auch die bei dem Pfarrkonkurse gegebenen beigefügt werden.



I.

Erinnerung an den seligen Dr. Joseph Plez.

Wenn man zu dem Portale eines hohen Domes hinansteigt, so zeigt sich dem Auge vor allem über demselben die hehre Inschrift: D. O. M., zum Zeichen, daß dieses Gebäude dem Herrn der Welten gegründet worden, daß alle Gebete, die da aus dem Munde des gläubigen Volkes emporsteigen, ihm gelten sollen, dem Höchsten und Größten. Aber an den Seiten des Thores oder neben jenen Weiheworten sind hohe Bildsäulen gleichsam als Wächter hingestellt, welche jene darstellen, die entweder hier selbst zuerst das Christenthum verkündet, den ersten Grundstein zum Baue desselben gelegt haben, oder deren Fürbitte das Volk ganz besonders vertraut, deren Tugenden ihm zum Muster und Vorbilde dienen. So stehe denn auch bei gegenwärtigem Unternehmen die Inschrift: Deo Optimo Maximo, an der Spitze, und, wenn es erlaubt ist, obiges Bild hier weiter anzuwenden, mögen als Wächter am Eingange zwei Männer stehen, die in unserem Vaterlande uns zuerst mit ähnlichen Bemühungen vorgegangen und die beste Kraft ihres Geistes diesem ihren Werke gewidmet haben. Es sind dieß — Joseph Plez und Franz Freindaller.

Durch diese Huldbigung in den ersten Blättern unserer Zeitschrift wird vor allem ein Akt schuldiger Pietät geübt, zugleich aber auch der Geist bezeichnet, der

in gegenwärtiger Zeitschrift der herrschende seyn soll, der Faden, der an die früheren Gespinnste angeknüpft, nun mit Gottes Hülfe von treuen und fleißigen Händen fortgesponnen werden soll, so lange es sein Wille ist. Der Zeit nach näher steht uns Plez und sein Wirken, der Vertlichkeit näher Freindaller mit seiner allbekannten Monat = später Quartalschrift. So wie wir dem letzteren mit nächstem ein ehrendes Denkmal setzen wollen, so seyen dem ersteren in unsern ersten Blättern Worte der Erinnerung geweiht. Ein Lebensumriß dieses Mannes ist bereits in den Händen des Publikums, bearbeitet von Dr. Sebak. Sein äußeres Wirken ist bekannt genug. Hier soll nur aus vorliegenden Briefen des Berewigten Einzelnes hervorgehoben werden, was ein helles Licht auf seine Gesinnung, Denkweise und Gemüthsart wirft, also genauer den Mann selbst bezeichnet, der als Priester und Förderer theologischer Wissenschaft die Huldigung jedes guten Katholiken und insbesondere jedes Oesterreichers verdient.

Es kommt viel auf den Endzweck an, den der Mann in seinem Leben verfolgt und dieser spricht sich bei festen Naturen, die nicht in den Tag hineinleben, und nicht von äußeren Umständen sich bestimmen lassen und daher ihr Ziel nicht wechseln, gern in irgend einem Wahlspruch aus. Was war nun der Wahlspruch des Seligen? Er hieß: *Ut in omnibus glorificetur Deus*. Alle seine Arbeiten, sein so vielfach bewegtes Leben, Alles stellte er Gott anheim: „Mir geht es sonderbar in meinem Geschäfte,“ schreibt er bald nach dem Antritte eines neuen Amtes, deren er so viele hatte, „weil ich noch nicht recht orientirt bin. Doch ruhig. Wird alles werden. Trost habe ich, weil die Guten sich freuen und glauben, so sey es gut. Gott weiß es, nur seine

Ehre suche ich.“ Den Ruhm seiner schriftstellerischen Arbeiten, wodurch er viel Gutes stiftete, brachte er Gott zum Opfer. „Ich beschäftige mich,“ schrieb er einst, „in Nebenaugenblicken mit den Paar bewußten Predigten. Die Nachfrage nach den gedruckten ist stark; mein Verleger redete schon davon, daß er, wenn es so fortgehe, auf eine zweite Auflage denken müsse. Auch dieß zur Gottes Ehre und meinem Heile.“

Am 30. November 1831 schrieb er an Jemand, dem er ein feines Werkchen zur Beurtheilung übersandte. „Ob Sie über das Ganze nicht zu gut geurtheilt haben, mögen Sie selber zusehen. Froh wäre ich freilich, wenn ich glauben könnte, es werde auf alle Leser einen so guten Eindruck machen. Sey es wie immer, nur Gott gebührt dafür die Ehre. Er lasse meine Worte gesegnet seyn.“ Und wahrlich, Gott segnete seine Worte auf der Kanzel und im Beichtstuhle, so daß er nicht allein die Guten mächtig stärkte, und gleichsam begeisterte, sondern auch in die Herzen der Ungläubigen drang, und mitunter bedeutende Bekehrungen bewirkte.

Aufgefordert, über sein inneres und äußeres Leben zu schreiben, antwortete er: „Mein Äußeres ist äußerst einfach, mein Inneres, Gott sey gedankt, sehr ruhig, meine Stimmung ist weich, aber in Gott sich der Kraft bewußt, in Gottes Willen ergeben.“

„Beten Sie,“ schreibt er an ein Beichtkind, „beten Sie für mich Sonnabends, daß ich mein Referat gut mache, oder vielmehr beten sie, daß ich es so mache, wie Gott es will. Verstehen sie mich?“ Wer in dieser Stimmung zum Rathstische geht, dessen Worte müssen nothwendig vom Segen Gottes begleitet seyn und sie waren es auch beim seligen Pleß. In Mitte von vielen und wichtigen Geschäften ruft er aus: „Viel ist zu thun, aber ich thue es gern, es ist ja Gottes Wille.“

Einem Beichtkinde gibt er zum Weihnachtsfeste die Lehre: „Gott lasse Sie seinen Willen immer mehr erkennen und gebe Ihnen Kraft, ihn auch zu vollbringen; dann werden die Kleinigkeiten, die nicht nach ihrem Sinne sind, sie nicht berühren, sondern zu ihrer Läuterung dienen. Das ist ja des Lebens höchste Aufgabe, die uns der Erlöser gestellt, bei dessen Geburt die Engel singen: Ehre sey Gott und Friede den Menschen, die guten Willens sind. Der Wille, der gute, aber ist die Hauptsache, Alles andere ist ja zu übergehen, wäre es auch nicht zu loben. Der Heiland lasse Sie seine Krippe nach Möglichkeit zieren. Haben Sie guten Willen dabei, ist es auch eine Leiter nach Oben.“ So wie aber all sein Wirken und seine Thätigkeit auf die Ehre Gottes gerichtet war, so sah er in allem wieder die lenkende Hand des Herrn.

Wer den Verblichenen kannte, der weiß sich noch recht gut zu erinnern, welch' festen, ruhigen, heiteren und dabei, man möchte sagen, durch und durch schauenden Blick er hatte. In seinem Auge spiegelte sich wahrhaft seine Seele ab. Und diese Seele — wie friedlich ruhte sie in Gott und seiner heiligen Vorsehung. Ueberall sah er den Finger und das Walten Gottes. „Meine Urtheile über Welt und Menschen regeln sich immer mehr und ich glaube immer klarer zu sehen, besonders in Beziehung auf Beförderung des Göttlichen und Ewigen. Es muß da so geschehen, daß Gottes Walten ersichtlich ist; denn es ist sein Werk, darum muß das Menschenwerk zurücktreten. Wehe aber doch jedem, der sich als Werkzeug in Gottes Hand nicht getreu brauchen läßt, oder ihm widerstrebt. Ich bin heiter und ruhig, und werde es um so mehr, je lebendiger der Glaube an die Vorsehung in mir wird.“

Wer bedenkt, daß Pleß so viele Aemter, wobei freilich nicht alle einträglich waren, ja einige sogar un-

entgeltlich verrichtet werden mußten, in seiner Person vereinigte, in welche sich gegenwärtig drei tüchtige Männer getheilt haben, der kann begreifen, welchen Störungen der arme Mann ausgesetzt war. Wahrhaftig, es ist kaum begreiflich, wie er Allem genügen konnte! Und bei allen diesem Zusammenflusse der Geschäfte und fast ununterbrochenen Störungen, will er doch nicht darüber klagen, weil es doch auch die ewige Vorsehung zuläßt. Ja selbst seine Todesart hatte er ohne Zweifel, wie ein gutes Kind, seinem himmlischen Vater überlassen, und merkwürdig genug, daß ihn mehrere Fälle selbst in seiner Verwandtschaft an einen schnellen Tod mahnten, dem er, wie bekannt, selbst erlegen ist. So schrieb er am 27. Juli 1829: „Ich habe in meiner Familie einen Trauerfall gehabt, mein Cousin F. —, den sie seiner elenden Füße wegen kennen, wurde in der Kanzlei vom Blutschlage getroffen, und war auf der Stelle eine Leiche. Auf meine Mutter machte es vielen Eindruck. Doch ist sie vernünftig. Mich griff meinen Grundsätzen zu Folge der Fall wegen der Schnelligkeit an. Wer ist denn in jedem Augenblicke so bereitet, daß er vor Gottes Gericht stehen kann? Darum beten wir mit der Kirche recht zweckmäßig: vor dem gähnen und unvorhergesehenen Tode erlöse uns, o Herr! Wir wollen beten für ihn. Solche Fälle ermuntern zur Wachsamkeit, lernen können wir überall.“ Bei solchen Ansichten dürfen wir sicher hoffen, daß an ihm selbst das Wort der Schrift in Erfüllung ging: *Justus si morte præoccupatus fuerit, in refrigerio erit*; wie denn auch Niemand, der ihn kannte, hierüber den geringsten Zweifel hegt. Ja, himmlische Palmen werden jetzt seine Stirne kühlen, und den im Dienste Gottes Abgemühten erquickern!

Aber nicht bloß in Bezug auf sich selbst, auch in Bezug auf die Angelegenheiten der Welt und der Kir-

che stellte er vertrauend Alles der göttlichen Vorsehung anheim. Bei Gelegenheit der polnisch-russischen Wirren und der traurigen Bewegungen in ganz Europa mit Ende des Jahres 1830 schrieb er im Beginn des Jahres 1831: „Nun denn, wir wollen hoffen, und unser Vertrauen auf den Herrn setzen, der schon so oft die Menschheit gerettet hat. Fragen Sie dabei, wie ich gestimmt bin? Gott sey gelobt, recht ruhig und vertrauensvoll. Ich bitte Gott, daß er mich stärke; beten Sie auch.“ — Und bald darauf: „Ja wohl, Gott macht Alles recht, und wer auf ihn vertraut, wird nicht zu Schanden. So wollen wir denn auch auf ihn felsensfest bauen, wie sich dann auch die äußere Lage gestalten mag. Ich bin wegen dieser nicht ohne Sorgen, das ist uns ja erlaubt, wenn nur die Sorge nicht darniederbeugt oder muthlos macht.“

Daher auch die schöne Ermahnung an ein Beichtkind: „O mein Kind, vertrauen Sie immer auf die allmächtige Hand Gottes. Er hilft Ihnen gewiß. Ja wohl; er ist unser Schutz und Schirm im Leben wie im Tode, darum sind auch die Todten sein Eigenthum, und er ist ja barmherzig.“

Werfen wir nun einen Blick auf seinen Eifer, auf seinen lebendigen Sinn für katholische Wahrheit und Disziplin und wir finden an Plez einen durch und durch kirchlich gesinnten Mann. Durchdrungen wie er war von der hohen Würde des Priesterthums, war ihm der 8. September, als der Tag seiner Primiz, immer ein heiliger Festtag. (Er war im Jahre 1812 geweiht worden.) Nur Eine Stelle zum Belege: „Am Sonnabend ist der fünfzehnte Jahrestag meiner Primiz. Ich werde an demselben dem R. — (einem neugeweihten Priester) assistiren, mich also um so lebendiger an meine erste heilige Messe erinnern. Wahrlich der liebe Gott hat mir in diesen 15 Jahren viele Gnaden gegeben! Und wenn

ich an meine Arbeit zurücksehe, danke ich Gott für so manchen Segen; doch wir können nur pflanzen und begießen. Das Gedeihen gibt Gott." Und ein anderes Mal schreibt er bei Gelegenheit einer Primizfeier: „Ich freue mich darauf; denn dieses Fest erhebt mich alljährlich ungemein, und es steht mir lebendig vor Augen, wie Christus seine Kirche siegreich beschützt, und sie aus allen Stürmen glänzend hervorgeführt hat. Wir wollen also vereint zu Gott beten, er wolle täglich weiter verbreiten sein Reich und alle zur Erkenntniß führen.“

Als nach der Gefangennehmung des nun in Gott seligen Erzbischofes von Köln Klemens August am 20. November 1837 der katholische Klerus Deutschlands neu belebt und besonders die gemischten Ehen der Gegenstand lebhafter Diskussion wurden, schrieb er im Jahre 1838 am Feste des h. Vinzenz v. Paul: „In M. — sollen 20 Pfarrer auf einmal dem Bischofe erklärt haben, sie würden keine gemischten Ehen mehr einsegnen, denen nicht die katholische Erziehung gesichert ist. Warum kommt man nicht zuvor den gerechten Wünschen der Kirche?“ Brachen aber trübe Tage über die Kirche herein, so bedauerte er es wohl schmerzlich, aber verlor den Muth nicht, ermahnte zum Gebet, und lebte der frohen Zuversicht, daß die Kirche siegen werde, da sie auf einem Felsen gebaut ist. „Die bewußten (kirchlichen) Angelegenheiten, schreibt er, stehen im Alten, in der Nachbarschaft eher schlimmer als besser. Gott wird Alles machen; ich bin ruhig. Verantwortung hat man nur so lange, als die Wirksamkeit gestattet ist. Die Kirche aber ist auf einen Felsen gebaut.“ Und ein anderes Mal: „Sind die Zeiten gleich böse, was nicht zu läugnen ist, so wollen wir um so mehr auf Gott vertrauen. Die Kirche Jesu siegt gewiß. Sie kennen meine Ansicht darüber. Aber es wird noch Vieles vorausgehen,

und es werden viele Tage kommen, von denen die Menschenkinder sagen werden: sie sind mir nicht lieb. Darum heißt es beten, denn es kommt die Zeit, von der Christus sagt: Weh' dem, der sich an mir ärgert. In diesem Vertrauen auf Gott und den Sieg der Kirche, die denn doch auf Petrus gebaut ist, bin ich ruhig und arbeite im Herrn fort.“ Und er hat sich auch nicht getäuscht der treffliche Mann; die Kirche ist aus jener und seitdem auch aus vielen anderen Trübsalen siegreich hervorgegangen. Er war ein Prophet! Denn die Tage des Wehes für die, die sich an Christus ärgern, ragen auch jetzt wieder gewaltig herein in das Jahr 1848.

Er erlebte nicht die neue Kräftigung der Kirche, ihre so bedeutenden Siege im Nord' und Süd', ihre großartige Entfaltung, das frische Aufleben katholischer Wissenschaft, den Uebertritt so vieler ernster Männer, die aus innerer Ueberzeugung dem Zuge des Lichtes folgten, die Hand an den Pflug legten und nicht zurücksahen, wovon ein einziger schwerer wiegt, und ein besseres Zeugniß für die Wahrheit gibt, als der Abfall von hundert Splitterseelen, — das Alles hat er nicht erlebt; aber gesehen hat er es doch und sich darüber gefreut, um so mehr, da er selber jetzt oberhalb dem Sturme schwebt, in der Nähe Dessen, der ihn schießt und Dessen Wink ihn wieder schwinden heißt, und er hat auch heranziehen gesehen — den neuen Sturm und betet ohne Zweifel, daß auch er vorüber gehen möge, und keine andere Folge habe, als daß der Baum der Kirche nur um so tiefer wurzle in dem Felsen, und um so schöner sich entfalte in die Breite und Höhe!

Nicht alle Eiferer für die Kirche und katholische Wahrheit sind aber schon darum allein echte Waare. Es muß mit diesem Eifer auch die wahre Frömmigkeit Hand in Hand gehen. Nun, die finden wir bei Pley. Da ist nichts Gesuchtes, kein Haschen nach Effekt, kein

Parademachen, sondern überall der zarte fromme, himmlische Sinn, wie er edlen Seelen so eigen ist, der überall den Spiegel Gottes schaut, dem das anscheinend Geringe eine Brücke wird zum Uebersinnlichen. Besonders erfaßte er die Absicht der katholischen Kirche bei der so sinnreichen Anordnung und Aneinanderreihung ihrer Feste, die mit dem Gemüthe des Menschen und dem herrlichen Werke der Schöpfung in so innigem Einklange sich befinden und welche selbst die Feinde der Kirche mit wehmüthigem Hinblick auf die Leerheit ihres Kirchenjahres anstauen und beneiden.

„Katholiken schöne Feste haben,“ sagte König Wilhelm der III. auf dem Gottesacker einer katholischen Kirche, als ihm der Pfarrer erklärte, wie es am Allerseelestage bei uns gehalten werde, und ließ sich gleich ein paar Texte angeben, über welche an diesem Tage gepredigt wurde. Pletz war ein warmer Sohn seiner Mutter, der Kirche, und feierte kindlich ihre Feste. Einige Beispiele aus seinen Briefen sollen zum Belege dienen. So schreibt er am Vorabende des Himmelfahrtfestes Christi: „Denken Sie morgen recht innig, daß unser Heiland dorthin gegangen ist, woher er kam, uns zu erlösen. Es ist das Fest des himmlischen Sinnes und das lebendige Andenken an die Vergänglichkeit der Erde.“

Hören wir ihn eine Frohnleichnamsprozession beschreiben, die er so gerne hielt, besonders auf dem Lande, wo Einfachheit und Gemüthlichkeit das Herz erfreut. „D ich habe heute meinen Heiland getragen, wahrlich mit Rührung und Inbrunst! Es war so schön, zu wandeln im stillen Dörfchen zwischen den einfachen Lauben der Waldbäume, auf dem Grasteppeche der Natur. Da störten nicht hochweise Städter die Rührung; hingeworfen auf die Knie betete die Gemeinde das Allerheiligste an und begleitete es mit seinem frommen:

Heilig. Da war es nicht erst nöthig, mit Wachen die unbändigen Reihen zu ordnen oder Stille zu befehlen, das Glöckchen war genug, um die Nähe des Erlösers zu verkünden.“

Welch' ein Gemüth leuchtet aus diesen wenigen Worten hervor! Ja, Plez verstand es, sich und andere zu erwärmen mit der Liebe zu dem Herrn! Welch' liebliche Bemerkung fügte er dem Sterne am Dreikönigtage bei: „Kaufen Sie doch,“ schreibt er an ein Beichtkind, „auf meine Rechnung einen Stern für die h. drei Könige, (wahrscheinlich um eine Krippe damit zu zieren) er sey Ihr Symbol des inneren Lichtes, das man nicht um Geld, sondern nur in Demuth und Geduld durch Gottes Gnade erlangt. Er leuchtet dann zum Segen.“

Mit welcher Sammlung und Andacht er das im Jahre 1826 pro Orbe ausgeschriebene Jubiläum beging, ersehen wir aus einigen Worten, die er einer frommen Seele schrieb: „O mein Gott, wie gerne hätte ich heute mit Ihnen geredet, und Ihnen die heilige Stimmung mitgetheilt, in der ich mich, Gott sey es gedankt, in der Vorbereitung auf die Gewinnung des Jubiläums befinde,“ und später, „Sie glauben nicht, Welch' eine heilige Stimmung seit der Gewinnung des Ablasses in mir ist. Ihnen kann ich sie sagen! Gott erhalte sie mir; sie ist ja auch sein Werk u. s. w.“

Einen ferneren Beweis für seine echte Frömmigkeit liefert die zarte Verehrung für die Mutter Gottes Maria, die er mit allen heiligen, wahrhaft gelehrten und ausgezeichneten Männern theilte. Bekanntlich ist es eine Behauptung der ersten Theologen, daß diese Verehrung unter andern ein Merkmal der Auserwählung sey. Beweise dieser seiner Andacht zu Maria liefern eben so sehr seine Handlungen als seine Äußerungen. Wie gern besuchte er die Kirchen, wo ihr Bildniß sich be-

findet, wie bereitwillig nahm er geistliche Berrichtungen an ihren Festtagen an! — Die Kirche zu Maria Hilf, Maria Brunn, Maria Enzersdorf, Lanzendorf und St. Peter waren davon Zeugen. Wie viele Geschenke Pleß den Kirchen von Wien machte, besonders jenen, wo die seligste Jungfrau verehrt wird, wurde erst nach seinem Hinscheiden mehr bekannt. Hier ein Beweis: „Ich habe eine Bitte, die ich Ihnen recht ans Herz lege. Ich wünschte nämlich, daß das bekannte Antipendium bis Maria Empfängniß (1836) für die St. Peterskirche fertig werden möchte. D unterstützen Sie dieses und machen Sie die Sache zu der Ihrigen.“ Wohlgemerkt, es ist ganz etwas anderes, wenn irgend eine oder ein paar fromme Seelen auf die Ausschmückung einer Kirche oder eines Altars denken, sintemal sie nicht viel anderes zu thun haben, als ihrer Andacht zu pflegen, und dem Drange ihres Herzens zu folgen; und wenn ein hochgestellter Mann mitten in einer Masse von Geschäften doch immerhin die Ausschmückung eines Marienaltars noch sich zu einer Herzenssache macht; es ist ein Zeichen, daß Maria einen hohen Rang in seinem Herzen über allen Geschäften einnimmt.

Ein Brief, den er am Himmelfahrtstage der seligsten Jungfrau im Jahre 1825 schrieb, ist ganz voll vom Lobe Maria's, und bewährt zugleich seinen zarten Glauben an die vollständige Freiheit Maria's von der Sünde, auch von der Erbsünde. „Ja mein Kind, der heutige Tag ist wohl ein großer Tag für den gläubigen Christen und ein außerordentlich lieblicher Tag, der mich alljährlich ganz besonders anspricht und mit heiliger Freude erfüllt. D halten Sie sich an die Hochgebenedeite! Sie ist ihre wahre Mutter, das Ideal echter Weiblichkeit, der Spiegel der Demuth, die Krone der Jungfrauen. Es ist wohl kein entschiedener Glau-

benssatz, daß die seligste Jungfrau ohne Erbsünde empfangen war, aber die Kirche neigt sich ganz hin, und die großen Wahrscheinlichkeitsgründe steigern sich mir zur Gewißheit, wenn ich mir Maria als die Mutter des Erlösers, des Gottmenschen, denke, was sie auch wirklich ist. — Uebrigens ist es gewiß, daß der, welcher fromm gegen Jesus ist, nicht unfromm gegen seine heilige Mutter seyn wird, wie irgend ein heiliger Vater sagt.“ —

„Ich besuchte gestern,“ fährt er fort, „am Nachmittage, nachdem ich meine Andacht verrichtet hatte, die Kirche zu Maria Hilf, wo das heutige Fest immer mit ganz besonderer Andacht gefeiert wird. Da war ich denn vor demselben Bilde der seligsten Jungfrau, wo ich vor 24 Jahren meinen Entschluß stärkte, mich den Studien und dem Priesterstande zu widmen.“ Also auch du, o Verkürter! hast dir dort deinen Beruf geholt! O wie viele vor dir und nach dir haben knieend vor dem Bilde der Himmelskönigin die Stimme von Oben vernommen, die ihnen den Weg zum Heile zeigte! Wie viele haben schon dort den Trost gefunden, den sie weit und breit vergebens suchten! —

Nach einer kleinen Ferienreise berichtet er: „Die Reise hat mir, Gott sey gedankt, recht gut angeschlagen. Viele herrliche Gegenden habe ich gesehen, so manches habe ich erfahren. Gutenstein hat mich besonders angesprochen, der herrliche Wallfahrtsort auf steiler Höhe im Angesichte des Schneeberges. Ich habe dort gebetet vor dem Altare der Gottesmutter.“

Also Plez ist auch wallfahrten gegangen, der Hofmann, der Mann reich an Kenntnissen und gründlichen Studien! So würden wohl auch andere milder kenntnißreiche Leute und das christliche Volk der Erlaubniß bei ihren Wallfahrten nicht bedürfen.

Einst vernahm der Verfasser dieses Aufsatzes zu

seinem freudigen Erstaunen aus dem Munde eines sehr hochgestellten, dem Throne ganz nahen Mannes, dessen Gewissen der Selige lenkte, die ihm ewig denkbaren Worte: „Mein Liebstes ist: die Betrachtung des Leidens Jesu Christi, die Andacht zum allerheiligsten Altarssakramente und zur Mutter Gottes.“ Ohne Zweifel hat an dem Verdienste dieser Worte auch der selige Pleg seinen Antheil, da er selbst überall das Gleiche dachte, sprach und that.

Wir haben schon gesehen, mit welcher Jubruust er der Frohnleichnamsprozession beiwohnte und sie führte, (ein Zeichen seiner besonderen Andacht für das hochheilige Sakrament des Altars), und er empfahl die Andacht dazu und den häufigen Genuß des Himmelbrodes auch sehr angelegentlich seinen Beichtkindern. So schreibt er Jemand darüber: „Erwecken Sie nur recht oft die Sehnsucht nach dem Allerheiligsten, nach der Speise, die Niemand sterben und erstarren läßt, suchen Sie diese allerheiligste Speise recht bald zu empfangen.“

Und ein anderes Mal schrieb er einem Beichtkinde auf dem Lande: „O wie sehr bedaure ich, daß Sie in Ihrem so schönen Aufenthalte gerade jetzt keinen Priester haben, und so selten das Allerheiligste mit den Augen des Glaubens schauen können. Doch ihre Sehnsucht kann ersetzen, was Ihnen nicht durch Ihre Schuld ermangelt. So vereinigen Sie sich denn im Geiste, vergessen Sie dieses keinen Tag — mit den allerheiligsten Opfern, die in der Kirche dargebracht werden, besonders, wenn Sie von der schönen Kirche das Glöcklein zur Wandlung läuten hören, und denken Sie, der Priester betet auch für Sie, denn er vereinigt die Bitte aller Christgläubigen in seinem Opfer. Nähren Sie so die Sehnsucht nach Jesus. Das Uebrige ersetzen Sie dann im Gebete, so werden Sie keinen Schaden neh-

men, und die heilige Wärme Ihres Gemüthes wird nicht erkalten.“

Auch hierin ist Pletz ein Muster und Lehrer für Priester und Beichtväter, und zeigt seine reine Frömmigkeit. Für diese spricht ferner auch seine Demuth und das Ferneseyn von jedem Ehrgeitze. Das letztere ist bekanntlich in der Passauer = Kirchenzeitung nach seinem Tode angestritten aber widerlegt worden. Wir liefern für Beides Belege. Zuerst für seine Demuth. Die Ehrenbezeugungen, die man ihm überall, besonders auf seiner Reise nach Italien, ganz billig erwies, setzten ihn in Verlegenheit. „Ich bin überall,“ schreibt er, „mit vieler Freundlichkeit aufgenommen worden, aber nirgend so, wie in Tyrol. Was bin ich denn, daß man meinetwegen so viel thut? Hier wandle ich herum, immer von 7 auch 8 Geistlichen geleitet, Provinzialen, Guardianen u.“

Es freute ihn, wenn er von hohen und höchsten Personen ehrenvoll empfangen wurde und ihm der Zutritt gewährt wurde, nicht aber um seiner eigenen Person willen, sondern um geneigtes Ohr zu finden für seine offene, die gute Sache, die Sache der Kirche empfehlende und vertheidigende Sprache. Als ihm daher in Mailand dieses Glück zu Theil wurde, merkte er gleich an: „Wohlgemerkt, ich beziehe dieses nicht auf mich, sondern auf die Sache; darum hat sie einigen Werth.“ Sein Ferneseyn von jedem Ehrgeitze zeigt schon sein Wahlspruch, noch näher ein Brief vom 3. Juni 1831. Wahrscheinlich handelte es sich dort um die Stelle eines Hof = und Burg = pfarrers und Vorstehers des Institutes vom h. Augustin, wenn nicht um etwas Höheres. Sein Schreiben zeigt, daß er damals keineswegs hoffnungsvoll, sondern vielmehr voll Besorgniß war: „Mir war einige Zeit, besonders an den Vormittagen nicht recht wohl. Das

mag das Chaos meiner Stimmung erklären, dabei auch die Furcht oder Angst wegen der bewußten Stelle. Doch habe ich jetzt Grund zu glauben, Gott werde es abwenden. Wenigstens meint es W. —, dem ich heute Abends begegnete. Für den Fall, als der Kaiser doch darauf verharret, schreibe ich an F. —, was er meint, ob ich Gegenvorstellungen machen darf.“

Seine Frömmigkeit war aber auch heiter; denn sie war auf die rechte Basis, den inneren Frieden, die Sammlung des Geistes und vollkommene Unterwerfung unter den göttlichen Willen gegründet. Eine finstere, trübselige Frömmigkeit gibt es überhaupt nicht, so wenig als einen Sonnenschein ohne Tag. Das Licht läßt sich nicht verbergen, es dringt hervor und färbt mit buntem Strahle das Leben und Weben. Geistiger Stolz, Eigensinn oder unzulängliche Kenntniß seiner selbst geben gar oft denen, die fromm genannt werden, eine abstoßende Zugabe. Bei Pleß aber fand sich keine dergleichen Schattenseite. Wir liefern auch dafür Beweise aus seinen eigenen Worten.“

„Die Frömmigkeit,“ sagt er, „soll und muß und kann heiter seyn, indem mir der h. Jakob sagt: Gott liebt einen freudigen Geber, und weil nur eine heitere Frömmigkeit zur Nachahmung führen kann. Hüpfen Sie über das Kleinliche der Welt, sie stehe tief unter Ihnen, denn Jesus ist Ihr Antheil. — Bleiben Sie groß in Demuth, heilig in Fröhlichkeit, dann ist das Ziel Ihrer Bestimmung erreicht, dann genießen Sie der Welt, als genößen Sie ihrer nicht.“ „Mir geht es, Gott sey Dank, gut,“ schreibt er im Juli 1830, „ich bin ruhigen, heiteren Gemüthes, das sage ich nicht bloß, sondern es ist wirklich so. Ich sitze wohl über einer schweren Arbeit, aber Gott hilft sie tragen. So wird sie leicht, wenn mir auch eine andere Arbeit lieber wäre.“ — Herrliche Winke zur wahren Gottseligkeit!

Wir erwähnen eines kleinen Musters seiner heiteren Laune. So schrieb er im August des Jahres 1825 nach Rodaun in der Nähe von Wien, wie folgt: „So gehe denn hin, du kleiner Brief und vertraue dich den unsicheren Wellen des Matschakerischen Schnellseglers (Stellwagens) und bewirke es, daß du in dem Rodaun'schen Hafen sicher ankommst und sage dort, daß du deswegen so klein ausgefallen bist, weil dein Schreiber erst aus der Erfahrung lernen wollte, ob es der Scyllen und Charybden auf dem langen Wege nicht zu viele gibt, welche die Fahrt verunglimpfen und den ermatteten Fährmann veranlassen, lieber der Ruhe in dem Pottenstorfer = Weinkeller zu pflegen, als dich gegen den rostigen Schimmer zweier blanker Kreuzer zu hinterlegen.“

Wie machte es Pley, wenn ihn der Trübsinn übermannte? Hören wir: „Ich war ein paar Tage, ich möchte nicht gerade sagen trübe, aber nicht gut gestimmt, obwohl ich den vollkommenen Unterwerfungsakt unter den Willen der göttlichen Vorsehung öfters erneuerte. Einige andere Dinge kommen auch dazu. Ich mußte mich ermannen und es gelang mit Gottes Hilfe.“ Womit er sich selbst tröstete, tröstete er auch andere. „Ob Sie ruhig seyn können? — Ja, wenn Sie es in Gott sind, dann sind Sie geborgen, dann wird Sie jedes mißliche Geschick immer mehr und mehr reinigen, und Sie werden immer glänzender aus Stürmen hervorgehen, wie die Sonne aus dem Ungewitter. Nur wünschte ich, daß Sie nie Stürme herbeiführen und jederzeit in aller Klarheit, wie Sie ohnehin zu thun pflegen, den letzten Zweck vor Augen haben und die Mittel zur Erreichung wählen und anwenden, welche Jesus gegeben hat.“

Die Frömmigkeit nennt Pley das einzige

Gut auf Erden, das uns beseliget und die künftigen Güter sichert.

Daß bei Pleß der Eifer für die katholische Wahrheit mit echter Frömmigkeit gepaart war, und so das Eine der Beleg für die Unverfälschtheit des Anderen war, haben wir nachgewiesen. Seinem Eifer entsprach nun auch seine Liebe zur Wissenschaft, der Frömmigkeit die Liebe zum Gebethe. Das sind die zwei Schweftern, die den rechten Priester geleiten auf seiner Lebensbahn, und die das wahrhaft priesterliche Leben begründen. Die dritte Schwester ist die thätige Liebe. Wie dringend empfahl er allen seinen Beichtkindern das Gebet: „Beten Sie recht fleißig! Das Beten thut noth! Lassen sie nicht vom Gebete. Das Gebet hat Sie noch immer getröstet, es wird Sie auch jetzt trösten. Denn der liebe Gott ist ja so gnädig!“ — Er erprobte selbst die Kraft des Gebetes an seiner Seele. Wie wäre es ihm sonst möglich gewesen, bei so vielfachen Plagen und Geist drückenden Arbeiten beständig lebhaft und heiter zu seyn. Denn dieß war sein Streben, jeden Mißmuth so gleich aus der Seele zu entfernen. „Ich war gestern,“ bemerkt er, „und Sonnabend gar nicht heiter, es kann aber auch vom Körper kommen. Wie immer! Sie wissen, daß ich auf mich aufmerksam bin und den bösen Geist zu bannen suche. Und da weicht er. Ich bin nach St. Rupprecht in die Kirche gegangen, da ist es leichter geworden.“

An den Stufen des vom Gottmenschen bewohnten Altars, da ist dein Platz, o Christ! und vorzüglich, o Priester! wo du die düsteren Gedanken begraben sollst, und wo dir die entschwundene Ruhe und Freude gleich einer duftenden Blume von neuem erblüht!

Tröstete ihn das Gebet und erhob es ihn, so erfreute seine Seele nicht minder die heilige Wissenschaft. Er war Professor, und zwar ein sehr lebhafter und eifriger.

„Die Hitze,“ schreibt er ein Mal, „im Jahre 1826, fühle ich bitter und ich komme gar nicht vom Schweiße. Im Kollegium rinnt er strommweise — hoho! das heißt aufschneiden! — doch tropfenweise, wie Thränen, und — Thränen sind Perlen! Und kostbar, wie Perlen ist der Unterricht in der Lehre des Heiles.“ Ja er war mit Leib und Seele Professor; davon zeigen auch seine geschriebenen Hefte über Dogmatik, die, wenn sie auch nicht allen Wünschen vollkommen entsprachen, doch für jene Zeit vollkommen gelungen genannt werden müssen, und mitunter auch jetzt noch in den Händen von Lehrern und Schülern sich befinden. Als er später als Direktor die Leitung der theologischen Studien im Jahre 1832 übernahm, wie freute ihn sein neuer Wirkungskreis! „Dieser Wirkungskreis,“ schreibt er, „der Leitung der theologischen Studien, ist mir am angemessensten, freut mich am meisten, ist ein Standpunkt, der mich außerordentlich beglückt, wenn anders etwas Irdisches beglücken kann; hier ist es aber um das Ewige zu thun; es handelt sich um die Wissenschaft der Wissenschaften, die Wissenschaft des Heiles. So will ich denn wirken, so viel ich kann und bitte Gott nur um Einsicht und Kraft.“

Und man durfte ihn nur sehen bei Rigorosen und Prüfungen, mit welcher Spannung er den Gegenstand verfolgte, und wie sehr ihm an dem guten Ausgange derselben gelegen war. In dem nämlichen Briefe, den wir oben citirten, schrieb er: „Ich bin diese Woche ein müdes Geschöpf, doch nur am Körper. Meine Seele wurde unter andern gestärkt durch zwei höchst gelungene Rigorosen zweier meiner Schüler und Zöglinge meines Hauses.“ Er meint das vom sel. Bischof Frint, der auch unseren Pletz sehr liebte, unter wahrhaft väterlichem Schutze weiland Sr. Majestät Franz des I. gestiftete Weltpriester = Bildungsinstitut im Augustinerkloster zu Wien, welches nun das Glück hat, die bedeutende Bib=

liothek des seligen Plez zu besitzen. Und dieses in seiner Idee großartige und in seinem bisherigen Wirken gewiß im Ganzen sehr nützliche Institut, wie hing er mit ganzer Seele daran, was gewiß Alle bestätigen, die Ihn als Obervorstand verehrten.

Und vollends seine theologische Zeitschrift, die er gründete, und die im In- und Auslande sehr geschätzt, leider bisher keinen Fortsetzer gefunden hat*), war ihm über Alles. Die Studien, schreibt er, im Jahre 1835, sind meine Speise, „meine Zeitschrift aber ist mir über Alles.“

Die Haupttugend der Oesterreicher ist ihre Bescheidenheit. Sie halten nichts auf das, was sie selber machen, und darum auch nichts auf das, was ein ihriger Landsmann macht. Fühlt Einer schriftstellerischen Beruf in sich, so schiekt er sein Produkt ins Ausland, und auf diesem Umwege bekommt es erst die rechte Signatur; denn das Reisen soll ja zur Bildung beitragen. Ferner ist ihre Haut gegen die Bürste der Kritik noch nicht so abgehärtet, wie bei denen im Reiche, und wird daher gleich blutig gerieben; denn die Oesterreicher haben auch zarte Nerven und ziehen sich bei der ersten Witzigung wieder in's Schneckenhaus zurück. Allerdings hatte daher Plez Recht, wenn er im Jahre 1836 klagte: „Die Abnehmer der Zeitschrift haben sich heuer sehr vermindert. Das betrübt mich. Es ist zu wenig Ernst unter den Leuten.“ Das ist aber, glaube ich, nicht nur in Oesterreich, sondern auch anderswo so, daß eine theologische Zeitschrift, die eben nur rein wissenschaftliche Gegenstände behandelt, weniger Abnehmer findet, als eine solche, die auf ein gemischtes Publikum Rücksicht nimmt. Nun ist aber auch der Klerus ein gemischtes Publikum, er ist mitunter neugierig und will auch unterhalten seyn. Für beides sorgen aber die Zeitschriften des Auslandes mehr, als die Zeit-

*) So eben sind in Wien zwei theologische Zeitschriften in's Leben getreten.

schriften Oesterreichs sorgten. Darum, so sehr die Wissenschaft immer die erste Stelle einnehmen soll, so wenig der kirchliche Sinn und Ernst je außer Acht gelassen werden darf, so verdienen doch auch die beiden anderen Rubriken ihre Berücksichtigung und ein bescheidenes Plätzchen.

Lebte Pleß selbst für die Wissenschaft und Frömmigkeit, so nahm er auch ein reges Interesse an allen Männern, die ihm gleichgestimmt waren. Wie erglühete sein Angesicht, wenn er unter solchen sich befand. „Zu meiner Freude,“ erzählt er, „sah ich heute Hrn. Legationsrath von Schlegel und den guten Schnorr bei mir. Es wurde so manches über die Wunder der göttlichen Gnade gesprochen. Welch' eine Freude ist es, mit Männern zu verkehren, welche die elenden Lappen von sich geworfen und das Leben aus dem allerhöchsten Standpunkte betrachten in dieser Welt so mancher Glendigkeit.“

Darum auch seine Vorliebe für die Jesuiten. Er beurtheilte sie so, wie jeder besonnene, vorurtheilsfreie Katholik sie beurtheilt: „Die Erziehung,“ schreibt er, (am Feste des h. Ordensstifters der Piaristen), „muß anders werden. Ich bin kein blinder Jesuitenfreund, ich liebe auch die Piaristen, alle Orden, wenn sie sind, was sie seyn sollen. Aber solche finde ich so schwer; finde sie aber bei den Jesuiten.“ Interessant ist, was er von seinem Aufenthalte in Verona erzählt: „Ich kam in Verona beim Bischofe an und es läutete eine große Glocke. Was läutet man? Man läutet dem Senate zum großen Rathe. Was wird er bringen? Er wird das Loos der Jesuiten in Verona entscheiden. In vier Stunden erfahren wir es! — Das Loos ist gut gefallen!“ Bei den Jesuiten in Linz aber gefiel es ihm am besten. So schreibt er aus Innsbruck: „Ich bin überall mit vieler Freundschaft aufgenommen worden, allein nirgend so wie in Tyrol. Aber mein seligster Aufenthalt war bei den Jesuiten in Linz, wo ich die h. Messe las.“ Und später noch ein Mal:

„Aber meine Jesuiten in Linz bleiben doch ein Glanzpunkt!“ — Und warum sollen wir es verhehlen, daß noch seine letzte Thätigkeit dem Votum für ihre Gründung in einer Handelsstadt Oesterreichs galt, in welcher wahrlich solche Priester Schutzengel der von materiellen Interessen ganz aufgezehrten Herzen hätten werden können.

Wir haben oben gesagt, daß es drei Schwestern sind, die den rechten Priester zum Ziele geleiten: Das Gebet, die Wissenschaft und die thätige Liebe. Daß Plez mit letzterer einen innigen Bund geschlossen, das bewies er bis zum Tode, ja sie war's ohne Zweifel, die ihm vor Gottes Throne am nächsten zur Seite stand. Nur ungern enthalten wir uns, aus Furcht gegenwärtigen Auffas zu sehr auszudehnen, seine liebende Besorgtheit für seine greise Mutter mit seinen eigenen Worten näher zu beschreiben. Er war wahrhaftig der tröstende Engel, der bis zum letzten Athemzuge sie umschwebte, selbst für sie betete und auch andere zu Hilfe nahm, „denn,“ sagte er, „das Gebet des Gerechten vermag viel, darum beten Sie für uns, daß geschehe, was Gott will und wie er will.“

Bevor wir aber seine rastlose Thätigkeit näher in's Auge fassen, wird es gut seyn, auf sein Benehmen und Gebahren einige Blicke zu werfen. Wer ihn gekannt hat, muß gestehen, daß er bei allen seinen Würden, Talenten, Geschicklichkeit und Einfluß dennoch bescheiden, freundlich und herablassend blieb. Da er wußte, was er wollte, so war er offen in Sprache und Benehmen, was von edlen Charaktern stets geachtet wird. Gerade Worte wirken zwar manchmal anfangs abstoßend oder befremdend, aber in Bälde um so eindringlicher. Man weiß bald, wen man vor sich hat. Das wußte Plez, der Menschenkenner wohl und darum benützte er jede größere Zusammenkunft oder auch Festmahle, um seine Ansichten auszusprechen und offene Rücksprache über

die wichtigsten Angelegenheiten zu pflegen. In der That ist dies eine sehr entschuldigende, ja vielfach empfehlende Seite großer Gastmähler besonders bei hochgestellten Geistlichen. Das Essen selbst ist dabei die Nebensache; aber man versammelt bei diesen Gelegenheiten Männer um sich, welche man oft nicht so leicht bei sich sehen würde, und welche, was die Hauptsache ist, ein empfängliches Herz mitbringen, wegen der Ehre geladen zu sein. Daher man über solche Festessen nicht so streng urtheilen und absprechen soll. Dabei war aber Plez weit entfernt, mit Eigensinn seine Ansichten Andern aufzudrängen, oder wenn diese nicht gehört wurden, deßhalb übermäßig traurig zu seyn. „Ich rede offen, schreibt er, was mir gut scheint und suche es zu begründen. Was es nützen wird, stelle ich Gott anheim.“ Und ein anderes Mal: „Ich will den geraden Weg gehen, nach bester Ueberzeugung handeln, gehe ich dan, auf einem Kreuzwege der Schmerzen, so komme ich leichter in den Himmel.“ Wahrlich so spricht der besonnene, Christliche Eifer, während das unbefonnene Poltern, Herabziehen der Auctoritäten und eigensinnige Verharren in unausführbaren Plänen der guten Sache oft bei dem besten Willen sehr schadet. Allerdings riß der Eifer unseren guten Plez öfters etwas zu stark hin, doch war dieß mehr ein Fehler seines ungemein lebhaften Temperamentes als ein moralischer Defekt. Da pflegte er dann im Scherze zu seiner Entschuldigung zu sagen: „Ich kann nichts dafür, daß ich in meinen Adern Blut und keinen Gerstenschleim habe.“ Wie schnell er sich aber ermannte und sich ob dieser Schwachheit selbst vor Andern verdemüthigte, können wir aus seinen Briefen entnehmen. „Mein Fehler war,“ schreibt er „daß ich nicht so viele Selbstüberwindung besaß, um dieses (die Gemüthsbewegung) nicht merken zu lassen. Dieses Fehlers also gebe ich mich schuldig, und schäme mich nicht ihn zu bekennen,

da ich mich nicht schämte ihn zu begehen.“ Daß es bei einem wie Pleß gestellten Manne nicht an Versuchungen zur Ungeduld fehlte und oft an sehr heftigen, ist leicht einzusehen. Aber daß er bereit war, seinen Fehler einzuzugestehen, das ist etwas, was sich bei hochgestellten Herren nicht so häufig findet. — Das war sein Benehmen und zwar überall. Er saß am Rathstische, auf dem Lehrstuhle, auf der Kanzel, beim Schreibpulte und im Beichtstuhle, überall stellte er seinen Mann und überall war seine Begleiterin die thätige Liebe, der Eifer für Gott und der Menschen Heil, überall erfüllte er seine Pflicht mit einer Gewissenhaftigkeit, die Staunen erregt. Er war Domherr und Domdechant, Consistorialrath, Direktor der theologischen Studien, später Hof- und Burgpfarrer, Religionslehrer der Prinzen, Referent im Studienwesen, Obervorsteher des Weltpriester = Institutes zum h. Augustin, und Alles war er ganz. Es ist daher leicht begreiflich, wenn er schreibt: „Die Geschäfte lassen mich kaum zu Athem kommen. Arbeit gibt es jetzt fast zum erdrücken. Auch fühle ich mich ziemlich matt, voll Rheuma.“ „Ich bin diese Woche ein müdes Geschöpf,“ schreibt er ein anderes Mal, „vom Galla = Machen ermüdet, von Commissionen gepeinigt, von Sitzungen abgestumpft, von politischen Erscheinungen der Zeit beunruhigt, vom körperlichen Unwohlsein oft niedergehalten.“ Diese angestregten und vielseitigen Arbeiten waren es ohne Zweifel, welche ihm in den letzten Jahren seines Lebens eine bedenkliche Schwäche in den Gliedern, dann einen heftigen Schwindel, der nicht mehr zuließ, daß er ein Hochamt hielt — und endlich den Tod selbst herbeiführt haben, so daß man mit Recht sagen kann, daß er ein Opfer seiner Anstrengung wurde; denn vom Rathstische kam er her, als ihn auf öffentlicher Gasse der Schlagfluß darniederstreckte, und eine gute kirchliche Sache war es, für die er seine letzten Kräfte hinopferte und erschöpfte.

Diesem feinen Berufe setzte er jede oft sogar nothwendige Erholung nach; selbst die schöne Natur, welche ihn als der Spiegel Gottes besonders ergötzte, konnte er gar selten genießen. „Ich habe auf die schönen Berge und Hügel hingesehen, das war Alles und bin in meiner steifen Allee fortgegangen. Jedoch auch dafür danke ich Gott und freue mich im Andenken und arbeite so viel mir der liebe Gott Kraft verleiht.“ Ja der edle Mann hätte nicht ruhig seyn können, wenn er sich, ohne früher Alles in Ordnung zu haben, einer Erholung hingegen hätte. „Mit wahrer Freude,“ schreibt er, „würde ich Sie heute besuchen, wenn nicht meine Geschäfte von der Art wären, daß es durchaus nicht seyn kann. Ich würde nicht so heiter seyn, wenn ich noch etwas wüßte, das noch hätte geschehen sollen und nicht geschehen wäre.“ Nach einer überstandenen Krankheit schreibt er: „Daß ich mich schwer entschließe, Urlaub zu nehmen, ist Ursache, weil ich Andere nicht in Verlegenheit setzen möchte, was bei zwei Referaten nothwendig geschieht. Auch muß ich als Dechant sorgen, daß der Chor gebetet wird, nun sind aber wenigstens vier Domherren dazu nöthig, wäre ich jetzt abwesend, so wären oft nur drei; dafür wäre ich responsabel. So mögen denn Andere die Ferien genießen, ich will mich der Pflicht hingegen.“

Du edler Mann, so gab es immer etwas, was dich an dein tägliches Joch fesselte und hinderte, dich die schreiend nothwendige Erquickung genießen zu lassen. Wahrhaftig bei dir ging's in Erfüllung, daß auf Erden keine Ruhe zu suchen sey!

O ihr Menschenkinder, die ihr die großen Herrn beneidet, seht da ihr Wohlleben, seht da ihr Glück!

Seine rastlose Thätigkeit, seine scharfe Beobachtungsgabe begleitete ihn überall hin, insbesondere auf seine Reisen. Ja man kann sagen, daß derlei Erholungen

ihm wieder zur Arbeit wurden; denn auch hier war er unermüdet, nur ja Alles zur Erweiterung seiner Erfahrungen, zur gründlichen Erkenntniß des geistlichen Lebens und lebendiger Auffassung seiner h. Kirche zu benützen, und für ihr Gedeihen nach allen Seiten hin sorgsam und thätig zu seyn, was wohl freilich eine edle und vortheilhafte Art zu reisen ist, aber dem Körper wenig Erholung gewährt und gerade diese wäre ja dem seligen Pleß sehr nothwendig gewesen, doch sein zu lebhafter Geist ließ ihn nie ruhen. Seine schönste Reise war die zur Krönung Sr. Majestät des jetzt glorreich regierenden Kaisers Ferdinand nach Mailand im August und September 1838. Wir heben aus seinen Berichten hierüber Einiges heraus. Der erste Brief ist aus der Residenz des Herrn Fürstbischöfes Salza (desselben, der ihn einmal zum Weihbischöfe von Feldkirch haben wollte): „Tyrol,“ schreibt er, „ist ein schönes Land, hat brave Geistliche und ein gutes Volk voll Glaubens, daher auch hier die einsamste Landkirche wahrhaft prächtig genannt werden kann. Der Eindruck, den unser guter Kaiser in Tyrol machte, ist unbeschreiblich gut, das Volk ist über ihn in wahren Enthusiasmus. Gott macht Alles gut. Morgen geht es nach Brixen in Begleitung des Bischöfes von Vorarlberg u. s. w. Freitag hoffe ich die gottselige Mörzl zu besuchen.“

Im zweiten Briefe berichtet er noch weitere Beweise für das rege kirchliche Leben in Tyrol: „Der kirchliche Boden in Tyrol ist rein, die Kirchen sind den ganzen Tag hindurch offen und selten tritt man in eine, wo man nicht Menschen betend fände. Gehen Sie am Abend durch einen Ort, so hören Sie die Menschen den Rosenkranz beten. Es ist nicht selten, daß eine Gemeinde aus eigenen Mitteln sich neue Kirchen baut und sie mit herrlichen Bildern zieret. So hat jetzt der Bischof von Feldkirch in Einer Reihe 7 Kirchen zu weihen. — Gestern besuchte ich hier das Klarissen-

Kloster mit Erlaubniß des Fürstbischöfes, es ist über 600 Jahre alt, somit aus der Zeit der h. Klara, hat die strengste Klausur, 43 Nonnen und Kandidatinnen in Menge. Ich fand eine seltene Heiterkeit unter ihnen. Auch sind hier arme Schulschwestern von dem Orden des h. Franz, gute, einfache Leute. Die Domkirche ist ein wahres Prachtgebäude, alles von Marmor und alle h. Reliquien in Silber gefaßt. —

Begleiten wir ihn nach M a i l a n d nach seinem 4. Briefe vom 30. August, dem Jahrestage, wie Plez hier selbst bemerkt, an welchem er die h. Priesterweihe empfangen hat. „Ich war im Dome, beginnt er. Wie schade, daß er durch die enormen Vorbereitungen zur Krönung im Innern ganz verstellt ist, noch mehr, daß ich kaum zum Altare des h. Karl werde kommen können, denn der Eingang in die unterirdische Kirche ist ganz verstellt! Ich habe gestern den Kirchenschatz in Monza gesehen. Unter den dortigen Kostbarkeiten ist ein eigenhändiger Brief des h. Gregor des Großen an die Königin Theodelinde, welcher der Katholizismus so viel verdankt; ferner das Gebetbuch, das derselbe ihr zum Geschenke machte. Die Reliquien der Leidenswerkzeuge mit der eisernen Krone übersteigt alles auch an äußerer Pracht. Und dann erst die Kirche in Monza, welche dieselbe Theodelinde erbaute. — D hier ist es schön!“

Im folgenden Briefe vom 11. September erwähnt er der ausgezeichneten Bischöfe Italiens: „Ich habe hier Bischöfe nach dem Herzen Gottes kennen gelernt. Der Patriarch von Venedig ist ganz vortrefflich, jener von Verona ausgezeichnet, eben so von Como, Pavia, Udine. Die Krönung, fährt er fort, ist ganz nach Wunsch ausgefallen, ja hat alle Erwartungen befriediget. Se. Majestät waren sehr gesund und heiter und sind es noch. Die vielen, wahrlich sehr vielen Anstrengungen haben demselben nicht nur nicht geschadet, sondern seine Freude erhöht und so hoffe ich, daß diese Reise zu dessen Gesundheit sehr viel beitragen wird. Der Enthusiasmus war und ist außerordentlich, und die

Art, wie er sich äußert, läßt, wie alle Kenner dieser Stadt behaupten, hoffen, daß Alles vom Herzen geht. Auch das thut Gott für seinen Kaiser!“ Welche zärtliche Sorge und welch' ungeschminzte Liebe zu ihm leuchtet aus diesen Worten hervor. „Die Zeit,“ fährt er fort, „vergeht mir sehr schnell, ob schon an eigentliche Arbeit nicht zu denken ist. Aber auch an sogenannten Unterhaltungen nehme ich keinen Antheil, ob schon ich überall geladen bin. Ein Mal war ich im Theater; ich habe das prächtige Haus gesehen! Punctum. Ich war froh wieder zu Hause zu seyn. Ich hatte eine Loge mit F. — und S. G. nahm ich mit, denn ich hatte so wenig wie F. — gewußt, wie man in's Theater den Schritt setzt.“ Dieses Geständniß ist ehrenvoll für Pleß, denn in der Regel spielt der Geistliche im Theater eine erbärmliche Rolle, sowohl gegenüber der Scene als den Zuschauern.

„Gestern,“ so berichtet der Brief weiter, „besuchte ich das obere Gebäude des Domes. Was ist das für ein Gemüß! Ich verweilte über drei Stunden oben, sah den Mont blanc, Monte Rosa und Simplon; Monza, Pavia, Bergamo und die ganze Brianza lagen vor mir. — Die Kirche und der Ritus Ambrosianus beschäftigen mich am meisten. — Ich war über 5 Stunden in der Brera, habe die Kunst und Industrie = Ausstellung bis in's Kleinste gesehen. Landschaften und Bilder aus dem Leben mahlen diese neuen Maler prachtvoll, aber die religiöse Begeisterung! — die ist wohl Vielen abhanden gekommen. Ich sah Schornsteinfeger zum Sprechen, aber h. Theresien und Madonnen zum Weinen. Der Abstand ist um so größer, als die Kunstausstellung in den gewöhnlichen Sälen der Brera statt findet, wo an den Wänden die Bilder der alten Schulen, eines Raphael u. s. w. hängen. Das ist ein Abstand! — Aber die alten Fresken in der Kirche S. Vittore della grazia, Passiano, o mein Gott, wie ist das so schön! Ich sah auch das berühmte Abendmahl von Leo-

nardo da Vinzi. Bald wird es ganz zu Grunde gegangen seyn, die Franzosen gebrauchten ja das Refectorium zu einem Stalle! — Alles ist in lateinischer Sprache! Mich wundert, wie die Frauen das Latein im Rosenkranze sowohl als in den Hymnen so gut aussprechen. Die Litanenien, welche das Volk abwechselnd mit dem Priester singt, gefallen mir noch am besten. Orgeln gibt es hier vortreffliche, auch in den kleinsten Kirchen und wirkliche Virtuosen, welche die Orgel zu behandeln wissen; fallen aber oft in's Profane.“

Nur noch etwas aus Venedig vom 26. September: „Ich schreibe Ihnen aus der Wunderstadt. Damit habe ich Alles gesagt. Wie preise ich Gott, der mich so Vieles hat sehen und hören lassen! Nahrung für den Geist bekommt man wahrlich, wenn man zu beobachten versteht. Ich preise das Meer und in dem Meere Gott in seiner Herrlichkeit. Wie diese Segel und Wimpel lustig flattern und wie sich's da so ruhig dahinfährt auf dem klaren Spiegel der Wässer! Ich habe es gestern durch fünf Stunden erfahren und habe diese Inseln besucht mit ihren Kirchen und Klöstern! S. Lazaro mit seinen Platanen und Cypressen und seinen Oleandern, groß wie unsere Bäume, und das herrliche Stift der Mechitaristen mit seinen Gelehrten und der erlesenen Bibliothek vergesse ich nimmermehr. Ist das doch eine Aussicht nach der Meeresstadt, wie sie außer Konstantinopel nicht viel herrlicher seyn kann! — An Kirchen aber übertrifft Venedig vielleicht alle Städte der Welt, jede ist ein Museum; Titiano und Tindorotte und wie die anderen bis auf Palma und Bollini alle heißen, geben einander die Hand. Heute habe ich in einer Privatsammlung 22 Titiano auf ein Mal gesehen. Hier muß man ja Mahler und Dichter werden wider Willen! Genug aber hievon, denn ich bin müde, über alles das Sehen, und Hören.“

Wir sehen aus diesen Briefen, daß ihn nichts so sehr

ansprach, und er nichts so sehr bemerkenswerth fand, als das, was gerade in das kirchliche Gebiet einschlug, so empfänglich er auch sonst für die Schönheiten der Natur und Kunst sich zeigte. Er hatte sich eingeschifft in den Rachen der Kirche, und sah nur hin auf jene Wellen, die an diesen Bord anslugen, die Fahrt förderten oder gefährdeten, und darum war er auch kein Freund des Politisirens, so sehr man es auch bei seiner Stellung glauben möchte, und bekümmerte sich um die Zeitbewegungen nur in so ferne, als er sie als gebildeter Mann nicht ignoriren konnte oder in sofern sie die Kirche betrafen. So setzt er einmal, nachdem er Jemand im stürmischen Jahre 1831 eine Zeitungsneuigkeit mitgetheilt hatte, hinzu: „Lassen wir aber das und suchen wir alle recht fromm und gut zu seyn; dann, berühren die Stürme das Außere nur und auch das wird Gott zum Guten wenden! Amen.“ — Diese Aeußerung beschämt die großen klerikalischen Politiker in Städten und Märkten, deren süßes Labjal die allgemeine Zeitung ist, während die theologischen und kirchlichen Sachen sie gleichgültig lassen. Ist's da ein Wunder, wenn ihre Ansichten, Jahre lang, mit derselben Kost großgefüttert, in's Schiefe gehen? Denn die Allgemeine ist keine katholische Zeitung.

Der christlich gesinnte Mann erprobt sich am besten in den Tagen der Gefahr; er behält auch da seine Ruhe und Gelassenheit; denn er steht in Gottes Hand. Und in sofern sind die Aeußerungen des Seligen zur Zeit der Cholera 1831 beachtungswerth und dienen zur näheren Zeichnung seines Charakters, so wie sie auch ein Licht auf die damalige Stimmung der Hauptstadt werfen. „Was die Zeiten betrifft,“ schreibt er, am 19. Juli, „so sind sie bitter und wir haben alle Ursache auf die Hauptsache zu denken. Das Uebel ist nun auch in Pesth ausgebrochen. Ich kann kaum glauben, daß wir verschont bleiben. Doch Gott befohlen! Wachtet und betet, so spricht der Herr.“

Als man durch öffentliche Bittgänge Hilfe vom Himmel erflachte, berichtet er: „Ich kann Ihnen nicht schreiben, wie zahlreich und erbauend die Prozessionen waren. Vielleicht, daß uns Gott doch verschont um des Glaubens willen, der noch herrschet. Es geschehe sein Wille!“

Der Verfasser muß hier im Einverständnisse mit dem seligen Pletz bezüglich des oben ausgesprochenen Lobes zu erkennen geben, und gestehen, daß in der Residenz neben dem allerdings schauerlichen Unglauben und einer raffinirten Sittenlosigkeit doch und dieß insbesondere in den höchsten Ständen und am Hofe des Monarchen selbst ein inniger, tiefer und lebendiger Glaube herrscht und es dort heiligmäßige Seelen gibt, durch deren Gebet, wie durch Moses Rufen die Strafgerichte Gottes über unser Vaterland aufgehalten und gemildert werden.

Die Schreckenstag für Wien waren in der Mitte Septembers desselben Jahres. Hierüber schreibt Pletz an Jemand auf dem Lande: „Ich hoffe, daß Sie und Alle gesund sind. Wir sind es auch, Gott sey gelobt, bisher. Aber es geht recht übel in der Stadt und noch dazu, was gegen die bisherige Erfahrung ist, unter den sogenannten besseren Leuten. Gott sey Allen gnädig! Einzelnes kann ich Ihnen nicht schreiben, weil man nur zu sehr angelogen wird. So viel ist gewiß, daß in der Stephanspfarre in der Nacht vom 14. auf den 15. dreizehn Verzehgänge waren, gestern am Tage 17; heute Nacht jedoch nur 2. Gestern war es besonders am Kohlmarkt arg. So weit hatte ich geschrieben, als ich leider die Nachricht erhielt, daß die Gemahlin des obersten Kanzlers verschieden sey, eben so Baron St. — auch Baron W. — und Doktor R. — Hofrath M. — und einige Magistratsräthe: „Nun Gott sey bei uns, ich bin ruhig und Gott ergeben, es ist aber eine bittere Zeit. Ich gebrauche jene Vorsichten, die der vernünftige Mensch anwendet; das ist auch Pflicht.“ Tags darauf berichtet er ferner, daß gerade

kein besonderes Steigen der Krankheit eingetreten sey, daß er selbst ruhig und Gott ergeben ist und arbeite.

Er bemerkt, daß Schönbrunn, wo damals der allerhöchste Hof sich aufhielt, nicht streng abgesperrt sey, welcher Muth gewiß für die damalige Zeit, da man noch an die Contagiosität der Cholera glaubte, aller Anerkennung werth war, um so mehr, da man wußte, daß dieß deßhalb geschehe, um den Bewohnern mehr Zutrauen einzuslößen. Eine merkwürdige Erscheinung war ferner, so wie in Wien, so auch an anderen Orten, wo die Cholera hauste, daß höchst selten ein Seelsorger davon ergriffen wurde. Nach 3 Tagen schrieb Pleß wieder und da hatte sich das Uebel bedeutend gesteigert, und er machte die Bemerkung: „Nun, wir stehen in Gottes Hand! Uebereinstimmend spricht man gegen die Contagiosität. Wer weiß es?“

Wir sehen hieraus, daß Pleß in allen Dagen eine richtige Haltung behauptete und sich überall auf einen religiösen Standpunkt stellte, aus dem er die Ereignisse des Tages auffaßte, erkannte und richtig beurtheilte.

Und zum Schluß müssen wir noch erwähnen, was uns bei so vielen und großen Vorzügen des Mannes gar nicht Wunder nehmen darf — er war überall, selbst hohen und höchsten Ortes als Rathgeber, Beichtvater und Religionslehrer gesucht und innig verehrt, welche Verehrung die recht fromme kaiserliche Familie dadurch zu erkennen gab, daß Höchstselbeerlaubte, die Leiche des Seligen in der Hofburgkirche und zwar in Höchstherrn Gegenwart auszustellen und auszusprechen, eine Ehre, die in der Regel nur den Mitgliedern des höchsten Hofes gebührt. Er hat diese Ehre nicht gesucht, so wenig als Andere, wofür wir seine eigenen Worte angeführt haben zum Zeugnisse, aber die Ehre suchte ihn, und er war es werth, daß sie ihn suchte. Mehr als Ehren und Würden, die für ihn gar oft auch schwere Bürden waren, war der gute Klang, den sein Name in Oesterreichs Gauen hatte, war das allge-

meine Bedauern und Erschrecken unter dem jüngeren und älteren Klerus, als die Nachricht seines plötzlichen Todes erscholl.

Und damit schließen wir die Zeichnung unseres Bildes; Pleß erscheint als ein wahrer Sohn seiner Kirche, als ein gelehrter, unendlich thätiger, höchst liebenswürdiger und freundlicher Mann — eine Zierde der Priester Oesterreichs, der sein Leben und seine Kraft für Kirche, Wissenschaft und Menschheit opferte, und mitten auf dem Kampfsplatze als ein edler Krieger dahinsank, als ein Mann, werth der Erinnerung bis in die fernen Jahre hinaus. Mögen diese Zeilen das ihrige dazu beitragen, deren Verfasser gleich vielen anderen an seinem Sarge stehend sprechen konnte: „Ach sie haben einen guten Mann begraben und mir war er mehr. Ruhe sanft!“

Dich lohnt dort Gott, und sein Engel hat Dir den Friedenskranz, den wohlverdienten, um die müden Schläfe gewunden! Doch auch dort ruhest Du nicht! Nein, mit theilnehmender Liebe, Freude und Sorgfalt siehst Du hernieder auf Dein Vaterland, auf seine Priester, auf die streitende Kirche, und hebst die flehenden Hände empor zum Vater des ewigen Lichtes um ihr Gedeihen und ihr Heil!

Dr. J. B. Schiedermayr.

II.

Was ist Tradition?

I. Artikel.

Tradition, Uebergabe oder Ueberlieferung ist ein Ausdruck, der im Gebiete der katholischen Wissenschaft häufig gebraucht, aber nur selten in seiner tieferen Bedeutung erfasset wird. Wie viel wir alle der Tradition zu danken haben, erkennen und beachten die Meisten zu wenig — oder zu oberflächlich.

Daher hier ein Versuch, das Wesen und die Wichtigkeit der Tradition zu deutlicherer Anschauung zu bringen.

Die Entwicklung des Begriffes Tradition im Allgemeinen möge uns den Weg bahnen zu tieferer Erfassung des Wesens der Tradition im theologischen Sinne.

Ein geistvoller Schriftsteller*) sagt: „Obgleich in dem menschlichen Geiste, dieser kleinen Welt, die ganze Idee der großen Welt schlummernd liegt, so vermöchte doch der Mensch nicht ohne äußere Erfahrung und höhere, innere Anregung diese Idee zur Deutlichkeit zu gestalten, und weder zum klaren Bewußtsein der sinnlichen noch der übersinnlichen Verhältnisse zu gelangen. — Der Mensch bedarf, um überhaupt zu dem intellektuellen Bewußtsein seiner selbst zu gelangen, jeder Art innerer und äußerer Anregung und Beihilfe, und ohne diese bleibt er mit allen seinen göttlichen Anlagen auf der Stufe der Thierheit ste-

*) Molitor in dem Werke: „Philosophie der Geschichte, oder über die Tradition.“ Münster, in der Theissingerschen Buchhandlung 1834.

hen. — Der Mensch, obgleich göttlicher Abkunft, ist kein solch' schlechtthin selbstständiges Wesen, das aus eigener absoluter Autonomie seine Gedankenwelt in sich selber erzeugt. Eine solche von Außen ganz unbedingte produktive Erkenntniß kommt allein der Gottheit zu, welche, da sie Realgrund aller Dinge ist, in dem Erkennen der Idee die Wesenheit selber schöpferisch producirt. Der Mensch besitzt eine bloß relative bedingte Selbstständigkeit, — die intellektuelle Natur des Menschen ist eine bloße Geburtsform der Ideen, eine durch lebendige Selbstthätigkeit bedingte Receptivität, so daß also der menschliche Geist sich wie eine weibliche empfängliche Natur verhält, die zwar die volle Anlage und lebendige Fähigkeit zur Geburt in sich trägt, aber, um gebären zu können, der Befruchtung bedarf. Daher ist der Mensch von Natur aus gänzlich leer und hilflos, jedoch voll der Ahnung und Sehnsucht nach Erfüllung. — Der Mensch als Glied zweier Regionen; der äußeren sichtbaren und der inneren unsichtbaren Welt bedarf, um zum Menschen zu reifen, des beständigen Einflusses aus beiden Welten, wodurch die in ihm schlummernden Geburtskräfte erregt, befruchtet und produktiv werden; denn obwohl alles im Menschen auf eine innere selbstthätige Weise entsteht, und nichts in ihn hineinkommt, was nicht zuvor in ihm gelegen: so ist doch die Erweckung jener produktiven Thätigkeit theils das Resultat einer inneren Unregung aus der unsichtbaren geistigen (licht- oder finsternen) Welt, theils das Werk einer von Außen empfangenen Kunde durch Erziehung, Erfahrung und Umgang mit seines Gleichen.“

Erwägen wir mit Bedacht diese gewichtigen Worte; sie dienen uns, das Entstehen aller und jeder menschlichen Erkenntniß klar zu machen. Drei Faktoren sind es nämlich, die zusammen jede Erkenntniß des Menschen bedingen:

1. der menschliche Geist selbst mit seinen Anla-

gen und schlummernden Kräften, — für sich allein leer und hilflos — doch voll Ahnung und Sehnsucht nach Erfüllung;

2. der Einfluß einer höheren Geisterwelt, die im Inneren anregt und zur Thätigkeit ruft, und endlich
3. die von Außen kommende Kunde oder Mittheilung durch Erziehung, Unterricht, Umgang und Erfahrung.

Alle Erkenntniß des Menschen ist immer das Produkt dieser drei Coefficienten. Der Geist des Menschen für sich allein, oder sich selbst überlassen, würde auch bei den herrlichsten Anlagen nie zu irgend einem echten Wissen oder Erkennen gelangen; er bedarf zu seiner Entwicklung nothwendig einer Beihilfe — nämlich einer Anregung und einer befruchtenden Mittheilung, nur in Folge dieser wird er selbst produktiv, da er vorerst nur receptiv oder empfangend sich verhält.

Jede menschliche Erkenntniß setzt also nicht nur des Menschen Geist oder sein Erkenntnißvermögen als Grundbedingung voraus, sondern ist auch noch überdies bedingt von einer zweifachen Einwirkung.

Die eine Einwirkung kommt von Oben — vom Geiste Gottes und kann sich in vielen Gradationen vom sogenannten concursus Dei generalis (der bloß conservativ - evolvirenden Thätigkeit Gottes) erheben bis zur Inspiration der Seher oder Propheten, so wie sie entgegen in dem Maße, als der Mensch der Sünde sich zukehret, verschwindet und dem verwirrenden Einflusse der Finsterwelt Raum läßt.

Die andere Einwirkung kommt von Außen, von der umgebenden Welt, mit Allem, was sie enthält, — worüber sie also irgendwie Kunde geben kann. Die Wege, auf welchen diese Einwirkung geschieht, sind Erziehung, Unterricht, Umgang, Erfahrung und Beobachtung,

die alle hinwieder vermittelt sind durch das Sehen, Hören und die übrigen Sinnesfunktionen.

Den ganzen Komplex alles Dessen, was in angedeuteter Weise stoff- und formgebend von Außen auf den Menschen einwirkt, oder dieser relativ nur empfänglichen für sich allein schlummernden Selbstthätigkeit gegeben wird, bezeichnen wir mit dem Ausdrucke Tradition.

Was ist also Tradition in der allgemeinsten und umfassendsten Bedeutung? — Sie ist nebst dem Erkenntnißvermögen und dem höheren Einflusse des allwaltenden göttlichen Geistes — die nothwendige Bedingung aller und jeder menschlichen Erkenntniß, Bildung, Geschicklichkeit, Wissenschaft und Kunst.

Alles, was menschliche Kultur heißt, ist, obgleich einerseits aus der Selbstthätigkeit des Menschengeistes hervorgehend, doch and'rerseits immer traditionell; und es ist die größte aller Undankbarkeiten, wenn der Mensch in hochmüthig eingebildeter, absoluter Autonomie zu veressen anfängt, daß er alles, was er ist und hat, gleichwie seiner intellektuellen Fähigkeit und Thätigkeit, so auch durchweg der Tradition zu verdanken habe.

Vergleichen wir die Entwicklung des Menschengeistes mit der Lebens-Entwicklung der Pflanze. Dieß Gleichniß diene uns zur Erläuterung. Die Grundbedingung des Pflanzenlebens ist allerdings die Pflanzen-Lebenskraft, soll aber diese zum wirklichen Leben geweckt werden, ist ein zweifacher Einfluß nöthig. Vom Himmel oder von Oben muß Licht und Wärme kommen, von Außen aber oder von der Erde Luft und Wasser.

Was der solare Einfluß durch Licht und Wärme für die Pflanze ist, dasselbe ist für den Menschen die Einwirkung des höheren Geistes, — dem tellurischen Einflusse andrerseits durch Luft und Wasser entspricht genau bei der geistigen Entwicklung des Menschen — die Tradition. Sie gibt dem Menschengeiste Nahrung, d. i. gleichsam Luft

und Wasser. So wenig ohne diese ein Pflanzenreich je sich entwickeln oder aus dem Schlummer geweckt werden kann, eben so wenig wird je die geistige Anlage eines Menschen zur Entwicklung oder Bildung gelangen ohne Tradition.

Wie unberechenbar Vieles wir Alle der Tradition zu verdanken haben, wird uns einigermaßen einleuchtender, wenn wir die Objekte unseres Wissens überblicken, und die Wege betrachten, auf denen dieselben uns eigen geworden sind.

Die Objekte des Wissens sind unzählbar. Wollten wir sie namhaft machen, müßten wir alle Wissenschaften mit all ihren Zweigen nebst allen in ihnen enthaltenen Wahrheiten, alle Künste, alle Handwerke und alle menschlichen Beschäftigungen durchgehen.

Was die Wege anbelangt, auf denen das tausendfältige Wissen Eigenthum des einzelnen Menschen wird, sind sie auch sehr verschiedenartig. Denken wir nur nicht allein an methodischen Unterricht und Erziehung, die beide freilich wohl von höchster Wichtigkeit sind, erwägen wir überdieß, wie Vieles durch Verkehr und Umgang mit mehr oder minder gebildeten, auch nur etwas cultivirten Menschen, durch das Leben in der Welt, in der Familie, im Staate, in der Kirche, in dieser oder jener bestimmten Umgebung dem erst heranwachsenden Individuum zugemittelt wird. Nur die Macht der Gewohnheit und jene leider sehr allgemeine Trägheit des Geistes, die uns abhält vom Reflektiren über unser Inneres, läßt uns so häufig vergessen oder übersehen, wie so viele tausend und aber tausend Erkenntnisse, Begriffe, Vorstellungen, die wir jetzt in uns tragen, und von denen wir in unserem Handeln so wie in der Fortbildung unseres Geistes Gebrauch machen, alle eben nur mittelst des von frühesten Kindheit an auf uns ununterbrochen einwirkenden Verkehrs mit anderen Menschen unser geistiges Besizthum geworden sind. Wie haben wir z. B. unsere Muttersprache

uns eigen gemacht mit all' ihrer Copia verborum, die sie in sich begreift? Durch unser Talent, sagt man vielleicht; ja wohl! aber doch gewiß auch nicht ohne den immerwährenden Einfluß der Tradition, d. i. der Mittheilung von Seite Aller, die eben mit uns sprachen und die wir sprechen hörten.

Noch klarer kann uns den großen Reichthum des Traditionellen vor Augen stellen das Beispiel des Gegentheils, d. i. eines völligen oder theilweisen Isolirtseyns von dem Einflusse der Tradition. Dieses findet statt bei den Taubstummen, d. i. bei jenen Unglücklichen, denen von Geburt, oder doch von frühem Kindesalter an eben der Sinn mangelt, der für den geistig erregenden und bildenden Einfluß der Tradition wo nicht das alleinige doch immerhin das vorzüglichste Organ ist — das Gehör. *)

*) Ist der Blinde oder der Taube mehr zu bemitleiden? Dieß eine Frage, die oft aufgeworfen und fast eben so oft, nur sehr oberflächlich beantwortet wird.

Die Rede ist von dem gänzlichen Mangel des Gesichtes oder des Gehöres. Wir wollen nicht Kurzsichtigkeit z. B. mit Schwerhörigkeit vergleichen, sondern volle Blindheit mit gänzlicher Taubheit, und wir wollen auch unterscheiden zwischen diesen erst in späteren Lebensjahren eingetretenen Defekten, und denselben, in so ferne sie angeboren, oder doch in früher Kindheit entstanden sind. Daß der erst im späteren Alter Blindgewordene in Bezug auf Lebensgenuß, Geschäftsthätigkeit und Unabhängigkeit ungleich mehr zu bedauern sei, als der ebenfalls erst in späterer Zeit seines Gehöres Beraubte, ist klar und bedarf keines Beweises. Aber der Blindgeborne ist bei weitem nicht in dem Grade zu bemitleiden, wie der Taubgeborne (Taubstumme) in Beziehung nämlich auf wahrhaft menschliche Kultur d. i. geistige Entwicklung. Der Erstere ist ja durch den Mangel des Gesichtes nur zum Theile dem belehrenden Einflusse von Seite der Erscheinungswelt oder des im

So lange diese Armen nicht in mühevoll — künstlicher Weise für menschliche Erziehung und Unterricht zugänglich gemacht und durch eine Reihe von Jahren wirklich mühsam unterrichtet und erzogen worden sind, fehlen ihnen

engsten Sinne Sichtbaren entzogen, kann aber, wenn auch mit mehr Mühe doch in derselben Weise durch das lebendige Wort — durch das Medium der Sprache gleich den Vollsinnigen erzogen, belehrt und geistig gebildet werden. So vermag insbesondere jeder Priester den Blinden in den Wahrheiten der heiligen Religion zu unterrichten und zum Empfange der heiligen Sacramente fähig zu machen und würdig vorzubereiten. Der Taubgeborne hingegen ist fast gänzlich abgeschnitten von dem geistigen Verkehre mit der Menschheit, dem erregenden Einflusse des lebendigen Wortes der Tradition entzogen, als Menschen = Individuum völlig isolirt, nichts Höheres, Geistiges von Außen empfangend und zugleich unvermögend, sein Inneres Anderen aufzuschließen, da ihm in Folge der Taubheit auch selbst die Sprache mangelt, die ja nur auf dem Wege der gewöhnlichsten Tradition aus dem Hören ex auditu erlernt wird. Er ist in intellektueller Beziehung durchaus ganz arm, hilflos und unfähig für alle und jede geistige Entwicklung durch die gemein menschlichen Bildungsmittel. In moralisch religiöser Hinsicht ist er ähnlich dem rohen Heiden — ja einem im Walde Aufgewachsenen, dem man sich nicht einmal verständlich machen kann. Wem daher das Geistige, Sittliche, Religiöse und Ewige mehr gilt, als der irdische Genuß, der leichtere Broterwerb und die bequemere Verwendbarkeit zu mechanischen Arbeiten oder zum Maschinenwesen, der wird dem Taubgebornen eine ungleich größere und wärmere Theilnahme schenken, als dem Blindgebornen, und daher auch das Vorzügliche des Taubstumm = Unterrichtes gebührend anerkennen. Ausgezeichnet Großes und Wichtiges leistet in der That der Taubstummlehrer, denn er schafft seine Zöglinge, die er in dem Zustande der tiefsten geistigen Armuth und Unbeholfenheit, ja einer oft an das Thierische gränzenden

ungeachtet der besten im Verborgenen schlummernden Anlagen, selbst die allergewöhnlichsten Vorstellungen und Begriffe, zu denen der Hörende schon während der Jahre seiner ersten geistigen Entfaltung unmerklich und wie spielend, bloß durch den Umgang und Verkehr mit Erwachsenen, wir möchten sagen, in der Atmosphäre der Tradition gelangt. Die Empfänglichkeit für alle, auch die hö-

Roheit übernimmt, vorerst in bildungsfähige Menschen um, indem er sie mittelst der Zeichensprache für die Schriftsprache, sowie mittelst des Absehens wo möglich selbst zur Tonsprache und hiedurch für jeglichen weiteren Unterricht empfänglich macht, und bringt sie dann mit der höheren Tradition der heiligen Offenbarung in lebendigen Verband, und bildet sie zu Christen und lebensvollen Gliedern der heiligen Kirche, sowie zu nützlichen und fast allenthalben brauchbaren Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft. Nun aber kommt auch die größere Bedaurungswürdigkeit wieder für die Blinden an die Reihe. Diese bleiben ja bei aller geistigen und mechanischen Bildung doch stets arme, hilfsbedürftige, nur zu Wenigem verwendbare Menschen, ohne Härte kann man sie nie ihrem eigenen Schicksale überlassen; die christliche Liebe drängt, ihnen, wenn sie nicht durch eigenes Vermögen gesichert sind, die lebenslängliche Existenz unter einer für sie passenden Beschäftigung möglichst sicher zu stellen — in eigentlichen für Blinde eingerichteten Versorgungshäusern. Wir sind so glücklich, wie für Taubstumme so auch für Blinde in unserer Provinzial-Hauptstadt Institute zu besitzen. Ihr erstes Entstehen verdanken sie Beide der aufopfernden Liebe und dem unermüdlichen Streben edler Mitglieder des Diözesanklerus, dieser hat entgegen im Ganzen durch thätige Unterstützung mitgewirkt und nebst anderen Wohlthätern und dem Schutze der h. Behörden bei den Anstalten unter dem Segen Gottes bereits zu seltener Vollendung verholten. Gewiß sind Beide auch für ihr weiteres Bestehen ein würdiger Gegenstand der warmen und thätigen Theilnahme des Klerus, so wie im Allgemeinen der christlichen Liebe.

Heren Ideen ist wohl leicht an ihnen zu bemerken, d. i. die Ideen alles Wahren und Guten liegen schlummernd und verborgen, nicht minder in ihrem Geiste, wie in dem anderer Menschenkinder; aber auch nicht eine derselben gelangt in ihnen je wirklich zur Entfaltung, oder nicht eine gestaltet sich zur wirklichen Erkenntniß, so lange nicht äußere Mittheilung durch das Wort oder die Sprache als erregender und positiv gebender Factor hinzutritt. An dem Beispiele der genannten Unglücklichen lernen wir auf die anschaulichste Weise den Paulinischen Satz: *fides ex auditu — auditus autem — per verbum* — in seiner tiefsten und umfassendsten Bedeutung, oder was dasselbe ist, den hohen Werth der Tradition verstehen und würdigen.

Soll der Menscheng Geist zur Selbstthätigkeit geweckt oder die intellektuelle Anlage des Menschen zu wirklichem Erkennen entwickelt werden, ist es nicht genug, daß die Außenwelt (das Objektive) eben da ist, um irgend welchen Einfluß auf die schlummernde Erkenntnißkraft (das Subjektive) üben zu können; es ist vielmehr, damit solcher Einfluß wirksam geübt werde, eine Vermittlung zwischen Beiden nothwendig, und zwar ein doppeltes Medium, ein aktives nämlich, dieses ist das Wort, die Sprache, und ein passives, dieß ist das Gehör, das Hören oder Vernehmen. So wie die Außenwelt, selbst die Natur, ihre Sprache hat in weiterem Sinne: so hat auch die Innenwelt ihre innere Sprache; soll jedoch diese, so wie jene, nicht unverständlich bleiben, muß die eigentliche Menschensprache hinzukommen. Gegenständig kommt dem Menschen ein mehrfaches Vernehmen zu — jeder Sinn wie das Gesicht, der Geruch u. s. f. ist ein Organ der Wahrnehmung, doch ist unbestreitbar das Gehör nicht nur das wichtigste Wahrnehmungsorgan, das am meisten unmittelbar zum geistigen Vernehmen oder Verstehen führt, sondern auch das Medium,

wodurch alle durch andere Sinne vermittelten Wahrnehmungen erst ihre Deutung und Erklärung finden. Der Taubstumme hat ein gesundes und scharfes Auge, er sieht tausend Gegenstände, und Herumblicken und Alles anschauen ist seine Sache; aber sein Anschauen der verschiedenen Dinge bleibt stets ein blödes Angaffen, so lange er nicht durch ein bestmögliches Surrogat der Sprache zum Verständniß derselben geführt wird. Selbst die sichtbare Welt wird ihm erst durch das Wort aufgeschlossen, um so mehr nun kann ihm nur durch dieses Medium eine Kunde von der unsichtbaren Welt beigebracht werden.

Mag aus dem bisher Angeedeuteten zur Genüge einleuchten die Wichtigkeit so wie der große Umfang der Tradition, so erhebt sich nun noch die Frage: woher ihr Entstehen, oder ihr erster Ursprung abzuleiten sei, und ob sich wohl ihr Umfang, so wie auch ihr Inhalt, oder ihr Materiale stets gleich bleibe?

Wem es klar geworden, daß Tradition im weitesten Verstande eine unumgänglich nothwendige Bedingung aller und jeder Erkenntniß und Bildung des Menschen sei, der kann nimmer umhin, den ersten Anfang eben dieser menschlichen Bildung — also die geistige Entwicklung der ersten Menschen, von einer höheren Anregung — somit von einer wie immer gearteten göttlichen Belehrung oder Offenbarung abzuleiten. „Jedes Individuum,“ sagt Molitor, „setzt zu seiner Entwicklung immer wieder ein anderes voraus, welches bereits erzogen und entfaltet ist: es muß also das erste Menschenpaar nothwendig einen Erzieher gehabt haben, der selbst kein Mensch konnte gewesen seyn und von dem die erste Anregung aller menschlichen Entwicklung ursprünglich ausgegangen ist.“

Man hat fast allgemein die Nothwendigkeit einer göttlichen Uroffenbarung nur daraus zu erweisen gesucht, daß der sich selbst ohne Beihilfe überlassene Menscheng Geist nie in den Besitz der übernatürlichen Wahrheiten und nie

zur Erkenntniß der eben nur unsichtbaren oder übersinnlichen Dinge hätte gelangen können. Damit ist aber zu wenig gesagt. Der Mensch würde zu gar keiner intellektuellen Entwicklung, also nicht einmal zur Erkenntniß der natürlichen und sichtbaren Dinge gekommen seyn ohne höhere Leitung oder Erziehung. Wir glauben, Gott selbst war in aller Hinsicht der liebevolle Erzieher der ersten Menschen, von Gott hat also, unserm Dafürhalten nach, alle und jede menschliche Tradition ihren Ursprung. Wir stellen uns hiebei Gott keineswegs vor, gleich einem menschlichen Präceptor und übersehen nicht, daß dem ersten Menschen in seinem von der Sünde noch nicht getrübtten, sondern reinen Urzustande eine ungleich größere Geistesfähigkeit und bedeutend freiere Selbstthätigkeit inwohnte, als jeden nun in der Sünde Empfangenen. Doch glauben wir fest: Gott hat durch seine *Ansprache* oder sein *Wort* die ersten Menschen belehrt und so nicht nur zu ihrer religiösen und moralischen Bildung, sondern auch zu all' ihrer intellektuellen Entwicklung den ersten Impuls gegeben. Man mag dem in der mosaischen Urkunde so oft vorkommenden Ausdrucke: „*et dixit Jehova Deus ad — Adam —*“ was immer für eine Deutung zu geben suchen, — so viel wird man doch, ohne dem heiligen Texte Gewalt anzuthun, nicht in Abrede stellen können, daß damit irgend ein Modus bezeichnet sei, wodurch Gott sich dem Menschen verständlich machte, ihm etwas kund that — also erregend auf seinen Geist einwirkte. Eben dieses findet Bestätigung in der ganzen Erzählung des wahrhaft väterlichen Verkehrs mit dem ersten Menschen, zu dem sich Gott in Liebe herabließ. Besonders merkwürdig aber scheint uns die Stelle Gen. 2., 19: „*Formatis igitur Dominus Deus, de humo cunctis animantibus terræ et universis volatilibus cœli, adduxit ea ad Adam, ut videret, quid vocaret ea etc.*

Es heißt: — *Deus — — adduxit ea (scil. cuncta*

animantia terræ et universa volatilia cœli) ad Adam. Wir werden nun hier wohl nicht nach allzu buchstäblicher Deutung etwa denken an ein großartiges Thierdesilée vor dem Angesichte Adams; aber wir können entgegen den Ausdruck: adduxit doch auch nicht aus dem h. Texte hinwegstreichen und umgehen. Immerhin gibt hiedurch die h. Urkunde zu verstehen, daß Gott selbst irgendwie durch positive Einwirkung den ersten Menschen zur Naturbeobachtung und also zur Kenntniß der natürlichen Dinge oder sichtbaren Geschöpfe hingeleitet habe. Es ist ja durch das Weitere: — „ut videret, quid vocaret ea —“ die bestimmte Absicht Gottes ausgedrückt: Adam solle sehen, d. i. beobachten — also erkennen lernen und die gewonnene Erkenntniß durch die Sprache fixiren.

Der Ursprung aller Tradition ist demnach von Gott als ersten Lehrer oder Erzieher der Menschheit abzuleiten. Was lehrt nun aber die Geschichte von ihrer Fortleitung und dem Wachstume, oder der Abnahme ihres Umfanges, so wie von der Reinerhaltung oder Trübung ihres Inhaltes.

„Die menschliche Kultur,“ sagt Molitor, „als die Erziehungsanstalt des gefallenen Menschengeschlechtes beginnt ursprünglich mit einer göttlichen Offenbarung und besteht in einer ununterbrochen fortlaufenden, obwohl durch die Einwirkung des finstern Reiches vielfach entstellten und zersplitterten Reihe von Ueberlieferungen, die in einer lebendig fortschreitenden organischen Entfaltung von Geschlecht zu Geschlecht übergehen, wobei die folgende Generation immer von der vorhergehenden erzogen und die überlieferten Resultate der Vergangenheit die lebendigen Anfänge einer neuen Zukunft werden.“

Was immer der erste Mensch in Folge unmittelbar göttlicher Leitung, Belehrung und Erziehung als intellectuelles Eigenthum gewonnen hatte, ward wohl schon in ihm selbst durch die Sünde, in die er fiel, getrübt, doch

ihm nicht genommen, und er überlieferte es seinen Nachkommen. So ging das ursprünglich Gegebene und Errungene von Geschlecht zu Geschlecht (ab ore ad os) über, doch nicht ohne mehrfache Aenderung.

Einmal ist aus der Natur der Sache einleuchtend, daß die Ueberlieferungen fortwährend wachsen, also an Umfang und Reichthum zunehmen. Jede Mittheilung von Außen ruft im Innern des Menschen eine freie Thätigkeit hervor, oder macht den Geist mehr oder weniger produktiv. Es kommt so zu dem anfänglich Gegebenen das Selbstproduzirte hinzu und wird mit demselben nun weiter überliefert. Nehmen wir als Beispiel die Uhrmacherkunst. Der erste Uhrmacher wurde selbst schon durch ihm mitgetheilte mechanische Kenntnisse und Fertigkeiten zur Selbstproduktion, also zu seiner Erfindung angeregt. Er überlieferte nun nebst jenen — auch diese neue Zugabe. Nachfolgende erfanden diese und jene Verbesserungen an den Uhrwerken; — den wieder später lebenden Lehrlingen der Kunst kamen so auch diese nebst dem früher Erfundenen als ein bereits Fertiges und Vorfundiges zu Gute. So wuchs und wächst immer die Tradition der Kunst, wenn kein Hemmiß entgegentritt, und es ist nichts mehr als natürlich, daß der jüngste Kunstgenosse heutzutage ungleich Vollendeteres zu leisten vermag, als vor einem Jahrhundert der älteste und erfahrene Meister.

Gleicherweise verhält es sich mit der Tradition in allen Gebieten und Zweigen des menschlichen Wissens und Wirkens. Naturgemäß ist die Tradition jeder Art überall im Wachsen und Zunehmen an Umfang und Reichthum.

Andererseits ist aber auch ein Verkommen oder Verschwinden einzelner Ueberlieferungen, daher eine Abnahme oder Minderung der Masse des Traditionellen leicht möglich in Folge der menschlichen Schwachheit, Verweichlichung, Trägheit und Indolenz. Denken wir z. B. an so manche herrliche Produktionen des Mittelalters, wie

auch der altgriechischen Blüthezeit — sie stehen noch da der Zeit und den Elementen trotzend als Kunstmaler erster Klasse, oder noch als Ruinen Stammen und Bewunderung erregend, aber die Tradition jener Kunstfertigkeit, die selbe geschaffen, ist verschwunden.

Endlich dürfen wir nie vergessen, daß es allenthalben auch eine Tradition der Sünde und der Lüge gibt, wodurch die Ueberlieferungen des Guten und Wahren vielfach getrübt und entstellt, ja endlich ganz verdrängt werden können. Das Laster hat seine Tradition nicht minder, als die Tugend und edlere Gesittung.

Und leider findet eben jene Tradition des Bösen stets und überall einen empfänglicheren Boden, da, wie die h. Schrift sagt: „das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse ist von Jugend an.“

So hat auch die Lüge, der Irrthum, der Unglaube, der Indifferentismus, der Aberglaube und Alles, was der Wahrheit entgegensteht — so gut wie diese seine Tradition. Dieses nun durch die Generationen fortwuchernde Böse und Lügenhafte mußte und muß auf den Entwicklungsgang der Menschheit einen immerhin verwirrenden und im günstigsten Falle doch hemmenden Einfluß üben. Hieraus erklären sich viele Erscheinungen in der Geschichte, wie namentlich das so oft wechselnde Steigen und Fallen der Kultur, — der immerwährende Kampf widersprechender Ansichten und Bestrebungen, das Altern und Dahinwelken ganzer Völker und Institutionen, — die in alle Lebenskreise eindringende Begriffsverwirrung u. s. w.

Und eine sehr ernste Betrachtung knüpft sich endlich an das Gesagte. Wir sehen klar, wie der Irrthum gegenüber der Wahrheit immer im Vortheil steht, und wie er besonders gegenwärtig die bis zum Erstaunlichen vervielfältigten und erleichterten Kommunikationswege mit siegreichem Uebergewichte zu seinen Gunsten zu verwenden weiß. Die Wahrheit, sagt man gerne, muß und wird

doch am Ende siegen über Lüge und Irrwahn; — ja freilich wohl, wir sind dessen selbst auf's innigste überzeugt, allein menschlicher Weise ist dieser endliche Sieg nie und nirgends zu erwarten. Nur Gott kann und wird ihn verleihen. So hoffen wir, weil wir glauben, daß Seine Macht, Liebe und Weisheit immer über der Menschheit waltet, und weil wir auch erkennen, daß nur durch diese Seine Waltung das Wahre und Gute vom Anbeginn bis heute als geistiges Bildungs = Ferment erhalten wurde.

Das Wesen und die hohe Wichtigkeit der Tradition im theologischen Sinne wollen wir in einem zweiten Artikel nächstens besprechen.

A. Mechberger.

III.

Versuch einer Ehrenrettung des vielver= kannten Mittelalters.

Zur Erwägung und zum Nutzen für unsere Zeit.

Von Dr. J. B. Salfinger.

Wenn wir uns der voranstehenden Ankündigung nachkommend, beigegeben lassen, das von den meisten Profan- und Kirchenhistorikern bisher so sehr gemiedene Amt eines Ehrenanwaltes beim sogenannten „finsternen“ Mittelalter auch nur versuchsweise zu übernehmen, und, was nebenher nicht einmal leicht vermieden werden kann, den lichtgeblendeten Junker, Zeitgeist der Gegenwart genannt, in die altersgraue Vergangenheit desselben dann und wann sogar in die Schule zu schicken: so sind wir zum vorhinein der sicheren Gewißheit, demnächst von manchem unserer Leser und Nichtleser entweder für paradoxensüchtig und halb verrückt, oder, was noch schlimmer wäre, zum Theil sogar für lichtgefährlich gehalten zu werden. Denn eine hegemonistische Geschichtsschreibung, zumal wo ihr protestantische Federn dienten, hat sich, seit sie aus dem Mittelalter selbst herausgeschlüpft und flügge geworden ist, bisher gerade umgekehrt darin zu gefallen gesucht, daß sie über eine fast tausendjährige Periode den schwarzen Deckmantel des Vorwurfs von Unwissenheit und geistiger Rohheit warf, um sie desto ungescheuter mit Schimpf und Spott aller Art zu überhäufen — vielleicht, daß sich in solch dunklem Schlag= schatten, das hübsch in den Vordergrund gerückte, blaßgelbe Reformationsgemälde um desto besser ausnehmen

möchte. Und in der That, dieselbe scheint sich mit solcher Abzielung auch nicht im geringsten verrechnet zu haben; denn nicht nur an protestantischen Lichtköpfen gewann sie sich ihren Beifall und ewige Nachbeter, sondern selbst bei den arglosesten katholischen Lesern fand sie willigen Glauben, und an den Federn derselben ihre dienstthuenden Nachschreiber, fast bis zu unserer Zeit heran.

Den gelehrtesten Männern von mehr als sieben Jahrhunderten; Theologen, deren ungetrübte Anschauungsweise erst die allerneuesten dogmatischen Lehrbücher wieder mit echt katholischer Wärme zu durchdringen anfängt — Philosophen, die dem großen Denker unserer Zeit vorarbeiteten und treffende Winke gaben, wo es ihm als Aufgabe gilt, zwischen dem um sich fressenden Pantheismus und dem beseligenden Gottesglauben einen haltbaren Keil einzutreiben, welcher sie für immer auseinanderhalte — Dichtern, welche nachmals, freilich, ohne es viel merken zu lassen, sogar ein Schiller auszubenten für rätlich hielt, um sich die nöthigen Bausteine für sein Unsterblichkeitsdenkmal zusammen zu holen — Astronomen und Mathematikern, ohne deren mühsame Vorforschung kaum je ein Newton oder Leibnitz so groß geworden wären — Musikern, die jene Kirchengesänge componirten, deren Weisen ein Mozart verfaßt zu haben wünschte, um vor sich selbst als der Meister zu gelten, für den er noch mit Recht im Munde seiner Bewunderer gilt — Architekten und Werkmeistern, deren Dome und Rathhausbauten doch unsere Zeit ob des Aufwandes an Ideenfülle und allzu kühner Kraftzumessung unausgebaut stehen lassen mußte — — — solchen Männern hat man in der Geschichtsschreibung, den größten Theil betreffend, das Consilium abeundi gegeben, und die gläubigen Nachschreiber der späteren Zeit haben denselben noch unbekannter Weise ein hundertstimmiges: „Ihr blöden Alten ihr!“ nachgeschrieen.

Zeitperioden, die nach jener der Marterperiode, die meisten Heiligen aufzuweisen haben, wo selbst ganze Ländergebiete ein in religiöser Zucht geregeltes Leben führten, in dem sich die Tagzeiten des Gebetes und der Arbeit wechselseitig ergänzten, wo selbst die öffentlichen Schaustücke und Belustigungen eine religiöse Unterlage, freilich oft bizarr genug, haben mußten, wo man statt schlüpfriger Romane fromme Legenden und Sagen zur Unterhaltung las, kein Zechgelage feierte, ohne nicht zugleich auch die Armen vor dem Thore zu flütern und brauchswegen ihre Zunge mit Wein zu legen — hat man als gottschänderische und im wüsten Sündenleben dahin vergangene Tage verschrieen, und kann es denselben gegenüber den Göttern nicht genug danken, in der heutigen Tageswelt zu leben, in der man nach eiliger Toilette wöchentlich Einmal — um 12 Uhr nach der Kirche fährt, um sich dort vor Gott und den Menschen ein Bischen sehen zu lassen, statt langer Predigten die für die Sittlichkeit viel instruktiveren Theater besucht, statt der rohen Zechschmause den feineren Thées dansants beiwohnt, und dann zu Gunsten der Armen Pferdefleisch = Dinners veranstaltet und für dieselben ein Zweckessen abhält.

Eine Zeit, wo man das riesengroße Werk der Städtebegründung in unserm Vaterlande erst eigentlich auffing und in den großartigsten Vollzug setzte, hierauf das bruderfreundliche Kunst = und Innungswesen universäl und volksthümlich machte, und so ohne Fabriken und Dampfräder seine gegenseitigen Bedürfnisse sich schaffte und webte; ohne Aktien, bloß in gottfreundiger Begeisterung jene Bauten ausführte, die jetzt noch stehen als die Denkmäler eines volksbrüderlichen Zusammenwirkens zu gegenseitigem Troste und Frommen, eine Zeit, welche städteähnliche Anstalten der cordialsten Humanität, als da sind: Spitäler, Waisenhäuser, Bursen für arme Studenten an den Hochschulen — hat man als eine in sich egoistisch

verschlossene und als eine derart unbehilfliche und unzulivirte zu schildern gewußt, daß man glauben sollte, die von dort herüberstammenden schönen Industriewerke, Bauten und Denkmäler, Städte und Institute seien ohne ihr unverständiges Zuthun aus der Erde gewachsen, und daß man sich wundern sollte, wie nicht die Individuen darin in solchem Industriemangel elendiglich verkommen sind, oder doch aus Kleinstädtereie und Scheu vor Kosmopolitismus eines das andere ausgebissen habe.

Wir heben einstweilen nur diese drei Phasen der geschichtsschreibenden Wirremachung heraus, und sind Wilens, jeder derselben, so weit es in unseren schwachen Kräften liegt, in folgender Abhandlung ein Bein zu stellen. Wir sind dabei gar nicht im Besitze irgend einer Wünschelruth oder eines Zauberspiegels, mit dem man längst vergrabene oder auch gar nicht vorhandene Schätze fände; sondern unsere abweichende Manier besteht nur darin, daß wir, den Blick etwas schärfer fixirend, das lichtbrechende Prisma von den Augen wegfriegen, um statt der gefärbten Bruchstücke, welche uns bisanher überliefert wurden, das weiße Licht und den reinen Strahl der geschichtlichen Wahrheit herauszugewinnen.

Wir gestehen es offen, als Kinder des Lichtes thäten wir klüger, mit unserm Beginnen ganz hinter den Bergen zu halten, und wären wir an Rottek's Weltgeschichte, oder auch nur am Brockhaus'schen Lexikon nicht als Kostverächter vorübergegangen, so hätten wir uns leicht Eckel genug vor unserer Arbeit holen und aneignen können; so aber haben wir allerhand Chroniken und historische Ueberlieferungen aus noch bestehenden Denkmälern und Sachlagen studiert, und hat sich uns dabei der Satz aufgedrungen:

„Es gäbe kein Männlein noch so klein,
Darinnen nicht steckt ein Magisterlein.“

Zugleich aber hat sich uns bei solcher Rückschau und Orientirung in den hinter uns gelegenen Gebieten, das so-

genannte Mittelalter nicht nur als ein sehr beredsames Männlein, das uns manche Wahrheit sagen möchte und könnte, dargestellt; sondern wir haben vielmehr an demselben einen völligen Riesen von Naturwüchsigkeit und kerngesunder Lebenskraft zu sehen geglaubt, einen Mann, der in Reichstagen und im Kirchenrathе manch kräftiges und zumeist treffliches Wort gesprochen, und der uns endlich (auf daß wir mit unserer Aussage zu Ende kommen) eine Chronik hinterlassen hat, die uns sogar als ein Schulbuch zur Lehre kirchlicher und profaner Lebensweisheit nicht ganz und gar unbrauchbar erscheinen will.

Aus solcher Abschweifung von den sonst als gang und gebe geltenden Ansichten hat sich demnach unsere obige Titelrolle heraus gebildet. In der folgenden Zusammenstellung möchten wir sie so vortheilhaft, als es uns dermalen thunlich ist, zu rechtfertigen suchen, und zugleich den Versuch anstellen, ob wir uns nicht die einzelnen Resultate solcher Untersuchung durch bescheidene Parallelen und Digressionen auf unsere Zeit herüber auch einiger Massen zu Nutzen und Frommen werden könnten.

Wir gedenken bei dieser Arbeit, die uns überhaupt mehr erquickern als ermüden soll, nicht das tiefgetretene Fahrgeleis des schwerräderigen Schulwagens zu verfolgen, auf welchem bei schon vorausbestimmten Periodenpunkten pflichtmäßig angehalten und eingekehrt werden müßte, sondern wir wählen vielmehr den weicheren und schattigen Waldpfad, und lassen uns zur Last und zur Umschau nieder, wo es uns eben anspricht oder auch rathsam erscheint. Nur um dem Vorwurfe auszuweichen, der uns am Ende wehe thäte, nämlich dem, ein ganz und gar unwissenschaftliches Hysteronproteron als Lesebräu aufgetischt zu haben, wollen wir mit kurzer Vorbemerkung, unseren Gang vergleichungsweise hier anzeigen.

Wir betrachten uns, indem wir dieß niederschreiben, als einen Cicerone, der seine Leser als eben so viele, theils

mehr theils minder zum Voraus unterrichtete, geschichtsfreundliche Touristen in den Lebensgebieten des Mittelalters herumführen soll, um sie durch Erzielung einer eigenen Anschauung von der großen Lüge zu überzeugen, die ihnen durch neuere Lesung der Geschichtsbücher in und außer der Schule aufgebunden worden ist.

Dem zu Folge glauben wir am zweckdienlichsten vorzugehen, wenn wir:

Erstens. Die hervorragendsten Träger und Stammhälter der Wissenschaft, und zwar schier alle, so viel wir deren selbst kennen, namhaft machen und vorführen — um zu beweisen: im finsternen Mittelalter haben ungleich mehr Männer der hellsten Wissenschaft, als vielleicht zur Jetztzeit gelebt; wenn wir dann

Zweitens die mildglänzenden Perlen der Tugendhelden aufzeigen, die dort theils offen theils verborgen für ewige Kronen herangediehen sind — um zu zeigen: aus dem rucklosen Mittelalter hat der Himmel eine ungleich größere Beute von Heiligen gewonnen, als es in unserer indifferenten, pantheistischen, radikalen und liberalen Zeit nur zur Möglichkeit den Anschein hat; und wenn wir endlich:

Drittens durch den Hinweis auf die zahllosen Erfindungen, Institutionen und Bestrebungen auf dem Gebiete des irdischen Lebens, der Kunst und Industrie darzulegen suchen, daß dort unter Vielen gar Häufiges der Menschheit zugeführt wurde, was einen realeren Nutzen, als selbst unsere allerneuesten Dieserfindungen in den Dampf- und Gasregionen, einbrachte, und für die lebende Mit- und Nachwelt abwarf.

Es versteht sich von selbst, daß wir bei diesen drei Rathegorien keine bloßen Schemata geben; sondern nach geschehener Beweisführung durch Namen und Zahlen, die nach der Bemerkung des großen Leibnitz die allernunsthöchlichste ist, erst ein möglichst treues Bild, erstens der

Wissenschaft, zweitens der Sittlichkeit, und drittens, der äußerlichen, mehr irdischen Werkkraft unseres Mittelalters, entwerfen, und zuletzt alle drei als ein in organische Verbindung gebrachtes Resultat oder Ganzes hinstellen werden.

Um endlich weder die Leser, noch uns selbst zu sehr zu ermüden, wollen wir uns auch noch zum Voraus mit der Aussicht auf einen Rastpunkt, in einer zum einmaligen Abschlusse taugenden Periode vertrösten.

Wir wählen auf unserem Waldpfade die uns gerade so gelegen kommende Kreuzwegstation auf dem Berge, nämlich die interessante Zeit der mittelalterlichen Kreuzzüge, und führen unsere drei ins Werk genommenen Punkte vor der Hand einmal bis zu diesen hin aus.

Da sich sohin als erstes Hauptstück unserer Abhandlung die Wissenschaft hinstellt, und als Unterabtheilung und erster Abschnitt desselben die Vorführung ihrer Pflögeräter vorkommen muß, weil wir uns dann erst recht auf ihrem Gebiete zu Hause finden können, wenn wir einmal mit den Geistern darauf Bekanntschaft gemacht haben, so ersuchen wir die freundlichen Leser, sich einmal geduldig durch dieselben hindurchzufinden mit der Aussicht, daß im Nächstfolgenden, wo von den Werkstätten und Leistungen derselben die Rede sein wird, der trockene Ton der gründlichen Aufzählung in den interessanteren des Zusammenfassens und Reflektirens übergehen werde. *)

*) Anmerkung. Wir bitten bei dieser Gelegenheit zugleich auch die Bemerkung hinzufügen zu dürfen, daß der Plan unserer Abfassung in seinem letzten Ziel und Endpunkte auf die Zustandebringung einer möglichst vollständigen Kirchengeschichte des Mittelalters, die noch immer allzusehr vermißt wird, gerichtet wäre, ein Unternehmen, das sich innerhalb der Spalten dieser Quartalschrift freilich nicht ausführen läßt. Dem zu Folge sind

Doch wir wollen nun zur Sache selbst schreiten und sie in drei Hauptstücken, jedes davon wieder in drei Abschnitte getheilt, bis zur anderten Periode, zum Beginne der Kreuzzüge nämlich, durchführen.

Erstes Hauptstück.

In welchem dargelegt werden soll, wie das sogenannte Mittelalter, relativ genommen, auf einer Stufe geistiger Kultur und nutzbringender Wissenschaft stand, welche richtig gewürdigt, jener der unsrigen wenig nachsteht.

Erster Abschnitt.

Von den Stammhäktern der heiligen Wissenschaft in jener Zeitperiode.

Ein gewisser Anonymus des eilften Jahrhunderts schrieb unter andern ein Buch: „Speculum mundi“ betitelt, worin er im Verlaufe einer Lobrede, die er mit großem Feuer dem Streben vieler Gelehrten seiner Zeit nach

wir gesonnen, sofern Gott den sterblichen Willen seine unterstützende Rechte nicht entzieht, hier zwar von unserer Arbeit stets die Hauptumrisse und was der Tendenz dieser Schrift nicht allzuferne steht, niederzulegen, das Ganze selbst aber gleichzeitig, nach den strengeren Anforderungen der Wissenschaft in die gehörige Weite und Sichtlichkeit auseinandergehend, zu einem möglichst brauchbaren Geschichtswerke zu vervollständigen und seiner Zeit, (vorausgesetzt, daß sich hierzu auch ein solider Verleger findet) der Veröffentlichung preiszugeben. Daß uns zu diesem Zwecke aufrichtige Urtheile, nothwendig scheinende Berichtigungen und redlich gemeinte Winke, die man aus dem in diesen Blättern Niedergelegten herholen und dem Verfasser auf einem glimpflichen Wege könnte zukommen lassen, eben so dankenswerth als nutzbringend wären, dürfen wir hier nicht sowohl erst aussprechen, als vielmehr darum aufrichtigen Herzens ersuchen.

Der Verf.

allen Theilen der Wissenschaft hält, eben denselben die Mahnung ertheilt, nicht darum den Wissenschaften obzuliegen, weil sie Ehren und Ruhm, sondern darum, weil sie Nutzen und Segen bringen. Wir setzen dieses Citat aus der literarischen Hinterlassenschaft eines mittelalterlichen Unbekannten nur deshalb an die Spitze unserer Untersuchung über das wissenschaftliche Streben jener Zeitperiode hieher, weil es uns erstens mitten in dem als unheimlich verschrieenen Finsterwalde als Leuchte dient, welche uns anzeigt, daß darin doch noch eine wohnliche Behausung zu finden sei, und weil uns zweitens jener gutmeinende Rath dermaßen gefällt, daß wir ihn allen Freunden der Musen und Wissenschaft unserer Zeit noch einmal gerne ins Ohr reden möchten — zumal denen, welche nur Federn nützen und Literatur machen, um dereinst in die umfassenden Unsterblichkeits-Gefilde des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons aufgenommen, und eingespaltet zu werden.

Also jenem Lichte unseres gutmeinenden Unbekannten folgend, wollen wir uns, so wie wir uns vorgesezt, in seine mittelalterliche Zeit, und wo möglich noch weiter waldeinwärts, bis ins achte Jahrhundert zurück und hineinbegeben, um, nicht nur, wie weiland der hoffärtige Diogenes, Menschen, sondern vielmehr in gemüthlicher Zuversicht des sicheren Gelingens sogar wissenschaftliche Menschen und gelehrte Heroen zu suchen.

§. 1.

Die bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller während des achten Jahrhunderts.

Wir beginnen (bloß darum, weil auch andere dahin den Anfang des Mittelalters setzen):

I. Mit Kaiser Karl dem Großen und gehen dann überhaupt in absteigender Linie chronologisch zu

Werke. Es mögen auch die Ziffer dastehen, um nachgerade zu sehen, wie hoch sich der Numerus unsers Fundes belaufen werde.

Einige der neueren und neuesten Geschichtsschreibung behaupten zwar: Kaiser Carolus Magnus habe selbst weder lesen noch schreiben gekonnt, allein mittelalterliche Scribenten, (bei denen wir; wie wir schon einmal, bemerken zu müssen glaubten, gerne dann und wann eine Privatlektion nehmen, als da sind: Eginhard, Donatus Acciajoli, Aventin, sowie auch ein ungenannt sein wollender alter Mönch zu St. Gallen u. a., berichten uns das geradeste Gegentheil, und sagen: wie er den Wissenschaften und freien Künsten sehr zugethan war, eine förmliche gelehrte Akademie an seinem Hofe versammelte, selbst noch im vorgerückten Alter seine an das Schwert gewöhnte Hand zur Feder lenkte, um uns mancherlei Denkmäler seiner Gelehrsamkeit zu hinterlassen, wie er vortrefflich Latein und Griechisch verstand und geläufig redete, (wie viele gekrönte Häupter und Fürsten verstehen und sprechen denn heut zu Tage diese beiden klassischen Sprachen?) — wie er aber noch mehr die deutsche Sprache sich angelegen sein ließ, und sogar selbst eine deutsche Sprachlehre zu verfassen angefangen habe, von der Aventin noch Bruchstücke sah. Und sicherlich hätte er sie zur Hofsprache erhoben, wäre sie damals schon in ihrer heutigen Vollkommenheit dagestanden und hätte weder einen Voltaire, noch sonst einen französischen Weisheitslehrer und Sprachmeister, an seinem Hofe gebraucht. Von seinen hinterlassenen Schriften, die wir doch trotz mancher Gegenreden als echt anzuerkennen nicht umhin können, sind außer vielen Briefen noch sein: *Libelus ad Alcuinum de sacrificio Missae et ratione rituum Ecclesiae*; *epistola encyclica de baptismo ejusque ritibus ad Oedelbertum*; *epistola de gratia septiformis spiritus*, bis auf unsere Zeiten herabgelangt. Will man aber

auch diesen literären Nachlaß sammt den capitulis de re ecclesiastica lieber seiner rechten Hand, dem Alkuin, zuschreiben, so haben wir unserer Absicht halber ganz und gar nichts dagegen, indem der gelehrte Alkuin, so gut wie Kaiser Karl als Mann des Mittelalters für unsere Sache Zeugniß gibt. In den Annalen des Baronius wird uns endlich sogar noch ein Fragment einer zierlichen, poetischen Epistel aufbewahrt, die Karl d. G. an den einst von ihm selbst verbannten Dichter und Historiker Paul Warnefried schrieb. Als Freund und Verehrer der Poesie sammelte er auch mit großem Fleiße die uraltest Lieder seines Volkes. Außer dem, was er persönlich im Felde der Wissenschaft leistete, muß er für alle Zeiten hin als der größte Förderer derselben in allen Theilen seines weiten Kaisergebietes anerkannt werden. Auf seine Anordnung, da ihm christliche Wissenschaft für alles galt, mußten bei allen Kathedralen, deren er über dreißig errichtete, eigene Domschulen, bei den Klöstern aber zweifache Bildungsanstalten aufgerichtet werden: eine innerhalb der Klausur für die heranzubildenden Mönche, und eine außerhalb derselben für Jedermann, den es nach höherer Wissenschaft dürstete. Und damit es an zahlreichen Quellen nicht mangle, stiftete er nur für Norddeutschland allein vier und zwanzig Klöster, oder stellte hiezu, wenn es durch andere geschah, wie bei unseren zwei uraltesten oberösterreichischen Klöstern: Kremsmünster und Mondsee, mit großer Freude die kaiserliche Stiftungs-Urkunde aus. Selbst zu den Pfarrschulen legte dieser Kaiser den ersten Grund, und war oft selbst der Visitator derselben, ließ sich von den ärmsten Kindern vorbuchstabiren und beschenkte die fleißigsten derselben; zugleich aber examinirte er selbst die Prälaten der Domstifter und die Vorsteher der Klosterschulen, oder sandte ihnen schriftliche Fragen aus dem Gebiete der Geschichte, Glaubens- und Sittenlehre und kirchlichen Satzungen zur Beantwortung

zu. Er war es, und nicht erst Luther, der zuerst die Bibel für eine deutsche Uebersetzung unter der Bank herfürge- sucht hat, nachdem er zuvor die Vulgata von allen, seit Hieronymus eingeschlichenen Fehlern, sichten ließ. Und selbst in seiner letzten Ruhestätte, in der Kaisergruft zu Aachen, ließ er sich als Pilger gekleidet noch das heilige Evangelienbuch und eine Reliquie vom heiligen Kreuze als seine theuersten Heiligthümer auf's Haupt und in den Schoos legen. Er starb, wie bekannt, den 28. Jänner 814. Wir haben dem Kaiser die Ehre gelassen, sonst hät- ten wir chronologisch richtig den No. I. setzen müssen, welcher nun folgen soll, wenn wir, um kurz zu sein, wei- ter fortfahren, und:

II. Den heiligen Beda den Ehrwürdigen nennen. Er war ein englischer Priester im Orden des heiligen Benedikt, und der gelehrteste Mann seiner Zeit. Er lebte und wirkte zwischen den Jahren 672 und 735. Baronius läßt ihn über 100 Jahre alt werden, und erst im Jahre 776 das Zeitliche segnen. Gewiß aber ist es, daß er seine ganzen Lebenstage in stiller Frömmig- keit und schriftstellerischer Thätigkeit zubrachte, so daß es unentschieden bleibt, ob er die heilige Kirche Gottes auf Erden mehr durch seine ausgezeichneten Tugenden, oder durch seine erleuchteten Bestrebungen im Felde heiliger Wissenschaft geschmückt und verherrlicht habe. Eines sol- chen Doktors, bemerkt Boronius, rühmt sich mit Recht von jeher die Kirche von England. Seine Arbeiten ver- breiten sich fast über alle Theile des kirchlichen und auch profanen Wissens, wie folgende Aufzählung seines noch vorhandenen literarischen Nachlasses darthun mag. Seine vornehmsten Schriften, die anno 1545 in drei Folio- Bänden zuerst in Basel erschienen, sind nämlich fol- gende: *de natura rerum et ratione temporum*; *de sex aetatibus mundi*; *historiae eccles: gentis Anglo- rum libri 5*; (in angelsächsischer und lateinischer Sprache);

liber in hexaëmeron; explanatio in omnes fere utriusque foederis libros 5; liber de situ Hierusalem et locorum sanctorum; de tropis s. scripturae; martyrologium; axiomata philosophica de musica quadrata; glossae theoliscæ in artem metricam; de arithmetiis numeris; de tonitribus; de loquela per gestum digitorum etc. Viele seiner Schriften, besonders Lebensbeschreibungen von Heiligen sind noch ungedruckt hie und da in alten Manuscripten zerstreut. Noch auf seinem Todbette unternahm er die Uebersetzung des Evangeliums S. Joan. ins Angelsächsische und vollendete sie kurz vor seinem Hinscheiden.

Betrachten wir diesen Ehrwürdigen Beda, so dringt sich uns unwillkürlich die Frage auf: Wieviel hat denn wohl die neueste Zeitperiode Männer, die sie einem solchen gegenüber zu stellen wagte? und wagt sie es dennoch, so wird sie einem solchen doch erst das Prädikat eines „Ehrwürdigen“ eigens aufdichten müssen, während es dem heiligen Beda die vox populi gab, oder auch, wie die Legende erzählt, die Hand eines Engels auf sein Epitaphium meißelte. Wir lassen nun

III. Den angelsächsischen Priester Winfried folgen, bekannter unter dem Namen des heiligen Bonifacius und Apostels der Deutschen. Er war zu Kirton im Devonshire im Jahre 680 geboren, und starb im 75. Lebensjahre, den 5. Juni 755 mit noch 52 seiner Gefährten eines grausamen Martyrtodes unter den Friesen. Wir sprechen hier nicht von seinem gottentflammten heiligen Eifer und seinen unsterblichen Verdiensten in Befehrung unserer deutschen Vorfahren, (obgleich wir gehörigen Orts darauf zurückkommen werden), sondern führen hierorts den heiligen Winfried nur als einen Mann auf, der uns gleichfalls nicht unbedeutende Reste mittelalterlicher Literatur hinterlassen hat, und noch ungleich mehr durch thätige Anregung für die Geisteskultur unserer Ahnen gethan hat. Außerdem, daß er das deutsche Volk zuerst

einzelne Gebete in deutscher Sprache lehrte, und seinen Priestern die Episteln und Evangelien dem Volke in seiner, in deutscher Sprache vorzulesen, auch die Homilien in derselben zu halten, und sich ihrer bei Auspendung der heiligen Sacramente in einzelnen, außerwesentlichen Theilen zu bedienen befahl, also auf einem echt deutschkatholischen Fuße sein Aufklärungssystem unter den Deutschen einrichtete, war er in lateinischen und griechischen Studien wohl erfahren, und hinterließ mannigfache Schriften, besonders Briefe, die zuerst, (sofern wir nicht irren) Serarius anno 1605 zu Mainz drucken ließ. Ferner werden ihm auch noch: eine Lebensgeschichte von Heiligen, sowie *de rebus ecclesiae lib. I.*; *de fidei unitate lib. I.*; *instituta synodalia*; *de suis in Germania laboribus*; *ad Ethelwaldum regem lib. I.*; *de sua fide, doctrina et religione lib. I. u. a. m.* als Verfasser zugeschrieben. Auch diesen Mann betreffend ist es gleichfalls gewiß, daß der nächstreformatorische Katalog denkwürdiger Männer keinen Bonifazius aufzuweisen habe.

Ein Zeitgenosse dieser erleuchteten Männer des Occidentens wirkte und schrieb damals

IV. Der gelehrte Johannes Damascenus im Oriente, der größte Theologe seiner Zeit, wie ihn Alzog nennt. Er war zu Damaskus in Syrien um das Jahr 680 geboren, von welcher Vaterstadt er auch seinen Beinamen erhielt; sonst wurde er wegen seiner ausgezeichneten Beredsamkeit Chrysorrhoeas und in arabischer Zunge Mansur, auch Manseron (Kirchenlehrer) genannt. Seiner ausbreiteten wissenschaftlichen Kenntnisse wegen, die er einem vom sarazenischen Fürsten, welchem sein Vater als geheimer Rath diente, gefangenen italienischen Mönche, Cosmas mit Namen, verdankte, wurde er bald zum Geheimsecretär des Califen von Damaskus erkoren, in welcher Stellung er nicht nur bei Hofe, sondern bei allen Sarazenen in solchem Ansehen stand, daß man ihn häufig mit

dem Propheten Daniel und sogar mit dem Manne nach dem Herzen Gottes, dem königlichen Sänger David, verglich. Als der Bilderstreit anging, that er sich alsbald als einen wackeren Kämpfer für die Beibehaltung und Verehrung derselben hervor, und schrieb mit großer Freimüthigkeit gegen die beiden fanatischen Kaiser Leo den Isaurier und Konstantin Kapronymus. Kaiser Leo suchte ihn darob bei seinem sarazenischen Fürsten Histas durch Märegung des Verdachtes, als strebe Johannes sich der Stadt Damaskus selbst zu bemächtigern, außer Gunst zu setzen, so daß ihm Histas die eine Hand abhauen ließ, die ihm aber, wie nicht sowohl die Geschichte, als vielmehr die Legende von ihm erzählt, über Nacht durch die Fürbitte der allerfeligsten Gottesmutter wieder angewachsen und heil geworden war. Nachdem er sofort seine Dimission aus sarazenischen Dienste erhielt, verkaufte er seine ganze Habe, theilte den Erlös unter die Armen aus und begab sich nach Jerusalem, wo er sich zum Priester weihen ließ, und hierauf in der Laura des heiligen Sabas, einem Mönchskloster nach damaliger Art, still zurückgezogen den Rest seines Lebens unter frommen Tugendübungen und rastloser, wissenschaftlicher Thätigkeit verlebte. Er starb um das Jahr 760. Ihm verdankt die Theologie das erste vollständig ausgeführte System eines christlich-wissenschaftlichen Lehrbegriffes und hätte er nur seine einzige *πηγή γνώσεως*, die aus drei Theilen: *τὰ φιλοσοφικά; περι αἰρεσεων* und *εκδοσις ἀκριβης της ὁρθοδοξου πίστεως* besteht, geschrieben, so würde ihn die theologische Wissenschaft als einen Patriarchen verehren müssen, denn er stellt in derselben eben so gut seinen Mann in nüchternen und scharfsinnigen Vernunftschlüssen auf dem Felde der Philosophie, wie im frommgläubigen Gebiete der christkatholischen Gottesgelehrtheit dar. Außerdem aber schrieb er noch sein Buch: *de re dialectica*, sein Werk: *de duabus Christi naturis* gegen die Monophysiten oder Jakobiten,

einige Abhandlungen über die Bilderverehrung, ein encomium der heiligen Martyrin Barbara, viele höchst gegene Reden, Briefe u. m. a.

Als Mittkämpfgenossen für die Sache Christi und seiner heiligen Kirche im aufgeregten Oriente darf auch

V. Der damalige Patriarch von Konstantinopel Germanus († 740) als Verfasser vieler Schriften über die Bilderverehrung, mehrerer Hymnen, und auch wahrscheinlich des Werkes über die sechs ökumenischen Synoden nicht übergangen werden, und endlich

VI. Der nicht viel spätere Chronist Georg Tarasii (auch Syncellus Tarasii, weil er dieses Patriarchen Vicar und Zellenkamerad gewesen war), der sich durch seine Chronik von der Schöpfung der Welt bis zu den Zeiten Diokletians (den Byzantinern einverleibt), ein Verdienst erwarb: — so wie

VII. Theophanes Isaacus, der das Werk des letzteren bis zum Jahre 813 fortsetzte, hierorts, wo wir von den mittelalterlichen Literaten des Orients sprechen, nicht unerwähnt bleiben.

Doch wir wollen unsere Blicke auf unser Abendland zurücksenden, das ja in eben diesem Zeitabschnitte bereits angefangen hat, in der Verwirklichung der erhabenen Idee, eines Hochvereines nämlich der zwiefachen, von Gott über die Erde gesetzten Gewalt, die Hauptrolle der Welt zu spielen — ein Schaustück auf der großen Weltbühne, das tausend Jahre währte, und das, nachdem es ausgespielt, so verschiedenartige, und sich einander so sehr entgegengesetzte Censuren erfuhr.

Wir kennen bereits die Fährte, auf der wir nachspüren müssen, um in der zweiten Hälfte unseres achten Jahrhunderts den Hort der wissenschaftlichen Strebungen zu entdecken. Es ist die Kaiserstraße, die zum Hofe Karls des Großen führt, und wir können nicht irren, auch wenn wir dort nach einem fremdländischen Longobarden Umfrage halten. Wir begegnen dort:

VIII. Dem gelehrten Historiker Paul Warnefried, auch oftmals Paulus Diaconus genannt. Er war des letzten Longobardenkönigs Desiderius Kanzler, und mußte nach eben dieses seines Königs Niederlage durch die gewaltigen Waffen Karls des Großen (anno 774) ins Reich der Franken nach Lyon als Gefangener wandern. Kaiser Karl, der jedes Talent zu schätzen wußte, begegnete ihm auch anfangs mit aller Achtung, welche die Weihe der Wissenschaft von jeher selbst den Königen und Fürsten abzugewinnen vermocht hat. Bald jedoch verfiel er, vielleicht durch Ränke seiner Rieider herbeigeführt, in den Verdacht hochverrätherischer Pläne, und Karl der Große war, wie uns Leo von Ostia berichtet, bereits nahe daran, demselben, da er seine andauernde Liebe gegen seinen früheren, nun überwundenen Herrn mit kühner Freimüthigkeit selbst beim Verhöre eingestand, die beiden Hände abhauen zu lassen. Doch bald besann sich der weise König eines besseren, gedachte Warnefried's Talente und hoher Gelehrsamkeit, und rief aus: „Wenn wir dem die Hände abhauen, wo finden wir dann einen so ausserlesenen Schriftsteller?“ und als die herumstehenden Großen und Hofleute dem Könige weiter den Rath ertheilten, er möge Warnefried blenden lassen, damit er nichts mehr gegen ihn unternehmen könne, erwiderte Karl: „Aber wo oder wann finden wir alsdann einen solchen Historiker?“ Kurz, der große Karl ließ unsern Warnefried am Leibe unversehrt, und nur die wiederholten Ränke seiner Rieider brachten es endlich dahin, daß er vom königlichen Hofe auf die ferne Insel Lemnito verbannt wurde, von wo es ihm gelang, zu des Desiderius Schwiegersohne Arichis, dem Fürsten von Ravenna sich zu flüchten, und von demselben, so wie von dessen Gemahlin Adelsperg mit großer Freude und hoher Ehrenachtung in ihrem, den Wissenschaften sehr freundlich gesinnten Hofe aufgenommen zu werden. Dort widmete er sich vorzüglich der Dichtkunst

und den historischen Forschungen, vermehrte auf Adelperga's Verlangen Eutrop's römische Geschichte mit mannigfachen Zusätzen aus dem kirchlichen Bereiche und fügte noch selbst zwei Bücher hinzu (von Julian dem Abtrünnigen bis zu den ersten Regierungsjahren des Kaisers Justinian). Nach seines fürstlichen Gönners, Arichis, Tode, begab er sich nach so vielen Stürmen des Weltlebens, in den friedlicheren Hort der Musen, in das Cassinensische Kloster. Hier trat auch Karl der Große mit dem von seinem Hofe verbannten Gelehrten, um den es ihm nach der Hand nicht wenig leid thun mochte, wieder in einen persönlichen Briefwechsel, und zwar, wie wir schon oben erwähnt haben, zumeist in möglichst zierlichen Versen und Reimen. Ja Kaiser Karl soll ihn späterhin sogar wieder zu sich nach Metz zurückberufen haben, wofür das Vorhandensein einer Geschichte der Bischöfe von Metz einigen Grund abgeben kann. Paulus ist im Cassinensischen Kloster uralt geworden, und endlich, nachdem er der Nachwelt die namhaftesten Beweise seines Talentes und seines Fleißes hinterlassen hatte, selig in dem Herrn entschlafen.

Wir verdanken ihm außer dem schönen Hymnus: „Ut queant laxis resonare fibris“ (in nativitate B. Joannis Bapt. ad Vesperas) den noch heut zu Tage die römische Kirche singt, und außer manchen anderen poetischen Fragmenten, die bei Trithemius aufbewahrt sind, folgenden literarischen Nachlaß: 6 lib. de gestis Longobardorum; lib. de gestis Metensium Episcoporum; lib. historiae miscellae; de vita S. Gregorii Papae, Cypriani, Benedicti, Mauri, Scholasticae etc. und endlich rührt auch das sogenannte erste homiliarium von ihm her, eine Zusammenstellung der Lesungen und Homilien für alle Feste des Kirchenjahres, die er mühsam aus den Werken der heiligen Väter zusammentrug. Als ein hellleuchtendes Gestirn glänzte fernerz am

damaligen Hofe des Frankenkönigs durch seine Gelehrsamkeit, wie durch seinen Fleiß und sein Talent gleichberühmt:

IX. der vielbekannte *Flaccus Alcuin*. Er war im Jahre 732 in der Nähe von York geboren; erhielt von der daselbst bestehenden Domschule eine umfassende wissenschaftliche Bildung, (daß er zu dem heiligen Beda in die Schule gegangen, bestreitet *Maillon*, und nennt dafür den gelehrten Königssohn *Egbert*, Erzbischof von York) und wurde selbst Vorsteher der genannten Schule zu York. Auf einer Sendungsreise nach Rom, von wo er für seinen neu erwählten Erzbischof *Embold* das *Palium* holte, traf er in der Lombardei mit *Karl dem Großen* zusammen, (anno 781) wurde bald *Karl's* Freund, und dann, als er sich mit Bewilligung seines Erzbischofes, sogar an den Hof desselben selbst begeben durfte, dessen beständiger und treuester Rathgeber, sowie sein eifrigster Gehilfe bei Ausbreitung der Gelehrsamkeit im fränkischen Reiche. Er organisirte die bereits schon früher errichtete Palastschule *Karl's des Großen* (*Schola Palatina*) von Neuem, half sonach die Universitäten zu *Paris* und *Pavia* begründen, bereicherte sie durch mühsames Zusammensuchen der gelehrtesten Werke mit kostbaren Bibliotheken und legte mit *Karl dem Großen* nach und nach im ganzen Reiche an Kathedralen und Klöstern gelehrte Schulen an, für die sieben freien Künste, nach damaliger Eintheilung: ein *trivium* für *Grammatik*, *Dialektik* und *Rhetorik*, und ein *quadrivium* für *Arithmetik*, *Geometrie*, *Musik* und *Astronomie* enthaltend. Als er im Jahre 796 *Abt* von *Tours* wurde, erhob er auch dieses Kloster zu einer in ganz Europa berühmten Schule der Wissenschaften, aus der nachmals große Gelehrte, wie *Amalarius* von *Trier*, *Rabanus Maurus*, *Setto*, *Abt* zu *Fulda*, *Haymo* von *Halberstadt* und *Samuel* von *Worms* hervorgingen. Er starb in seinem Kloster zu *Tours* im Jahre 804 am heiligen *Pfingstfeste*, so wie er

sich gewünscht hatte; denn er wollte, wie Mabillon erwähnt, am selbigen Tage seine Reise in's Jenseits antreten, an welchem der heilige Geist über die Apostel herabgekommen ist und ihre Herzen erfüllet hat. Bei aufschimmernder Morgenröthe, als der fromme Gelehrte eben nach abgebeteter Matutin sein Gebetbuch von sich legte und zur selben Stunde, wo er sich sonst gerne zur Anhörung der heiligen Messe begab, (denn er selbst war nur Diakonus) schied seine Seele vom irdischen Leibe (bemerkt der gelehrte Mabillon weiter), und wurde unter Beihilfe himmlischer Leviten, vorzüglich des heiligen Stephanus und Laurentius, in den Himmel getragen. — Doch wir haben es hier nicht sowohl mit dem frommen und wahrhaft heiligmäßigen Abte von Tours; sondern vielmehr mit Alkuin als dem größten mittelalterlichen Heroen der Wissenschaft zu thun, und müssen darum noch zum Schluß seiner vorzüglichsten literarischen Arbeiten, die sich durch eine besondere Lebendigkeit und reine Diction auszeichnen, Meldung thun. Vor Allem ist es bemerkenswerth, daß er nach Auftrag Karls des Großen die Vulgata von den seit Hieronymus bis dahin eingeschlichenen Fehlern und Mängeln reinigte, vieles für die Erklärung der heiligen Schriften selbst arbeitete, und in den stegreichsten polemischen Schriften gegen die aufstauenden Irrlehren seiner Zeit, besonders gegen den Adoptianer Felix von Urgel, zu Felde zog. Außerdem schrieb er Mancherlei über den Ritus und die Ceremonien der katholischen Kirche, verfaßte Homilien, eine Unzahl meist didaktischer Briefe und ergab sich der Dichtkunst mit dem gekröntesten Erfolge. Daß ihm auch die Capituli de re ecclesiastica, sowie auch manche, sonst angebliche Werke Karls des Großen selbst, zugeschrieben werden, haben wir schon weiter oben bemerkt. Seine Werke gab in der vollständigsten Sammlung der verdienstvolle Fürst = Abt Froben zu Regensburg, heraus.

Wer möchte dem großen Alkuin, den seine Zeit gewiß mit Recht eine wahre Kistkammer der Wissenschaften und ein Sacrarium der freien Künste nannte, aus unserer Zeit, wo wir das nur zur Hand nehmen dürfen, was jener ernst mühsam schaffen mußte, und bezüglich seiner Verdienste um Wissenschaften und Gelehrsamkeit einen ebenbürtigen Mann auch nur vergleichungsweise gegenüber zu stellen versuchen?

Wir schließen nun das achte Jahrhundert, obgleich innerhalb desselben auch noch der unbekannte Verfasser des römischen Tagebuches (*libri diurni*), und der einer sogenannten römischen Ordnung (*ordinis romani*), zu nennen wären, und wovon jenes die angenommenen feierlichen Formeln kirchlicher Verordnungen und Einrichtungen, wie sie die Päpste seit uralten Zeiten gebrauchten; dieses aber eine Beschreibung der heiligen Verrichtungen und Gebräuche der römischen Kirche enthält. —

Nach solcher Aufführung von redenden Zeugnissen könnte man als Epiphonarius schon dieser wenigen Namen wegen die unmaßgebliche Meinung äußern, daß ein solcher Beginn des Mittelalters richtiger, wenigstens für uns Deutsche, die wir da das großartigste Reich der Welt geworden sind, für eine Morgen- als für eine Abenddämmerung gelten sollte, und die tausendmalige Phrase: „Im finsternen Mittelalter, das ist, von der Zeit Karls des Großen (?) bis auf die Lichtjahre der Reformation u.“ schier für nichts anderes als für einen sinnlosen Druckfehler in den Geschichtsbüchern gehalten werden dürfte.

§ 2.

Die bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller während des neunten Jahrhunderts.

Die chronologische Nacheinanderordnung führt uns zum Beginne des neunten Jahrhunderts zuerst in den Orient, wo wir

I. Dem heiligen Patriarchen von Constantinopel Niecephorus begegnen, dem würdigen Nachfolger des von uns bereits erwähnten Tarasius. Zur Zeit Geheimschreiber der Kaiserin Irene, suchte er auf dem anno 787 zu Nicäa gehaltenen Concilium, die Beibehaltung der Bilder und ihrer Verehrung nach allen seinen Kräften zu vertheidigen. Späterhin, des Hoflebens satt, begab er sich in ein Kloster, woraus ihn jedoch bald Kaiser Niecephorus Logothetas holen ließ, um ihn zum Patriarchen von Constantinopel zu erheben. Doch Kaiser Leo, der Armenier, verstieß ihn späterhin seiner stets gleich bleibenden Gesinnungen wegen hinsichtlich der Bilderverehrung, wieder vom Patriarchenstuhle, und er mußte jenseits der Meerenge von Constantinopel wieder in ein Kloster, jedoch diesmal als ein um die Lehre der Kirche willen Verbannter, flüchten, wo er nach einem 14 jährigen Exile anno 828 im 71. Lebensjahre das sturmbewegte irdische Leben mit dem eines friedlichen Jenseits vertauschte. Er wurde späterhin unter die Zahl der Heiligen geschrieben, und die griechische Kirche feiert sein Fest alljährlich am zweiten Juni.

Dieser heilige Niecephorus mit dem ehrenden Beinamen, „der Bekenner,“ hinterließ uns folgende Beweise seiner wissenschaftlichen Thätigkeit: *Breviarium historicum a caede Maurilii usque ad imperium Irenes* (anno 1616 von Petavius herausgegeben und späterhin anno 1648 der *historiae Byzantinae* mit angehängt) *Chronographia tripartita, sive regum, patriarcharum et episcoporum descriptio* (zuerst von Joseph Scaliger herausgegeben); *anthirretica adversus inconomachos*; *Confessio fidei ad Leonem III. Papam*; *Stoichometria, librorum sacrorum*; *collectio canonum ecclesiasticorum*, — genug für Einen, der in den unruhigsten Tagen am Kaiserhofe, von Intriguen aller Art umgeben, leben und in der Verbannung sterben mußte.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich ferner

II. Der heilige Theodor, von seinem Kloster Studium, dem er als Abt vorstand, Studites genannt, als einer der standhaftesten Wehrmänner gegen die blinde Wuth der damals sich erhebenden Bilderstürmer.

Mehrmals ward er von den fanatischen Kaisern in Fesseln geworfen, mußte sich zu wiederholten Malen in die Verbannung flüchten, und starb auch im Exil auf der Insel Chalcis um das Jahr 830. Sein Biograph, Michael Monachus der ältere, (bei Baronius t. 9. annal) nennt ihn den gelehrtesten und charakterfestesten Mann seiner Zeit. Von seinen Schriften sind die Sermones catechetici, sein testamentum ad discipulos, mehrere Reden und Briefe durch Sirmondi veröffentlicht worden, während nach Baronius noch eine große Anzahl solcher als Manuscript verborgen liegt.

Als eifriger Verfechter der kirchlichen Sache im hitzigen Streite über die Bilderverehrung tratten gleichzeitig

III. und IV. die beiden Brüder Theodor und Theophanes Graptus, geborne Palästinenfer, hervor. Der erstere starb für die Bildervertheidigung, nachdem er vom Zorne des Kaisers, nach erlittener Geißelung, in die Verbannung verwiesen worden war, im Kerker zu Apamaea um das Jahr 850. Sein literarischer Nachlaß enthält seine Abhandlung de imaginum cultu, die Combefisius (orig. C. S. p. 159) aufbewahrte. Theophanes theilte mit seinem Bruder zum größten Theile dieselben Leidenschicksale, nur daß er denselben um einige Jahre überlebte und zuletzt noch in der Würde eines Erzbischofes von Nicaea starb. Er hinterließ einen Brief, in welchem er seine und seines Bruders Schicksale erzählt (bei Combef. l. c. p. 204) und einen Hymnencyclus aus 9 Oden bestehend, der sich im Memnaeon der Griechen zum 29. Dezember findet.

Auf demselben Kampfplatze treffen wir auch

V. einen Michael Monachus den älteren,

Priester an der Kirche zu Jerusalem und Syncellus des Patriarchen Thomas. Als strenger Anhänger der Lehre über den Nutzen der Bilder = Verehrung schlug er die ihm von der Kaiserin Theodora angetragene Patriarchenwürde von Constantinopel aus, da er in der Nähe des Hofes noch zu viele Feinde seiner Gesinnung gewahrte. Nach einem höchst bewegten und unruhigen Leben starb er um das Jahr 870. Von ihm sind: ein encomium S. Dyonisii Areopagitæ (gewöhnlich den Werken des Dionysius beige druckt); ein encomium in s. Dei Angelos et Archangelos (bei Combef. bibl. vet. Patr.) eine Lebensbeschreibung des von uns oben erwähnten Theodor Studites und mehrere Briefe vorhanden. Mehreres von ihm würde sich noch im Manuscripte finden.

VI. Michael Monachus der jüngere, war Priester an der Kirche zu Constantinopel und Syncellus des Patriarchen Ignatius. Standhaft erduldet er mit dem letzteren alle durch Photius und Bardas herbeigeführten widrigen Schicksale, und starb um das Jahr 878. Er hinterließ uns das encomium seines Patriarchen Ignatius (von Math. Rader 1604 zu Ingolstadt mit den actis conc. VIII. herausgegeben) und ein encomium des heil. Apostel Philippus, das sich in der Sammlung Simeons des Methaphrasten findet. Auch der genaunte Patriarch Ignatius, von dem noch mehrere Briefe vorhanden sind, und noch ein dritter Michael, der Archimandrite, welcher das Leben des heil. Bischofs Nikolaus beschrieb, könnten hier von uns erwähnt werden.

Doch man möge aus der Zahl der griechischen Schriftsteller jener Zeit anführen, so viel man wolle: den ausgezeichnetsten orientalischen Gelehrten dieses Jahrhunderts gehört ein für allemal

VII. Der durch die Herbeiführung des griechischen Schisma bekannte Photius an. Ja es gebührt ihm trotz seines verkehrten und böshafsten Gebahrens gegen

die römische Kirche, und trotz seiner Ehrsucht und seines verblendeten Starrsinnes der erste Rang unter den Gelehrten und das erste Verdienst seines Jahrhunderts um die Pflege und Ausbreitung der Wissenschaften. Er starb anno 891 in der Verbannung. Seine ehrsüchtigen Ränke, wie er zum Patriarchensitze von Constantinopel gelangte, und sein böswilliges Verfahren gegen die römische Kirche, das die jetzt noch fortbestehende Trennung der morgen- und abendländischen Kirche herbeiführte, gehen uns hierorts nichts Näheres an, und wir haben uns nur mit dem wissenschaftlichen Photius zu beschäftigen, in so ferne er selbst unserer heiligen Kirche, deren Oberhaupt er doch feindlich gegenüberstand, nicht geringen Nutzen verschaffte. Gottfried Lumper nennt ihn den gelehrtesten Mann seiner Zeit, den größten Historiker, den vollendetsten Philosophen, den schärfsten Kritiker und den ausgezeichnetsten Redner. Sein vornehmstes Werk ist seine sogenannte „Bibliotheca“ eine kritische Sichtung von 280 verschiedenen Autoren, deren Werke er selbst las und aus denen er der Nachwelt verschiedene Bruchstücke und Auszüge mittheilte. Vieles und Kostbares der ältesten kirchlichen Schriftsteller würde uns sonst für immer verloren gegangen sein, hätte uns nicht Photius diese Bibliothek hinterlassen. P. Andreas Schott übersezte sie zuerst, freilich nicht gar gelungen, in's Lateinische und sie erschien anno 1653 im Drucke. Er hinterließ uns seine Nomocanones, eine Geseszanmlung der orientalischen Kirche, die uns mit den Commentaren des Theodor Balsamon in Justellis Bibliotheca jur. can. aufbewahrt sind. Ferners schrieb er 4 Bücher gegen die Manichäer, welche Christoph Wolf in seinen analectis græcis herausgab. Seine 248 Sendschreiben ließ Richard Montacutius zu London anno 1651 an's Licht treten; endlich rühren auch noch einige Dissertationen und Homilien von ihm her, die bei Canisius (lect. ant. tom. 2. edit. Bas-

nag.) anzutreffen sind, und viele andere seiner Schriften sollen noch im Manuscripte liegen.

Nachdem wir von dem, unserer heiligen, römischen Kirche feindselig gesinnten Photius dennoch um der Wissenschaften willen eine rühmende Erwähnung gethan haben, dürfen wir auch

VIII. seines besser gesinnten Zeitgenossen und wackersten Bekämpfers in Angelegenheit seiner Usurpation, des damaligen Metropolitens von Smyrna, *Metrophanes*, nicht vergessen, damit es nicht scheine, als hätte damals Billigkeit und Recht gegen ein überwiegendes Genie gar keinen Vertheidiger gefunden. *Metrophanes* starb wegen seiner unbengsamen Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Patriarchen von Constantinopel, *Ignatius*, noch früher als *Photius*, im Gril. Er hinterließ uns einen Brief: *epistola ad Manuelem Patricium*, worin er uns den ganzen Vorgang mit *Photius* vom Jahre 858 bis 870 ausführlich erzählt. Derselbe findet sich bei *Baronius* anno 870. Auch

IX. *Ignatius*, Erzbischof zu Nicæa ist aus jener Zeit zu erwähnen, als welcher das Leben der beiden schon genannten Patriarchen, des *Nicephorus* und *Tarasius* beschrieb, unsern Stammvater *Adam* in zierlichen Jamben besang und auch andere Poësen, besonders Fabeln in jambischen Versen verfaßte, die unter dem Namen *Gabrinen* oder *Labrinen* bekannt sind. Er starb um die Mitte dieses Jahrhunderts und seine Hinterlassenschaft hat uns *Fabricius* in seiner *Bibliotheca græca* aufbewahrt.

X. *Michael Psellus* der ältere (nicht zu verwechseln mit seinem späteren und noch berühmteren Namensgenossen), erst Mönch auf der Insel *Andros*, dann Lehrer und Rathgeber des wissenschaftlichen Kaisers *Leo*, des Philosophen, verfaßte die lange hindurch auch noch in den Schulen fortgebrauchte para-

phrasis des Aristotelischen Werkes *περι ἐρμηνείας* und einen Dialog *de operationibus dæmonum*, den Allatius aufbewahrte.

Endlich trat auch noch gegen das Ende dieses Jahrhunderts sogar ein orientalischer Kaiser selbst als ein sehr thätiger Schriftsteller hervor, nämlich

XI. Kaiser Leo VI., Philosophus, zubenannt. Die abenteuerlichen Schicksale desselben, ehe er zum Thron gelangte, und dann seine Kämpfe gegen die Sarazenen, übergehen wir hier und führen nur den Katalog der ihm als Verfasser zugeschriebenen Werke an, der uns zeige, für was damals die Feder eines von Stürmen aller Art umgebenen griechischen Kaisers noch thätig sein konnte. Von Leo sind noch vorhanden: eine Encyclica an die Reichsunterthanen, um sie zur Frömmigkeit und zu einem heiligen Leben zu ermahnen; ein Sendschreiben an den Sarazenen = Fürsten Dmar über die Wahrheit des christlichen Glaubens; ein *canticum compunctionis ex meditatione extremi iudicii*; eine *oratio panegyrica in S. Joannem Chrysostomum*. Nebst diesem schrieb er zugleich seine *tactica seu de instituendis aciebus*, ein *opus basilicarum* und das noch lange in Gebrauch gebliebene *προχειρον νομικον*. Leo starb nach einer 25 jährigen Regierung anno 911, und genießt bei den Griechen ein großes Ansehen.

Doch ungleich reicher als der Orient ist im Verlaufe des neunten Jahrhunderts an würdigen Trägern und Stammhältern der Wissenschaften der durch Alkuin unterdessen an gelehrten Schulen reich gewordene Occident. Wir treffen da

XII. den noch heute gefeierten alten, kirchlichen Sänger Theodulph, Bischof von Orleans. Er wurde am Hofe Karls des Großen erzogen und von ihm wegen seiner Talente besonders geschätzt. Im Jahre 811 mußte er das Testament des Kaisers mit unter-

schreiben und im Jahre 816 war ihm der feierliche Empfang des Papstes Stephan übertragen, der nach Frankreich kam, um Ludwig den Frommen zu krönen. Doch kurze Zeit hierauf mußte er, als einer Unterhandlung mit dem feindlichen Könige Bernhard von Italien verdächtig, die bisherige Gunst seines Kaisers verlieren, und wurde, obgleich er stets seine Unschuld beharrlich behauptete, im Gefängnisse zu Ungers eingekerkert. Dort aber war es, wo er in düsterer Einsamkeit den schönen Hymnus: „gloria, laus et honor tibi sit rex Christo redemptor“ verfaßte, von dem wir noch heut zu Tage bei der Rückkehr von der Palmprozession die schönen Eingangstrophien singen. Wie ihn heut zu Tage die Chorsänger innerhalb der verschlossenen Pforten der Kirche singen und der vor derselben harrende Priester stets die ersten 2 Verse wiederholt: so sang ihn einst Theodulph, nachdem er ihn in heiliger Begeisterung abgefaßt hatte, innerhalb der verriegelten Pforten seines Kerkers, während draußen ihm unbewußt sein Kaiser vorüberging und, gefesselt vom schönen Rhythmus der Verse, erst das gloria, laus et honor in herzlicher Einstimmung nachsang, dann aber den Sänger in Freiheit setzte. Er hinterließ uns nachmals noch 6 Bücher an Gedichten, die besten und herrlichsten seines Zeitalters, wie Fleury bemerkt. Aber auch in Prosa wußte seine Feder der heil. Kirche zu nützen, wie seine 46 capitula ad presbyteros parochiæ suæ, liber de ordine et ratione rituum baptismi; liber de spiritu sancto, herausgegeben zu Paris 1646 von Jakob Sirmondi, bezeugen. Theodulph starb um das Jahr 822 und hatte den gleichberühmten Jonas von Orleans, welchen wir weiter unten aufführen werden, zu seinem Nachfolger. Auch finden wir

XIII. Halitgar Erzbischof von Cambrai und Arras. Er erwarb sich durch seine vortrefflichen Abhandlungen über die Verwaltung des heil. Bußsakramentes ein

bleibendes Verdienst. Unter dem Papste Paschalis ging er zugleich mit Ebbo von Rheims als frommer Gaubensbote zu den Dänen und nach seiner Rückkunft verwendete ihn Ludwig der Fromme zur Gesandtschaft an den Kaiser Michaël Balbus nach Constantinopel; doch diese Reise kostete ihm sein Leben, und er starb auf der Rückkehr im Jahre 830. Seine Schriften *de vitiis et virtutibus; de remediis peccatorum et ordine pœnitentium* lib. V. sind in der *bibliotheca maxima* t. XIV. zu treffen. Ferner

XIV. Eginhard, früher Geheimschreiber Karl's des Großen, späterhin aber Abt zu Gent und Fontenelle, bis er im Jahre 823 selbst das Kloster Seligenstadt erbaute und darin als erster Abt um das Jahr 850 sein Leben endete. Er war ein tüchtiger Mathematiker, sprach fertig Griechisch und schrieb ein dermaßen zierliches Latein, daß man ihm späterhin die in derselben abgefaßte Lebensbeschreibung Karl's des Großen gar nicht zueignen wollte und Vossius auf den Gedanken gerieth, es müsse der neuere Herausgeber dieses Werkes, Hermann Graf von Nuenar, den Styl darin verändert und verbessert haben, bis endlich verschiedene alte Codices und Handschriften, sowie die namhaften Zeugnisse eines Abt Lupus, Sigbert von Gemblach, Adam von Bremen u. a. dem Sueton des neunten Jahrhunderts sein Recht zumittelten. Er hinterließ uns außerdem die *Annalen Pipins, Karl's des Großen und Ludwig's des Frommen*, die jedoch einige einem später lebenden Benediktiner-Mönche zueignen. Ferners sind von ihm noch vorhanden: lib. 4. *de translatione et miraculis S. S. Marcellini et Petri*. Er war nämlich ein großer Verehrer von heiligen Reliquien und seiner Bemühung und Sorgfalt um dieselben ist das Vorhandensein von so manchem Heiligthume zu verdanken, das noch bis zum heutigen Tage im Kaisermünster zu Aachen, über welches er, wie über den Palast daselbst, eine Zeit lang die Aufsicht

führte, unter den sogenannten großen und kleinen Reliquien aufbewahrt wird. Schlußlich sind noch seine 62 Briefe und eine längere epistola ad Lupum abbatem Ferrariensem von ihm zu erwähnen. Gleichzeitig mit Eginhard ist

XV. der schon vorher als Alkuins Schüler erwähnte Amalarius, Bischof der Kirche zu Trier. Er war einer der größten Redner und wurde darum vorerst von Karl dem Großen als Legatus an den griechischen Hof zu Kaiser Michael und späterhin von Ludwig dem Frommen in gleicher Eigenschaft an den päpstlichen Hof zu Gregor IV. abgeordnet. Der Zweck seiner letzten Sendung war, daß er nach der römischen Kirche die gallicanischen Antiphonarien verbessern und mit Zusätzen bereichern könnte. Er schrieb deshalb einen eigenen Commentar unter dem Titel: *de ordine antiphonarii* und späterhin noch 4 Bücher *de officio divino vel ecclesiastico*. Mit ihm zur selben Zeit und zum Theil auch auf gleichem Felde arbeitete.

XVI. Der Erzbischof Agobard von Lyon. Auch er war in der Wiederherstellung der echten altrömischen Antiphonarien (*divina Psalmodia*) sehr thätig; zeichnete sich aber noch verdienstlicher durch seinen Eifer aus, mit dem er aller Art von Superstition und gedankenloser Neußlichkeit entgegentrat, und wofür seine Schriften *de picturis et imaginibus etc.*, *contra iudicium Dei u. a.* das hervorstechendste Zeugniß geben, und wohl auch darthun, daß er in denselben nicht selten auch frommen und unschuldigen Einrichtungen gar zu nahe trat. In seinem Werke: *de dispensatione rerum ecclesiasticarum* schrieb er, als wie wenn er unsere zeitgenössischen Radikalen der Schweiz vor Augen gehabt hätte, gegen den sakrilegischen Raub von Kirchengütern durch die Hände der Laien. Außerdem schrieb er mehrere Werke gegen die Verblendung der Juden, sowie auch gegen die Adoptianer, und

hinterließ nebst einer bedeutenden Anzahl von Briefen, auch noch eine physikalische Abhandlung „de grandine et tonitruibus,“ welche Werke Papyrius Masson als Manuscript auf einem Pergamente bei einem Buchbinder, als er sie eben als Maculatur zerschneiden wollte, auffand und rettete. Agobard starb im Jahre 840. Seine Schriften gab zu Paris anno 1666 Baluzius in den Druck.

Als Mann der Wissenschaft darf

XVII. auch Claudius, Bischof von Turin, nicht übersehen werden, um so weniger, als sich denselben, trotz des Mittelalters, in welchem er lebte, sogar die Protestanten gerne als ihren aufgeklärten Vorläufer zueignen möchten. Uns aber bleibt derselbe nicht seines blinden Eifers gegen den Bilderdienst wegen, worin er so weit ging, daß er die Heiligengemälde und Kreuzbilder aus allen Kirchen seiner Diözese hinauswerfen ließ, sondern vielmehr darum erwähnenswerth, weil er sich als geübter Schriftkundiger durch seine Commentare über die Briefe des heil. Paulus und überhaupt über die meisten Bücher der heil. Schrift ein für seine Zeit nicht unwesentliches Verdienst erwarb; gelegentlich seines Aufenthaltes nämlich am Hofe Ludwig's des Frommen in Auvergne, wo er sich größtentheils mit der Erklärung der heil. Schrift für den heranzubildenden Klerus beschäftigte. Doch ist von seinen exegetischen Arbeiten, wobei er sich vorzüglich an die Erklärungen der heil. Väter und insbesondere Augustin's angeschlossen, nur der einzige Galaterbrief zu Paris anno 1548 im Drucke erschienen. Claudius starb um das Jahr 839.

Ein würdiger Gegenkämpfer dort, wo der vorgenannte auf Abwege gerieth und im unerleuchteten Eifer das Heilige anfiel, war der weise Bischof

XVIII. Jonas von Orleans. Er war ein Mann von höchstem Ansehen, so daß er in kirchlichen Angelegenheiten sehr häufig um Rath befragt und seiner Stim-

me in den damaligen Concilien stets ein großes Gewicht beigelegt wurde. Gegen die aufstauhenden Irrlehrer trat er kräftig in Wort und Schrift hervor, schrieb eine Apologetik für die Bilder gegen Claudius von Turin in 3 Büchern, eine christliche Sittenlehre (*institutio laicorum*) gleichfalls in 3 Büchern, so wie auch ein Buch zur Unterweisung des jungen Königs von Aquitanien, Pipins, eines Sohnes Ludwigs des Frommen. Er starb im Jahre 841. Um dieselbe Zeit lebte

XIX. Hilduin, Abt zu S. Denis, und späterhin, nämlich nach Ablauf seiner Verbannung während des Streites der Söhne Ludwigs mit ihrem Vater, in gleicher Würde zu S. Germain de Prés. Ihm verdankt man die Lebensbeschreibung des h. Dionysius des Areopagiten, die zuerst der gelehrte Galenus anno 1563 zu Löwen herausgab. Er starb im Jahre 842.

XX. Odilpert, Erzbischof von Mailand, welcher dem Pipin, Karls des Großen Sohne, den letzten Trost auf dem Sterbebette spendete, und dann seinem Leichname ein ehrenvolles Grabmahl zu Verona bereitete. Er schrieb auf Kaiser Karls Befehl ein Buch *de sacramento baptismi et ejus zeremoniis*, dessen, so wie auch eines Briefes von ihm und eines andern von Karl an ihn, Mabillon in seinen *Analectis* gedenkt, und auch einige Auszüge daraus mittheilt. Wichtiger noch ist für uns

XXI. Wallafrid Strabo, ein gelehrter Benediktiner, vormals zu St. Gallen, dann aber Abt des Klosters Reichenau (*Augiæ divitis*) auf einer Insel des Bodensees. Er gilt als der Verfasser der: *glossa ordinaria interlinearis*, einer kurzen Erklärung der schweren Stellen der heiligen Schrift, die den nachmaligen Glossatoren zur ersten Grundlage diente. Er entnahm diese Erklärungen durchgehends den Werken älterer Kirchenväter, und schaltete sie zwischen den Zeilen des heil. Textes ein. Als sein vorzüglichstes Werk jedoch nennt Mabillon

sein Buch: de officiis divinis, sive: de exordiis et incrementis rituum eccl. Ferners schrieb er noch 2 Bücher de miraculis S. Galli, die er auch in Versen wiederzugeben anfieng, welches letztere Werk aber unvollendet blieb; eine Lebensbeschreibung des heil. Dithmar, Abtes zu St. Gallen, in Versen; sowie er auch das Leben des heil. Mamas und des heil. Martyrers Mauritius, besang. Er hinterließ endlich eine Erklärung der ersten 76 Psalmen und eine Menge Gedichte, in denen er seine berühmtesten Zeitgenossen, wie seinen Lehrer Rabanus, den Abt Grimaldus zu St. Gallen u. s. w. feierte. Er starb im Jahre 849. —

Wir erwähnen weiters:

XXII. Haymo, Bischof von Halberstadt. Er war von Geburt ein Angelsachse und ein naher Anverwandter des ehrwürdigen Beda. Wir bezeichneten ihn schon vorhin als einen Schüler des gelehrten Alkuin, dem er nach Frankreich (Tours) gefolgt war. Als sein noch berühmterer Mitschüler, der seltene Rabanus Maurus, im Jahre 822 Abt zu Fulda wurde, ward Haymo dortselbst zum Lector theologiae ernannt. Späterhin wurde er als Lehrer nach Corbey und Hirschfeld berufen, und bald hierauf im Jahre 841 zum Bischof von Halberstadt erwählt. Er lebte in diesem heil. Berufe, wie früher als Lehrer, einzig nur seiner Frömmigkeit und den Wissenschaften; und damit er dieß um so ungestörter thun konnte, übertrug er die Administration des Domstiftes dem weltlichen Beamten Rudge. Beim Domstifte selbst legte er eine ansehnliche Bibliothek an, die aber leider im Jahre 1179 zugleich mit der Stadt ein Raub der Flammen wurde. Er lebte nach dem Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller ein höchst heiligmäßiges Leben, stiftete unendlich viel Gutes und gab unter andern durch Anlegung des Klosters zum heil. Wipert zur Gründung der benachbarten Stadt Quedlinburg die erste Veranlassung. Er starb den 27. März 853 und hinterließ über die ganze

heilige Schrift, die einzigen Sprichwörter Salomons und das Buch Ecclesiastes ausgenommen, einen Commentar, größtentheils aus den Vätern zusammengetragen. Auch sind viele Homilien über die Psalmen, den Propheten Isaias, die Apocalyps und die Evangelien vorhanden. Am meisten jedoch wird er wegen seines uns hinterlassenen Compendii historiae ecclesiasticae in 10 Büchern geschätzt, eines Werkes, aus dem die späteren Kirchenhistoriker ihre Ausbeute zu gewinnen suchten. Außerdem schrieb er ein Werk de corpore et sanguine domini, welches nachmals von den Gegnern des Paschasius Radbertus arg mitgenommen wurde; ferner: de sanctis und mehrere kleinere Abhandlungen, deren Trithemius, Cavé und du Pin eine Erinnerung machen. — Nun erst lassen wir, da uns bei der chronologischen Aufeinanderreihung, wo nicht besondere Beziehungen entgegenstehen, die Sterbjahre der Einzelnen leiten, den berühmtesten seines Jahrhunderts

XXIII. den gelehrten Rabanus Maurus folgen. Dieser verdankt seine erste Erziehung dem Kloster zu Fulda, seine vollständige, wissenschaftliche Ausbildung aber dem großen Alkuin. Im Jahre 810 kam er abermals nach Fulda zurück, wurde dortselbst vorerst Rektor der Klosterschule und im Jahre 822 Abt des Klosters selbst. Schon von dort aus zog er durch seine Gelehrsamkeit aller Augen auf sich, und wußte sich durch die schwierigen Zeiten des Kampfes zwischen Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen so gewandt durchzuhelfen, daß er beiden Theilen in vollster Achtung und Gunst verblieb. Er that aber auch Alles, um diesem empörenden Streite von der Wurzel aus ein Ende zu machen und schrieb deshalb den Söhnen Kaiser Ludwigs zu Gehör eigens einen Traktat über die schuldige Ehrerbiethung der Kinder gegen ihre Eltern. Im Jahre 847 wählte ihn das Domkapitel von Mainz zu seinem Erzbischof und zog ihn so gleichsam mit Gewalt aus seiner klösterlichen Einsamkeit hervor. Schon

nach 3 Monaten nach seiner Inthronisirung hielt er zu Mainz eine Synode in den Streitsachen Gotschalks, in welcher auch vorzüglich auf sein Betreiben die Meinung des letzteren verworfen ward. Seine bekannte Härte gegen Gotschalk soll hier weder getadelt, noch auch, was zwar nicht schwer würde, weiter gerechtfertiget werden. Als Kirchenhirt aber zeigte er einen ungemeinen Eifer für den Weinberg des Herrn. Er selbst reiste häufig im Lande herum, Gottes Wort zu predigen, das Volk zu unterrichten, und unter seinem Klerus streng kirchliche Ordnung herzuhalten. Gegen Arme und Nothleidende kannte seine Freigebigkeit keine Gränzen. Er starb im Jahre 859. Man hat verschiedene Ausgaben von seinen umfassenden Werken. Namentlich Georg Colvenerius, Kanzler der Universität zu Douay gab dieselben zu Köln im Jahre 1627 in 6 Foliobänden heraus. Dieser Ausgabe ist auch die Biographie des Rabanus, von einem Schüler desselben, Radolphus, verfaßt, vorangedruckt. Nachmals entdeckte man noch einige Werke dieser Gelehrten, die in jener Sammlung noch nicht aufgeführt waren, z. B. mehrere Gedichte und auch die an der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befindliche Handschrift, ein glossarium Latino-Theoticum seu Francicum der heiligen Schrift enthaltend. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß Rabanus allein eine vollständige Bibliothek geschrieben habe. Er gab einen Commentar über alle Bücher der heiligen Schrift heraus, schrieb viele Homilien, einen Traktat de prædestinatione gegen Gotschalk, schrieb ein umfassendes Werk über die Liturgie: de sacris ordinibus, sacramentis et sacerdotum vestimentis, hinterließ endlich viele ethische Schriften, zahlreiche Gedichte, Briefe und vieles andere, was sich bei Trithemius findet. Seine Bildung war im schönsten Sinne eine universale, wobei er es eben so strenge mit der Wissenschaft, wie mit seinem Leben hielt. — Er wurde lange als der gemeinsame oberste Lehrer der Deutschen und Fran-

fen verehrt, und durch mehr als 400 Jahre lang galt seine Auktorität für eines der unbestrittensten Argumente in wissenschaftlichen Diskussionen. Aus seiner Schule gingen, wie dereinst aus jener Alkuins, die gebildetsten Männer ihrer Zeit hervor, und auf den Stufen der höchsten kirchlichen Würden und der Staatsämter fand man eine Zeit lang nur Schüler des gelehrten Rabanus. Als Schöpfer des deutschen Schulwesens wird sein Verdienst am besten hervorgehoben von Bach in seinem Programm: „Ueber Rab. Maur. als Schöpfer u. Fulda 1835.“

Gleichzeitig ist

XXIV. der sehr gelehrte und wegen seiner zierlichen Schreibart bemerkenswerthe Schriftsteller Servatus Lupus, ein Schüler des Rabanus, nachmals Benediktiner zu Seligenstadt unter dem ersten Abte Eginhard und endlich selbst Vorsteher des Klosters Bethlehem zu Ferrieres in Frankreich. Er stand seines gelehrten Ansehens wegen nicht nur mit Rabanus, Eginhard, Hinkmar und Jonas von Orleans, sondern auch mit dem fränkischen Könige, mit dem von England und dem römischen Papste Benedikt III. in einem zahlreichen Briefwechsel, den uns Balluzius gesammelt und mit Noten versehen anno 1664 herausgegeben hat. Wir verdanken demselben das beste und sicherste Licht über jene dem wissenschaftlichen Forscher so interessante Zeitperiode. Sein Buch: „de tribus questionibus,“ wo er vom Verhältnisse des freien Willens zur Gnadenwahl und namentlich viel vom Erlösungswerthe Jesu Christi handelt und den er auch für die Gottlosen als bezahlt vertheidigt, ist besonders für den Dogmatiker von höchster Wichtigkeit. Er beschrieb auch das Leben des heiligen Wigbert, Abten zu Fritslar, und des heiligen Mariminus, Bischofs zu Trier. Er starb um das Jahr 860.

Gleichfalls ein Zeitgenosse dieser Männer ist

XXV. Der wissenschaftliche Benediktiner Druth-

mar, der wegen seiner seltenen Kenntniß in der hebräischen und griechischen Sprache den Zunamen Grammaticus führte. Er lebte im Kloster zu Corbey an der Somme, starb um das Jahr 860 und hinterließ uns einen reichen Commentar über Matthäus, sowie 2 kurze Erörterungen über die Evangelien des heiligen Lukas und Johannes. Seine Werke sind zuerst zu Straßburg anno 1514 im Drucke erschienen.

Diesem schließt sich als Ordensbruder und als Arbeiter auf gleichem Felde

XXVI. P. Angelom von Luxeu au. Er schrieb einen Commentar über die Genesis und seine enarrationes in IV. libros regum et in canticum canticorum unter dem Titel: „*ερωματα*.“ Sie sind zu Paris und nachmals zu Köln in der „bibliotheca maxima“ der Öffentlichkeit übergeben worden.

Wir haben nun

XXVII. des von den Protestanten gewiß gegen seinen Sinn und Willen belobten und aber jedenfalls sehr gelehrten Paschasius Radbertus zu erwähnen. Er war gleichfalls ein Jünger des heiligen Benedikt und lebte im Kloster zu Corbey, dem er als Abt vorstand. Er lieferte Commentare über mehrere Bücher der heiligen Schrift (in evang. Matthaei lib. XII. & expositio in Psalm. 44) und machte sich der Nachwelt besonders durch seine Lehre von der allerheiligsten Eucharistie bekannt, die er nach allen Consequenzen hin darzustellen suchte und von der wir schon gelegentlich des Rabanus Maurus, als seines schärfsten Censors, ein Weiteres erwähnten. Noch schrieb er 5 Bücher über die Klagelieder des Propheten Jeremias, das Leben der Heiligen: Adelhaid, Ruffin und Valerius, und ein Sendschreiben, das abermals von der dießmal mit Ratramnus geführten Streitigkeit über den heiligen Leib und das heilige Blut des Herrn handelt. Seine Schriften gab Jakob Sirmondi zusammen anno 1618 zu Paris heraus. Mabillon schreibt ihm auch eine Lebensbe-

schreibung des heiligen Abtes Walas (ord. Bened. saec. 4.) zu, und Lukas Dacher will demselben auch die 2 Bücher de partu Virginis, die sonst dem heiligen Ildephons von Toledo zugeschrieben werden, als Verfasser zueignen. Paschasius starb im Jahre 865.

Nach ihm muß

XXVIII. sein kühner Gegenkämpfer *Natramnus* folgen, der seinen Ansichten stets den kräftigsten Widerstand leistete, obgleich er ihm als seinem Abte im nämlichen Kloster im Uebrigen allen Gehorsam und Pflichtschuldete und wohl auch redlich zu leisten pflegte. Sein Traktat de corpore et sanguine Christi gegen *Radbertus* ist weltbekannt geworden und in zahlreichen Ausgaben nicht nur in lateinischer, sondern auch in englischer und französischer Sprache erschienen und gab auch nachmals noch zu vielen Discussionen zwischen den Katholiken und Protestanten Veranlassung. Außerdem schrieb er lib. 4. de nativitate Jesu Christi; contra Graecorum errores; und de praedestinatione gegen *Gottschalk*. — Wichtiger aber und viel bekannter ist:

XXIX. *Hinkmar*, Erzbischof von Rheims. Er ward in seiner Jugend von dem (unter No. 18 von uns erwähnten) Abte *Hilduin* zu St. Denis erzogen. Als *Hilduin* im Jahre 830 auf einige Zeit nach Sachsen verwiesen wurde, begleitete er ihn und blieb in der Verbannung sein einziger Tröster. Im Jahre 845 wurde er auf der Synode *Beauvois* zum Erzbischofe von Rheims erwählt. In solcher Würde wohnte er vielen in selbiger Zeit abgehaltenen Concilien bei und man findet seinen Namen überall oben an, wo es galt, in irgend einem Beschlusse das depositum fidei gegen jedwede Gefährlichkeit, oder auch nur gegen den Schein einer solchen, wie in den Sachen *Gottschalks* und *Paschasius*, zu vertheidigen. Es ist ihm nachzurühmen, daß er aus solchen Controversen stets die rechte Mitte herauszufinden mußte, sowie er sich auch bei allen

Gelegenheiten als einen großen Kenner des canonischen Rechtes erwies. Bei Handhabung kirchlicher Disziplin und bei Ueberwachung der Rechtgläubigkeit zeigte er eine große Strenge, die nicht selten, wie bei Rabanus Maurus, in eine nach unsern Begriffen nicht ganz zu entschuldigende Härte überging. Sogar seines eigenen Betters Hinkmars von Laon schonte er nicht, als er sich einiger von ihm bereits excommunicirter Suffraganen annehmen wollte und sprach gegen ihn sein verwerfendes Urtheil aus. Er starb nach vielen überstandenen Kämpfen, wozu ihn sein Eifer hinriß, im Jahre 882 in der Stadt Espernay an der Marne, wohin er sich zugleich den heiligen Leichnam des h. Remigius zu retten vor den Einfällen der Normänner flüchtete. Hinkmar hinterließ eine Unzahl von Schriften, die einen zum höchsten Interesse für den Historiker, die andern wieder für den Forscher im Bereiche des canonischen Rechtes; aber alle im höchsten Werthe für den Theologen im Allgemeinen. Die bekanntesten darunter sind außer vielen Briefen seine capitula clericis præscripta, die seinen strengen Eifer für Disziplin verrathen und seine tractatus diversi adv. Godeschalcum, über die Prädestinationslehre. Man findet sie alle gesammelt und herausgegeben von Sirmondi in Paris 1645.

Wohl nicht so berühmt, aber mit gleichem Eifer für die Theologie beseelt war

XXX. sein schon erwähnter Better Hinkmar von Laon. Auch er hinterließ uns 6 schätzbare Briefe an Hinkmar, so wie auch eine reclamatio und proclamatio in concilio Tricassino. — Aller Controversen fern, und nur seinem erleuchteten Streben nach Wissenschaft hold, lebte damals

XXXI. der eigentliche erste Volksschriftsteller seines Jahrhunderts Dtfried, Benediktiner zu Weissenburg, einem mehr als 1000 Jahre hindurch blühenden Stifte im Elsaß. Aus des Rabanus Maurus Schule hervorgegan-

gen, machte er sich bald durch seine ausgezeichneten Kenntnisse in der Theologie, Philosophie, sowie durch seine Beredsamkeit und sein Dichtertalent einen auch für unsere Zeit herüber noch merkwürdig genug erklingenden Namen. Er hinterließ uns eine Bearbeitung der heiligen Evangelien in altdentschen Versen, die zuerst Mathias Flaccius 1571 zu Basel herausgab und nachmals Johann Georg Scherzer 1727 nach später noch aufgefundenen Handschriften verbesserte. Es hat also, wie hieraus zu ersehen ist, auch wieder schon der alte Benediktiner = Mönch Otfried des 9. Jahrhunderts, das Evangelium hinter der Bank für die Deutschen herfürgezogen, nichts zu sagen von dem, daß es vorausfänglich gewiß eher noch in deutscher Prosa, als hier erst in deutschen Versen dem deutschen Volke bekannt geworden war. Otfried gilt auch Vielen als der Verfasser der Catechesis theoliscæ, welche zuerst Johann Georg Eccard 1713 zu Hannover ans Licht treten ließ. Er starb um das Jahr 885. (Vergl. Servinus Gesch. der poët. National = Literatur der Deutschen. Leipzig 1835, 1. Band, S. 66.) — Hieher gehört auch

XXXII. D d o, Abt des in der Erzdiözese Paris gelegenen Benediktiner = Klosters Fossat. Er schrieb de translatione reliquiarum S. Mauri abbatis in Fossatense monasterium, welches Werk die Bollandisten den Actis sanctorum zum 15. Jänner einverleibt haben. Einige schreiben ihm auch die Lebensbeschreibung des heiligen Maurus selbst zu, die aber nach Andern vielmehr den viel älteren Monte = Cassiner = Mönch Faustus einen unmittelbaren Schüler des heiligen Benedikt zum Verfasser hat. Er starb zu Ende dieses Jahrhunderts.

Gleichzeitig lebten endlich noch die Historiker, Annalisten und Chroniken = Schreiber:

Theganus, Chorbischof beim Erzbischofe Hectus von Trier, ein noch genauerer Biograph Ludwigs des Frommen, als selbst Eginhard in seinen Annalen (zu fin =

den bei Petrus Bithäus in collectione rerum Francicarum); so wie auch Einhard und Rappert von St. Gallen und der unbekante von uns eingangserwähnte Monachus Sanpallensis. — Am bekanntesten ist durch seine Lebensbeschreibung der Päpste

XXXIII. Anastasius, Priester und Bibliothekar zu Rom († 886). Er lebte als Abt im Kloster der heiligen Jungfrau Maria jenseits der Tiber, wurde vom Kaiser Ludwig II. anno 869 nach Constantinopel gesendet, theils um die Heirat einer Tochter Ludwigs mit dem ältesten Prinzen des Kaisers Basilus Macedo zu stiften, theils aber auch und hauptsächlich um dort dem 8. ökumenischen Concil beizuwohnen und dessen Aktenstücke und Canonen, aus dem Griechischen in's Lateinische übersetzt, mit nach Rom zurück zu bringen. Wir verdanken ihm daher diese schätzbare Sammlung (das 2. Nicänische und 4. Constantinopolitanische Concil enthaltend) sowie das schon erwähnte liber pontificalis oder Lebensbeschreibung der Päpste. Er schrieb ferner eine historia ecclesiastica, sive chronologica tripartita; collectanea de hæresi Monothelitarum, und das Leben des heiligen Johannes des Almosengebers und des heiligen Martyrers Demetrius.

Mehr diesem als dem folgenden Jahrhunderte gehört auch noch

XXXIV. der geschätzte Chronist Regino von Prüm (Regino Prumiensis) an. Er war Abt des genannten in der Diözese Trier gelegenen Benediktiner = Klosters, mußte jedoch diese Würde, wahrscheinlich durch Ränke seiner Neider hiezu bewogen, nach 7 Jahren wieder abtreten. Er starb im Jahre 908 und hinterließ uns seine höchst schätzenswerthe Chronik von der christlichen Zeitrechnung angefangen bis fast zu seinem Sterbjahre (907), die auch nachmals von einer andern Hand, aber nur bis zum Jahre 972 noch fortgesetzt wurde. Vorzüglich werden in jenem Gedenkbuche die hervorragendsten

Thaten der Franken und der deutschen Völker angemerkt und hervorgehoben, und ist nach einer schon früher (im Jahre 1583) zu Frankfurt geschehenen Drucklegung, im Jahre 1609 zugleich mit der *Chronica Urspergensis* zu Straßburg am vollständigsten erschienen. Er schrieb auch einen Traktat: „*de disciplinis ecclesiasticis et de religione Christiana*,“ in welchem er eine möglichst vollständige Sammlung bestehender Kirchengesetze zu geben suchte, und sich zu dem Zwecke nicht nur der griechischen, zahlreichen afrikanischen, spanischen, französischen und der für ihn am neuesten deutschen Concilien = Akten bediente, sondern auch die päpstlichen Dekrete von Siricius bis Hormisdas aufführte und sich endlich auf den Codex Theodosianus, auf die Statuten Karls des Großen und seiner Nachfolger, sowie auf einschlägige Schriften griechischer und lateinischer Kirchenschriftsteller berief. Dieses für kanonistische Forscher höchst schätzbare Sammelwerk gab zuerst Joachim Hildebrand zu Hellmstädt aus einem in der dortigen Bibliothek vorgefundenen Manuscripte (1650) in den Druck und bald darauf (1671) gab es Stephan Balucius auf's neue mit gelehrten Anmerkungen versehen heraus. Endlich soll von ihm noch in der Bibliothek zu Bremen eine *epistola de harmonica institutione*, bei welcher sich ein für das ganze Jahr eingerichtetes *lectionarium* befindet, im Manuscripte liegen, das erst noch auf die Drucklegung wartet.

Bevor wir dem vollgedrängten Gelehrteneyklus dieses Jahrhunderts die Königskrone in Alfred dem Großen aufsetzen, wollen wir

XXXV. den großen unter dem Namen Johannes Erigena Skott bekannten Lehrer vorausgehen lassen. Er war ein Irländer (*Erigena id est Hybernus*, bemerkt Fleury), obgleich ihn einige für einen Schottländer und wieder andere für einen Engländer ausgeben. Doch gleichviel für uns, welches Land sich seiner Wiege rühmen mö-

ge, gewiß ist es, daß sich seiner die Wissenschaft, die er als seine wahre Mutter anerkannte, als eines echten Sohnes und getreuesten Verehrers zu rühmen hat. Unter Karl des Kahlen Regierung kam er nach Frankreich, und wurde von demselben seines wunderbaren Talentes und Scharfsinnes wegen in solcher Verehrung und Freundschaft gehalten, daß der Frankenkönig mit ihm nicht nur seinen Tisch, sondern auch seine Schlafkammer theilte. Nach des großen, königlichen Gönners Tode (877) wanderte Grigena zum gleichzeitigen, nicht minder großen königlichen Mäzenaten, zu König Alfred nach England, der ihm zum Lehrer der Geometrie und Astronomie an der Universität Oxford bestellte. Nachdem er aber dort gar bald in unangenehme Streitigkeiten verwickelt worden war, begab er sich nach Malmesbury und legte dortselbst eine Akademie an. Allein auch auf dieser Akademie gelangte er seiner allzugroßen Strenge wegen in eine neue Zwistigkeit mit seinen eigenen Schülern, denen er auch, und zwar mit zahlreichen Federmessern erstochen, unterlag anno 883 oder 886.

Sein gelehrtes Ansehen war so groß und sein frommer Wandel so musterhaft, daß ihn anfangs sogar das römische Martyrologium in sein Verzeichniß aufnahm, obgleich man sich späterhin (160 Jahre nach seinem Tode) bei genauerer Prüfung seiner Schriften veranlaßt sah, ihm den Platz auf jenem Ehrenbuche wieder räumen zu lassen. Von seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit und bewunderungswürdigen dialektischen Gewandtheit geben folgende bis zu uns herabgelangte Schriften Zeugniß: *Libri 5. de divisione naturarum*, ein philosophisches Werk; *liber de prædestinatione* gegen Gotschalk; *versio latina operum Dyonisii Areopagitæ* und endlich ein Buch *de corpore et sanguine Christi*, das ihn eben der Heterodoxie verdächtig machte, aber nicht mehr bis auf unsere Zeiten herabgekommen ist. Ueber Grigenas Verdienste und über

die Stellung seiner Schriften zur echten Philosophie und zur reinen katholischen Lehre drückt sich Alzog in seiner Universalgeschichte der christlichen Kirche 1. B. S. 495. 3. Aufl. in folgender Weise aus: „Grigena war der erste der Abendländer und noch 3 Jahrhunderte hindurch der Einzige, der, über die Gränzen der Logik und Dialektik hinauszureichend, metaphysische Grundlagen für den Bau eines zusammenhängenden philosophischen Systems verwandte. Im ersten Buche seines Hauptwerkes spricht Grigena von einer göttlichen Metapher, und hebt bestimmt hervor, daß durch diese Manches, was an sich nur der Creatur gelte, auf Gott bezogen werde, was vermieden werden würde, wenn man (worauf sein Bestreben, indem er über Dionysius Areopagita hinausgeht, vorzüglich gerichtet ist) die eigentlichen und uneigentlichen Redeweisen genau und bestimmt unterscheidend sich der ersteren bedienen würde. Indem man dieses übersah, wurde ihm fast allgemein ein pantheistisches System vorgeworfen. Aber es ist von ihm der innerliche und permanente Unterschied des göttlichen Wesens von seiner Offenbarung, welche die Welt ist, bestimmt festgehalten, Gott als über der Welt stehend vor den Menschen ein persönliches Bewußtsein, wie dem Menschen Freiheit des Willens und zwar im konsequenten Systeme zugeschrieben. Der Satz: Gott werde in Allem, und er werde Alles, heißt dem Grigena: Gott offenbart sich in Allem, oder Alles, was geschaffen ist, sei Offenbarung Gottes. Obgleich er mit den berühmtesten Philosophen des Alterthums, allen großen Kirchenlehrern der früheren Jahrhunderte innigst vertraut war, übten doch unter den Griechen: Gregor von Nazianz, Gregor von Nissa und Basilius der Große auf die Darstellung der Christologie, die Lateiner: Ambrosius, Augustinus auf seine Ansichten von Gnade und Prädestination besonders ein, während der von ihm verherrlichte, große und

göttliche Offenbarer „Dionysius Areopagita, wie der Mönch Maximus Confessor und theilweise auch Boëthius seiner Theologie die wesentliche Form und ganze Eigenthümlichkeit bestimmten. In Ansehung der Philosophie und namentlich des Verhältnisses des Glaubens zum Wissen an Augustinus sich anschließend, huldigte er dem Grundsatz, daß der Glaube dem Erkennen vorangehe, daß aber durch das Erkennen der Glaube zu seiner nothwendigen Entwicklung komme, und in seiner Unmittelbarkeit sich aufhebe. Also schon der alte Erigena Skott bezeichnet in dieser Auffassung den Standpunkt, auf den sich die neuerlichst aufgetauchten Hermesianer stellen, als einen unhaltbaren und falschen, aus dem nur eine gänzliche Verwirrung der Begriffe dem spekulativ theologischen Lehrsystem erwachsen würde. Nach Erigena geht der Glaube, das gläubige Hingeben an die gegebene Auktorität, mit einem Worte, die Erziehung dem Erkennen voran, und es liegt im Menschen, in seiner Vernunft allerdings die Befähigung zum Erkennen, aber nicht die wirkliche Bethätigung desselben ohne vorausgegangene Anerkennung des ihm als von einer competenten Auktorität herrührenden Beigebrachten und Gegebenen. Erigena macht noch nicht nach Art jener Verwirrer und wohl auch mancher, die sich sonst optima fide auf dem katholischen Gebiete bewegen, zwischen heilige Schrift, Tradition, Kirche und Vernunft, als ebenso vielen Erkenntnißquellen der Religion, das Gleichheitszeichen, sondern ihm sind die durch den Mund des kirchlichen Lehramtes überkommene Schrift und Tradition die Geberin und die menschliche Vernunft erst die Empfangsnehmerin eben jener göttlichen Gabe des Himmels, der Religion, wobei es dann allerdings die Vernunft bis zum Erkennen, Wissen, erfassen und in seiner Funktion fortbilden kann, so daß sie allerdings in gar mancher Religionsfrage zu sagen berechtigt wird — ich glaube sie nicht mehr, ich weiß, ich erkenne, ich durch-

bringe sie. Doch wir sind mit Goethes Philosophie ganz einverstanden, wollen die Vernunft keineswegs als einen bloßen Satz betrachten, in den man die transcendenten Ideen nur hineinwerfen dürfe“ etc. „Origena legte,“ fährt Alzog weiter fort, „nicht nur entschieden den Grund zu der späteren Scholastik und Mystik, sondern prägte beider Charaktere und Hauptthätigkeit schon ganz bestimmt aus; ja, eine große Weissagung für die Zukunft, zeichnete er dieser bereits die hauptsächlichsten Lebensfragen, deren Verbindung der Scholastik mit der Mystik, die in dem Stifter über die Universalien festzuhaltende und festgehaltene Art des Realismus vor. Aber selbst bei diesem beglückten divinatorischen Wirken blieb der große Lehrer nicht von großen Verirrungen frei. Indem sein Geist bei der Darstellung des Ueberflüthlichen mit dem Ausdrücke zu ringen hatte, wurde er seinem Prinzip: „überall eigentliche und uneigentliche Redeweise in göttlichen Dingen bestimmt zu unterscheiden,“ oft untreu, brachte Verwirrung und Mißverständnisse hervor, wurde der Vorgänger von Berengars Häresie in der Abendmahlslehre, und gab indirekt Veranlassung zu den späteren unwahren Lehren über das Verhältniß des Glaubens zum Wissen, über die Natur des Bösen, über die göttliche Prädestination und besonders noch über die Beziehung Gottes zur Welt. Aus der letzteren entwickelten spätere Ausleger ein bestimmt ausgeprägtes pantheistisches Prinzip.“

Neben Origena stand Mannon, der den Timäus des Plato übersetzte. Ihnen gesellten sich viele edle Flüchtlinge aus England wegen der Raubzüge der Dänen und aus Griechenland, flüchtig durch die Verfolgung wegen der Bilder, in Frankreich bei. — Als sein vorzüglichster Gegner trat insbesondere

XXXVI. Prudentius, ein geborner Spanier, nachmals Bischof von Troyes auf und stellte seiner in 19 capita vertheilten Abhandlung de prædestinatione eine an-

dere mit gleichfalls 19 Kapitel entgegen, indem er ihm pelagianische und origenistische Irrthümer nachzuweisen suchte. Er schrieb auch die Annalen S. Bertini (†861). Endlich ist aus dieser Zeit noch

XXXVII. Usuardus, bekannt als der Verfasser eines jetzt noch vorhandenen und von der römischen Kirche durch einen langen Gebrauch geheiligten Martyrologiums, welches zuerst mit Anmerkungen von Joannes Molanus zu Löwen 1568 im Drucke erschien. Usuard wird von einigen für einen Benediktiner aus dem Kloster Saint Germain de Près zu Paris gehalten, während ihn andere für einen Fuldenfer ausgeben.

XXXVIII. Auch Petrus aus Sizilien kann noch hieher gezählt werden, obgleich er in griechischer Sprache schrieb. Er lebte um das Ende des Jahrhunderts und kam unter Basilius dem Mazedonier nach dem Oriente, nämlich nach Armenien, um dort Gefangene auszulösen. Dort schrieb er zu Tibrica eine Geschichte der Manichäer unter dem Titel: „de varia et stolidia Manichaeorum haeresi,“ die zuerst Baronius fragmentarisch in seine Annalen einrückte, bis Matthäus Nader sie endlich vollständig, griechisch und lateinisch, zu Ingolstadt 1604 ans Licht treten ließ.

Wir schließen das 9. Jahrhundert

XXXIX. mit Alfred dem Großen, König von England. Schon gleich beim Antritte seiner für die Religion und Wissenschaft so segensvollen Regierung, in der er als der 4. Sohn Edelmwulfs seinem Bruder Ethelred 871 folgte, zog ihn sein stets nach dem kirchlichen Ziel-punkte strebender Sinn nach Rom, um sich dort vom Nachfolger des heiligen Petrus, Hadrian II., die Krone segnen zu lassen. Er hatte einen harten Kampf zu bestehen, bis er sein Volk von den Fesseln zeitlicher Knechtschaft befreite; noch mehr aber ließ er sich die geistige Emancipation desselben angelegen sein, und, wie ihm jenes gelang, so

segnete Gott auch diese Bemühungen des gleich ausgezeichnet frommen als gelehrten Fürsten. Nachdem er den Sieg über die heidnischen Dänen errungen und ihrem Könige Sitro das heilige Taufwasser gereicht hatte, das ihm den Namen Ethelstan gab, suchte er sein erweitertes Reich von Innen durch Anpflanzung der heiligen Wissenschaft zu kräftigen und zu heben. Er stiftete überall Schulen und errichtete die nachmals so berühmt gewordene Universität zu Oxford, von welcher noch heute zum andertenmal das rechte Licht über das nachmals vom Irrglauben umnachtete England wieder die erste Morgenröthe auszustrahlen scheint. Zur Erreichung seines hochedlen Strebens zog er viele Gelehrte aus Frankreich herbei, worunter der vorgenannte Johannes Crigena Skott. Und er selbst ist wohl persönlich der erste und beste Lehrer seines Volkes geworden. „Mitten im Getöse der Waffen,“ sagt Malmesbury, „gab er seinen Soldaten Vorschriften, die sie zu guten Kriegern und guten Christen bilden sollten.“ Er selbst war in der Grammatik, Philosophie, in der Redekunst, Dichtkunst und Geschichte, ja selbst in der Musik, Geometrie und Baukunst nicht nur wohl erfahren, sondern einer der hervorragendsten in jedem Fache. Täglich wendete er 8 Stunden auf Lesen, Schreiben, Diktiren und — Beten an. Er übertrug die Kirchengeschichte des heiligen Beda und die des Drosius, so wie auch das berühmte Buch des Boëthius: „vom Troste der Philosophie, die Pastoralregeln Gregors des Großen, viele Psalmen und Auszüge aus des heiligen Augustins Werken, für die Bildung seines Volkes in die angelsächsische Sprache. Die Bischöfe: Pfliegmond von Canterbury und Werfrict von Worcester unterstützten den König bei diesem edlen, volksbeglückenden Streben. Er schrieb manigfache Vorschriften und Satzungen, die eben so sehr seinen erleuchteten Geist, als sein frommes Gemüth offenbarten. Der große König ging mit seinem großen und schönen Jahrhundert zu Grabe, er starb im Jahre 900.

Nicht ohne einige Betrübniß scheiden wir nun vom 9. Jahrhunderte, da wir uns selbst kaum zutrauen, im nächstfolgenden 10., wohl dem trübsten aus allen, einer eben so ergiebigen und so erfreulichen Ausbeute entgegen hoffen zu können. Der Nachhall, den Karl der Große durch seinen weithin erschallenden Aufruf zu den Wissenschaften zu Stande gebracht hatte, fing nun, und zwar zunächst am kaiserlichen Hofe seiner Nachfolger selbst, an, allmählig mehr und mehr zu verklingen. Selbst die meisten Bischofsstühle schien eine Zeit lang die Geistesgabe der Wissenschaft gänzlich verlassen zu haben — aber die heilige Kirche selbst, die sie stets am treuesten und wärmsten gepflegt und genährt hat, verließ sie dennoch nicht. Denn war ihr Hort im verflossenen Jahrhunderte zumeist an den Höfen der Könige, der geistlichen und weltlichen Fürsten, so sind es dießmals die stillen Hallen der Klöster, wo sie noch eine gastliche Aufnahme und treue Pflege fand, so daß wir auch dieses Jahrhundert kein an geistiger Kultur verkommenes und seinen wissenschaftlichen Boden kein gänzlich verbrachtes Feld zu nennen bemüht werden. Seit uns Christus, das in seiner heil. Kirche ewig fortdauernde Licht der Welt, erschienen ist, geht uns auch das Licht der Wahrheit und der heil. Wissenschaft nimmer verloren und erscheint es auch zuweilen unter den Scheffel gestellt, so ist und war es immer und immer wieder die Kirche, die es hervorhob und auf den Leuchter stellte. So auch im *κατ'εξοχην* als fünfter bezeichneten 10. Jahrhunderte. Kein Fürst und kein mächtiger Herr schien sich mehr um den glücklichen Besitzthum der Wissenschaften in seinem Reiche zu bekümmern, denn die Zeit war mit rohen Stürmen und mit Szenen aller Art Schreckens erfüllt; da ließ die Kirche ihr sanftes Licht aus den stillen Zellen der Klöster hervorstrahlen, und gerade in diesem Jahrhunderte finden wir die Abtei zu St. Gallen und das so bedeutungsvolle Clugny (seit 910) in einer Thätigkeit begriffen, die das zu ersetzen schien, was unterdeß die Höchsten der Welt und ganze Völker vernachlässigten.

[Fortsetzung folgt.]

IV.

Der Gebrauch des geweihten Wassers in der katholischen Kirche.

I.

Wenn wir in das Haus Gottes eintreten, so ruft uns, bevor wir unsere Schritte zu dem Altare richten, wo das Allerheiligste aufbewahrt wird, jenes wohlbekannte Gefäß mit dem geweihten Wasser zu sich, uns gleichsam mahnend, auf unsere Heiligung bedacht zu sein, weil der Ort, an dem wir stehen, eine heil. Stätte ist: „Locus, in quo stas, terra sancta est.“¹⁾

Als eine sehr weise Anordnung müssen wir es erkennen, daß diese Behältnisse bei den Eingängen in unsere heil. Tempel angebracht sind, indem wir hiedurch als Schuldbeladene gemahnt werden, das Beispiel des reumüthigen Publikans²⁾ nachzuahmen, wenn die Gebete, die wir hier verrichten, und die Opfer, die wir darbringen wollen, dem Allerhöchsten wohlgefallen sollen. Wer mit solchem Sinne in das Haus des Herrn kommt, der darf durch das Besprengen mit dem geweihten Wasser einen besonderen Beistand von Oben vertrauensvoll erwarten.

Nach den Beschreibungen der Kirchen aus den ersten Zeiten befanden sich vor den Thüren dieser zur Feier des Gottesdienstes bestimmten Gebäude unter freiem Himmel Behältnisse, in welche Wasser geleitet wurde, und worin die Gläubigen vor ihrem Eintritte in die heil. Versammlung die Hände zu waschen pflegten.³⁾ Hier-

1) Exod. III. 5. —

2) Luc. XVIII. 13. —

3) Bona. Rer. liturg. libr. 1. cap. 20. §.

über berichtet Eusebius in seiner Kirchengeschichte: „Fontes ex adversa fronte templi proficientes, aqua redundantes positi, quibus omnes, qui in sacros templi ambitus introeunt, sordes corporum abluant, qui fontes sacrosancta baptismatis lavacra repraesentant.“¹⁾

Man hatte hierin den alttestamentlichen Cultus nachgeahmt. In dem Vorhofe des heil. Gezeltes war ein Wasserbecken, worin Aaron und seine Söhne Hände und Füße waschen mußten, bevor sie in das Heiligthum eintraten, um bei dem Altare Räucherwerk dem Herrn zu opfern, was für Alle, die den heil. Dienst zu besorgen hatten, zum immerwährenden Gesetze gemacht war.²⁾

Selbst bei den Heiden finden wir den Gebrauch, die in den Tempel Eintretenden, die Opfer und die Opferstätte mit einem eigenen Wasser — Aqua lustralis genannt — zu besprengen. Davon schreibt Ovid:

„Spargit aqua captos lustrali Graja sacerdos.“³⁾

Was die Heiden mit diesem Wasser andeuten wollten, das zeigt schon der Name an, den sie demselben gaben: „Aqua lustralis“ Reinigungs- = Sühnungs- = Wasser. Sie fühlten es lebhaft, daß man nur in reinem Zustande sich der Gottheit nähern und ihr Opfer bringen dürfe, was sie durch jenes Wasser zu erreichen suchten. So pflegten sich nach dem Zeugnisse Herodots die Aegyptier und die Griechen wiederholt zu waschen, wenn sie in die Tempel gingen; das thaten auch die Römer, wie es Tibullus besingt:

„Casta placent Superis; pura cum veste venite,
Et manibus puris sumite fontis aquam.“⁴⁾

Was die Kirche mit dem Aufstellen der Wasserbe-

1) Libr. 10. cap. 4.

2) Exod. XXX. 18 — 20.

3) Libr. 3. de Ponto.

4) Eleg. 1. libr. 2.

hältniſſe an den Eingängen zu den heil. Tempeln beabſichtigte, darüber werden wir aus den Schriften der heil. Väter vollſtändig belehrt. Der heil. Johannes Chryſoſtomus macht in ſeinen Homilien häufige Erwähnung von dem Gebrauche, bei dem Eintritte in die Kirche die Hände zu waſchen; und in einer derſelben ſtellt er mit dieſer Reinigung durch das Waſſer noch eine andere Art von Reinigung zum Eintritte in das Haus des Herrn in Vergleich, nämlich das Darreichen von Almosen an die bei den Kirchenthüren aufgeſtellten Armen. „Gleichwie es gebräuchlich iſt — ſagt dieſer heil. Patriarch — bei den Eingängen zu den Tempeln Brunnen zu haben, damit diejenigen, welche hier Gebete verrichten wollen, ihre Hände zuerſt reinigen, und dann zu Gott im Gebete erheben: ſo haben unſere Vorfahren an der Stelle der Waſſerbehältniſſe die Armen vor die Thüren geſtellt, auf daß wir nicht minder, wie wir unſere Hände mit Waſſer abwaſchen, früher durch Wohlthätigkeit unſere Seele reinigen, und dann erſt unſere Gebete darbringen.“¹⁾

Das Waſchen der Hände vor den Kirchenthüren erinnerte demnach die Gläubigen an die innere Reinigkeit, mit der ſie zu Gott in ſeinem heil. Hauſe beten ſollten, weßhalb Tertullian den Chriſten verweiſend zuruft: „Quæ ratio eſt, manibus quidem ablutis, ſed ſpiritu sordidato orare?“²⁾

Später finden wir ein eigenes Gefäß mit geweihtem Waſſer beim Eingange in die Kirche, womit die Gläubigen zur Sühnung geringerer Sünden im Angeſichte ſich beſprengten, unter Bildung des heil. Kreuzzeichens.

Aber welch' ein Unterſchied iſt zwiſchen dieſem Waſſer, und zwiſchen jenem, das wir bei den Opfern der

1) Serm. 25 de verbis Apostoli; inter homilias de diversis Novi Testamenti locis.

2) Libr. de Oratone. cap. 11.

Heiden, und selbst zwischen dem, das wir im Tempel zu Jerusalem treffen? Bei uns ist dieses Wasser kein bloßes Symbol der Reinigung, sondern es ist ein Sakramente, dessen heiligende Kraft sich auch da wirksam zeigen wird, wo man es mit gläubigem und frommem Sinne gebraucht.

Anastasius führt hierüber in dem Leben des Papstes Alexander des I. (121 — 132.) aus dessen Briefe „ad omnes Orthodoxos“ Folgendes an: „Wir segnen Wasser mit Salz vermischt für das Volk, damit mit demselben Alle besprenget, geheiligt und gereinigt werden; und befehlen, daß auch alle Priester dieses thun sollen. Denn wenn die Rühfäse mit Blut besprenget das Volk heiligte und reinigte¹⁾, um so vielmehr reiniget und heiligt das selbe das mit Salz vermischte, und mit göttlichen Gebeten geheiligte Wasser. Und wenn die Unfruchtbarkeit des Wassers dadurch geheilt worden ist, daß es der Prophet Elisäus mit Salz besprenget hat,²⁾ um wie vielmehr wird dieses, nachdem es durch göttliche Gebete geheiligt worden ist, die Unfruchtbarkeit der menschlichen Dinge hinwegnehmen, die Verunreinigten heiligen, reinigen und säubern, und alle Güter vermehren, die Nachstellungen des Teufels abwenden, und die Menschen vor den betrüglichen Vorstellungen beschützen? Denn wenn wir nicht zweifeln, daß durch die Berührung des Saumes an dem Kleide des göttlichen Erlösers die Kranken geheilt wurden, wie vielmehr werden die Elemente durch die Kraft seiner heil. Worte von Gott geheiligt, dadurch der gebrechliche Mensch die Gesundheit des Leibes und der Seele erlangt. Da wir nun diese und andere Erblehren bekommen haben, so habet Acht, ihr Priester des Herrn! auf die Wünsche eines Jeden, und

1) Numeri. cap. XIX.

2) Libr. IV. Reg. cap. II. 19. 22.

seid daran, daß ihr in Kraft des heil. Geistes durch göttliche Gebete vermöge des euch von Gott ertheilten Amtes alle diese Wünsche erfüllet; und heiliget die Elemente, sowohl jene, wovon ich eben geredet habe, als die übrigen, die zu göttlichem Gebrauche tauglich, und den menschlichen Schwachheiten nothwendig sind.“¹⁾ Eben so ermahnt der heil. Cyrillus von Jerusalem, daß man dieses Wasser nicht wie ein gewöhnliches gebrauchen soll; denn es werde durch dasselbe der Seele dessen, der sich damit am Leibe besprengt, eine geistliche Gnade ertheilt, daß er gereiniget im Herzen zu Gott hintrete.²⁾

Diese heiligende Kraft erhält das Wasser durch die Weihe, wodurch es zu kirchlichem Gebrauche bestimmt wird.

II.

Das geweihte Wasser ist ein Sakramentale, dessen Gebrauch in Verbindung mit dem Kreuzzeichen bei den heil. Handlungen am häufigsten vorkommt. Daher nimmt auch die Weihe des Wassers im römischen Missale und Rituale den ersten Platz ein unter jenen Weihen, deren Bornahme dem Priester zusteht.

In den apostolischen Konstitutionen wird die Einsetzung dieser Weihe dem heil. Apostel Matthäus zugeschrieben mit Angabe einer eigenen hiezu bestimmten Formel,³⁾ so daß die oben angeführte Anordnung des Papstes Alexanders I. nur eine Erneuerung und Erweiterung der apostolischen Institution gewesen wäre.

Wenn auch die Wahrheit dieser Angabe sehr in Zweifel gezogen wird, so läßt sich doch nicht bestreiten,

1) In libro: de Rom. Pontif.

2) Catech. 3.

3) Libr. 8. cap. 35.

daß der Gebrauch des geweihten Wassers schon in den ersten Zeiten von den apostolischen Männern gebilliget worden ist. Vom Anfange des vierten Jahrhunderts kommt das Weihwasser allgemein vor. Daß es zu Zeiten Constantins des Großen gebräuchlich war, bezeuget Epiphanius (Hæres 30.); und der heil. Hieronymus macht davon bestimmte Meldung in dem Leben des heil. Hilarion. Ueberdieß enthalten alle Sakramentarien Formulare für die Weihe des Wassers. In früheren Zeiten scheint zu dieser Weihe das Epiphaniefest bestimmt gewesen zu sein.¹⁾

Später finden wir die Vornahme der Wasserweihe für jeden Sonntag vorgeschrieben, was auch jetzt im römischen Missale angeordnet ist. Durch diese Anordnung der wöchentlich vorzunehmenden Renovation ist zugleich dafür gesorgt, daß das Wasser in der erforderlichen Reinheit erhalten werde. Hievon sind nur zwei Sonntage ausgenommen: der Ofter- und Pfingstsonntag, aber nur für jene Kirchen, wo ein Taufbrunnen ist, wovon weiter unten die Rede sein wird. Uebrigens kann und müßte sogar die Weihe des Wassers selbst an Wochentagen geschehen, wenn es je nothwendig sein würde, sei es, daß die Quantität des geweihten Wassers nicht zureichend gewesen, oder durch Corruption unbrauchbar geworden wäre.²⁾

Gavantus und Merati dringen sehr darauf, daß das Wasser an jedem Sonntage vor der solennen Messe geweiht werde, und tadeln die Gewohnheit jener Kirchen, wo an Sonntagen zur feierlichen Asperision ein an früheren Tagen geweihtes Wasser gebraucht wird.³⁾

Als Ort zur Vornahme der Weihe bezeichnet das Missale die Sakristei, das Rituale die Kirche oder Sa-

1) Binterim — Denkwürdigkeiten 7. B. 2. Th. c. die priesterlichen Segnungen.

2) Rituale Rom. loc. cit. —

3) Tom. I. P. IV. tit. 19. §. 1.

fristei. Wiewohl zur Vornahme einer heil. Handlung ein heil. Ort — wie die Kirche — als der passendste vor allen übrigen zu wählen ist: so kann doch die Wasserweihe an jedwedem, wenn anders nur decenten Orte geschehen.

Zu dieser Weihe ist reines, natürliches Wasser in einem gehörig gereinigten Gefäße in der erforderlichen Quantität, und in einem kleinen Gefäße eine kleine Quantität von weißem, trockenem Salze zu bereiten. Wären mehrere Gefäße mit zu weihendem Wasser bereitet, so würde die Benediction unter Einem über alle geschehen; nur müßte dann die Vermischung des Salzes mit dem Wasser bei jedem Gefäße einzeln vorgenommen werden, unter Wiederholung der Worte: „Commixtio salis et aquæ pariter fiat etc.¹⁾“

Der Priester soll, wenn er die Weihe am Sonntage vor der Messfeier vornimmt, mit der Alba und Stola angethan sein. Die Farbe der Stola ist in diesem Falle die für die Messe dieses Tages vorgeschriebene. Würde aber das Wasser zu einer anderen Zeit geweiht, so ist dabei immer eine blaue Stola zu gebrauchen. Der Priester würde dann nicht mit der Alba, sondern mit einem Superpellicium angethan sein.

Die Weihe besteht in Exorcismen und Gebeten, welche zuerst über das Salz, und dann über das Wasser gesprochen werden, worauf das Salz mit dem Wasser vermischt, und die Weihe mit einem Gebete beschloffen wird.

Mit dem Exorcismus über das Salz beginnt die Weihe. „Der Sauerteig der Sünde — sagt Widmer — hat die ganze Welt durchsäuert, und dadurch dem Teufel die Macht gegeben, in der Finsterniß die Sünde und in der Sünde den Tod zu gebären. Deshalb ist auch die erste Funktion der Sühnung, die

1) Baruffaldus. Comment. ad Rit. Rom. tit. 45. n. 27. seqq.

Finsterniß zu erleuchten, die Sünde zu tilgen, und dem Tode seine Beute zu rauben. Die Kirche geht also gleich und zuerst auf jene teuflische Macht los, welche alles Bösen Veranlassung und erster Urheber ist. Vor Allem wird die verheerende Gewalt überwunden, und dann das Zerbrochene wieder hergestellt.“¹⁾)

Sowie die Kirche überhaupt in ihren Gebeten häufig Wohlthaten und Gnaden, die durch die Allmacht und Güte Gottes den Menschen zu Theil geworden sind, anführt, um damit ihr Vertrauen auszudrücken, mit dem sie die Gewährung ihrer Bitten erwartet: so wird auch in dem Exorcismus über das Salz ein Wunder angeführt, das der Prophet Elisäus zu Jericho gewirkt hat. Nach der wunderbaren Aufnahme des Elias in den Himmel, und nach der gleichfalls wunderbaren Rückkehr des Elisäus über den Jordan, kommt dieser Prophet in die Stadt Jericho. Da er aus dem Munde der Bewohner dieser Stadt die Klage vernimmt, daß sie wegen des ungesunden Wassers, das sie genießen mußten, mancherlei Leiden zu erdulden hätten: läßt er sich ein neues Gefäß bringen, gibt Salz in dasselbe, geht zu dem Wasserbrunnen, wirft das Salz im Namen des Herrn hinein; und das Wasser ward gesund, so daß alle Uebel, die es veranlaßt hatte, aufhörten.²⁾)

Im Vertrauen auf die göttliche Macht, die sich hier auf eine so wunderbare Weise gezeigt hat, flehet der weiheude Priester in diesem Exorcismus und in dem darauf folgenden Gebete zu Gott, daß dieses Salz zum Heile derer, die da glauben, umgeschaffen werde, und Allen, die es gebrauchen, zur Wohlfahrt des Leibes und der Seele gereiche; von dem Orte, der damit besprengt wird,

1) Von dem Wesen, der Bestimmung und Anwendung der Sacramentalien in der katholischen Kirche.

2) Libr. IV. Reg. II. 19 — 22.

fliehe jede Erscheinung und Bosheit, oder Verschlagenheit teuflischer List, und jeglicher unreiner Geist. Der Herr wolle es nach seiner Guld segnen und heiligen, auf daß es Allen, die es empfangen, zum Heile des Leibes und der Seele diene, und Alles, was immer mit demselben berührt und besprengt worden ist, von jeder Unreinigkeit, und von aller Anfechtung des Geistes der Bosheit frei sein möge.

Auf ähnliche Weise wird hierauf ein Exorcismus und ein Gebet über das Wasser gesprochen, auf daß es die Kraft erhalte, zu verscheuchen alle Macht des Feindes, und den Feind selbst gänzlich zu vernichten und auszurotten, mit allen seinen abtrünnigen Engeln, durch die Allmacht unsers Herrn Jesu Christi. Der Herr wolle über dieses zu vielfachen Reinigungen bestimmte und bereitete Element die Kraft seiner Segnung ausgießen, auf daß es die Wirkung göttlicher Gnade empfangen zur Ueberwältigung der bösen Geister und Verscheuchung der Krankheiten. Was immer in den Häusern, oder an anderen Orten der Gläubigen mit diesem Wasser besprengt werde, möge von aller Unreinigkeit frei sein, und von allem Schädlichen bewahrt bleiben. Es lasse sich da nicht nieder der Hauch bössartiger Seuchen, nicht verderbliche Luft; weichen sollen alle Nachstellungen des Feindes, der im Verborgenen lauert, und was entweder der Sicherheit der Bewohner gefährlich, oder ihrer Ruhe entgegen ist, soll bei der Besprengung mit diesem Wasser fliehen, damit der durch Anrufung des Namens des Herrn erlangte Wohlstand gegen alle Anfechtungen geschützt sei.

Nun wird zu drei Malen das Salz in das Wasser gestreut in Form des heil. Kreuzzeichens mit den Segnungsworten: „Daß diese Vermischung des Salzes und des Wassers geschehe im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heil. Geistes.“

In dem folgenden Gebete, welches die Weihe be-

schließt, steigert sich der Affect im inbrünstigen Flehen zu Gott, der der Urheber unbeflegter Kraft, und König eines müüberwindlichen Reiches ist, immer herrlich, und groß im Siege und Triumphe; der die Kräfte der widerstrebenden, feindseligen Herrschaft niederschlägt, die Wuth des brüllenden Feindes überwältiget, die Bosheit des Feindes mächtig besieget. „Mit Zittern und Demuth — ruft der betende Priester — flehen wir zu Dir, o Herr, und bitten Dich, daß Du dieses Salz und Wasser gnädig ansehen, durch Deine Güte verherrlichen, und durch den Thau Deiner Gnade heiligen wollest: damit, wo es immer ausgesprengt wird, durch Anrufung Deines heil. Namens jede Anfechtung des unreinen Geistes vertrieben, der Schrecken vor der giftigen Schlange weit entfernt, und der Beistand des heiligen Geistes uns, die wir um Deine Barmherzigkeit flehen, überall zu Theil werden möge.“

Werfen wir nun noch einen Blick auf diese Weihe, und betrachten wir die hiezu bestimmten Elemente und ihre Verbindung unter dem heil. Ritus, um die volle Bedeutung davon aufzufassen.

Das Wasser, nach der heil. Schöpfungsgeschichte das Urelement der Erscheinungswelt, über dem der Geist Gottes schwebte, aus dem Himmel und Erde gemacht sind, und in dem sie durch Gottes Wort bestanden,¹⁾ mit dessen Substanz Gott die größten Geheimnisse zum Heile des menschlichen Geschlechtes verbunden hat:²⁾ dann das Salz, das der Zerstörung widersteht, indem es der Fäulniß wehrt; das die Speisen genießbar und schmackhaft macht, und dabei die nothwendigste und einfachste Würze

1) II. Petr. 3, 5.

2) „Deus, qui ad salutem humani generis maxima quaeque Sacramenta in aquarum substantia condidisti. Missal. Rom. Benedictio aquae.“

bildet: das sind die bedeutungsvollen Elemente dieses Sacramentales.¹⁾

Treffend schreibt hierüber Quarti: „Aqua a sordibus mundat, sal putredinem fugat; aqua nitorem praebet, sal adhibet sinceritatem. Aqua foecundat, sal a corruptione praeservat. Aspersione igitur aquae lustralis monentur fideles, ut aqua lacrymarum seu compunctionis animam a sordibus peccatorum mundent, et sale timoris Domini putredinem malitiae fugent. Petant a Deo aquam gratiarum, qua foecundentur virtutibus, et salem sapientiae, quo a corruptione praeserventur.“
Dann fügt er bei, daß das Salz früher geweiht wird, als das Wasser, und gibt als Grund hievon an: „Quia per sal intelligitur amaritudo poenitentiae, per aquam vero gratia sanctificans et emundans animam, sive in Baptismo, sive in Sacramento Pœnitentiae. Cum ergo pœnitentia, seu cordis contritio debeat praecedere Baptismum,²⁾ et similiter absolutionem sacerdotis, qua per gratiam fit peccatorum remissio, merito benedictio salis praemittitur benedictioni aquae.“³⁾

Wollen wir die Wirkungen wissen, die wir von dem rechten Gebrauche des Weihwassers zu hoffen haben: so dürfen wir nur die Weihungsgebete aufmerksam erwägen. Das geweihte Wasser soll ein Heil = und Schutzmittel sein für den ganzen Menschen: für Leib und Seele. Dieses Wasser soll den Teufel und dessen Auffälle vertreiben, das Gemüth zum Gebete und zur Andacht bereiten, die Gnade und den Beistand des heil. Geistes erwerben, und Alles entfernen, was der Gesundheit und der

1) Widmer, loc. cit. —

2) In adultis.

3) De benedict. tit. 3. Sect. 1. Praeludio. 2. — Ex Raban. de Institut. Cleric. lib. 2. cap. 55 — et ex Durand. Rationale, lib. 4. cap. 4.

Ruhe der Gläubigen schaden könnte.¹⁾ Es tilget auch die läßlichen Sünden, zwar nicht directe, aber doch mittelbar, in so ferne es in uns kraft der kirchlichen Gebete, die bei der Weihe darüber gesprochen wurden, Neue erweckt, wenn wir uns mit demselben besprengen.

Zwar dürfen wir alle diese Wirkungen nicht als ganz gewiß und unfehlbar erwarten; aber wer das geweihte Wasser mit gläubigem Vertrauen gebrauchet, wird es nie ohne besonderen Nutzen thun. Er hat reichlichen Segen des Himmels zu hoffen. Das Segnungsgebet des Priesters der Kirche Jesu Christi wird bei dem, der eines guten Willens ist, nicht fruchtlos sein. Dem Priester kommt es zu, im Namen des Herrn zu segnen — *Sacerdotem oportet benedicere*, — wozu er bei seiner Ordination feierlich eingeweiht und ermächtigt ward, da der

1) Daher ordnet die Kirche an, daß der Priester, wenn er zu einem Kranken gerufen wird, um ihm die heiligen Sacramente zu reichen, vor Allem den Kranken und das Wohnzimmer mit geweihtem Wasser besprenge, wobei der Commentator zum römischen Rituale die Bemerkung macht: „*Aspersio fit circa lectum infirmi, et postea per totum locum, ubi jacet, ad morbos pellendos et daemones fugandos; valet insuper, ut majori puritate aeger Sacramenta suscipiat.*“ Baruffaldus. *De Communione infirmorum.* tit. 26. §. 19. n. 161. Zu demselben heiligen Zwecke ist in dem Abschnitte: „*De visitatione et cura infirmorum*“ angeordnet: „*Adsit vasculum aquae benedictae, qua aeger frequenter aspergatur*“ *Rit. Rom.* loc. cit. Dieß soll auch öfters geschehen, wenn der Todeskampf eintritt. S. Alphons. de Lig. *Hom. apost. Append.* 2. §. 5. *Monita circa agonem et mortem*: „*Saepius infirmum aqua benedicta aspergat, praesertim si diabolicis tentationibus exagitur, dicendo: „Exurgat Deus, et dissipentur inimici ejus.“* —

weihende Bischof seine Hände mit dem heil. Oele salbte, betend: „Consecrare et sanctificare digneris, Domine, manus istas per istam unctionem, et nostram benedictionem, ut quaecumque benedixerint, benedicantur, et quaecumque consecraverint, consecrentur et sanctificentur in nomine Domini nostri Jesu Christi.“¹⁾)

Beweise von der wunderbaren Kraft des Weihwassers gegen den Teufel und dessen Blendwerke, sowie gegen Krankheiten finden wir in großer Anzahl in dem Leben der Heiligen Gottes, wie z. B. eines heil. Marcellus, Hilarion, Parthenius, Makarius, Germanus, Lupus, Hubert, Willebrod u. a. m.²⁾) Was einstens dießfalls geschehen ist, kann wieder geschehen; denn die Kirche ist noch in dem vollen Besitze der ihr von ihrem göttlichen Stifter verliehenen Gewalt; möchte nur auch bei allen ihren Gliedern jener glaubensvolle Sinn herrschen, wie er uns in so vielen Beispielen aus den früheren Zeiten in einem so strahlenden Glanze entgegentritt! —

In den drei letzten Tagen der Charwoche ist das Weihwasser aus den Gefäßen bei den Eingängen in die Kirchen zu entfernen.³⁾) Doch ist es in einem Gefäße in den Sakristeien aufzubewahren, weil es dann am Charfsamstage zur Weihe des neuen Feuers nöthig ist. —

Die Kirche erlaubt es, daß die Gläubigen das geweihte Wasser in Gefäßen mit sich nehmen, und in ihren Häusern aufbewahren, um mit demselben täglich, und

1) Pontificale Rom. Ordinat. Presbyt.

2) P. Edilbert Mennès, katechetischer Unterricht von den Sacramentalien. loc. cit.

3) In ultimo majoris hebdomadae triduo removendane est a vasis Ecclesiae aqua benedicta? R. Affirmative, ac retinenda consuetudo illam amovendi. Atque ita S. Congregatio decrevit, et servari mandavit. Die 12. Novembris 1831.

zwar öfters, sich selbst, dann auch die Kranken, ihre Wohnungen, die Felder und andere Gegenstände besprengen zu können.¹⁾ Was will die Kirche wohl hiemit anders, als daß durch den frommen Gebrauch des geweihten Wassers von den Gläubigen alle satanischen Versuchungen ferne gehalten werden; daß die göttliche Gnade ihnen zu Theil werde, und der Segen des Himmels ihre Arbeiten begleite. Zugleich sollen aber Alle beim Besprengen mit dem geweihten Wasser hiedurch gemahnt werden, sich eines reinen Wandels zu befleißigen, um nicht in die Gewalt des bösen Feindes zu gerathen.²⁾

III.

Nach Anordnung der Kirche ist die feierliche Asperfusion mit dem geweihten Wasser an jedem Sonntage vor dem Hauptgottesdienste vorzunehmen. Der Priester der die heil. Messe feiern soll,³⁾ begibt sich, angethan mit

1) Rit. Rom. loco. cit.

2) Was die Kirche diesfalls von den Gläubigen wünscht und ihnen empfiehlt, das soll um so viel weniger bei dem Priester vermist werden. Daher auch über die Einrichtung des Wohnzimmers des Priesters die Mahnung: „Adsit vas aquae benedictae, non quidem vacuum, sed plenum.“ Sevoy. Geist der Kirche. Anhang. „Monita ad Christi ministros.“

3) Aquae benedictae aspersio in Dominicis debet fieri per ipsum celebrantem, etiam quod sit prima, vel alia dignitas; non obstante contraria consuetudine, quae potius corruptela dici debet, cum sit contra Rubricas Missalis et Caerem.: Ep. libr. 2. cap. 30. n. 1. S. R. C. 27. Novembr. 1632. Aspersio die dominica semper facienda est a celebrante, etiam quando superior celebrat. S. R. C. 16. Novembr. 1649. Nur wenn der Bischof an einem Sonntage feierlich celebriren

der Alba, Stola und auch mit dem Pluviale (jedoch ohne Manipel, die auch die ihm etwa assistirenden Leviten bei diesem Akte nicht zu tragen haben: ¹⁾) zu dem Altare, läßt sich mit seinen Assistenten mit entblößtem Haupte an der untersten Stufe auf beide Knie nieder (was auch in der österlichen Zeit zu beobachten ist), und während er — *extra tempus paschale* — die Antiphon anstimmt: „*Asperges me,*“ besprengt er zu drei Malen mit dem Weihwasser den Altar, in der Mitte, auf der Evangelien-, dann auf der Epistelseite ²⁾). Hierauf bezeichnet er sich mit dem benetzten Aspersorium an der Stirne, stehet auf und besprengt die neben ihm noch knieenden Assistenten.

Nun begibt er sich in das Schiff der Kirche, und besprengt das Volk, wobei er die obige Antiphon, und den ganzen Psalm: *Miserere mei Deus, secundum magnam misericordiam tuam etc.* mit den Assistenten, die zu beiden Seiten das Pluviale erhebend, ihn begleiten,

würde, so unterbleibt diese Asperision mit dem geweihten Wasser. *Cerem. Ep. libr. 2. cap. 31. n. 4.*

Wenn der Bischof zur Feier eines Hochamtes in die Kirche kommt, so wird ihm bei dem Portale von dem Würdigsten aus dem Klerus das Aspergile gereicht; und der Bischof besprengt zuerst sich selbst, dann die Gegenwärtigen. *Cerem. Ep. libr. 1. cap. 15. n. 3.*

- 1) *Merati — Parte. IV. tit. 19. n. 6. juxta Cerem. Ep.*
- 2) Nach herrschendem Gebrauche wird der Antritt zum Altare, und nicht dessen Mensa aspergirt. Wäre auf dem Altare das Allerheiligste ausgesetzt, so unterbleibt diese Asperision des Altars. Denn wenn in diesem Falle am Ende der Messe beim letzten Evangelium der Altar mit dem Kreuze nicht zu bezeichnen ist, so scheint es, daß er um desto weniger zu aspergiren ist. *Gavant. De Rubricis Benedict. Cap. 19. n. 13. Romsee. Opera liturgica tom. 3. pag. 266. seqq.*

mit leiser Stimme abwechselnd betet. ¹⁾ Nach vollendeter Besprengung kehrt er zum Altare zurück, wo er nach Voraussendung der Versikel: „Ostende nobis, Domine etc.“ aus dem ihm von den Assistenten vorgehaltenen Missale

- 1) Während der Priester die Asperston vornimmt, singt der Chor die Antiphon: „Asperges me“ mit dem Verse „Miserere mei Deus, secundum magnam misericordiam tuam“ worauf die Doxologie Gloria Patri etc. (welche aber an den beiden Sonntagen Passionis und Palmarum unterbleibt) folgt, und obige Antiphon wiederholt wird. — Gewöhnlich werden beim Durchgange durch das Schiff der Kirche zuerst die auf der Epistelseite, dann am Rückwege die auf der Evangelienseite stehenden Gläubigen aspergirt. Der Priester könnte auch beim Eingange in den Chor oder beim Communiongitter stehend das im Schiffe der Kirche befindliche Volk aspergiren, indem er es in der Mitte, dann zur Rechten, und endlich zur Linken mit dem Weihwasser besprengte, auf dieselbe Weise, wie das Volk bei dem Hochamte nach der Opferung incensirt wird. Dies wäre dann vorzüglich passend, wenn der Celebrant ein Dignitär wäre. Bei einer großen Volksversammlung, wo der Gang durch die Kirche vielleicht nicht möglich wäre, müßte es gleichfalls auf diese Weise geschehen. Merati, tom. I. part. 4. tit. 19. n. 14. Würde der Bischof dem Hochamte beiwohnen, so müßte der Celebrant unmittelbar nach der Asperston des Altars sich zu ihm begeben, und das Aspergile ihm überreichen. Der Bischof aspergirt sich, dann den Celebranten, hierauf die bei seinem Throne befindlichen Assistenten, gibt das Aspergile dem Celebranten, der zum Altare zurückkehrt, nun die ihm assistirenden Leviten besprengt, dann die Domherrn — jeden derselben einzeln — den Klerus, und endlich das Volk. Caerem. Ep. libr. 2. cap. 31. n. 3. —

Während dieses ganzen Aktes stehen Alle im Chore mit entblößtem Haupte. Auch der Celebrant hat mit seinen Assistenten die Asperston mit entblößtem Haupte vorzunehmen.

die Oratio betet: „Exaudi nos, Domine sancte, Pater omnipotens, æterne Deus, et mittere digneris sanctum Angelum tuum de cœlis, qui custodiat, foveat, protegat, visitet atque defendat omnes habitantes in hoc habitaculo. Per Christum Dominum nostrum.“ Fragen wir um die Bedeutung dieses liturgischen Aktes, so dürfen wir nur, um darüber vollständig belehrt zu werden, auf die Bedeutung des Tages, an dem dieses geschieht, und auf die dabei vorkommenden Gebete Rücksicht nehmen.

Diese feierliche Asperston hat an Sonntagen, nicht aber an anderen Festen im Jahre, vor dem Hauptgottesdienste zu geschehen. Der Sonntag ist der Gedächtnistag der Auferstehung Jesu Christi, und in dieser erkennen wir wieder die heil. Bürgschaft unserer Auferstehung zu einem neuen geistigen Leben durch die Wassertaufe. Wer aber nach empfangener Taufe seine Seele mit schweren Sünden besleckt hat, dem bleibt, wenn er gerettet werden will, nur das Eine Mittel der Buße übrig, von den heiligen Vätern deswegen *laboriosus baptismus* und *secunda post naufragium tabula* genannt.

Die Besprengung mit dem geweihten Wasser erinnert uns daher, daß wir zur würdigen Anbetung des Allerheiligsten uns in der Kirche mit jener inneren Reinigkeit einsünden sollen, die wir durch das heil. Taufwasser erlangt haben; wenn wir aber diese durch Sünden verloren haben, so sollen die auf uns fallenden Tropfen des Weihwassers uns an die Thränen der Buße erinnern, wodurch wir die Vergebung der Sünden, und somit die Reinigkeit des Herzens wieder zu erhalten trachten sollen.

Diese Reue sucht die Kirche in uns zu erwecken durch das Absingen des Psalms: *Miserere mei Deus* etc.

Wir hören darin den reumüthigen König, wie er zu Gott um Vergebung seiner schweren Schuld flehet. Die

Worte der Antiphon: „Asperges me hyssopo, et mundabor, lavabis me, et super nivem dealbabor,“ welche den neunten Vers des genannten Psalmes bilden, deuten hin auf die im mosaischen Gesetze vorgeschriebene Ceremonie, wodurch derjenige, der vom Aussatze geheilt war, als rein erklärt wurde. ¹⁾ David sieht sich daher in seiner Sünde wie einen Aussätzigen an. In dieser Erkenntniß, wo sich ihm die Sünde als der eckelhafteste und furchtbarste Aussatz der Seele zeigt, ruft er von den lebhaftesten Schmerzen ergriffen zu Gott, er möge sich seiner erbarmen, ihm seine schwere Schuld vergeben, und so seine Seele von dem häßlichen Aussatze der Sünde reinigen.

Wenn nun die Kirche beim Besprengen mit dem geweihten Wasser uns diese Worte David's, womit er zu Gott um die Reinigung seiner Seele von der Sünde flehet, zuruft: so ermahnt sie uns, daß wir, wenn unsere Herzen durch Sünden verunreiniget sind, nach dem Beispiele des reumüthigen Königes wahre Buße wirken sollen, um rein im Herzen zu werden. Allein dieser heil. Ritus ist für uns nicht eine bloße Mahnung, für die Reinheit

1) Hic est ritus leprosi, quando mundandus est: Adducetur ad Sacerdotem: qui egressus de castris, cum invenerit, lepram esse mundatam, praecipiet ei, qui purificatur, ut offerat duos passeris vivos pro se, quibus vesci licitum est, et lignum cedrinum, vermiculumque et hyssopum; et unum ex passeribus immolari jubebit in vase fictili super aquas viventes, alium autem vivum cum ligno cedrino, et cocco et hyssopo tinget in sanguine passeris immolati, quo asperget illum, qui mundandus est, septies, ut jure purgetur; et dimittet passerem vivum, ut in agrum avolet. etc. Levit. c. 14. vers. 2. seqq. — Cfr. Numer. cap. 19. v. 6. 18.

unserer Seele Sorge zu tragen; er ist auch dazu von der Kirche angeordnet, daß uns durch denselben besonderer Beistand des Himmels gegen alle satanischen Versuchungen zu Theil werde. Dieß zeigen klar an die Gebete, unter welchen, wie oben bemerkt wurde, das Wasser geweiht wird: dieß zeigt auch an jenes Gebet, welches nach vollendeter Asperision vor den Stufen des Altars verrichtet wird.

Der Versucher, in seinem Haße gegen Gott, und in seinem Neide gegen die Menschen, geht umher wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlingen könne. ¹⁾ Um nicht in seine Schlingen zu gerathen, und seine Beute zu werden, bedürfen wir der göttlichen Gnade, mit welcher wir unter Wachen und Beten mitwirken müssen. Darum wird in der Oration: „Exaudi nos, Domine sancte“ etc. Gott gebeten, daß er, seinen heil. Engel vom Himmel herabsende, der alle Glieder seiner heil. Gemeinde, die hier in seinem Hause versammelt ist, erhalte und beschütze.

Dieses Gebet wurde einst gesprochen bei der Asperision mit dem geweihten Wasser in den geistlichen Gemeinden beim Durchgehen durch die Schlafgemächer und Räume in den Klöstern. Hierauf bezieht sich der Ausdruck: „omnes habitantes in hoc habitaculo.“ In neuerer Zeit wollte man diese Oration in Bezug auf den eben genannten Ausdruck ändern, indem man dagegen vorbrachte, daß er wohl vollkommen passend erscheint, wenn jenes Gebet, wie einst in den Klöstern, so auch jetzt noch in den Wohnungen der Kranken, da sie mit den heil. Sacramenten versehen werden sollen, gesprochen wird, aber nicht so bei der feierlichen Asperision vor einem Hochamte, wo es vor dem Altare in der Kirche verrichtet wird, die man doch keine Wohnstätte für Menschen —

1) I. Petri. cap: 5. v. 8.

habituaculum — nennen könne; und überdieß, sagte man, wozu um die Sendung eines Engels bitten, da wir ja ohnehin wissen, daß die Engel an der heil. Stätte den in der Eucharistie gegenwärtigen Gottmenschen beständig anbeten? ¹⁾

In dem römischen Missale und Rituale ist aber jene Oratio unverändert belassen. Sie läßt sich auch, wie Romsée bemerkt, wenn sie auch im Hause Gottes verrichtet wird, in einem vollkommen richtigen Sinne auffassen; denn obgleich ohnehin Engel an jener geheiligten Stätte den Herrn beständig anbeten, so können wir doch Gott bitten, daß er einen besonderen Engel zu unserem Schutze vom Himmel herabsende; und unter „habituaculum“ kann man im weiteren Sinne auch das Haus Gottes verstehen. ²⁾

In der österlichen Zeit ist für diesen liturgischen Akt die Antiphon vorgeschrieben: „Vidi aquam egredientem de templo a latere dextro, alleluja: et omnes, ad quos pervenit aqua ista, salvi facti sunt, et dicent: Alleluja, alleluja;“ worauf dann der erste Vers des 117. Psalmes gesungen wird: „Confitemini Domino, quoniam bonus, quoniam in saeculum misericordia ejus.“ ³⁾

Obige Antiphon ist entnommen aus dem Propheten Ezechiel cap. 47. Der Prophet sieht unter der Schwelle

1) In dem neuen Missale Ecclesiae Pictaviensis setzte man statt des obigen Ausdruckes: „Defendat omnes in hanc sanctam domum convenientes.“

2) Romsée — opera liturgica, tom. 3. loc. cit. —

3) Zur Abbetung des ganzen Psalmes „Confitemini“ während der Asperston verbindet die Rubrik des römischen Missales den Priester nicht. Hätte er aber denselben so gut im Gedächtnisse, daß er ihn auf dem Wege durch die Kirche ohne Beihilfe eines Buches abbeten könnte, so wäre dieß allerdings sehr passend. Merati, loc. cit.

des Tempels Wasser entspringen, welches von der rechten Seite gegen Mittag abfließt, allmählig anschwillt, zu einem Strome wird, der durch die Ebene der Wüste hinabfließt, in das todte Meer fällt, und dessen Wasser gesund macht, so daß darin alle Wasserthiere leben können. Alles, wohin der Strom kommt, wird heil und lebet; und an den Ufern des Stromes wachsen sehr viele fruchtbare Bäume, von denen kein Blatt abfallen, und denen es nimmer an Früchten mangeln wird.

Wer soll durch diesen geheimnißvollen Strom nicht erinnert werden an jenen Gnadenstrom, der aus der geöffneten Seite des Erlösers am Kreuze geflossen ist? Und in diesem erkennen wir wieder das bedeutungsvolle Sinnbild des Sacramentes der Wiedergeburt. Daher lehren die heil. Väter, daß unter jenem Strome beim Propheten Ezechiel zu verstehen sei der Gnadenstrom im messianischen Zeitalter: die Lehre des Evangeliums, die Ausgießung des heil. Geistes, das geheiligte Wasser der Taufe. Auf Kalvaria's Höhe ist der Ursprung dieses gnadenreichen Stromes, der sich von da ergoß über die heidnischen Nationen, die in der Finsterniß und im Schatten des Todes saßen; und überall, wohin dieser Strom gekommen ist, hoben seine geheiligten Fluthen den geistlichen Tod auf, und gaben den Menschen das wahre Leben, so daß sie jetzt gute Werke verrichten können, die für sie zum ewigen Leben verdienstlich werden. Denn diese werden bedeutet durch die mit Früchten beladenen Bäume, die der Prophet an den Ufern des Stromes blühen sieht.

Weil nun in den früheren Jahrhunderten der Kirche das heil. Sacrament der Taufe gewöhnlich in den beiden Vigilien von Ostern und Pfingsten, wo jetzt noch das Taufwasser geweiht wird, feierlich ertheilt wurde: so hat die Kirche recht passend jene Antiphon für die Asperision mit dem geweihten Wasser in der österlichen Zeit bestimmt, um uns an die Gnade der Reinigung und wahren Belebung

zu erinnern, die wir in der heil. Taufe erlangten, und die wir, wenn wir sie durch Sünden verloren haben, durch wahre Buße wieder zu erhalten trachten sollen, wozu uns die Kirche in der eben verflossenen Quadragesimalzeit, welche zur Buße am geeignetsten ist, so eindringlich ermahnt hat.

Hiermit stimmt überein die Wahl des 117. Psalmes, der dabei intonirt wird. In diesem Psalme drückt sich der Dank aus für einen großen Sieg. Es ist der Sieg, den unser göttlicher Erlöser am Stamme des heil. Kreuzes errungen hat; und in diesem Siege beruht unsere Rettung. Durch die List des Satans ward der Mensch besiegt, und schmachtete in der elendesten Knechtschaft, indem er in die Gewalt des Fürsten der Finsterniß gerathen ist. Er war dem Tode anheimgefallen. Wie müssen wir aber nun Gott Dank sagen, der uns den Sieg über den Satan und über den Tod gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum? ¹⁾ Und wenn einstens bei der Einweihung des Tempels unter Salomon alle Priester, Leviten und Sänger mit lauter Stimme in das Loblied ausbrachen: „Confitemini Domino, quoniam bonus, quoniam in aeternum misericordia ejus“ ²⁾; wie sollen wir danken für die heil. Taufe, wodurch wir zu Tempeln des heil. Geistes eingeweiht worden sind?

Um die Erinnerung an jene Gnade noch lebhafter zu machen, wird am Oster- und Pfingstsonntage zu der vor dem Hauptgottesdienste gewöhnlichen Besprengung das Taufwasser, welches am Vortage geweiht wurde, genommen, wovon daher die gehörige Quantität aus dem Taufsteine bei der Weihe, bevor jedoch die heil. Oele mit dem Wasser vermengt werden, zu schöpfen ist. Das römische Missale ordnet auch an, daß die bei der Weihe des Taufwassers assistirenden Priester bei diesem Akte

1) I. ad Corinth. 15, 57.

2) II. Paralip. 5, 13.

selbst mit dem so eben geweihten Wasser das versammelte Volk besprengen und Einer aus den Dienern der Kirche in ein Gefäß von dem Wasser schöpfe, um mit demselben in den Wohnungen der Gläubigen und an anderen Orten zu aspergiren. ¹⁾

So sehen wir in diesem Sakramentale des geweihten Wassers, welche Sorgfalt die Kirche für unsere wahre Wohlfahrt trägt. Hiefür zu sorgen, werden wir so ernstlich gemahnt, wenn wir uns selbst mit diesem Wasser besprengen sowohl in unseren Wohnungen, als beim Eintritte in das Haus Gottes, insbesondere aber, wenn die feierliche Aspergion an den Sonntagen vor dem Hauptgottesdienste geschieht; zugleich aber haben wir hiedurch, wenn wir bei der Aspergion mit dem heil. Wasser mit zerknirschem Herzen, vertrauensvoll uns zu Gott wenden, die göttliche Gnade gegen alle satanischen Versuchungen, Wohlfahrt für Leib und Seele zu erwarten. Machen wir von dem geweihten Wasser einen der heil. Absicht der Kirche entsprechenden Gebrauch, dann werden die geistvollen und inbrünstigen Gebete, welche bei der Weihe des Wassers verrichtet werden, für uns gewiß nicht ohne segensvolle Wirkungen bleiben.

1) Das römische Rituale enthält für diesen letzteren Akt einen eigenen Ritus. *Benedictio domorum in Sabbato Sancto Paschae.* Es kommt dabei nebst der Antiphon *Vidi aquam etc.* die Oratio vor: *Exaudi nos, Domine sancte, Pater omnipotens, aeternae Deus: et sicut domos Hebraeorum in exitu de Aegypto agni sanguine linitas (quod Pascha nostrum, in quo immolatus est Christus, figurabat) ab Angelo percutiente custodisti: ita mittere digneris sanctum Angelum tuum de coelis, qui custodiat, foveat, protegat visitet atque defendat omnes habitantes in hoc habitaculo.*

V.

Der katholische Klerus in Oesterreich und die Constitution.

Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich haben unterm 15. März l. J. seinen Staaten eine Constitution zugesagt, und zum Behufe derselben die Einberufung der Reichsstände angeordnet.

Diesem höchsten Gnaden = Akte sind viele Petitionen vorgegangen und nachgefolgt. Der katholische Klerus hat sich dabei nicht betheiliget; derselbe hält sich jederzeit ferne von politischen Demonstrationen; denn die katholische Kirche besteht unter jeder Regierungsform, und hält an der Vorschrift des heil. Paulus: „Jede Seele sei den obrigkeitlichen Gewalten untergeben; denn es gibt keine Gewalt, außer von Gott; die aber da sind, sind von Gott geordnet.“¹⁾ Wie nun immer diese Gewalt beschaffen sein möge, die katholische Kirche wirkt zum Heile der Menschheit nach dem ihr von dem göttlichen Stifter Jesus Christus angewiesenen Wirkungskreise.

Insbefondere wird ihr Klerus jetzt, (in den Tagen der Aufregung), Alles anwenden, um die Gläubigen in Ruhe und Ordnung zu erhalten; er wird sie belehren, daß man vertrauensvoll der von Sr. Majestät beschlossenen Constitution entgegen sehen, daß man Gott um Erleuchtung und Stärkung des Kaisers und seiner Rätthe bitten, daß man vor der Hand aber alle bestehenden Gesetze und Verfügungen, mit Ausnahme der Censur, so lange befolgen müsse, bis sie nicht ausdrücklich widerru-

1) Röm. 13, 1.

fen werden. ¹⁾ Der Klerus wird die Gläubigen auch belehren, worin die Pressfreiheit bestehe; daß damit nicht die Aufhebung der Steuern und Abgaben, ohne welchen der Staat nicht bestehen, und keinen Bürger in Person oder Eigenthume schützen könnte, gemeint sei; sondern daß man den Leuten das Vertrauen schenke, sie werden nur Dasjenige durch den Druck veröffentlichen, was jeder in seinem Gewissen vor Gott verantworten kann. Der Klerus wird endlich die Gläubigen belehren, daß die Wahl eines deutschen Kaisers ganz den Absichten der Kirche entspreche, da sie in dem Messbuche eigene Gebete für denselben angefügt hat, und daß ungeachtet dieser Wahl unser geliebter Ferdinand dennoch Kaiser von Oesterreich bleibe. —

Es fragt sich aber hinsichtlich des Klerus selbst, was die Constitution ihm bringen werde in temporeller Beziehung? Sein eigentlich geistlicher Beruf unterliegt keiner Veränderung. Es fragt sich, was der Klerus von der beschlossenen Constitution zu erwarten berechtigt sei? wie sich das Verhältniß des Kaiserstaates zur katholischen Kirche gestalten werde?

Die Stellung dieser Frage könnte in so ferne unbegründet erscheinen, als in den bisher bekannt gewordenen Petitionen der verschiedenen Stände, in welchen sich auch Mitglieder des höheren Klerus befinden, die kirchlichen Interessen gar nicht berührt wurden. ²⁾ Hiernach wäre man versucht zu glauben, die Constitution sei ohne Einfluß auf Klerus und Kirche, oder Beide seien mit ihrer bisherigen Stellung im Staate so sehr zufrieden, daß sie gar keiner Bitten und Wünsche sich bewußt seien. Dem

1) Patent vom 19. März 1848.

2) Der einzigen kroatischen Deputation gebührt das Verdienst, auch die kirchlichen Interessen berücksichtigt zu haben, obwohl man mit den bezüglichen Petitions-Punkten nicht einverstanden sein kann.

ist aber nicht so. Damit man den Klerus weder dieser Indolenz, noch jener Kurzsichtigkeit zeihe, sei es mir erlaubt, einige jener Wünsche darzulegen, welche bei der Constituirung des österreichischen Kaiserstaates in kirchlicher Hinsicht zu berücksichtigen seien.

Ich glaube zu dieser Darlegung einiger Maßen berufen zu sein, da ich in dem Fache, dessen Gegenstand diese Abhandlung bildet, sowohl Theoretiker als auch Praktiker bin. Es ist nämlich meine Stellung als Confistorial = Rath und Schulen = Oberaufseher von der Art, daß ich einen Theil der geistlichen Geschäftsführung zu besorgen habe. Es war mein Bestreben, die einschlägigen k. k. Verordnungen und den Geschäftsgang genau kennen zu lernen, habe auch ein Handbuch der Gesetze über geistliche Angelegenheiten bearbeitet. ¹⁾ Ein fortwährendes Studium des canonischen Rechtes ist ohnehin Pflicht eines jeden Priesters.

Die Kürze der Zeit gestattet nicht, eine umfassende Abhandlung zu schreiben, zu deren Lesung, bei dem Drange der Ereignisse, sich auch Wenige entschließen dürften. Es werden nur einige vorzügliche Punkte ausgehoben, und diese mit Rücksicht auf Vergangenheit und Zukunft beleuchtet. Diese Punkte sind: I. Verhältniß der Kirche zum Staate. II. Bischöfliches Hirtenamt. III. Dotation, Vertretung des Klerus. IV. Kirchenvermögen. V. Bemerkungen über das Volksschulwesen. —

I. Verhältniß der Kirche zum Staate.

Bei dieser Erörterung ist der Grundsatz festzuhalten, daß Staat und Kirche die Aufgabe haben, das

1) Handbuch der k. k. Verordnungen über geistliche Angelegenheiten, für sämtliche Provinzen des österreichischen Kaiserstaates, mit Ausnahme von Ungarn und Siebenbürgen. Wien bei Mayer und Compagnie. 1847. Zweite Auflage 1848.

Wohl der Menschen zu befördern. Um dieses Ziel zu erreichen, wirken beide in folgendem Wechselverhältnisse.¹⁾

1. Staat und Kirche sind zwei selbstständige, von einander unabhängige Gesellschaften, dazu bestimmt, das Heil der Menschen zu befördern; und so wie der Mensch selbst von Gott gesetzt ist, sind auch diese zwei Gewalten zu seinem Heile von Gott gesetzt. Dieser Grundsatz wurde immer festgehalten. Als unter dem Kaiser Constantin die Verfolgungen der Christen aufhörten, und der Staat sich mit der Kirche befreundete, konnte es nicht fehlen, daß bei der fortschreitenden Entwicklung des neuen Verhältnisses dieser Grundsatz zur klaren Erkenntniß und öffentlichen Anerkennung gelangte. Er ist ausgesprochen in Novella Justiniani 6. præf.: „*Maxima quidem in hominibus sunt dona Dei a superna collata clementia sacerdotium et imperium, et illud quidem divinis ministrans, hoc autem humanis præsidens ac diligentiam exhibens, ex uno eodemque principio utraque procedentia, humanam exornant vitam.*“ Da sich in den Petitionen der neuesten Zeit der Wunsch offenbart, zu Institutionen zurückzukehren, welche schon vor Jahrhunderten in Deutschland bestanden haben; so ist es von Wichtigkeit, den eben ausgesprochenen Grundsatz im Sachsenspiegel zu finden, wo es Buch I, Art. I. heißt: „Zwei swert liz Got in ertriche zu beschirmene die cristenheyt. Deme habste ist gesaczt das geistliche. deme keisere das weltliche. — Daz ist die bezeichnung. waz deme habste wider ste des her nicht mit

1) Lehrbuch des Kirchenrechtes aller christlichen Confessionen. Von Ferdinand Walter. 9. Auflage. Bonn 1842. S. 89. Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechtes mit besonderer Rücksicht auf deutsche Zustände. Von Dr. Richter, Professor der Rechte zu Berlin. 3. Auflage. Leipzig 1848. S. 41. Kirchenrecht von Georg Phillips. Regensburg 1845. 2. B. S. 452.

geystlichen gerichte getwingen mag. daz ez der keyser mit wertlichem gerichte twinge. deme habste gehorsam zu wesene. So sal och sin geystliche gewalt helfen deme wertlichen gerichte ab ez sin bedarf.“

2. Die Wirksamkeit des Staates und der Kirche, welche in der Wahl der Mittel wesentlich sich unterscheiden, aber in dem allgemeinen Zwecke, das Wohl der Menschen zu befördern, sich einigen, wird näher dahin angegeben: die Kirche bezweckt das geistige und ewige, der Staat das zeitliche Wohl. Die Kirche bildet den Geist des Menschen, stärkt und heiligt ihn durch Lehre, Cultus und Disciplin, damit er auf Erde in Gott und wegen Gott fromm und gerecht lebe, und einstens ewig selig werde. Die Religion mit ihrer Lehre und ihren Gnadenmitteln macht den Menschen getrost, zufrieden, gehorsam, liebevoll, nicht bloß in dem äußeren Handeln, sondern auch in der dasselbe bedingenden inneren Gesinnung. Keine, auch die ausgebildetste Polizei vermag diese Wirksamkeit der Kirche zu ersetzen. Der Staat dagegen sorgt für die äußere Ruhe, für Ordnung, Recht und Sicherheit. So wie er dadurch das heilsame Wirken der Kirche befördert, erleichtert diese hinwieder seine Bestrebungen durch die Religiosität und Moralität ihrer Gläubigen, welche zugleich seine Bürger sind. Kurz, die Kirche befriediget die ewigen, geistigen, der Staat die zeitlichen und leiblichen Bedürfnisse, und so enge diese in jedem einzelnen Menschen verbunden sind, eben so enge müssen auch Kirche und Staat verbunden sein. In dieser engen Verbindung und der daraus hervorgehenden gegenseitigen Unterstützung liegt das Wohl der Menschen. „Cum regnum et sacerdotium inter se conveniunt, bene regitur mundus, floret et fructificat Ecclesia; cum vero inter se discordant, non tantum parvæ res non crescunt, sed etiam magnæ res miserabiliter dilabuntur.“¹⁾

1) Ivo Carnot. Ep. 238.

3. Soll diese Verbindung aufrichtig, diese Unterstützung wirksam sein, so muß der Staat die rechtliche Existenz der Kirche, diese hinwieder die rechtliche Existenz des Staates anerkennen. Beide Mächte existiren. Die Kirche ist über die ganze Erde ausgebreitet; alle Gläubigen, sie mögen in diesem oder jenem Staate, in diesem oder jenem Erdtheile leben, gehören in ihr Reich; dieses Reich existirt auch in jenen Staaten, von welchen es nicht anerkannt, von welchen es verfolgt wird; ihre Lehre, ihre Heilmittel sind überall dieselben, ihre Disciplin ist der Wesenheit nach überall dieselbe, das Reich des Geistes kennt keine Abmarkungen; es gibt keine österreichische, keine spanische, sondern eine allgemeine, katholische Kirche. Der Staat existirt auch; die Staaten (also nicht der Staat) sind über die ganze Erde verbreitet, in engere oder weitere Gränzen eingeschlossen, mit verschiedenen Regierungsformen. Staat und Kirche müssen sich also die gegenseitige Existenz anerkennen. Zum Wesen der Existenz gehört aber freie Bewegung, weil diese Existenz aus dem Concretum von Personen abstrahirt wird. Staat und Kirche müssen sich also gegenseitig ihre rechtliche Existenz anerkennen. Diese Anerkennung kann wohl getrübt, auch unterdrückt werden; aber mit um so größerer Macht wird sie nach kürzerer oder längerer Zeit sich wieder Geltung verschaffen. Ich erinnere hier nur bezüglich der Kirche an die erste französische Revolution und an die Kölner Wirren. Möge man das hier Gesagte bei der Constituirung Oesterreichs wohl beherzigen! Die Natur der Sache und die Geschichte sprechen es laut genug aus, daß man der Kirche die Anerkennung der rechtlichen Existenz, der freien Bewegung nicht verweigern könne.

Zu der rechtlichen Existenz gehört wesentlich die freie Verkündigung der Lehre, die ungehinderte Verwaltung der Sacramente, die Abhaltung des öffentlichen Gottes-

dienstes, die Handhabung der Disciplin, der Zusammenhang und ungehinderte Verkehr mit den verfassungsmäßigen Oberen, endlich der bürgerliche Schutz für die Personen, die Anstalten und das Eigenthum der Kirche. Die bisher bestandene Bevormundung derselben von Seite des Staates hat demselben keinen Nutzen gebracht, und die freie Bewegung der Kirche allzu sehr gehemmt. Die Rechte des Staates hier aufzuzählen und zu vertheidigen ist nicht nothwendig, weil dieses ohnehin von Andern, nur in zu weiter Ausdehnung, geschieht. Wenn im Mittelalter die Kirchengewalt sehr großen Umfang erhalten hat, so muß man dieses in neuer Zeit von der Staatsgewalt sagen. Vielleicht ist unseren Tagen die Ehre vorbehalten, das rechte Verhältniß zu finden.

4. Die aus der engen Verbindung zwischen Staat und Kirche hervorgehende Unterstützung äußert sich nicht bloß negativ in der Abwendung und Hindanhaltung dessen, was der Kirche und ihrer freien Entwicklung hinderlich ist, sondern auch positiv in der Beförderung ihrer Zwecke. Der Staat wird daher auch für die anständige Dotation des Klerus Sorge tragen, um so mehr, da er die Wirksamkeit desselben auch für seine Zwecke in Anspruch nimmt.

5. Da viele kirchliche Anordnungen auf das bürgerliche Leben und auf die äußere Ordnung des Staates einwirken; so wird sich die Kirche mit der Staatsgewalt vorläufig in's Einvernehmen setzen, und diese wird hinwieder bei solchen Verfügungen, welche in das kirchliche Gebiet einschlagen, sich vorerst mit der Kirche verständigen. Diese gegenseitige Verständigung wird vielen Collisionen vorbeugen, wird die zu erlassenden Anordnungen bezüglich ihres Inhaltes gediegen machen, und deren Vollziehung erleichtern und sichern. Die wechselseitige Berathung und das einträchtige Zusammenwirken gibt die beste Garantie für das Wohl der Bürger,

dessen Erreichung immer die Hauptsache ist, Angesichts deren jede Eifersüchtelei und jedes Mißtrauen weichen muß.

6. In jenen Dingen aber, welche rein kirchlich sind, wie z. B. Lehre, Glauben, Auspendung der heil. Sakramente, wird der Staat der Kirche die freie Entwicklung gestatten, ohne die vorläufige Einsicht dieser Anordnungen zu fordern, und er kann wohl den Bischöfen das Zutrauen schenken, daß sie hierin auf rein kirchlichem Felde sich halten werden. Uebrigens könnten immer dergleichen Anordnungen zur Zeit, als sie dem Klerus kundgemacht werden, auch der Staatsverwaltung mitgetheilt werden, indem diese ja auch alle Verordnungen, welche die Kirche eben nicht berühren, den geistlichen Behörden mittheilt.

7. Fände der Staat gerechte Ursache sich über das Benehmen eines Kirchenbeamten zu beschweren, so wird er sich hierüber an den vorgesetzten Bischof wenden, damit dieser die geeignete Verfügung treffe; so wie es hinwieder dem Bischofe zustehen wird, über weltliche Beamte, deren Benehmen den kirchlichen Zwecken hinderlich ist, bei der Staatsverwaltung Beschwerde zu führen, und die nöthige Abhilfe zu erlangen.

8. Da die Staatsgewalt weiß, daß der Zweck und die Thätigkeit der Kirche ihrem Principe nach lediglich auf das höhere Wohl der Menschheit gerichtet ist; da sie aus dieser Ueberzeugung und aus eigenem Interesse sich als Beschützer neben die Kirche stellt: so geräth sie mit sich in Widerspruch, wenn sie gegen die Kirche, bloß wegen der Möglichkeit eines Mißbrauches, besondere Sicherheitsmaßregeln organisirt, gleichsam als ob solche Mißbräuche jeden Augenblick vorkommen würden, oder zu befürchten seien. Diese Richtung war in den früheren Zeiten ganz unbekannt, und ist erst ein Produkt des modernen Staatsrechtes, welches, indem es das Mißtrauen zum Grundsätze erhob, die Kirche immer mehr

mit Wächtern umstellte, den Verkehr mit ihren Oberen erschwerte, den Zusammenhang ihrer Institutionen unterbrach, und so den Grund zu einer tiefgehenden inneren Entzweiung gelegt hat. Selbst aber aus dem bloßen Standpunkte des Rechtes darf sich die Kirche so gut wie jeder Privatmann gegen Präventiv-Maßregeln beschweren, die ihr beinahe den Charakter der Arückigkeit aufdrücken. Es ist auch mit Recht zu erwarten, daß das constitutionelle Oesterreich diese Maßregeln aufheben wird. Weg mit allem Mißtrauen, welches für Staat und Kirche gleich entehrend ist!

Anerkennung der gegenseitigen Rechte und Pflichten, offenes Benehmen, einträchtiges Zusammenwirken der Kirchen- und Staatsgewalt zum Wohle der Menschen — das soll es sein, das wird es sein, was Oesterreich, was Deutschland Ruhm und Segen bringt.

II. Das bischöfliche Hirtenamt.

Die Bischöfe sind vom heil. Geiste gesetzt, die Kirche Gottes zu regieren. Weil aber die Kirche eine allgemeine, eine katholische ist, so sollen die Bischöfe mit ihren Metropolitcn, Primaten und dem römischen Papste in dem canonischen Verbande stehen. Das jetzt allgemein zur Geltung gelangende Recht freier Besprechung wird auch den Bischöfen zu Gute kommen, daß sie sich über kirchliche Angelegenheiten gemeinschaftlich berathen, und nöthigenfalls an das Oberhaupt der Kirche wenden können.

Hierin wird man in Zukunft nichts Staatsgefährliches mehr erblicken, wenn man sich die Rechte des bischöflichen Amtes vergegenwärtiget. Diese sind: 1. Die Aufrechthaltung und Verbreitung der reinen Lehre; daher auch jede auf den christlichen Lehrunterricht in der Diöcese sich beziehende Function von dem Bischöfe ausgeht; 2. Verwaltung der gottesdienstlichen und liturgischen

Handlungen; 3. Aufrechthaltung der Kirchen = Disciplin. Mit diesen Rechten stehen die Gesetzgebungs- und Strafgewalt in unmittelbarem Zusammenhange; von welchen beiden hier in so weit die Rede sein soll, als bei der Constitution eine Abänderung des bisherigen Verfahrens nothwendig ist.

Der Bischof hat das Recht, für seine Diözese Anordnungen zu treffen. Dieses Recht liegt außer allem Streite. Betrachten wir die Ausübung desselben, so verfallen wir alsogleich auf das *Placetum regium*, welches einer näheren Erwägung bedarf.

Dieses äußerte seine Wirksamkeit bisher in zweifacher Richtung: nach oben in der Correspondenz des Bischofes mit dem Oberhaupt der Kirche; nach unten in den Anordnungen, welche der Bischof an den Klerus und an die Gläubigen seines Sprengels erließ.

Zu der Correspondenz des Bischofes mit dem apostolischen Stuhle mußte vorläufig die Genehmigung der Staatsverwaltung eingeholt werden. Diese ertheilte die Genehmigung hiezu, und setzte davon den k. k. Agenten zu Rom in Kenntniß. Das Exposit des römischen Hofes, Breve, Bulle, Constitution oder wie es immer heißt, wird dem k. k. Agenten übergeben, welcher es mit seinem „*Vidit*“ versieht und an den betreffenden Bischof einsendet. Derselbe überreicht es der politischen Landesstelle, welche das *Placetum regium* ertheilt, und hierauf darf erst zur Publication geschritten werden.¹⁾ Man muß gestehen, daß sich die Staatsverwaltung hiebei gewöhnlich human bezeugte; allein Folgendes muß dennoch bemerkt werden. Daß der Bischof zu seiner Correspondenz mit dem apostolischen Stuhle an die vorläufige Genehmigung der Staatsverwaltung gebunden sei, ist eine Beschränkung der Freiheit,

1) Handbuch der k. k. Verordnungen, S. 3. Ablass; S. 80; §. 3; S. 175, VII.; S. 377, *Placetum regium*.

die sich nicht begründen läßt, und ähnlich der administrativen Verfügung des Pharao ist, der zu Joseph sagte: „Absque tuo imperio non movebit quisquam manum aut pedem in omni terra Aegypti.“¹⁾ Die Polizeigewalt ist zur Omnipotenz, und das Mißtrauen zum Princip erhoben! Mit Recht erwartet man von der Constitution die Aufhebung dieses unnatürlichen Zwanges.

Anders verhält es sich mit den erlangten päpstlichen Breven, Constitutionen, Ehe-Dispensen u. dgl. Werden diese vor ihrer Kundmachung durch den Bischof der Staatsverwaltung zur Ertheilung des Placeti vorgelegt, so erlangen sie durch Ertheilung desselben die Kraft eines Staatsgesetzes, d. h. die Staatsverwaltung verpflichtet sich, die in das bürgerliche Leben einschlagenden Anordnungen zu achten und zu schätzen. Z. B. das Oberhaupt der Kirche schreibt einen Jubiläums-Ablass aus, zu dessen Gewinnung öffentliche ProceSSIONen erfordert werden. Durch Ertheilung des Placeti regii übernimmt die weltliche Obrigkeit die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß diese ProceSSIONen nicht gestört, sondern öffentlich respectirt werden. So wird es in der Praxis auch wirklich gehalten, und hier zeigt sich das jus supremæ inspectionis et advocatiæ in der wahren, wechselseitigen Bedingung.

Ganz dasselbe gilt auch von den Currenden und Hirtenbriefen, welche der Bischof vor der Kundmachung der Landesstelle zur Ertheilung des Placeti regii vorlegt.

Soll also das Placetum noch ferner beibehalten werden? Meine Ansicht hierüber ist folgende: Leitende Grundsätze der Entscheidung sind das jus supremæ inspectionis und das officium advocatiæ von Seite des Staates; von Seite der Kirche die freie Bewegung. Es wären daher solche Anordnungen der geistlichen Behörden, zu deren Ausführung die Mitwirkung der weltlichen Macht erforderlich

1) Genes. 41, 44.

ist, auch fernerhin dem *Placeto regio* zu unterziehen, oder, weil dieser Terminus schon anrücklich geworden ist, mit andern Worten: es finde bei dergleichen Anordnungen ein gegenseitiges Einvernehmen Statt; denn die Concurrrenz zur Vollziehung einer Verordnung setzt die Concurrrenz bei Abfassung derselben voraus. Bei jenen Anordnungen hingegen, wo diese Mitwirkung nicht erforderlich ist, genügt es fürwahr, wenn sie bei der Kundmachung an den Klerus ebenfalls der Staatsverwaltung mitgetheilt werden.

Eine besondere Erwägung verdient hier noch das Strafrecht, welches dem Bischöfe nach dem canonischen Rechte über seine Gläubigen zusteht. ¹⁾ Die österreichische Gesetzgebung bestimmt hierüber: „Kirchenstrafen können nur von dem Bischöfe unter Concurrrenz und Genehmigung der Landesstelle verhängt werden.“ Dasselbe gilt insbesondere auch von der Excommunication. ²⁾ Als die Bischöfe Oesterreichs unter der Kaiserin Maria Theresia sich über die erforderliche Mitwirkung der weltlichen Behörde beschwerten, wurde die Erklärung gegeben, daß das Urtheil, ob die Excommunication zu verhängen sei oder nicht, wohl zunächst den Bischöfen zustehet, die Mitwirkung der Staatsgewalt aber darum gefordert werde, weil mit der Excommunication auch bürgerliche Wirkungen verbunden seien. Allein in neuester Zeit wird auf die Vollziehung dieser Wirkungen nicht mehr gedrungen, wie wir dieses bei der Excommunication des Ronge und Anderer gesehen haben. Es soll also den Bischöfen freistehen, die Excommunication den Kirchensatzungen gemäß zu verhängen, und feierlich zu erklären: N. N. gehöre nicht mehr zur katholischen Kirche. Die Folgen davon sind: daß derselbe kein kirchliches Amt oder Benefizium erhalten kann, daß er keinen Anspruch auf die geistlichen Gü-

1) Kirchenrecht von Walter S. 394. Richter S. 390.

2) Handbuch der k. k. Verordnungen S. 188 und 254.

ter überhaupt, insbesondere nicht auf das kirchliche Begräbniß habe. Das ist ganz im Naturrechte gegründet, und die katholische Kirche kann nicht gezwungen werden, eine solche Person als ihr Mitglied anzusehen und zu behandeln, eben so wenig, als man irgend eine ordentlich constituirte Gesellschaft nöthigen kann, ein Mitglied, welches in wesentlichen Stücken die bestehenden Statuten nicht erfüllt und hartnäckig in der Nichterfüllung verharret, als zu ihr gehörig anzusehen, und demselben die Vortheile der Gesellschaft zuzuwenden.

Aber gerade die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses ist es, die sehr beanständet wird. 1) Betrachten wir den einzelnen Fall, welcher eigentlich der Stein des Anstosses ist, ganz einfach und klar: die Entscheidung kann, alle Vorurtheile bei Seite gelegt, nicht schwer sein. Die katholische Kirche hält als Glaubenslehre fest, daß jedem Sünder, sobald er wahre Buße wirkt, die größten und schwersten Sünden nachgelassen werden. 2) Dieses gilt ganz vorzüglich von der Todesstunde. Wenn derselbe aber den Empfang der heiligen Sterbsakramente hartnäckig verweigert, so sagt er sich selbst los von der Gemeinschaft der katholischen Kirche; er will nicht mehr ihre Sakramente, ihre Gebete und Segnungen, er will also kein kirchliches Begräbniß.

Andererseits will aber auch mit gleichem Freiheitsrechte die katholische Kirche nichts mehr von einem solchen Gliede, das freiwillig von ihr ausscheidet. Der Austritt steht frei, aber mit dem Austritte hören auch alle Ansprüche auf die Güter der Kirche auf, hört also insbesondere auch der Anspruch auf das kirchliche Begräbniß auf. Wollte man die Kirche zur Leistung desselben nöthi-

1) Kirchenrecht von Walter S. 675, von Richter S. 587.

2) Institutiones theologicae, auctore Lieberman, tom. 5. de poenitentiae Sacramento.

gen, so wäre dieses die ärgste Tyrannei. Wenn diese im Naturrechte gegründete Darstellung nicht einleuchtet, der betrachte eine Actien = Gesellschaft. Wenn es einem Mitgliede der Kirche freisteht, sich seiner Pflichten gegen die Kirche zu entbinden, es dagegen der Kirche nicht freisteht, sich ihrer Pflichten gegen dieses Glied zu entledigen; so steht auch dem Actionär frei, die Einzahlung zu verweigern, der Actien = Gesellschaft dagegen steht es nicht frei, den auf die Actie entfallenden Gewinn vorzuenthalten. Das Ungereimte und Rechtswidrige des Nachsatzes sieht in unserer industriellen Zeit Jedermann ein. Jeder sagt, die Einzahlung des Actien = Betrages ist die nothwendige, die unerläßliche Bedingung zur Erhaltung des entfallenden Gewinnes, und wer jenen Betrag nicht bezahlt, hat auf diesen Gewinn keinen Anspruch. Mit eben demselben Rechte muß man aber auch sagen: Der Empfang der heil. Sakramente ist die nothwendige, die unerläßliche Bedingung zur Erlangung des kirchlichen Begräbnisses; und wer jene Bedingung nicht erfüllt, hat auf dieses Gut keinen Anspruch. Gleichen Pflichten entsprechen gleiche Rechte, und wo die Pflichterfüllung aufgekündet wird, wird dagegen auch die Rechtsgewährung aufgekündet. So wenig man der Freiheit des Individuums jetzt Beschränkung anlegen will, eben so wenig thue man es der Kirche.

III. Dotation, Vertretung des Klerus.

Die Dotation der Bischömer, Domkapitel, Stifte, Klöster und alten Pfarren besteht meistens in Realitäten, welche durch Stiftung, Schenkung, Kauf und andere Verträge erworben wurden. Von diesen wird zum Theile hier, zum Theile in der folgenden Nummer gehandelt.

Bei neuerrichteten Seelsorge = Stationen ist der Gehalt für den Pfarrer auf 400 fl., für den Localkaplan auf 300 fl., und für den Cooperator auf 200 fl. **GM.** fest =

gesetzt; ¹⁾ er wird aus dem Religionsfonde bestritten. Wenn man erwägt, daß der Seelsorger 12 Jahre hindurch den Studien obliegen muß, um für seine Berufsgeschäfte geeignet zu sein; daß er zur Vollziehung derselben nicht bloß bestimmte Stunden des Tages zu verwenden hat, sondern Tag und Nacht in jeder Stunde bereitet sein muß; daß er nicht bloß mit der Seelsorge, sondern mit sehr vielen andern Geschäften noch beladen ist: so wird man das erwähnte Besoldungsausmaß als ein solches betrachten müssen, welches nicht geringer gestellt sein könnte. So viel mir bekannt ist, gibt es nirgend anderswo so geringe Besoldungen, als im Stande der Geistlichen und der Schullehrer.

Man wende nicht ein, daß der Pfarrer noch viele andere Nebenbezüge, als Stiftungs-, Stolgebühren, Sammlungen, freiwillige Beiträge der Gemeinde u. dgl. habe; denn alle diese Bezüge werden dem Pfarrer von seiner Besoldung abgerechnet. Betragen dieselben z. B. 50 fl. 6 kr. 3 pf. C.M., so werden sie ihm von dem Gehalte pr. 400 fl. abgerechnet, und er hat nur 349 fl. 53 kr. 1 pf. C.M. zu erheben. Diese Abrechnung geschieht mit der äußersten Strenge. Current-Messstipendien können nicht in Anschlag kommen, weil die wenigsten Seelsorger damit gedeckt sind, und weil jeder Seelsorger für je 100 fl. C.M. Gehalt 30 Intentionen unentgeltlich für den Religionsfond zu persolviren hat.

Wird ein Seelsorger krank, und muß sich einen Hilfspriester halten, so ist er bezüglich seines Einkommens zweifach geschlagen; denn Ein Mal hat er die mit der Krankheit verbundenen Auslagen zu tragen, dann muß er noch auf den Gehalt des Aushilfspriesters einen Beitrag leisten. ²⁾ In diesem Falle wird nämlich zwischen Gehalt und Congrua des Pfarrers unterschieden; letztere besteht

1) Handbuch der k. k. Verordnungen S. 108.

2) Handbuch der k. k. Verordnungen S. 130, 3.

in 300 fl. C.M. Da nun der Gehalt des Hilfspriesters in 200 fl. besteht, so hat der Pfarrer von seinem Gehalte pr. 400 fl. 100 fl. abzutreten, und der Religionsfond bezahlt ebenfalls 100 fl.; auf diese Art bekommt der Hilfspriester ganz richtig 200 fl.

Der Gehalt eines zur Seelsorge untauglich gewordenen Priesters besteht in 200 fl. C.M., wovon er nebst Krankheitskosten noch die ganze Verpflegung und das Quartiergeld bestreiten soll.

Die Staatsverwaltung hat mehrmal erklärt, sie anerkenne die zu geringe Besoldung des Klerus; ¹⁾ ein Auskunftsmitel zur Abhilfe hat sich jedoch bisher noch nicht gefunden.

Es wäre daher sehr erwünscht, daß der Gehalt der Pfarrer wenigstens auf 500 fl., der Localkapläne auf 400 fl., der Cooperatoren und deficierten Priester auf 300 fl. erhöht würde.

Ließe sich dieses gegenwärtig, wo die Staatsverwaltung große Auslagen zu bestreiten hat, nicht ausführen, so dürften folgende Vorschläge eben so dringend als bescheiden sich erweisen:

1. Aufhebung des Unterschiedes zwischen Gehalt und Congrua, und Feststellung des Gehaltes der Pfarrer mit 400 fl., der Localkapläne mit 300 fl. C.M. als gesetzliches Minimum.

2. Nichteinrechnung der Stiftungs- und Stolgebühren, der Sammlung und anderer Nebenbezüge in dieses Minimum. Diese Nebenbezüge, welche gewöhnlich wegen besonderer Dienstleistungen der Seelsorger einfließen, seien eine zufällige Verbesserung des ohnehin geringen Gehaltes. Eine einfache Auseinandersetzung des Sachverhaltes reicht zur Begründung hin.

Die Gebühr einer Stiftmesse beträgt für den Pfarrer

1) Handbuch der k. k. Verordnungen S. 109 — 111.

gewöhnlich 45 fr. C.M. ¹⁾ Hat der Pfarrer und Localkaplan 10 solche heil. Messen zu lesen, so werden ihm von seinem Gehalte 7 fl. 30 fr. C.M. abgezogen. Auf diese Art ist die Errichtung einer Stiftung für den Pfarrer zum Nachtheile. Schon die strenge Gerechtigkeit hätte es gefordert, daß man dem Seelsorger in solchen Fällen das gewöhnliche Messstipendium pr. 24 fr. C.M. freigelassen, und nur die übrigen 21 fr. C.M. abgezogen hätte. Es ist die Meinung des Stifters, dem Seelsorger die Subsistenz durch die zufallenden Stiftungsgebühren zu verbessern; meistens wird auch die Clausel beigefügt: die Gebühren sollen dem Pfarrer in die Congrua nicht eingerechnet werden. Allein diese Clausel wird nicht beachtet. Dem Pfarrer, unter welchem die Stiftung gemacht wird, werden die Gebühren nicht abgezogen; aber seinem Nachfolger werden sie abgezogen. Solcher Massen stellt sich die Staatsverwaltung als eine solche hin, gegen die man sich nicht genug verclafuliren kann.

Die Stolgebühren sind ein zufälliges Einkommen für besondere Dienstleistungen, und sollten eben darum ganz freigelassen werden. Ohnehin nehmen dieselben seit mehreren Jahren bedeutend ab, und manche Pfarrer beklagen es sehr, daß ihnen diese Gebühren in einem so hohen Betrage angerechnet werden, wie er in der Wirklichkeit nach Recht und Billigkeit nicht einzubringen ist.

Ueber die freiwilligen Gaben, welche dem Seelsorger meistens an Naturalien freiwillig und aus bloßer Willführ gegeben werden, bestimmt das Hofdekret vom 22. Dezember 1787, ²⁾ daß sie in die stabile Dotation nicht eingerechnet werden können. Eben so verordnet das Hofkanzleidekret vom 25. Januar 1820, ³⁾ daß die Samm-

1) Handbuch der k. k. Verordnungen S. 483.

2) Ebenda S. 112, b.

3) Ebenda S. 112, c.

lungen nicht einzurechnen seien, weil sie ihrem Ursprunge nach freiwillige Leistungen sind; dennoch werden sowohl die freiwilligen Gaben als die Sammlungen eingerechnet. Die angeführten zwei Verordnungen stehen in den öffentlichen Gesetzsammlungen, die derogirenden Verordnungen sind in keiner Gesetzsammlung zu finden. Bestehen diese wirklich, so solle sie öffentlich kundgemacht werden; jede Verordnung sei so beschaffen, daß sie das Sonnenlicht nicht zu scheuen hat. Diese Einrechnungen erbittern nicht nur den Klerus, da die öffentlich bekannten Gesetze diese Einrechnung nicht gestatten, sie erbittern auch das Volk, da man, um für den Religionsfond eine Ersparung zu bezwecken, diese freiwilligen Beiträge in bemüßigte, in stabile verwandeln will. Ganz dasselbe findet bezüglich der Schullehrer Statt. Der Vorstand einer Corporation gab einem Schullehrer, mit dem er zufrieden war, einen jährlichen Geldbeitrag. Um für den Schulfond eine Ersparung herbeizuführen, wollte man diese freiwillige Gabe in eine bemüßigte verwandeln. Nach mehreren Verhandlungen erklärte dieser Vorstand, wenn es so geht, werde er in Zukunft gar keine Unterstützung mehr geben.

3. Aufhebung der innerwährenden Readjustirungen der Erträgniß = Fassionen. Wird nämlich eine geistliche Pfründe, mit welcher ein Beitrag aus dem Religions = Fonde verbunden ist, erlediget, so muß die Fassion eingesendet werden. Die Sorge geht nun dahin, die sonstigen Einnahmen auf die möglichst hohe Ziffer zu bringen, damit der Religionsfonds = Beitrag herabgemindert werde. Es werden daher viele Erhebungen gepflogen, und endlich die Fassion adjustirt. Das Resultat lautet gewöhnlich: der Pfarrer N. N. habe in Zukunft um so viele Gulden, Kreuzer und Pfennige weniger aus dem Religionsfonde zu beziehen. Wird die Pfründe nach einigen Jahren erlediget, so fängt die Adjustirung der Erträgniß = Fassion wieder von Neuem an, und endet mit demselben Resul =

tate. Ganz dasselbe findet auch bei Schuldiensten Statt. Man muß zwar gestehen, daß manchmal dem Pfarrer und Schullehrer ein größerer Bezug aus dem Religions = Schul = fonde angewiesen wird; man muß aber auch zugeben, daß auf zehn dergleichen Fälle kaum Ein günstiger zu rechnen ist. Es wäre interessant zu wissen, ob die dadurch erzielten Ersparungen so viel betragen, als die Kosten für das Amts = personale. Man muß zwar anerkennen, daß Jedem, der sich beeinträchtigt fühlt, der Recurs an die höhere Behörde ganz frei steht, und daß dadurch gewöhnlich auch ein etwas höherer Beitrag erreicht wird; allein der Beeinträchtigte greift nicht gerne zu diesem Mittel, weil die nicht unbedeutenden Auslagen auf Stempelgebühren sicher sind, unsicher dagegen der Erfolg ist. Klare, bestimmte, öffentlich bekannt zu machende Verordnungen sind nothwendig. Ich spreche aus Erfahrung.

Meine Ansicht, da sie vermöge der Preßfreiheit auszusprechen erlaubt ist, besteht darin: Man setze den Bezug, den die Geistlichen und Schullehrer aus dem Fonde haben, fest; die gegenwärtigen Gehalte bieten das Minimum dar. Die übrigen Einnahmen von Stiftungsgebühren u. dgl. sollen ganz außer Berechnung bleiben, und als Accidenzien zur Verbesserung der ohnehin gering bemessenen Sustentation betrachtet werden. Auf diese Art weiß die Staatsverwaltung ihre Auslagen bestimmt, dem Pfarrer und Schullehrer wird das bittere Gefühl erspart, das er um so viele Gulden, Kreuzer und Pfennige weniger Einkommen habe als sein Vorgänger, und es wird endlich viele Plackerei und Schreiberei vermieden.

Diese Angelegenheit ist für die Staatsverwaltung von großer Wichtigkeit. Als vor zwei Jahren in Galizien die bekannte Revolution ausbrach, war man wohl mit Recht darüber entrüstet, daß sich einige Geistliche dabei betheiligten, allein man beherzige die voranstehend angeführten Thatsachen, und man wird es begreiflich finden, daß die

Geistlichen für das bisherige System sich die Martirerkrone nicht erringen wollten. Es ist keine Seltenheit, wenn man von Geistlichen und Schullehrern bezüglich der Factions-Adjustirungen die Aeußerung hört: Das kann Se. Majestät der Kaiser unmöglich wollen. Es kann mit vollkommener Gewißheit die Versicherung gegeben werden: Die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus ist fest begründet, aber eine Aenderung des bisherigen Systems wurde sehr gewünscht. Denn es besteht kein Stand, dem die Einnahmen und Ausgaben so nach Pfennigen vorgerechnet werden, wie den Geistlichen und Schullehrern. Und gerade diese sind es, welche die Jugend erziehen, das Volk bilden und Vaterlandsliebe einflößen sollen!

Man hat zur Verbesserung des Looses der gering dotirten Seelsorger den Vorschlag gemacht, die reichen Pfründen zu verpflichten, einen bestimmten Theil ihres Einkommens an ärmere Pfründen abzugeben. Bei diesem Vorschlage handelt es sich, wie jeder leicht einseht, um Rechtsverhältnisse. Felsenfest steht die Rechtsregel: „Locupletari non debet aliquis alterius injuria vel jactura.“¹⁾ Insbesondere verbieten die canonischen Rechte eine jede Verkümmernng und Schmälerung der Pfründe; sie kann nur aus sehr wichtigen Gründen mit Genehmigung des Papstes geschehen.²⁾ Ferner wolle man bedenken, daß manche Pfarren darum reich sind, weil sie mit Zehnten und anderen Siebigkeiten fundirt sind. Tritt nun, wie es wohl kaum zu vermeiden sein wird, die Ablösung ein, dann gehören die reichen Pfarren der Vergangenheit an, und die Zukunft wird sie

1) *Regulae jur. in 6^o, reg. 48.*

2) *Concil. Tridentin. sess. 24, cap. 14. de reform. — Cap. 9, X, de his quae fiunt a praelato.* Siehe auch Errichtung und Umänderung der Benefizien von Dr. Dolliner. Wien 1822, S. 29.

in die Reihe derjenigen stellen, für deren bessere Dotation zu sorgen sei. Den reichen Pfarren soll ein Theil ihres Einkommens entzogen, und den armen gegeben werden; wissen diejenigen, welche so reden, was das heißt? Es heißt, demjenigen, welcher viel besitzt, soll ein Theil des Besitzthums genommen, und den Armeren zugetheilt werden. Wenn das bei den Pfarren gilt, so gilt es consequenter Weise auch bei den Herrschaftsbesitzern, gilt auch bei den reichen Bürgern und Bauern, es soll ihnen ein Theil ihres Besitzes genommen, und den Armeren zugewendet werden. Wohin führt das? Dahin, was Niemand will, zum Communismus. Mögen das diejenigen, welche solche Vorschläge machen, wohl beherzigen, und auf ihr eigenes Besitzthum die Anwendung machen!

Man hat, um auch noch dieses zu erwähnen, gesagt, der höhere Klerus und die Stifte sollen, weil sie ohnehin sehr geschont werden, zur Tragung der gegenwärtigen außerordentlichen Staatskosten gehalten werden. Sehr patriotisch! Um von sich eine Last abzuwälzen, wälzt man sie einem andern zu. Alle, alle sollen zu den Staatsausgaben beitragen, nicht bloß der Eine oder der Andere. Der ganze mit Realitäten dotirte Klerus ist so besteuert, wie jeder andere Steuerpflichtige, und es ist in dem betreffenden Gesetze ausdrücklich festgesetzt, daß der Stand des Besitzers bei Ausmaß der Steuer nicht berücksichtigt werde. Dazu kommt noch das von den Pfarrern zu entrichtende Alumnaticum, welches in der Linzer = Diözese allein jährlich über 2000 fl. C.M. beträgt, und zur Erleichterung des Religionsfonds bestimmt ist; die Abfuhr der 7 Intercalar = Einkünfte von erledigten Pfründen an eben diesen Fond; endlich die von den Stiften zu entrichtende Religionsfonds = Steuer und die sehr hohe Wahlbestätigungs = Taxe, welche letztere für einen einzelnen Fall über 20000 fl. C.M. beträgt. Also der Klerus ist mit Steuern sehr wohl bedacht, zur Bestreitung der Staatsauslagen trägt er wacker bei. —

Aus dieser Erörterung ergibt sich als natürliche Folge, daß dem Klerus das Recht eingeräumt werde, zu dem Reichstage seine Vertreter zu wählen. Der Klerus ist ein eigener Stand, ein ausgebreiteter Stand, er gehört zu den gelehrten Ständen so gut, wie Rechtsgelehrte und Aerzte, er kennt die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes, er ist steuerpflichtig wie jeder andere Staatsbürger, er erwartet daher, daß auch ihm das Recht der Vertretung zuerkannt werde.

IV. Das Kirchenvermögen.

Für den Zweck der vorliegenden Abhandlung kommen zu erörtern: der Begriff des Kirchenvermögens, das Eigenthumsrecht und die Verwaltung.

Begriff des Kirchenvermögens. Es wäre ein unrichtiger, viel zu enger Begriff, wenn man unter Kirchenvermögen bloß das einem jeden einzelnen Gotteshaufe angehörige Vermögen verstünde, z. B. das Vermögen der St. Stephanskirche zu Wien. Die Natur der Sache sowohl als die Geschichte ¹⁾ lehrt es, daß unter Kirchenvermögen das Vermögen der katholischen Kirche zu verstehen sei, wie es von einzelnen Gotteshäusern, geistlichen Pfründen, Stiften, Klöstern, Bruderschaften und anderen kirchlichen Instituten erworben und besessen wird.

Für unseren Zweck ist es zur gehörigen Orientirung nothwendig, auf die Geschichte des Kaisers Joseph II. zurückzugehen. Es wurde nämlich ein großer Theil des Kirchenvermögens eingezogen, und daraus verschiedene Fonde gebildet.

Der Religionsfond entstand aus dem Vermögen der eingezogenen, verschiedenen geistlichen Stiftungen, Bru-

1) Lehrbuch des Kirchenrechtes von Walter, S. 510. — von Dr. Richter, S. 619.

derschaften und Congregationen; aus dem Vermögen der aufgehobenen Stifte und Klöster; dann der gesperrten Kirchen und Kapellen; aus festgesetzten Beiträgen von den noch bestehenden Stiften und Klöstern; aus den Ueberschüssen von den zur Dotation der Bisthümer und Domkapitel bestimmten geistlichen Gütern; aus Beiträgen einiger Herrschaften zu geistlichen Zwecken und aus den Intercalar-Einkünften der erledigten Pfründen.

Der Studienfond wurde gebildet aus den Kapitalien und Entitäten der aufgehobenen Jesuiten-Collegien, und aus Stiftungen für höhere Bildungsanstalten.

Der deutsche Schulfond wurde creirt mit dem Drittel oder der Hälfte des Vermögens der aufgelösten Bruderschaften; mit den aus der Religionsfonds-Casse für die aufgehobenen Klöster und gesperrten Kirchen, und aus den Cassen der bestehenden Gotteshäuser zu leistenden Schulbeiträgen; mit den auf Processionen gemachten Stiftungen; mit den Beiträgen aus den Verlassenschaften und mit einigen eigenen Stiftungen. In neuerer Zeit erhielt er durch Einführung der von den Schülern der Haupt- und Mädchenschulen zu entrichtenden Schul- und Holzgelde noch eine Einnahmsquelle. ¹⁾

Diese drei Fonde sind demnach fast ganz aus dem Kirchenvermögen gebildet worden, was bei dem Schulfonde an fremden Vermögen durch Verlassenschafts-Beiträge, Schul- und Holzgeld hinzugekommen ist, läßt sich leicht ausscheiden, da über alle Einnahmen ohne Zweifel genaue Rechnung geführt wird.

Das Vermögen dieser Fonde, wie es die Entstehung derselben zeigt, ist Kirchenvermögen und Eigenthum der katholischen Kirche, eben so gut wie das Vermögen der noch bestehenden geistlichen Stiftungen, Bruderschaften, Stifte und Klöster. Dasselbe darf daher nur zu Zwecken

1) Handbuch der k. k. Verordnungen, S. 493.

der katholischen Kirche verwendet werden. Die Kirche wird es nicht hindern, wenn der Staat allen gesetzlich anerkannten Confessionen gleiche Staatsrechte einräumt; aber sie kann es nicht zugeben, daß das ihr eigenthümlich angehörende Vermögen auch für andere Confessionen verwendet werde, mit eben dem Rechte, als die Eisenbahn = Gesellschaft A nicht zugeben wird, daß ihr Vermögen der Gesellschaft B zugetheilt werde.

Doch das Eigenthumsrecht über das Kirchenvermögen ist es ja, welches schon so viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Sonderbar! Die Sache ist doch ganz einfach. Derjenige, welcher ein Vermögen rechtmäßig erwirbt, ist dessen Eigenthümer. Die Kirche hat ihr Vermögen rechtmäßig erworben durch Stiftung, Schenkung, Kauf und andere Rechtstitel, welche um so mehr von der Staatsverwaltung als gültig anerkannt werden müssen, als sie dieses Erwerbungsrecht genau normirt, und sogar durch Amortisationsgesetze mit bestimmten Gränzen umzäunt hat. Die Kirche ist daher mit Recht und Fug Eigenthümerin des von ihr erworbenen Vermögens, sie ist sich dieses Eigenthumsrechtes auch bewußt, und hat das Anathem über alle jene ausgesprochen, welche sie hierin auf was immer für eine Art beeinträchtigen.¹⁾

Will dagegen behauptet werden, daß das Kirchenvermögen Eigenthum des Staates sei, das kostet freilich viel Kopfzerbrechen und vielen Schweiß, gerade so, wenn ich beweisen will, das Eigenthum meines Nachbarn sei mein Eigenthum. Mit Recht sagt Walter:²⁾ Von Einigen ist ein ganz besonderes Majestäts = Recht erfunden worden, nämlich jenes, Kraft dessen dem Staate das Recht des Obereigenthumes über das Kirchengut zukomme; dieses ist aber von den Meisten wieder aufgegeben worden. Doch

1) Concil. Trident. sess. 22, cap. 11. de reform.

2) Lehrbuch des Kirchenrechtes, S. 104.

hat man in Frankreich, Deutschland und Spanien praktisch darnach gehandelt, als man ohne alle Rücksprache mit den Vertretern der Kirche ihre Güter und Stiftungen für den Staat einzog. Hiemit bildet es denn einen erfreulichen Gegensatz, daß neuere Verfassungs = Urkunden (z. B. jene von Baiern, Württemberg, Baden, Großherzogthum Hessen, Königreich Sachsen, Hannover u. a.) dem Kirchengute wieder den besonderen Schutz des Staates, eine den Absichten der Stifter angemessene Verwaltung, und daß es unter keiner Bedingung dem Staatsvermögen einverleibt werden könne, zugesichert haben. Dr. Richter, Professor der Rechte zu Berlin, sagt: ¹⁾ „Ueber das von der Kirche erworbene Gut kann der Staat kein anderes Recht ansprechen, als daß er dessen Verwaltung und bestimmungsmäßige Verwendung seiner Aufsicht unterwerfe. Zwar hat eine neuere Theorie das Kirchengut ohne Weiteres für Staatsgut erklärt und mit ihr hat man namentlich die Eingriffe zu beschönigen gesucht, in deren Folge die katholische Kirche im Anfange dieses Jahrhunderts in Deutschland einen großen Theil ihres Vermögens an den Staat verloren hat. Diese ganze Lehre ist aber nach allen Seiten hin verwerflich; weßhalb neuere Gesetzgebungen ihr mit Recht die Zusicherung der Unverletzlichkeit des Kirchengutes entgegen gestellt haben. Zugleich verordnen dieselben mit Recht, daß das Vermögen solcher Stiftungen, deren fundationmäßige Bestimmung nicht mehr erreicht werden kann, wiederum ausschließlich zu kirchlichen Zwecken verwendet werden müsse; sie versagen also dem sogenannten Heimfallsrechte die Anwendung, welches bald auf ein Miteigenthum, bald auf ein Obereigenthum des Staates gegründet worden ist.

Diese Angelegenheit verdient jetzt eine ganz besondere Aufmerksamkeit, sie berührt eine tief eindringende Princi-

1) Lehrbuch des Kirchenrechtes, S. 611.

pienfrage. Möchten die Männer, welche Oesterreichs Constitution zu berathen haben, sich hierin genau orientiren und unserem schönen Vaterlande die Schmach ersparen, zu Theorien zurückzukehren, die in anderen Ländern wohl versucht, aber bereits wieder aufgegeben worden sind! Möchte man bedenken, daß die Annahmung dieses Eigenthumsrechtes kein Recht, sondern ein Unrecht, kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt, keine Freiheit, sondern eine Bedrückung ist.

Um kein Haar besser steht es mit der Ansicht und dem Vorschlage derjenigen, welche beantragen, man solle das Kirchen-, speziell das Pfründenvermögen zur Bestreitung der Communallasten einziehen, und die Geistlichen aus dem Staatschatze besolden. Man fragt natürlich, mit welchem Rechte soll das geschehen? Wollen dergleichen wohlfeile Projektensmacher etwa ihr Devise so stellen: Injustitia regnorum fundamentum? Sie sollen es frei heraus sagen, man will ja keine Geheimthuerei mehr. Recta tueri ist der Wahlspruch unseres allgeliebten Kaisers; recta tueri ist jedes Einzelnen Pflicht. Das Kirchen-, insbesondere das Pfründenvermögen muß, so lange Recht und Gerechtigkeit gilt, seiner Stiftung und Widmung gemäß verwendet werden; dafür haben Kirche und Staat zu sorgen. Viele Stifter haben die ärgsten Verwünschungen über diejenigen ausgesprochen, welche es je wagen würden, das von ihnen gestiftete Vermögen zu fremden, zu anderen Zwecken zu verwenden. Manche Stifter haben auch für den Fall, als das von ihnen gewidmete Vermögen nicht mehr zu kirchlichen Zwecken verwendet werden könnte, anderweitige Verfügung getroffen. Es steht also nicht in unserem Rechte, nicht in unserer Willkühr, damit wie mit einer herrenlosen Sache zu gebahren. Dann frage ich jene Herren, welche einen solchen Vorschlag machen, ob denn sie geneigt wären, ihr Vermögen zur Bestreitung der Communallasten hinzugeben, und mit welchem Rechte sie einem Dritten zumuthen könnten, er solle nun für ihre Sustentation sorgen? Walter

sagt über diesen Gegenstand: ¹⁾ Wenn nicht der Religions-Gemeinde, sondern der bürgerlichen Commune das Eigenthum des Kirchengutes beigelegt wird, so beruht dieses auf einer Usurpation der Civilgewalt, und auf einer Verletzung der natürlichen Rechte der Religions = Gesellschaften, indem die Verhältnisse der Pfarr = und die der Civilgemeinde durchaus zu trennen sind. Jener Mißstand herrscht im französischen Rechte, wo die restituirten Kirchen = und Pfarrgebäude als Communalgüter erklärt wurden.

Alles, was bisher von dem Kirchenvermögen gesagt wurde, gilt insbesondere auch von dem Vermögen der bestehenden Stifte und Klöster. Man redet in unseren Tagen von Aufhebung derselben. Da ich eine offene, ruhige Besprechung der Tagesfragen liebe, will ich diesen Punkt nicht übergehen. Hören wir, was der in diesem Punkte gewiß unbefangene Dr. Richter ²⁾ sagt. „Eine in neuerer Zeit sehr praktisch gewordene Frage ist: inwiefern der Staat berechtigt sei, rücksichtlich solcher Institute, welche sein eigenes Leben nachtheilig berühren, die Aufhebung zu verfügen, so jedoch, daß ihr Vermögen zu anderen kirchlichen Zwecken bestimmt wird. Einer solchen Innovation können besondere Verträge eine Schranke gezogen haben. Im Allgemeinen läßt sich jedoch nicht bestreiten, daß der Staat, nachdem er den kirchlichen Obern vergeblich um Abhilfe ersucht hat, solchen Instituten, wiewohl stets unter der bezeichneten Voraussetzung, das Dasein entziehen könne. Hier ist die Rücksicht auf das Staatswohl schlechthin entscheidend.“ Es wird also dem Staate das Recht, kirchliche Institute, geistliche Corporationen aufzuheben, zuerkannt, jedoch unter Bedingungen, daß kein besonderer Vertrag entgegen stehe, daß das Leben des Staates durch den Fortbestand dieser Institute gefährdet werde, daß die bei den kirch-

1) Lehrbuch des Kirchenrechtes. S. 521.

2) Ebenda S. 611.

lichen Obern nachgesuchte Abhilfe nicht erfolgt sei, und daß im Falle der Aufhebung das Vermögen zu anderen kirchlichen Zwecken verwendet werde. Diese Bedingungen müssen alle zusammen eintreffen, und das Vorhandensein derselben muß bewiesen werden. Hält man aber dieses nicht für nothwendig, beabsichtigt man einfach eine Spoliation der fraglichen Institute: dann werden wir in die Zeiten des Faustrechtes zurückversetzt, dann kann der Staat auch jede Actiengesellschaft, jedes Majorat, jede weltliche Commune aufheben, und ihr Vermögen einziehen. Die Gerechtigkeit ist Gemeingut Aller; sie ist kein Privilegium, welches man kirchlichen Instituten entziehen, und weltlichen Instituten verleihen kann. Gerechtigkeit für alle, nicht bloß für diesen oder jenen!

Vom rechtlichen Standpunkte aus läßt sich die Aufhebung der Stifte und Klöster nicht rechtfertigen. Es widerspricht aller Gerechtigkeit, Jemanden die Existenz zu entziehen, um sein Vermögen einzuziehen. Das fünfte und siebente Geboth Gottes läßt sich nicht abschaffen. Aber auch von dem öconomischen Standpunkte aus läßt sich die fragliche Aufhebung nicht rechtfertigen. Denn werden so viele Realitäten käuflich hindangegeben, so muß nothwendig der Werth derselben sehr tief herabfallen, und die Geschichte der Klosteraufhebungen lehrt uns, daß Güter, welche in ruhiger Zeit bei unpartheiischer Schätzung und Versteigerung 100000 fl. werth sind, um einige 100 fl. verkauft wurden. Unter Heinrich VIII. wurden ein Paar Klosterbibliotheken um 40 Schillinge hindangegeben. Die 100 Millionen Einnahme, die sich Mancher in der Freude seines Herzens jetzt herausrechnet, werden sich auf eine viel geringere Zahl reduciren. Die gegenwärtige provisorische Regierung in Frankreich hatte mit dem Verkaufe der Staatsgüter ein gleiches Vorhaben, allein sie wurde sogleich auf das Nachtheilige einer solchen Maßregel aufmerksam gemacht. Uebrigens erinnert das angedeutete Project ganz

an die Fabel von der Frau, welche eine Henne hatte, die ihr täglich ein goldenes Ey legte. Endlich mögen noch die Worte J. v. Müllers¹⁾ erwogen werden: „Unter allen Verbesserungsvorschlägen gefiel die Einziehung der geistlichen Güter den Höfen vorzüglich. Wenn man aber die Kasernen in gleichem Maße zunehmen, wie die Klöster eingehen sah: so betrachteten Freunde der Freiheit und Ruhe mit Mißvergnügen die ungünstige Wendung der nothwendigen Reform.“ Mögen daher unsere Projectenmacher den rechtlichen und öconomischen Standpunkt nicht außer Acht lassen; wenn sie aber vermeinen, jener müsse diesem geopfert werden, so ist zu erinnern, daß sich die Gerechtigkeit nicht wie ein Apfelbaum umhauen lasse, und daß sie dem, mit Recht verschrieenen Grundsätze huldigen: der Zweck heiligt die Mittel.

Die Kirche besitzt ihr Vermögen mit eben dem Rechte, wie jeder Herrschaftsbesitzer, jeder Bürger und Bauer sein Haus und seine Grundstücke besitzt. Personen und Eigenthum müssen geschützt werden; so war es von jeher und so wird es auch bleiben, weil dieses eine Grundbedingung des Staates und der Kirche ist.

Verwaltung des Kirchenvermögens. Hat die Kirche das Recht, ein Vermögen zu erwerben, so steht ihr auch die Verwaltung zu. Bisher war die Kirche unmündig, und die Staatsverwaltung übte die Obervormundschaft in sehr weitem Sinne aus. Dem Bischöfe ist bloß die Einsicht in die Verwaltung gestattet, und über die Verwendung des Vermögens ist seine Meinung einzuholen.²⁾ Dieser ohnehin geringe Einfluß bestand bisher nur dem Namen nach, wie die Instruction über die Verwaltung des Stiftungsvermögens zeigt.³⁾

1) Allgemeine Geschichte, B. 23, Kap. 9.

2) Handbuch der k. k. Verordnungen S. 81, 7. S. 246, b.

3) Ebenda S. 493.

Um diese Angelegenheit zurecht zu stellen, muß man sich eine klare Vorstellung machen. Jede Herrschaftsinhabung, jede Actien- und andere Gesellschaft, die das Recht hat, ein Vermögen zu erwerben, besitzt auch das Recht, es zu verwalten. Der Staat führt die Aufsicht in so weit, als es zum Schutze und zur Sicherheit der dabei betheiligten Staatsbürger nothwendig ist; er hat übrigens das Zutrauen, die Gesellschaft werde eine solche Verwaltungsbehörde einsetzen, welche die erforderliche Geschicklichkeit und Rechtlichkeit besitzt.

Eben dieses Zutrauen sollte man der Kirche auch schenken. Ihre Vorsteher sind über die Jahre der Unmündigkeit hinaus, weil zur Priesterweihe das zurückgelegte 24. Lebensjahr gefordert wird. Auch muß ihnen die zur Verwaltung nöthige Geschicklichkeit und Rechtlichkeit eben so gut, wie den weltlichen Beamten zugemuthet werden, besonders auch darum, weil die Bischöfe, Domkapitularen und Stiftsvorsteher von Sr. Majestät dem Kaiser gewählt, oder doch bestätigt werden, wobei immer auf Dienstestauglichkeit die vorzüglichste Rücksicht genommen wird. Mit Recht sagt Dr. Richter: ¹⁾ Ueber das von der Kirche erworbene Vermögen kann der Staat kein anderes Recht aussprechen, als daß er dessen Verwaltung und bestimmungsmäßige Verwendung seiner Aufsicht unterwerfe. In dem Majestätsrechte ist es aber nicht begründet, wenn man hin und wieder die Verwaltung des Kirchengutes überhaupt den Staatsbehörden übertragen, und das Verwaltungsrecht der Bischöfe auf ein bloßes Recht der Mitaufsicht beschränkt hat.

In Oesterreich hat sich demnach das in Frage stehende Recht beider Gewalten gerade umgekehrt gestaltet. Anstatt daß die Kirche das Verwaltungs-, und der Staat das Aufsichtsrecht habe, hat bisher der Staat das Ver-

1) Lehrbuch des Kirchenrechtes S. 611 und 648,

waltungs-, und die Kirche das Aufsichtsrecht. Es ist zu hoffen, daß die Constitution dieses verkehrte Rechtsverhältniß zurecht setzen wird. Auch ist mit allem Grunde anzunehmen, daß die Kirche ihre Verwaltung viel billiger besorgen wird, als es bisher der Fall war.

Hat die Kirche das Recht, ihr Vermögen zu verwalten, so kann der Staat für sich allein dieses Vermögen keinen wesentlichen Veränderungen unterziehen. Diese Rücksicht tritt bei der in neuester Zeit so oft besprochenen Zehentablösung ein. Man muß zwischen geistlichen und weltlichen Zehentherrn unterscheiden. Der letztere kann mit seinem Zehent verfügen; nicht so der erstere, welcher für seine Person nur Nutznießer ist, und durch die Vorschriften der Kirche gebunden wird. Das Concilium von Trient¹⁾ schreibt vor: „Decimarum solutio debita est Deo, et qui eas dare noluerint, aut dantes impediunt, res alienas invadunt. Praecipit igitur sancta Synodus omnibus, cujuscumque gradus aut conditionis sint, ad quos decimarum solutio spectat, ut eas, ad quas de jure tenentur, in posterum cathedrali, aut quibuscumque aliis ecclesiis, vel personis, quibus legitime debentur, integre persolvant. Qui vero eas aut subtrahunt, aut impediunt, excommunicentur, nec ab hoc crimine, nisi plena restitutione secuta, absolvantur.“ Das Concilium will also die Entrichtung des Zehentes gewahrt wissen wegen des göttlichen Gebotes und wegen des Eigenthumsrechtes; es bedroht diejenigen, welche diese Entrichtung verweigern oder behindern, mit der Excommunication. Die Ablösung der geistlichen Zehenten kann daher nur mit Einwilligung des Oberhauptes der katholischen Kirche, und unter gehörigem Schutze des Eigenthumes erfolgen. Das Opfer, welches vom Klerus gefordert wird, ist

1) Sess. 25, cap. 12. de reform.

groß; er wird dieses Opfer bringen, wenn Se. Majestät der Kaiser im Einverständnisse mit dem apostolischen Stuhle es fordern. Nur müßte dann die Besteuerung des Klerus überhaupt, insbesondere die Zehentsteuer einer Revision unterzogen werden; denn eine Veränderung in dem steuerpflichtigen Objecte zieht nothwendiger Weise auch eine Veränderung in dem Steuerausmasse nach sich.

Mit der Verwaltung des Kirchenvermögens, insbesondere des Religionsfondes steht die unentgeltliche Persolvirung der Religionsfonds = Messen in Verbindung, ein gegenwärtig vielfach besprochener Gegenstand. Es ist eine bekannte und in der Entstehungsart des Religionsfondes sehr wohl begründete Thatsache, daß das Vermögen dieses Fondes mit sehr vielen Meß = Intentionen, welche ordnungsmäßig zu persolviren sind, belastet ist. Betrachtet man das Vermögen, aus welchem der Studien = und Schulfond gebildet wurden, so greift die Vermuthung Platz, daß auch diese Fonde mit noch immer zu persolvirenden Intentionen behaftet sein mögen. Es ist Pflicht, daß die ausgewiesenen Religionsfonds = Messen persolvirt werden. Fragt man, von wem diese Last zu tragen sei, so antwortet die Gerechtigkeit, daß alle, alle jene, welche aus dem Religionsfonde einen Gehalt beziehen, sie mögen zum Curat = Klerus gehören oder nicht, nach Maßgabe ihres Gehalts = Quantums, gemeinschaftlich diese Last tragen; denn gleiche Betheiligung am Vortheile fordert auch gleiche Betheiligung am Nachtheile.

Die Vertheilung der Religionsfonds = Messen geschieht bisher von der k. k. Provinzial = Staatsbuchhaltung. Sie gibt nämlich durch das Consistorium jedem Curatgeistlichen ein Verzeichniß der Meß = Intentionen, welche er zu persolviren hat; der Ausweis über die persolvirten Intentionen gelangt dann durch das Consistorium zurück an die Buchhaltung, welche in ihren Verzeich =

nissen die geschehene Persolvirung anmerkt. Jedermann wird es gewiß befremdlich befinden, daß die Staatsbuchhaltung den Priestern die Meß = Intentionen zuweist, und die Verzeichnisse hierüber führt. Das ist eine rein geistliche Sache, die dem Bischöfe zusteht; ihm sollte sie überwiesen werden. Es ist dieses eine von den vielen Unzükömmlichkeiten, die mit der bisherigen Verwaltung des Kirchenvermögens verbunden sind.

V. Bemerkungen über das Schulwesen.

Mit allem Rechte ist es der einstimmige Wunsch, daß dem Volksunterrichte eine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet werde. Wenn man jedoch hie und da sagt und schreibt (Beweise anzuführen hält man bei der jetzt vorherrschenden Oberflächlichkeit nicht für nothwendig), daß dieser Unterricht in Oesterreich sehr vernachlässiget worden sei, so muß feierlich widersprochen werden.

Fragt man nach dem Zustande des Schulwesens, so fragt man nach einer Thatsache, und hierauf kann nur mit Thatsachen geantwortet werden. Ich bin in der Lage, für die katholischen Schulen der Linzer Diöcese eine solche Antwort zu geben; die akatholischen Schulen stehen unter der abgesonderten Aufsicht ihrer Seniores und Superintendenten, deren Berichte mir nicht bekannt sind.

Der gute Stand des Schulwesens wird durch das Dasein folgender Erfordernisse bedingt: 1. hinreichende Anzahl der Schulen, 2. hinreichende Anzahl der Lehrer, 3. fleißiger Schulbesuch, 4. zweckmäßiger Unterricht in den nothwendigen Lehrgegenständen. Diese Bedingungen waren bei den katholischen Schulen der Linzer Diöcese im Schuljahre 1847 folgender Massen vorhanden:

1. Die Anzahl der Schulen belief sich auf 471, die Anzahl der Curatien auf 407. Die Zahl der Schulen ist daher um 64 größer als die der Curatien. Da

nun in Einem Pfarresprengel mehrere Schulen sich befinden, so stehen diese gewiß in einem günstigen Zahlenverhältnisse. Zu bemerken ist noch, daß hier bloß die Wochenschulen gezählt werden; denn nebst diesen bestehen noch 456 Sonntagschulen.

2. In diesen Schulen wird der Unterricht in der Religionslehre von 572 Katecheten, in den übrigen Lehrgegenständen von 494 Lehrern und 379 Lehrgehilfen erteilt. Vergleicht man nun die Zahl der Wochenschulen 471 mit der Anzahl des Lehrpersonales 1445, so ergibt sich, daß auf Eine Schule mindestens 3 Lehrindividuen entfallen. Uebrigens hat jede Schule, sie mag in der Anzahl der besuchenden Kinder wie immer beschränkt sein, wenigstens Einen Katecheten und Einen Lehrer. Man muß zugestehen, daß das Lehrpersonale in hinreichender Anzahl vorhanden ist.

3. Ein nicht minder günstiges Resultat ergibt sich bezüglich des fleißigen Schulbesuches. Derselbe wird am richtigsten aus der Vergleichung der schulpflichtigen mit den schulbesuchenden Kindern erkannt. In Oesterreich wird jedes Kind vom sechsten bis zum vollendeten zwölften Lebensjahre als schulpflichtig angesehen; überdieß hat es noch bis zum vollendeten fünfzehnten Lebensjahre die Wiederholungsschule, welche an Sonntagen gehalten wird, zu besuchen. Schulpflichtige Wochenschüler sind 75661, von welchen 73884 die Schule wirklich besuchen. Hinzu kommen noch die Sonntagschüler. Die Zahl der schulpflichtigen beträgt 33320, die der schulbesuchenden 32794. Es besuchen daher 1777 Wochenschüler und 526 Wiederholungsschüler keine Schule, eine gewiß geringe Zahl, wenn man erwägt, daß viele Kinder wegen körperlicher oder geistiger Schwäche, wegen weiter Entfernung von dem Orte der Schule und wegen beschwerlicher Wege die Schule nicht wohl besuchen können. Diese Hindernisse ergeben sich daraus, weil das Land

ob der Genuß sehr gebirgig ist, und noch dazu die Häuser sehr zerstreut sind. Uebrigens bleiben sehr wenige Kinder ganz ohne Schulunterricht, weil die Schulpflichtigkeit vom sechsten bis zum fünfzehnten Lebensjahre fort dauert. In den sehr gebirgigen Gegenden des Mühl- und Traunkreises gibt es viele Kinder, welche erst im sieben- oder achten Lebensjahre anfangen können, die Schule zu besuchen; unter den schulpflichtigen Kindern werden sie dennoch von dem sechsten Lebensjahre an aufgeführt.

Vergleicht man die ganze Zahl der schulbesuchenden Kinder 106678 mit der Bevölkerung der Linzer Diöcese 717017, so ergibt sich, daß auf 7 Einwohner ein schulbesuchender kommt; ein so günstiges Resultat dürften wohl wenige Länder aufzuweisen haben.

4. Betrachten wir endlich den Unterricht selbst. Dieser erstreckt sich auf die allgemein nothwendigen Lehrgegenstände: Religionslehre, Lesen, Schreiben und Rechnen. In den Landschulen, welche aus 2 Classen bestehen, werden die Kinder so weit geführt, daß sie bei ihrem Austritte den großen Katechismus wissen, in allen Schriftarten gut lesen, current und latein schreiben, nach den 4 Rechnungsarten und der Regel de tri die im Leben vorkommenden Aufgaben berechnen können; sie werden aus der Sprachlehre in der Wortforschung und Wortfügung, dann in den für das bürgerliche Leben erforderlichen schriftlichen Aufsätzen unterrichtet. An den Hauptschulen mit 3 Classen werden die Kinder in den genannten Gegenständen gründlicher unterrichtet und weiter geführt; in den 2 Jahrgängen der vierten Classe kommen als neue Gegenstände noch hinzu: Geometrie, Baukunst, Zeichnen, Geographie, Stereometrie, Mechanik, Naturgeschichte und Naturlehre.

Die Methode des Unterrichtes ist die erotematisch-synthetische, welche allgemein als die richtige anerkannt wird. Was endlich den Fortgang in den verschiedenen Lehrgegenständen betrifft, kann folgende Erklärung gege-

ben werden: Ich habe mich auf meinen Reisen durch Deutschland um den Stand des Volksunterrichtes genau erkundiget; habe auch in München und Leipzig den öffentlichen Schulprüfungen beigewohnt und gefunden, daß in der ersten Classe (nach österreichischer Eintheilung) die ausländischen Schüler weiter vorgerückt sind; in der dritten Classe dagegen sind unsere Schüler in dem gründlichen Wissen des Gelernten weiter; in der Ausdehnung der Lehrgegenstände sind wir mindestens eben so weit. Aus der Sprachlehre insbesondere wurden in München und Leipzig Fragen an die Kinder gestellt, welche von der Mehrheit unserer Schüler leichter und vollständiger beantwortet werden. Im Auslande, besonders in Leipzig wird mehr auf Viellehren, in Oesterreich dagegen mehr auf Gründlichlehren gesehen.

Nach diesen genauen Nachweisungen, die sich in anderen Diöcesen gewiß eben so gestalten werden, muß man anerkennen, daß das Schulwesen in Oesterreich in gutem Stande sei, und daß der Klerus, dem die Leitung des Schulwesens anvertraut ist, seine Pflichten gewissenhaft erfülle. Derselbe unterstützt auch die armen Kinder mit Nahrung, Kleidung und Schulbedürfnissen; er leistet ansehnliche Beiträge zur Anschaffung von Schulprämien, und nimmt unter den Beförderern des Schulwesens einen ehrenvollen Platz ein. Eben so sind unter den Schulstiftungen sehr viele, manche mit bedeutenden Kapitalien, welche von Geistlichen herrühren, und entweder die Unterstützung armer Kinder, oder die bessere Sustentation der Lehrer bezielen. Ich weiß es aus Erfahrung, daß die Mehrzahl der Pfarrer auf jede Weise die Schullehrer und Gehülfen unterstützt. Wollte man weltliche Schulvorstände aufstellen, so würden ebenfalls hie und da Klagen vorkommen; keineswegs hätten sie, was von großer Wichtigkeit ist, die unabhängige Stellung, wie sie der geistliche Schul-Distrikts-Aufseher hat.

Uebrigens bin ich keineswegs ein Optimist, der da glaube, das Volksschulwesen in Oesterreich sei keiner Verbesserung bedürftig; nur wolle dasselbe nicht als das Land angesehen werden, wo die Citronen blühen, und wo jeder, der etwas mehr weiß als die Kinder, seine Versorgung als wohlbestellter Gärtner hoffe.

Bezüglich der hie und da besprochenen Trennung der Kirche von der Schule, führe ich die Worte des Dr. Richter ¹⁾ an: „Da alle wahre Bildung nur auf der Grundlage der Religion gedacht werden kann, so bleibt immerhin der Zusammenhang zwischen Kirche und Schule gefordert, und es rechtfertigt sich die Einrichtung, daß den Behörden, welche das kirchliche Leben leiten, von dem Staate auch die Lenkung des Unterrichtes überwiesen, und daß den Geistlichen die unmittelbare Aufsicht über den Volksunterricht anvertraut ist.“ Eine Trennung der Schule von der Kirche würde nothwendig dazu führen, daß die Schullehrer nicht mehr den Meßnerdienst zu besorgen, mithin einen bedeutenden Theil ihres Einkommens zu verlieren hätten. Auch würde die Kirche veranlaßt werden, eigene Schulen zu errichten ²⁾, welche sich unter den obwaltenden Verhältnissen großes Zutrauen erwerben würden, wie dieses in Frankreich der Fall ist, wo die christlichen Schulbrüder segensreich wirken. Ich wohnte zu Straßburg der feierlichen Prämien = Vertheilung bei in einer Schule, welche von dem Abbé Baintain gegründet wurde. Sie steht ganz unter geistlicher Leitung, und wird sehr zahlreich, auch von Kindern aus den vornehmsten Häusern besucht.

1) Lehrbuch des Kirchenrechtes S. 602.

2) Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten. Von Clemens August, Freiherrn zu Bischoering. Münster 1843. S. 117.

Meine Ansicht, wie sich aus vorliegender Abhandlung ergibt, beruht auf folgenden zwei Grundsätzen:

1. Staat und Kirche sollen zum Wohle der Menschen einträchtig zusammen wirken.
2. Freiheit und Gerechtigkeit ist Gemeingut Aller, sie werde daher auch der Kirche zu Theil.

Gott gebe, daß diese zwei Grundsätze bei der Constitution Oesterreichs festgehalten, und consequent durchgeführt werden!

Eintracht — Freiheit — Gerechtigkeit!

Dr. Franz Nieder,
Domkapitular.

VI.

Ein Wort über Pressfreiheit.

Aus einem offenen Briefe. *)

Sie schreiben mir hochwürdiger Freund! das Geschenk der Pressfreiheit, welches uns durch die Huld Sr. Majestät unsers allergnädigsten Kaisers geworden, habe

*) Wir theilen diesen uns übergebenen „offenen Brief“ — über Pressfreiheit mit voller Zustimmung unseren Lesern mit und glauben nur den Einen Wunsch offen aussprechen zu müssen: Möge nur die Pressfreiheit eine allseitige Wahrheit bleiben, — das freie Wort nicht minder uns Katholiken gegönt sein — wie jedem Andern, und wir nicht der Faustgewalt derjenigen verfallen, die unter Freiheit überhaupt das Radikalen-Recht verstehen zu müssen glauben, alle ihnen Mißliebige zu verfolgen, zu verachten, zu berauben oder zu verjagen!

Die Redaktion.

einen beängstigenden Eindruck auf Sie gemacht, Sie könnten nicht in den allgemeinen Jubel über diese den Ideen der Zeit gemachte Concession einstimmen. Sie meinen, der Segen, der aus dieser Maßregel für das Heil der Kirche und das Wohl unseres schönen Vaterlandes entspringe, dürfte von nicht so großer Bedeutung sein; es möchten sich im Gegentheile schwere und nachtheilige Folgen in nicht geringer Anzahl daran knüpfen. Sie vergleichen die freie Presse, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, einem zügellosen Renner, der blindlings über Stock und Stein dahin stürzt, in seinem saufenden Galoppe Alles, was ihm in den Weg kommt, sei es alt oder jung, schön oder häßlich, gut oder schlecht, niederreißt, unter seinen Hufen zerstampft, oder wenigstens mehr oder minder schädigt.

Sie wissen, wie gerne ich Ihren Jahren, Ihren Erfahrungen und Ihren gereiften Kenntnissen meine Ansichten unterordne. Dießmal erlaube ich mir jedoch, die Bemerkung zu machen, daß Ihre Besorgnisse einen vielleicht zu ängstlichen Charakter angenommen haben. Ich wage selbst anzudeuten, daß die Pressfreiheit, wenn sie von dem Clerus gehörig benützt wird, ihm, seinen Interessen und Bestrebungen keineswegs feindselig entgegensteht, und daß dieselbe, wenn sie anders ein Uebel sein soll, ein für unsere Zeit nothwendiges und gegenüber einer einseitig rigorosen Censur — jedenfalls das bei Weitem geringere Uebel ist.

Allerdings möchte kein Zweifel darüber obwalten, daß besonders anfangs eine Fluth religions- und kirchenfeindlicher Schriften über unser gutes Vaterland hereinbrechen werde. Jeder unbefangene Beobachter wird sich zur Genüge von dem Vorhandensein antiklerikalischer Elemente auch inmitten unserer Bevölkerung überzeugt haben. Es läßt sich kaum in Abrede stellen, daß dieselben durch die allgemeine Bewegung der Geister in Gäh-

rung kommen und zur vollen Entwicklung gelangen werden. Schriften, denen nicht blos jedes kirchliche, sondern sogar jedes christliche Bewußtsein fremd ist, werden selbst in die Hütte des gemeinen Mannes dringen, seinen Kopf und sein Herz mit Zweifeln, unverdauten und desto schwerer zu entfernenden Ansichten vollpfropfen.

Die Zahl jener Halbwisser und Aufklärlinge, deren Geistes- und Seelenzustand sie eben so wenig für eine gründliche Belehrung, als für eine aufrichtige Nahrung befähigt, wird in eben dem Maße zunehmen, als der kindlich fromme Glaube, der zwar Allen, am meisten aber dem Ungebildeten ein Lebensbedürfniß ist, in Abnahme geräth. Alle diese Nachtheile werden sich besonders anfangs, bevor die Geister sich klären, bevor die Mehrzahl des Volkes zum richtigen Verständniße, zur billigen Würdigung einer freien Preße gelangt, herausstellen, und selbst die weisesten Repressivgesetze werden kaum im Stande sein, einen hinlänglich kräftigen Damm wider sie aufzubauen.

Auf diesem Punkte angelangt, drängt sich aber die Frage auf: war die Censur des alten Systems wirklich und wahrhaftig ein Bollwerk wider diese anstürmenden Uebel, und hätte sie dieselben für die nächsten Tage mit Erfolg bekämpfen können? Ich glaube nein! Es war bei uns schon lange Zeit kein Mangel mehr an kirchenfeindlichen, religionswidrigen Schriften. Geister, die nach einer solchen Nahrung Lust hatten, konnten es sich auch bei uns an reichbesetzten, üppigen Tafeln wohl schmecken lassen. Ich will jene zahllosen Romane mit Stillschweigen übergehen, deren süßes, verzehrendes Gift langsam, unbemerkt, im Geheimen und um desto gefährlicher wirkt, und die man auf dem Pulte des Gelehrten, im Boudoir der Dame eben so häufig, als in der Stube des Bürgers und in der Schlafkammer der dienenden Geister aufgeschlagen finden konnte. Sie wissen, daß diese geist-

und seelentödtenden Salbadereien fast die einzige Lektüre gewisser Classen bildeten. Selbst offen irreligiöse Schriften wurden in hinlänglicher Anzahl gelesen. Sie erinnern sich vielleicht noch recht gut, mit welcher Begierde das berühmte „Leben Jesu“ von Dr. Strauß in einer großen Stadt unsers Vaterlandes gekauft und verschlungen wurde. Auf öffentlichen Promenaden und Unterhaltungsörtern sah man es herumtragen; man konnte die Zeit die zum Heften des Buches erforderlich gewesen wäre, nicht abwarten; man zog lieber die Unbequemlichkeit vor, selber die einzelnen Bogen zusammen zu legen, und zu ordnen, als daß man noch einen Tag zugewartet hätte, die Blasphemien derselben sich einzupimpfen. Sie werden bemerkt haben, daß zwei Tage nach Aufhebung der Censur eine der größten Buchhandlungen des Kaiserstaates eine bedeutende Anzahl der streng verpönten Werke im Vorrathe annoncirte, gleichsam um thatsächlich den Wahn zu widerlegen, als hätte jenes Institut die Verbreitung gefährlicher Bücher gehindert. Und welchen Reiz hatte erst ein verbotenes Buch für die Masse! Für die erste beste, elende Scharteke dieser Art wurden Summen hinausgeworfen. Leute gab es, die sich Bibliotheken von verpönten Erzeugnissen hielten, und die sich sorgfältig davor hüteten, ein erlaubtes Werk zu kaufen. Selbst der Philister, dem sie eine grobe Injurie anthun würden, wenn Sie behaupteten, er habe sich seine Augenschwäche durch zu angestregtes Lesen zugezogen, las mit Eifer ein verbotenes Buch und bewahrte dasselbe als einen Schatz, als ein Heiligthum auf. Der Dandi-Philister krammte mit seiner neuen, himmelstürmenden Philosophie im Salon aus; der Schurzfell-Philister flüsterte bei einer Kanne Bier die kraßesten Sätze, die hirnlosesten Behauptungen dieser ruhmwürdigen Werke seinen Bekannten und Gevattern zu, um von denselben für ewige Zeiten als ein Wunder von Weisheit, Aufklärung und Licht angestaunt und ausposaunt zu werden.

Während ich dieses schreibe, kommt mir ein Heft der historisch = politischen Blätter vor die Augen, in dem Sie die Bestätigung meiner Ansicht finden können. „Man hat sich,“ schreiben dieselben, „aus Opposition und Reaction gegen Polizei und Censur gewöhnt, jeden Schriftsteller, der sich mit den bestehenden politischen, socialen und religiösen Verhältnissen in Widerspruch setzt, möge er darin auch noch so weit gehen, als einen freien, selbstständigen Mann der Zeit zu begrüßen; und dagegen auch jeden Schriftsteller, der sich von was immer für einem Standpunkte, wenn auch mit allen möglichen Berücksichtigungen der veränderten Weltlage und mit allen möglichen Protestationen gegen Absolutismus und Polizeistaat, conservativ äußert, für einen Knecht der Gewalt anzusehen, und auf das, was er spricht, gar nicht zu hören.“

Sie sehen also hochwürdiger Freund! daß die Censur, hätte sie auch von Seite ihrer Leiter stets eine wohlgemeinte Tendenz gehabt, nicht mehr die Macht und die Fähigkeit besaß, die Verbreitung schlechter, religionswidriger Schriften im Allgemeinen zu hindern, und daß sich ihre Thätigkeit vorzüglich darauf beschränkte, den Druck solcher Werke im Inlande zu verhüten oder sich den Anschein zu geben als wolle sie dies. Da man jedoch selbst bei besserer Gesinnung — zu ängstlich zu Werke ging, und jede noch so gut gemeinte Bewegung der Geister als staatsgefährlich scheute, stellte sich das wunderbare Ergebnis heraus, daß wir in dem alt- und gutkatholischen Oesterreich keine entschieden — katholische Literatur besaßen. Die Censur hatte den kirchlichen Geist glücklich eingefangen, ihn unter strengem Gewahrsam und Verschuß gehalten, seine Erzeugnisse fein und säuberlich beschnitten, und sie manierlich in die Welt hinausgeschickt. Was uns in dieser Beziehung frisch und lebendig berührte, waren nur Luftströmungen, die das We-

hen seines Flügelschlages vom Auslande herüber trugen. Die Wirksamkeit des Clerus durch die Presse war vielfach geschädigt, ja mehr oder minder zur moralischen Unmöglichkeit geworden. Die Literatur unseres Staates war fast gänzlich in den Händen der Belletristen und der wiederkäuenden Species des alten Aufklärichts, die Lesewelt desselben, der Gnade des Auslandes anheim gefallen. All' die geheimen Finten, all' die versteckten Angriffe wider den Clerus, seine Interessen und Bestrebungen mußten von demselben mit Stillschweigen übertragen werden, und so war kein Absehen zu gewinnen, wie sich ein frisches, entschieden katholisches Leben unter uns entwickeln und befestigen könnte. —

Das ist der Punkt, auf welchen ich Ihre Aufmerksamkeit hinleiten wollte, um anzudeuten, daß der Clerus durch die Pressfreiheit nicht so sehr verloren, als vielmehr gewonnen habe. Auch ihm ist jetzt die Wohlthat des freien Wortes geworden. Ungehemmt und unbehindert kann seine Hirtenstimme zur Entfaltung, Darstellung, Begründung und Vertheidigung seiner heil. Interessen und Bestrebungen ertönen, und sie wird um so beredter und eindringlicher erschallen, als sie nur der Widerhall jener Worte sein wird, welche die ewige Wahrheit gesprochen. Es fehlt unserm Clerus weder an Kopf und Talent, noch an Gemüth und Herz, um Gutes und Schönes, ja selbst um Ausgezeichnetes und Herrliches zu schaffen. In den Wirrsal der Zeiten mag vielleicht anfangs seine Stimme verhallen, weniger wirken und anregen, jedoch die Nebel werden verschwinden, seine Bestrebungen auch ihre Früchte finden. Die Gewalt der Wahrheit verlängnet sich nie — tandem bona causa triumphat.

Daraus erwächst uns jedoch die ernste heil. Pflicht, diese Gabe der Zeit mit Eifer zu benutzen. Niemand gehe leichtsinnig darüber hinaus! Jeder trage nach Maßgabe

seiner Kräfte, seines Wirkungskreises ein Schärfelein bei. Wir leben einmal, wie der verklärte Joseph Görres sagte, in einem papiernen Zeitalter. Man hat sich einmal daran gewöhnt, Alles und Jedes durch das Medium der Presse zu besprechen, zu wenden, zu kehren, zu erledigen; sie ist nun einmal das Organ der öffentlichen Meinung, der Hebel unserer Bildung geworden. Niemand kann es läugnen, es ist dieß eine Thatsache, ein in der Jetztzeit so beliebtes *Fait accompli*. Man mag darüber denken, was man will, man mag über diese Bestrebungen lächeln und die Achseln zucken; das nützt nichts. Es ist nicht mehr an der Zeit den Lauf des reißenden Stromes zu hemmen, es bleibt uns nur noch übrig, es ist unsere ernste, heil. Pflicht, ihn in ein geregeltes Bett zu leiten und vor weiteren Schaden allseitig zu wahren.

Darin stimme ich jedoch vollkommen mit Ihnen überein, hochwürdiger Freund! daß der katholischen Sache durch jenes Aufstischen eckelhafter Persönlichkeiten, durch jenes Correspondenzunwesen und jene müßige Notizerei an der so viele profane und leider auch manche kirchliche Journale kränkeln, nicht aufgeholfen werden könne. Unsere Haltung in der Presse muß immer eine ernste, besonnene, würdige, unserm hohen und heil. Berufe entsprechende sein — *irreprehensibile* sagt der Apostel, *ut is, qui ex adverso est, vereatur, nihil habens malum dicere de nobis*. Die katholische Sache und hiemit auch unsere Interessen und Bestrebungen bedürfen so zweideutiger Behelfe nicht. Nur eine klare und einfache Darlegung und Entfaltung, eine ruhige und besonnene Widerlegung der Vorurtheile, eine faßliche Beleuchtung von allen Seiten, ein von der Glut des Herzens durchdrungenes Hinwirken auf Geist und Gemüth — und die Wahrheit wird durch ihre eigene Gewalt und Kraft die Herzen fesseln; so wie die Nebel

zerstreut sind, mit denen sie Bitterkeit, Vorurtheil und Unkenntniß zu allen Zeiten umlagert haben. Denn wir sind nur die, welche pflanzen und begießen, Gott aber ist es, der Segen und Gedeihen geben, und sein Wort kräftig bewahren wird bis über das Ende der Zeiten.

Ernst und ergreifend endlich tönte in meinem Herzen Ihre Mahnung wieder, welche darauf hindeutet, in welche wichtige Phase seiner Wirksamkeit der Clerus jetzt eingetreten ist. Ja unsere Thätigkeit muß verdoppelt werden. Um den aus einer freien Presse entspringenden Nachtheilen zu begegnen, muß der Clerus sein Lehramt in Kirche und Schule mit dem regsten Eifer, mit der innigsten Liebe umfassen. Wir können bald in Lagen kommen, in Verhältnisse gesetzt werden, von denen wir uns vor wenig Jahren noch nichts träumen ließen; unserer pastoralen Thätigkeit wird ein neues, großes und gewiß in manchen Fällen schwer zu bearbeitendes Feld geöffnet. In schweren Zeiten müssen alle Fähigkeiten angestrengt, alle Kräfte aufgeboten werden. Und schwer sind die Zeiten, viel Drangsal mag unser warten; aber gehen auch wir unter, die gute Sache geht nicht verloren; das ist unser Trost und unsere Zuversicht, weil unser fester Glaube: Die Kirche steht auf einem ewigen Felsen gegründet, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und die Kirche, die heil. Kirche ist es ja, und nicht wir, für die wir kämpfen und streiten, siegen oder sterben!

Ich zeichne mich mit aller Hochachtung und Verehrung u. s. w.

Friedrich Baumgarten,
Cooperator.

Theologisch : praktische
Q u a r t a l s c h r i f t .

Redigirt und herausgegeben

von

D. Joh. Bapt. Schiedermayr, Domkapitular,

und

Augustin Rechberger, k. k. theol. Professor

zu Linz.

Erster Jahrgang.

Zweites Heft.

(Der Reinertrag für wohlthätige Zwecke.)



Linz, 1848.

Druck von Joh. Huemer's Witwe.

In Commission bei Quirin Haslinger.

Erklärung

Erklärung

Ich, der Unterzeichnete, bestätige hiermit die Richtigkeit der Angaben...

...in Bezug auf die oben beschriebenen Sachen...

...wie sie in der Begleitung dieses Bescheides...

...enthalten sind...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

VII.

Erinnerung *) an Franz J. Freindaller, von Joseph Gaisberger,

reg. Chorh. v. St. Florian u. k. k. Professor.

Multis ille bonis flebilis occidit.

Horat. I. 24.

Unter die um das Vaterland in mehrfacher Hinsicht verdienten Männer, die uns der Tod im Jahre 1825 entriß, rechnen wir auch den regulirten Chorherrn des Stiftes St. Florian, Franz Joseph Freindaller. — Fast dreißig Jahre hindurch übte er durch Wort und Schrift einen so mächtigen und wohlthätigen Einfluß auf die Erziehung und Bildung des katholischen Klerus unseres Vaterlandes aus, kam eben dadurch in so mannigfaltige — freundliche und feindliche — Berührungen, daß auch jetzt, nachdem bereits mehrere Jahre seit seinem Tode schwanden — eine Sammlung biographischer Notizen über denselben nicht ohne alles Interesse sein dürfte; nicht nur den zahlreichen Besitzern der Monatschrift dürften sie willkommen, sondern auch Jenen nicht ganz unerwünscht scheinen, die gerne einen weilenden Blick auf die geendete Bahn eines Mannes werfen, der allenthalben für die edelsten Zwecke wirkend, sein schönes Ziel unverrückt im Auge hielt, und durch Uneigennützigkeit und selbstaufopfernde Ausdauer ein mahnendes Vorbild für die Ueberlebenden bleibt.

Ich nenne diese Lebensschilderung „eine Sammlung biographischer Notizen,“ um anzuzeigen, daß sie gar keinen Anspruch auf Vollkommenheit mache. Der Hin-

*) Geschrieben im Jahre 1825.

vernisse, um dahin zu gelangen, waren zu viele und zu mannigfaltige. Ist es mir gelungen, den Berewigten nach Sinn und Gemüth etwas näher zu bezeichnen, ihn — zumal — in seinem literarischen Wirken und Schaffen etwas genauer zu schildern, und so bei Manchen das Andenken an einen edlen und verdienten Priester unseres Vaterlandes aufzufrischen, — so ist meine Absicht und das vorgesteckte Ziel hinlänglich erreicht. —

Freindaller war am zweiten Februar 1753 zu Ips, im Lande unter der Enns, von bürgerlichen Eltern geboren. — Schon die frühere Erziehung, Umgebung, und vor Allem das Beispiel seiner Eltern legten in ihm den Grund zu jener reinen und schönen Religiosität, die ein charakteristischer Zug des Berewigten, in all seinem Thun und Lassen, bis zum letzten Athemzuge geblieben. — Mit besonderer Wärme sprach er in dieser Beziehung immer von seinem Vater, als einem redlichen, biedern Bürger von altem Schrott und Korn, der jeden Anlaß sorgsam benützte, um auf eine echt patriarchalische Weise, seine zahlreiche Kinderschaar um sich zu sammeln, und im Familienkreise tiefeindringende, selten ganz verlöschende Worte zum Herzen der Kleinen zu sprechen. — Diese Goldkörner der Tugend — zur rechten Stunde ausgestreut — fanden in des Berewigten Gemüthe fruchtbares Erdreich, und bildeten allmählig den Grundton seines Charakters — stille, innige, sich opfernde Religiosität. —

Die Gymnastal- und philosophischen Studien, welche er in Krems und Linz unter der Leitung der Jesuiten zurücklegte, halfen die vom väterlichen Hause mitgebrachte religiöse Ansicht der Dinge in der jungen Brust allmählig ausbilden und befestigen, und der für alles Edle und Schöne warmfühlende siebenzehnjährige

Jüngling glaubte sich am Ziele seiner schönsten Wünsche, als er, durch seine Lehrer thätigst empfohlen, am 6. Oktober 1770 die Aufnahme in das obderennsische Chorherrnstift St. Florian erhielt. —

Bald nach Beendigung des Probejahres sendete ihn der in all seinem Wirken und Streben nur Großartiges schaffende, Kunst und Wissenschaft mit gleicher Liebe pflegende Probst Matthäus nach Wien, um an der — durch Maria Theresiens mütterliche Sorgfalt und kaiserliche Freigebigkeit — im Innern und Aeußern neu belebten und frisch aufblühenden Hochschule, die begonnenen theologischen Studien zu vollenden. — Der durch den Wechsel seiner Schicksale viel bekannte Gazzaniga junior, Berthieri, Martini und Wurz waren seine Lehrer. Vorzüglich schloß er sich an erstern an, theilte seine Ansichten, seine Behandlungsart der theologischen Wissenschaften und ging so ganz in den Sinn und Geschmack seines Lehrers ein, daß alle seine spätern Leistungen das Gepräge dieser Schule unverkennbar an sich trugen. Allmählig umschlang Lehrer und Schüler eine so enge, so vertraute Freundschaft, wie sie unter ähnlichen Verhältnissen wohl selten statt zu finden pflegt. In der Folge brachte ein fortgesetzter Briefwechsel die Entfernten einander noch näher, und Gazzaniga kannte, als er, um in Bologna seine letztern Lebensjahre hinzubringen, unsere Staaten verließ, keinen angelegentlichern Wunsch, als an der Seite seines theuren Schülers die schöne Heimath wieder zu betreten, und vielleicht auch da noch an der weitem Ausbildung desselben einige Zeit Theil nehmen zu können. Daß sich der mit so vieler Liebe und Sorgfalt vorbereiteten Mitreise Freindallers unübersteigliche Hindernisse plötzlich in den Weg stellten, konnte sie Beide wohl recht schmerzlich berühren, ihre innige Freundschaft hingegen nur der Tod brechen. —

Nach Vollendung der theologischen Studien und

rühmlicher Ablegung der strengen Prüfungen kehrte er, am vier und zwanzigsten Geburtstage zum Priester geweiht, in sein Stift zurück, wohin er am Ende des Jahres 1777, nach einem kurzen Aufenthalte in Feldkirchen als Mitseelsorger, an die theologische Lehranstalt berufen wurde. —

In den meisten Stiften Oesterreichs bestanden damals für die theologischen Wissenschaften sogenannte Haus = Studien. Durch Bildung des Herzens und des Geistes ausgezeichnete Mitglieder übernahmen es, in denselben die Aleriker für ihre künftige Bestimmung durch Wort und Beispiel vorzubereiten. Wenn man auch manches Nachtheilige über die Hausstudien, im Vergleiche mit den öffentlichen, mit mehr oder minderem Grunde, vorgebracht hat, läßt sich auf der andern Seite doch auch nicht läugnen, daß man bei plan = und zeitgemäßer Einrichtung und umsichtiger Leitung derselben im Stande ist, selbst minder talentirte Schüler zu einer hohen Stufe geistiger Ausbildung zu heben. Wodurch ließe sich wohl die Frucht eines nähern Umganges, brüderlicher Anweisung, und einer fortgesetzten Leitung und Führung, wie sie von der jedesmaligen Individualität verlangt wird, ersetzen? — *)

Ähnliche Hausstudien befanden sich damals auch im Stifte St. Florian, und Freindaller wurde zu Ende des Jahres 1777 berufen, die geistliche Beredsamkeit zu lehren, eine Stelle, wozu ihn die gütige Natur mit ihren schönsten Gaben geschmückt hatte. Sein heiteres sanft belebtes Auge, seine freundliche — durch körperliche Leiden erst späterhin sehr getrübtene Miene, seine

*) In Berücksichtigung eben dieser Gründe hat der gegenwärtige P. T. Hochw. S. Probst im J. 1846 theologische Hausstudien für die zwei erstern Jahrgänge im Stifte St. Florian neuerdings eingeführt. Anm. d. Red.

reine, in allen Tönen und Biegungen angenehm erklingende Stimme mußten schon beim ersten Begegnen gewinnen und anziehen, um wie viel mehr bei öffentlichen religiösen Vorträgen, die, nach seiner eigensten Individualität, nicht sowohl Kraft und Feuer, als vielmehr sanfte, wohlwollende Wärme und innige Herzlichkeit zu athmen pflegten. Selten beging man — in der Nähe oder Ferne — eine religiöse Feier, ohne daß man durch seinen Vortrag das Fest erhöht und verherrlicht wünschte. —

Bei diesem Lehramte, wozu er im Jahre 1782 auch noch das der Theologie übernahm, verweilte er bis zum Jahre 1784, und sammelte in dieser Periode an der, an den edelsten Erzeugnissen der Literatur aller Zeiten schon damals reichen Büchersammlung seines Stiftes jenen erstaunenswerthen Borrath von Kenntnissen, womit er später in größern und ausgedehntern Kreisen mit so glücklichem und segensreichem Erfolge wirken sollte. — Bei Errichtung der General = Seminarien im Jahre 1784 erloschen in St. Florian, sowie in den übrigen geistlichen Korporationen, die bestehenden theologischen Studienanstalten, und Freindaller widmete sich bis zum Jahre 1793 der Seelsorge, ohne der wissenschaftlichen Bahn, die er durch Herausgabe einiger Kanzelvorträge nicht unrühmlich betreten hatte, untreu zu werden; vielmehr gewann er unter den Beschäftigungen eines, nicht übermäßige Arbeit und Anstrengung auferlegenden Amtes, freiere Muße, um die gewonnenen Kenntnisse zu sichten und zu ordnen, und mit neuen zu bereichern. — Die Pflichten eines Seelsorgers, die nach Einführung der Toleranz — zumahl in einer gemischten Gemeinde wie Regau, wo Freindaller bis zum Jahre 1787 verweilte, um so beschwerlicher und verwickelter waren, fest im Auge haltend, suchte er diese mit besonnenem Eifer durch Lehre und That auf's ge-

wissenhafteste zu erfüllen. Die wenigen Stunden, welche ihm Seelsorge und Studium noch übrig ließen, verlebte er im heitern und frohen Kreise seiner Freunde und Nachbarn, die er mit humanem und liberalem Sinne so gerne um sich versammelte. In dieser ländlichen, glücklichen Zurückgezogenheit lebte er theils in Regau, theils in St. Gotthardt und St. Martin bis zum Jahre 1793. —

Inzwischen ward im Jahre 1784 durch Kaiser Joseph ein Bisthum in Oberösterreich, wo schon in Severins Tagen eines bestanden, während des Avaren-Einfalles aber von Bivilo im Jahre 737, nach Passau übertragen worden war, errichtet; zugleich hatte Kaiser Leopold, von der richtigen Idee durchdrungen, der Diözesan-Klerus müsse in der eigenen Diözese am zweckmäßigsten herangebildet werden, die General-Seminarien im Jahre 1791 aufgehoben. Die Nothwendigkeit einer theologischen Lehranstalt in Oberösterreich war jetzt um so dringenderes Bedürfniß. Glücklicherweise stand damals an der Spitze des oberösterreichischen Klerus ein Mann, der allenthalben, wo es sich um Bildung und Veredlung der Jugend, um die Beförderung irgend eines schönen und edlen Zweckes handelte, mit Umsicht und Klugheit durchgriff, und alles für die Ausführung einer anerkannt guten Sache zu beleben und zu begeistern verstand. Dieser Mann war Joseph Anton Gall, der schon als Katechet an der Normal-Hauptschule in Wien — auf des trefflichen Felbiger Vorschlag — und später als Schulenaufsesser und Domscholastikus an der Metropolitankirche von St. Stephan sich verdient gemacht hatte. Nach solchen Vorgängen stand es zu erwarten, daß Gall zur Bildung seines Klerus unter seinen Augen um so thätiger die Hand bieten würde. Seiner alles hethätigenden Verwendung und dem edlen Eifer einiger trefflicher Männer aus dem Regular-Klerus — worunter man der beiden Prälaten von Wil-

hering und Schlägl und des unvergeßlichen Bibliothekars, später Probst zu St. Florian, Michael Ziegler, mit Verehrung gedenken muß — gelang es, binnen kurzer Zeit eine theologische Lehranstalt in Linz zu gründen, an welche Freindaller als Lehrer der Dogmatik berufen, und als solcher von Sr. Majestät dem Kaiser Franz bestätigt wurde. — In seinen öffentlichen Vorträgen herrschte nicht sowohl Feuer und Glanz der Beredsamkeit, die rauscht und blendet; als vielmehr innige wohlwollende Wärme, die desto sicherer zum Herzen dringt, um so fester haftet, und um so gewisser belebet. —

Was er in dieser Stelle Segenvolles gewirkt, wie er seinen Unterricht durch die innigste Wärme der Ueberzeugung von der Wahrheit des Vorgetragenen durch den Edelmutth seines Charakters und durch die Reinheit seines Wandels bei seinen Schülern erst wahrhaft wirksam und fruchtbringend gemacht, darüber war von jeher nur eine und ungetheilte Stimme. —

In dieser Periode seines Lehramtes, wovon er immer als den heitersten und frohsten Jahren seines Lebens mit sichtbarer Wärme sprach, gestaltete sich um ihn allmählig ein Kreis von mehreren durch Herz und Geist ausgezeichneten Männern, wie sie wohl wenige kleinere Städte in ihrem Schooße aufzuweisen hatten. Diese alle belebte ein Herz und ein Sinn für das Höhere und Bessere und für die Ausbreitung desselben unter den Menschen. Bei ihren Zusammenkünften, wie Freindaller selbst erzählt, machte einer der Professoren — er selbst — die Bemerkung, diese Eintracht unter ihnen könnte wohl zu einem höhern Zwecke angewendet werden. Im Studienplane wäre den Lehrern empfohlen, periodische Schriften, Journale in dem wissenschaftlichen Fache, das sie lehren, herauszugeben. — Diese Worte gingen nicht verloren; man ging mit sich zu Rathe und entwarf Pläne auf Pläne, ohne daß man sich sogleich vereinigen konnte.

Die Einen wollten bloß Theorie — darunter der zu früh verstorbene Geiſhüttner, die Andern bloß praktische Theologie — darunter der treffliche Rechberger. Fast zwei Jahre waren indessen verfloſſen, ohne daß man, mitunter auch durch traurige politische Ereigniſſe gehindert, zu einem bestimmten Plane gelangte. Diese Zeit benützte Freindaller sorgfältig, um nach einem modificirten rechbergerischen Plane Aufſätze zu verfaſſen, und Entwürfe zu neuen zu verfertigen. Bei näherer Prüfung derselben fand man sie höchst plan- und zweckmäßig, und bald vereinigte man sich dahin, eine theologisch-praktische Zeitschrift herauszugeben, wo man „bei Aufstellung der Theorie auf die Praxis Bedacht nehmen, und bei der Praxis von Grundsätzen der Theorie ausgehen“ wollte. Den Standpunkt, nach dem alle Beiträge zu bearbeiten wären, deutete der Berewigte mit diesen Worten an: „Der angehende Seelsorger steht gleichsam zwischen dem theologischen Studium, welches er beschloſſen hat und der geistlichen Praxis, die er anfängt, mitten inne. Bei dem ersten, das er nun vollständiger übersteht, findet er mancherlei, was ihm nicht genug begründet, nicht hinreichend erkläret, nicht beschränkt genug scheint; bei der zweiten, dem neuen Felde, das er betritt, ist ihm alles willkommen, was auf gute Führung seines Amtes Bezug hat. Um dieser vortheilhaften Stimmung und den Wünschen des jungen Klerus entgegenzukommen, ist man übereingekommen, eine theologisch-praktische Monatschrift herauszugeben. Die Mitarbeiter an derselben haben sich's zum gemeinschaftlichen Geseze gemacht, alle Aufſätze nach den Vorkenntnissen des größern Theils ihrer Lehrer verständlich einzurichten, durchaus einen mäßigen, bescheidenen toleranten Ton herrschen zu lassen, alles Beleidigende und auf was immer für eine Art Anstößige zu vermeiden; besonders aber die Grenzen der echten katholischen Orthodorie zu beobachten,

und selbst die unwesentlichen, aber in Ansehen stehenden Meinungen mit Achtung zu behandeln. Um dieses angenommene Gesetz desto weniger aus den Augen zu verlieren, haben sie zum Motto den schönen — und zumal in der Theologie heilig zu haltenden — Spruch des hl. Augustin gewählt: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas.“ —

Wenn es auch damals nicht an guten theologischen Zeitschriften mangelte, so waren sie doch alle zu sehr bloß mit Theorie und den wechselnden Systemen der Philosophie, die in allen Zweigen des Wissens, zumal in der Theologie, eine völlige Revolution hervorgebracht hatte, beschäftigt, als daß der praktische Seelsorger für sich eine bedeutende Ausbeute hätte erwarten dürfen. Um so gelegener trat die theologisch = praktische Monatschrift in die Mitte, die mit dem Jahre 1802 ausgegeben wurde. — Doch alles Neue — in Kunst, Wissenschaft und Leben, — findet anfänglich Hindernisse, schiefe Beurtheilung, und kostet kräftige Ausdauer und muthigen Kampf, den die edlen Theilnehmer wacker bestanden. — Die errungene Palme ihnen reichend, rief ihnen ein gefeierter Sänger *) mit tröstenden Worten des Weihgesangs:

Welche Männer der Herr, so für der Menschheit Wohl,
Jedem Neon zum Trost, leitende Wesen gibt —

Schon einweihend bestimmt, eh' sie geboren sind,

Scheuen Zeitwahn und Schwärmer nicht.

Niemal reizet der Glanz täuschender Eitelkeit

Ihr scharfblickendes Aug', in dem Heroen = Saal,

Die man Aufklärer nennt, da sie Verderber sind,

Sich als Götzen geehrt zu seh'n.

Aber Streben nach Ruhm, welcher erhab'ner ist,

Keiner Säulen bedarf; Streben, der Wand'rer Licht

*) Joseph Reither, regulirter Chorberr von St. Florian.

In dem Dunkel zu seyn, wecket die Edlen oft
 In der Stunde der Mitternacht.
 Wo die Pflicht es gebent, standhafte Einigkeit;
 Wo zu zweifeln erlaubt, zwangloser Forscherfleiß;
 Liebe, statt dem Gestirn, auf der gewählten Bahn
 Ist der Wallenden Augenmerk.

Heil Euch, Männer des Lichts! die Ihr Geschäfte voll
 Für das dreifache Wohl unseres Vaterlands,
 Echte Religion, Sitten und Bürgerglück,
 Bei der nächtlichen Lampe wacht!

Des Reichs großer Bezirk ist den Ergießungen
 Eures geistvollen Strom's ein zu beschränktes Bett:
 Selbst das Ausland, erfreut über den Felsenschlag,
 Holet Wasser aus Eurer Quell'.

Und wirklich fand die praktische Monatschrift nach einem kurzen Kampfe, der Manches läuterte, eine Theilnahme und einen Absatz, dessen sich die wenigsten theologischen Zeitschriften jemals zu erfreuen hatten; und dieß mit vollstem Rechte: denn außerdem, daß sie den Geistlichen auf die wichtigsten und merkwürdigsten Erscheinungen in allen Zweigen der theologischen Litteratur aufmerksam, ja mit manchem näher vertraut und bekannt machte, enthielt sie auch: gediegene Abhandlungen über solche Gegenstände der Glaubens- und Sittenlehre und des Bibelstudiums, die einer allseitigen Begründung und Vertheidigung — gerade in jener Zeit der Gährung — zu bedürfen schienen; und endlich überhaupt Aufsätze über Gegenstände der gesammten seelsorgerlichen Praxis. Der ältere Seelsorger fand darin eine beständige Anregung, sich mit den Fortschritten und Bereicherungen der theologischen Litteratur vertraut zu machen, der jüngere hingegen in den meisten Fällen seines Amtes heilsame Winke, Andeutungen und nähere Berichtigungen der gewonnenen Ansichten. —

Freindaller hatte — nach dem einstimmigen Wunsche

der übrigen Mitarbeiter — die Redaktion mit der größten Bereitwilligkeit übernommen, und hatte sich hiebei des unbegrenztesten Zutrauens und der ausgedehntesten Vollmacht in Bezug auf Wahlanordnung und Abänderung der gelieferten Beiträge zu erfreuen. Nach dem einstimmigen Bekenntnisse der vorzüglichsten Theilnehmer leistete er gerade hierin etwas ganz Außerordentliches. Traf er in einem gelieferten Aufsätze Abänderungen — die manchmal einer förmlichen Umarbeitung gleichkamen — so wußte er so in die Lage, Ansicht und Denkweise des Verfassers einzugehen, das Mangelhafte zu ergänzen, das Schwankende zu begründen, daß sich Jener — der fast neuen Schöpfung — nur freuen mußte. „Ich werde Ihnen, schrieb ihm einst *) einer seiner vertrautesten Freunde und thätigsten Mitarbeiter Dr. Alois Sandbichler, bald meinen Aufsatz über Auferstehung schicken können. Unter Ihren Händen wird er zu etwas noch immer zu gebrauchen sein. Ihre Verdienste um die Monatschrift sind ausschließlich die größten, und Sie können das Institut „das Ihrige“ mit allem Rechte nennen. Man erkennt dieses auch an, und bewundert Ihre Ausdauer. So viele Kraft hatte man Ihnen kaum zugetraut.“ — Seine eigenen Beiträge waren größtentheils dogmatischen oder historischen Inhaltes. Jene athmeten alle reines und praktisches Christenthum; stellten Religion und Moral immer in so schönem und erhabenem Bunde auf, daß auch der Laie, der mit der Schule nicht Vertraute, daraus Erbauung schöpfte, sein Herz gehoben und veredelt, seine religiösen Ansichten berichtigt und geläutert fühlte. Kein Wunder, daß manche, darunter auch der verdienstvolle Hofrath Anton Spendu, **) einige seiner Aufsätze, wie die Skizze der

*) Brief vom 4. April. 1806.

***) Brief vom 21. Jänner 1804.

Glaubenslehren, die Beiträge zur Berichtigung der Volksirrhümer, die Einleitung und Versuch eines sechswochentlichen Unterrichts angehender Katholiken u. s. w., besonders abgedruckt und ins Lateinische übertragen wünschten, um sie auch unter jenen Nationen gemeinnützig zu machen, die der deutschen Sprache nicht kundig waren.

Freindallers kirchenhistorische Aufsätze, als: „Kurze Geschichte des unter Kaiser Leopold I. von Spinola, Bischof von Neustadt gemachten Reunions-Versuches der Protestanten; ferner „von der ursprünglichen Einführung des Christenthums in Oberösterreich, und dessen baldige Verbreitung u. s. w.“ enthalten, wenn auch eine schärfere Kritik nicht Alles unterzeichnen möchte, doch immer die schönsten Beweise davon, wie er es verstand, auch aus diesem weiten Gebiete gerade das Zeit- und Plangemäßeste auszuheben und anziehend darzustellen. Außer diesen größern und mehreren kleinern Beiträgen übernahm er auch die schmerzliche Pflicht, seinem unvergeßlichen Oberhirten Joseph Anton Gall *) und seinem fast vierzigjährigen Freunde, **) Georg Rechberger, ein kleines biographisches Denkmal zu setzen. —

„Eine Denkschrift, sagt Freindaller, auf den Mann, welchem die Monatschrift seit der ersten Entstehung ihren Ruf vornämlich verdankt, darf in dieser nicht vermisset werden. Sie sei zugleich ein öffentlicher Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen meinen unvergeßlichen Freund.“ —

Wirklich waren die Leistungen dieses trefflichen Mannes für die Monatschrift unglaublich; unter den dreihundert Aufsätzen der ersten sechs Jahrgänge rührten sehr viele von ihm her; alle aus den verschiedensten Zweigen der theologischen Wissenschaften. Denn obgleich

*) Gestorben am 18. Junius 1807.

**) Gestorben am 13. Dezember 1808.

Laien, verband Rechberger mit der tiefsten Kenntniß der Rechte und der Philosophie auch so gründliche innige Vertrautheit mit allen Theilen der Theologie, daß er von Freindaller selbst in der Schriftkenntniß als ein Veteran der Wissenschaft verehrt wurde. Eben diese Universalität des Wissens, das, durch seinen lebendigen Geist geordnet, ihm überall zu Gebote stand, verschaffte allen seinen Aufsätzen eine so allgemeine Herrschaft über den zu bearbeitenden Stoff, eine solche Sicherheit des Urtheils, eine solche Klarheit der Ideen, daß man von ihm getragen einen gleichen Flug wagen zu dürfen glaubte. — Seine Skizze der christlichen Moral, der Aesetik, der Pädagogik, und seine vielen Aufsätze über die delikatesten und zartesten Gegenstände des Kirchenrechts bekräftigten das oben gefällte Urtheil. —

In Verbindung mit diesem edlen, vielleicht überthätigen Manne und mit mehreren andern, die uns theils schon entrisßen, *) theils in den bedeutendsten Stellen der Hierarchie noch segensvoll wirkend unter uns weilen, führte Freindaller seine Zeitschrift in gleichem Sinne und Geiste bis zum Jahre 1805 fort, und erlangte mit jedem Jahre die vermehrte Ueberzeugung, daß dieses Unternehmen, das bald anfangs durch die finanziellen Verhältnisse der Unternehmer zu scheitern drohte, immer mehr Ausdehnung und Solidität gewinne. Am Rheine und an den Ufern der Theiß, an der Elbe, und auch jenseits der Alpen war die Monatschrift verbreitet, nicht nur in den Händen der Geistlichen, sondern auch der Laien. —

So erfreuend und ermunternd auch diese Erfahrung auf den Berewigten wirkte, so war sie doch nicht im Stande, seinem Geiste, der von körperlichen Leiden

*) Darunter: Rechberger's Bruder, Geishüttner, Markreiter, Kumpfer, Johann Evang. Waldhauser.

gedrückt ward, die vorige Frische und Heiterkeit zu verschaffen. — Ein zehnjähriges Lehramt, die Arbeiten eines Repräsentanten für den theologisch = juridischen Lehrkörper, eines Rectors, akademischen Predigers, verbunden mit den oft kleinlichsten und ermüdendsten Geschäften der Redaction hatten seine körperliche Kraft gebrochen und in ihm den Entschluß zur Reise gebracht, die gnädige Entlassung vom Lehramte bittlich anzusuchen. — Noch war das Bittgesuch nicht in Wien angekommen, als ihm die Kanzel der Dogmatik an der Wiener Hochschule angetragen wurde. Diese Anerkennung dessen, was er während seines Lehramtes durch Wort und Schrift geleistet, freute ihn herzlich; der angebotene Wirkungskreis zog ihn zwar mächtig an, die Aussicht, sein Institut von Wien aus mehr fördern zu können, machte ihm jene Stelle vor Allem erwünscht. Doch sein reges Pflichtgefühl, verbunden mit dem Bewußtsein, bei einem kränklichen Körper dem Ideale, das er sich geschaffen, nicht nachkommen zu können, bewog ihn, diesen gütigen Antrag in den bescheidensten Ausdrücken abzulehnen. „Ich glaube die Schwere und den Umfang dieses Amtes zu kennen,“ schrieb er einem jener Männer, die seinen Werth ganz zu fassen und zu würdigen verstanden, „ich kann mich in die Verhältnisse hineindenken, in die ich dadurch versetzt werden würde; Verhältnisse, wozu weit mehr Weltkenntniß und Gewandtheit gehört, als ich mir zutraue; dazu kommt mein zunehmendes Alter und die Gebrechlichkeit meines Körpers. Selbst mein Gewissen also erlaubet mir nicht die angetragene Gnade anzunehmen.“ — Mit schwerem Herzen legte er das Lehramt, dem er sich mit ganzer Seele hingegeben, im August des Jahres 1803 nieder. — Mit vollstem Rechte hieß es im amtlichen Berichte über ihn: „Als öffentlicher Lehrer bewies er stets jene Mäßigung und Wahrheitsliebe, die allein jeden theologischen Unterricht gründ-

lich, fruchtbringend und gemeinnützig zu machen im Stande ist; sein erbaulicher, eines Geistlichen und theologischen Lehrers ganz würdiger Lebenswandel entsprach auch seinem Unterrichte.“ —

Darum ließen auch Se. Majestät der Kaiser, stets geneigt, wahres Verdienst gnädig zu belohnen, „ihm die besondere Zufriedenheit bezeugen, und die goldene Medaille der größern Gattung sammt Kette überreichen, zur Belohnung sowohl, als auch zur Aufmunterung, seine Kräfte nach Möglichkeit auch als Seelsorger außer seinen Amtsgeschäften zur Verbreitung nützlicher theologischer Kenntnisse zu verwenden.“ —

Wie sein gnädiger Monarch, ehrte ihn auch sein Oberhirt, da er ihn am 23. August des nämlichen Jahres, „als einen durch Eifer, Wissenschaft und Erfahrung so ausgezeichneten Mann,“ zum wirklichen Konsistorial=Rath ernannt hatte. — Der Berewigte begab sich jetzt auf die Stiftspfarrrei Waldkirchen im obern Mühlkreise. Die Liebe und Anhänglichkeit seiner Freunde und zahlreichen Schüler begleitete ihn auch dahin, und wie er sonst durch Lehre und Beispiel — bessernd und veredelnd — auf den heranwachsenden Klerus eingewirkt hatte, so war er noch jetzt und bis zum letzten Athemzuge, der theilnehmende Freund und Rathgeber desselben in den schwierigsten und heikeligsten Geschäften und Ereignissen des seelsorglichen Lebens.

Unglaublich ist es, was er in dieser Beziehung — im Stillen — Gutes und Segenvolles geleistet und gewirkt; wie er bei den verwickeltsten und verworrensten Verhältnissen Licht geschafft; wie er das gekränkte, zerrißene, verfinckende Gemüth liebeich aufgerichtet, wie er dem Irrenden und Gefallenen wechselseitig väterlicher Mahner, sanftmüthiger Zurechtweiser, und bei erfolgter Rückkehr theilnehmender Freund, Vertheidiger und Beschützer geworden. — Die ländliche Ruhe und

Stille, die schöne Muße, welche ihm, nach so vielseitig in Anspruch nehmenden Arbeiten und Geschäften zu Theil wurde, wirkten auch vortheilhaft auf seinen Körper. Unter so günstigen und angenehmen Verhältnissen gewann sein Geist allmählig wieder einen freieren Blick und eine Regsamkeit, welche sich auf mannigfaltige Weise wohlthätig beaufundete. — Leider trübten politische Ereignisse bald die schönen Aussichten und Hoffnungen. Der Herbst des für Oesterreich verhängnißvollen Jahres 1805 war herangekommen, Ulm in die Hände der Feinde gerathen, die sich jetzt unaufhaltsam über Baiern, Oesterreich bis nach Mähren hin ergossen. Traurig und trübe war die Gegenwart, noch düsterer drohte die ungewisse Zukunft. Wie mußte dieß auf Freindaller wirken, der mit so inniger Liebe an seinem Vaterlande und an seinem Fürsten hieng? —

Kummer und bange Besorgniß wegen der Zukunft raubten ihm die zu literarischen Arbeiten so nothwendige Ruhe und Heiterkeit des Geistes, und eine tödtliche Krankheit brachte ihn an den Rand des Grabes. Unter diesen Umständen ruhte das Begommene, das mit Eifer Unternommene blieb unausgeführt; auch die Monatschrift gerieth zum erstenmale in Stocken, und ruhte ein ganzes Jahr hindurch. —

Die trüben Aussichten waren allmählig verschwunden, und der holde Friede wieder gekehrt. Mit ihm entstand auch die Monatschrift wieder unter dem Titel: Neue theologisch = praktische Monatschrift, im Geiste und in der Richtung ganz die vorige; nur hatten sich in dessen einige andere Mitarbeiter an den schon bestehenden schönen Kreis angeschlossen, und Alles war zur frohen Hoffnung eines noch höhern Werthes der Monatschrift berechtigt. — Ungemein günstig für dieß Unternehmen wirkte auch der Umstand, daß der Berewigte seit dem 13. März 1806 die Pfarrei Böcklabruck im Hausbruck-

kreise übernommen. Die glückliche Lage des Orts an einer belebten Hauptstraße fast in der Mitte zwischen Linz und Salzburg, an welchen beiden Orten und deren Umgebungen seine Freunde und Mitarbeiter lebten, mußte schriftliche und mündliche Mittheilung erleichtern, einen rascheren Gang und Verkehr in allen Geschäften erzeugen und befördern. Dazu kam noch das angenehme Loos, daß die Einkünfte der Pfarrei in jenen Zeiten eine anständige und humane Gastfreundschaft, die so ganz mit seinem liberalen Charakter verwebt war, nicht unmöglich machten. — Wer, hold den Wissenschaften und vertraut mit der Literatur, das freundliche Städtchen berührte, oder das herrliche Kammergut mit seinen reizenden Bergen und Seen begrüßte, der mochte nicht vorüber-eilen, ohne dem edlen Manne, wenn auch nur im Fluge, die Hand zu drücken und sein Streben und Mühen für die schönsten Zwecke zu segnen. — So fand er die schönste und günstigste Gelegenheit, anziehende Bekanntschaften zu machen, durch Geist und Bildung ausgezeichnete Menschen bei sich zu beherbergen, und im Umgange und der Unterredung mit ihnen, mit den herrschenden Ansichten über die wichtigsten Wahrheiten des menschlichen Lebens bekannter und vertrauter zu werden, um eben darnach die Materialien für seine Zeitschrift zu wählen und zu bestimmen; je nachdem die herrschende Ansicht über irgend einen Gegenstand einer nähern Berichtigung, tiefern Begründung oder auch einer strengern Abfertigung oder Widerlegung zu bedürfen schien. —

Eben aus dieser steten Verbindung mit der Welt, aus diesem dauernden Verkehr mit sehr geistreichen Menschen, aus dieser gründlichen Einsicht in das Getriebe und Getreibe, das Aendern und Wechseln der Ansichten, floß ein ganz eigenthümlicher Vorzug der Monatschrift, den sie bis ans Ende mit heiliger Treue bewahrt hat. Mit sicherem Takte und klarem Blicke wußte

er in derselben immer solche Gegenstände darzubieten, die gerade damals hohes Bedürfniß waren, und damit eine Form zu verbinden, die ihnen Eingang und Interesse zu verschaffen am geeignetsten war. Hierin, in dem richtigen Erkennen und Erfassen des Bedürfnißes, in dem strengen Wählen und Sichten des Aufzunehmenden liegt das Geheimniß, wie sich diese Zeitschrift, wie wenige ihrer Schwestern, von einem so unscheinbaren, anspruchlosen Anfange allmählig gehoben, in so viele Hände verbreitet, und so lange und mit so entschiedenem Ruhme behauptet habe. Daß übrigens jene eiserne Strenge, jenes starrsinnig scheinende Feilen und Sondern manche Mitarbeiter bitter gekränkt, mehrere abgeschreckt, aus Freunden Feinde gemacht habe, wem sollte dieß befremdend scheinen?

Demungeachtet sah er sich von nahen und fernen Freunden stets kräftig unterstützt, so daß, wer mit unpartheiischem Sinne die vier ersten Jahrgänge mit den vier spätern verglich, nicht leugnen konnte, die Monatschrift habe mit jedem Jahre an Interesse und Gemeinnützigkeit, an Gehalt und Tiefe steigend zugenommen. —

Welche Aufsätze von größerer Ausdehnung, außer den unzähligen kleineren, größtentheils praktischen Inhalts, von der Hand des Verewigten in den letzten vier Jahrgängen sich vorfinden, ist weiter oben angegeben; nur so viel glaubt man hier wiederholen zu dürfen, daß, so lange Freundschaft für uns von hoher Bedeutung ist, und verwandte Seelen hebt und veredelt, die Denkschrift auf Nechberger immer ein schönes ehrendes Denkmahl für beide Freunde sein und bleiben werde. „Habe Dank!“ rief Freindaller seinem hingeschiedenen Freunde in lichtere Räume nach, „habe Dank für deine unwandelbare Liebe gegen mich, für den Theil, den du mich an deinem Ruhme, ach! nur dem irdischen, hast nehmen lassen. Durch dich und an deiner Seite bin ich um Vieles besser geworden, und ich werde die

glütige Vorsehung unseres Gottes ewig dafür preisen, daß sie mich dir so nahe gebracht hat!“ — Welche Bescheidenheit! Welche Demuth und innige Religiosität! Vorzüge, ohne die keine wahre Freundschaft gedeihen und aufkommen kann; Vorzüge, die uns unsern Blick standhaft auf das bessere Selbst des Andern heften heißen, und die, wenn man sich in dringenden Angelegenheiten vielfach erprobt hat, allmählig jene Anhänglichkeit an den ganzen Menschen erzeugen, welche, wie ein großer deutscher Philosoph sagt, nach nichts mehr fragt und von sich nicht weiß, weder woher, noch wohin? —

Eine solche innige Verbindung zwischen Beiden war in den Jugendjahren entstanden, hatte sich, obgleich sie verschiedenen Lebensbahnen folgten, durchs kräftige Mannesalter hindurchgeschlungen, und unter dem mannigfaltigsten Wechsel von freundlichen und feindlichen Schicksalen, eine solche Stärke, eine solche Innigkeit erlangt, wie die wahre haben sollte, aber — so selten sich findet. — Wie hart mußte daher das am 13. December 1807 erfolgte Hinscheiden Rechbergers Freindaller treffen! Sein Herz blutete und fühlte sich verödet und verwaist, bis es ihm nach Jahren gelang, einen Freund zu finden, der, wie wir später hören werden, es in jeder Beziehung verdiente, jenen Platz in Freindallers Herzen einzunehmen, den Rechberger durch fast vierzig Jahre behauptet hatte. —

Was Freindaller übrigens der hinterlassenen Witwe, die nun auch die friedliche Erde deckt, was er den hinterlassenen Kindern in bangen und trüben Tagen geworden, gewesen und geblieben, hat die viel- und hartgeprüfte Familie jederzeit mit dankbarem Sinne anerkannt, und in ihm immer den treuen, theilnehmenden, in anderer Wohle seine schönste Freude suchenden Freund gefunden. —
Noch hatte Freindaller seinen Schmerz über Rechbergers Hinscheiden nicht niedergekämpft, vielmehr hatte

er den großen Verlust mit jedem Monate tiefer und tiefer gefühlt, als — durch ein günstiges Zusammen-treffen der Umstände — er zur Uebernahme einer größeren, schwereren und mühsameren Arbeit aufgemuntert wurde.

Mit Freude ergriff er diese Arbeit, die mit seinen gewohnten Studien so nahe zusammenhing, und von der er zugleich die Hoffnung hegen durfte, daß sie ihm bei der nothwendigen Steigerung seiner Kräfte und Anstrengung all seiner Aufmerksamkeit die Ursache seines Kummer's mehr und mehr aus dem Auge rücken und die frühere Negsamkeit seines Geistes zurückstellen würde.

Se. Majestät der Kaiser hatte nämlich: väterlich besorgt, das wahre Wohl seiner ihm von Gott anvertrauten Unterthanen zu befördern, unterm 16. August 1808 zu beschließen geruht, „daß, um den Uebertritt der Katholiken zu einer der akatholischen Konfessionen, welcher häufig Unkenntniß des einen und des andern Glaubensbekenntnisses zum Grunde hat, hintanzuhalten, die Herausgeber der in Linz erscheinenden theologisch-praktischen Monatschrift gegen Zusicherung einer angemessenen Remuneration, wenn ihre Arbeit zweckmäßig gefunden werden sollte, aufzufordern wären: einen Leitfaden zu dem gesetzlichen sechswöchentlichen Unterrichte Jener, die zu einer der tolerirten Religionen übertreten wollen, zu entwerfen.“

Mit doppelter Freude unterzog F r e i n d a l l e r sich dieser schwierigen Aufgabe, weil ihm zugleich die Gelegenheit dargeboten ward, den allerhöchsten Wink zu befolgen, den Se. Majestät ihm beim Austritte aus dem theologischen Lehramte durch die Landesregierung geben ließ, „fortzufahren, auch außer dem seelsorglichen Geschäfte nützliche theologische Kenntnisse zu verbreiten.“ — Seine Erfahrung gerade in diesem Zweige der Seelsorge, seine umfassende Kenntniß der theologischen Literatur und seine frühern literarischen Arbeiten, die eine fast ganz gleiche

Tendenz gehabt hatten, kamen ihm jetzt trefflich zu statten, und mußten das Unternehmen mächtig befördern. Nur dadurch ward es ihm möglich, im Verlaufe von beiläufig vierzehn Monaten, die noch dazu, voll von Unruhen und kriegerischen Stürmen dahinslossen, den gewünschten Leitfaden zu verfassen, und am 11. März 1810 in die Hände Sr. Excellenz des Herrn Statthalters Grafen von Saurau in Linz zu übergeben. —

Seine Majestät der Kaiser geruhten unterm 24. Oktober 1811 dem Verfasser bedenten zu lassen: „Sie hätten aus dem entworfenen Leitfaden zu dem sechs-wöchentlichen Unterrichte derjenigen, welche von der katholischen Religion zu einer tolerirten übertreten wollen, mit Wohlgefallen den reinen Eifer und die viele Einsicht des Verfassers ersehen und ihm überlassen, dieses Werk als ein nützliches Handbuch für seine Amtsbrüder in Druck legen zu lassen, und sich an die Diöcesan-Bischöfe um die Anempfehlung desselben an den Klerus zu wenden; zugleich seien demselben zur Belohnung 200 fl. W. W. aus dem Religionsfonde anzuweisen.“ —

Herzlich freute sich der Beremigte dieser allerhöchsten Gnade; doch erst nach sieben Monaten erlangte er von Seite der Behörden des Königreiches Baiern, dem indessen der Junkreis mit den Parzellen des Hausruck-Kreises zugefallen war, die Erlaubniß, diese Belohnung aus den Händen seines vorigen Landesfürsten annehmen zu dürfen. — Wie günstig übrigens Freindallers Handbuch zur Ertheilung des sechs-wöchentlichen Unterrichtes *) sammt der Einleitung, die unter dem Titel: „Venehmen des Seelsorgers in Ertheilung des sechs-wöchentlichen Unterrichtes“ **) erschien, von seinen Amtsbrüdern aufgenommen wurde, und welcher Gunst beide Stücke, die einem lange und dringend gefühlten Bedürfnisse entgegen-

*) Linz bei Kajetan Haslinger 1813.

**) Salzburg, Mayr'sche Buchhandlung, 1812.

kamen, sich noch gegenwärtig erfreuen, ist in zu frischem Andenken, als daß eine Wiederholung nicht überflüssig erscheinen sollte; nur glaube ich das Urtheil, das ein durch Herz und Geist gleich ausgezeichnete Mann des Nachbarlandes, J. A. Sambuga, in einem eben so herzlichen als freimüthigen Briefe *) an Freindaller hierüber fällt, den Freunden und Verehrern Beider nicht vorenthalten zu dürfen. Es sammelt ja der Ueberlebende so gerne jeden Zug, jede Aeußerung eines dahingeschwundenen edlen Mannes als eine heilige Reliquie, um sie als ein Blättchen mehr in den immergrünenden Kranz der Verdienste desselben zu flechten. — „Ich habe,“ schrieb er, „in Zwischenzeiten Ihr Buch mehrmals zur Hand genommen, und den größten Theil davon gelesen. Ich habe außerordentlich viel Gründliches, dem Zwecke höchst Anpassendes, mit strenger Unparteilichkeit ans Herz Gelegtes darin gefunden. Ich zweifle nicht, daß es der Absicht vollkommen entsprechen werde, wegen welcher Sie es bearbeitet haben. Vorzüglich bei einer Stelle hätte ich gewünscht, daß sie etwas mehr gesagt hätten, weil gerade diese Stelle unter jene gehört, welche den Protestanten nicht genug in ihrer ganzen Stärke vorgehalten werden können. Es ist die den Primat des Papstes betreffende Stelle. Sie sagen zwar viel; aber ich meine dessenungeachtet, die hieher gehörenden Schriftstellen zeichnen das Bild größer. Wohl ist es wahr, daß man bei genauer Erwägung dessen, was Sie von ihm sagen, Alles darin findet, was man von ihm zu sehen wünscht; aber es that mir leid, daß es die Grenzen ihrer Arbeit nicht erlaubt haben, sich hierüber weiter auszudehnen, um solchen irregemachten Menschen das volle Bild „nach Jesus“ unter die Augen zu stellen. Uebrigens können Sie darauf zählen,

*) Aus München, am grünen Donnerstage 1813.

daß sie für diese Bemühung den Dank des Publikums ein=ernten, welches Arbeiten dieser Art zu würdigen weiß.“ —

Inzwischen hatten sich die politischen Verhältnisse mächtig geändert; neuerdings war der Friede gestört und durch den Wienerfrieden dem Vaterlande, an dem Freindaller mit so warmer und inniger Liebe hing, die schönsten Provinzen entrissen, und darunter gerade auch jener Theil des Hausruck=Kreises, in dem Böcklabruck gelegen. —

Diese Trennung von dem geliebten Lande, dem er seine schönsten Kräfte geweiht; dieses Losreißen von so vielen edlen und biedern Männern, die seine Unternehmungen stets mit dem humansten Sinne unterstützt und gefördert hatten, verbunden mit der dunkeln Ahnung einer trüben Zukunft mußte nothwendig das, durch Unfälle mancher Art gereizte Gemüth des Verewigten höchst schmerzhaft berühren, und in ihm allmählig einen Grad von Bitterkeit erzeugen, der zwar seinem sonst so milden und gütigen Sinne fremd war; aber in den damaligen politischen und kirchlichen Verhältnissen des an Frankreich abgetretenen Hausruck=Kreises seine vollgültigste Entschuldigung findet. —

Die abgerissenen Parzellen des Hausruckkreises nämlich waren sammt dem Innkreise bis zur definitiven Regulirung der Angelegenheiten der südlichen Rheinbunds=Staaten der Leitung einer Landes=Commission in Nid übergeben, deren Mitglieder vom französischen Intendanten du Martrois beherrscht, dem neuen erhabenen Standpunkte fremd, die kaum vernarbenden Wunden des verwaiseten Ländchens vom neuen aufrißen, Geistliches und Weltliches zu wenig schieden und in rein geistlichen Angelegenheiten, nicht immer würdevoll, selbst — entgegen der katholischen Kirchenverfassung, entschieden und beschlossen. —

Man machte darauf aufmerksam, schilderte die daraus

nothwendig entspringenden nachtheiligen Folgen, aber — umsonst. Als endlich die Landes-Kommission im März 1810 auch noch den Schritt that, daß sie, ohne genommene Rücksprache mit dem Ordinariate, das strenge Verbot erließ, von dem Consistorium in Linz Verordnungen und Befehle anzunehmen und somit die Gläubigen dieser Ländertheile — die noch keinem andern Bischöfe zugetheilt waren — gleichsam ohne Haupt und Geist hingestellt blieben — glaubte der Berewigte es der Beruhigung der Gewissen, seinem Berufe und seiner eigenen Ehre schuldig zu sein, in einer ernsten, kräftigen, nicht ohne einigen Anstrich von Bitterkeit abgefaßten Darstellung, die von Einsichtigen die vollste Beistimmung erhielt, der Landeskommission das Unkanonische, dem katholischen Systeme ganz Entgegenlaufende ihres Verfahrens vor's Auge zu führen. — „Kein Land gibt es, hieß es am Ende, das nicht einen Bischof hätte; nur wir sind von dem unsrigen getrennt, keinem andern zugewiesen, und auch nicht exemt; in einem wesentlichen Punkte also als Katholiken beeinträchtigt?“

Glücklicherweise nahte die sehnsuchtsvoll erwartete Auflösung dieser Landeskommission, und mit ihr die genauere, rechtliche Gestaltung der verworrenen politischen und kirchlichen Verhältnisse. Die Parzellen des Hausruck-Kreises, sammt dem Junkreise und dem Herzogthume Salzburg gingen an die Krone Baiern über. So schmerzlich dieses Loos das Gemüth des Berewigten, das sich bisher wie so viele andere an der süßen Hoffnung einer baldigen Wiedervereinigung mit Oesterreich aufgerichtet hatte, berühren mußte, fand es doch darin einige Beruhigung, daß dem fast regellosen, willkührlichen Zustande, der Alles entmuthigt, ein Ziel gesetzt war. —

Freindaller ward von der provisorischen Regierung nebst einigen Andern dazu bestimmt, „im Namen seiner Provinz den Ausdruck der ehrfurchtsvollsten Huldigung

darzubringen, und diese der allerhöchsten Gnade und dem väterlichen Wohlwollen seines neuen Regenten zu empfehlen.“

Durch Fürst von Brede, der Freindallers kluges, würde- und liebevolles Betragen mitten unter den Stürmen des Krieges kennen und achten gelernt hatte, thätigst empfohlen, fand er bei Hofe und den höchsten Behörden in München, denen seine Verdienste um die höchsten Interessen der Menschheit nicht verborgen geblieben waren, wider Erwarten die schmeichelhafteste Aufnahme, und, was er am wenigsten erwartet hatte, allseitige Aufmunterung, ja Aufforderung zur Fortsetzung einer Zeitschrift, deren Werth und Gehalt so gerechte und allgemeine Anerkennung im katholischen Deutschland gefunden hätte. —

Von den schönsten Hoffnungen für seine Lieblingsidee beseelt, kehrte er nach Böklabruk zurück, fest entschlossen, die theologische Monatschrift, die mit dem achten Jahrgange geendet sein sollte, unter verändertem Namen als: „Quartalschrift für katholische Geistliche“ fortzuführen. Zu dem Ende hatte er die Reise und den Aufenthalt in München sorgfältig benützt, um frühere Bekanntschaften mit gelehrten Männern aufzufrischen, neue zu knüpfen und sie der thätigen Förderung des edlen Unternehmens zu gewinnen. Wo er persönlich nicht hingelangen konnte, fanden freundliche Bitten — jetzt und hernach — freundliche Zusage. So rief ihm der edle, seinen Schülern stets unvergeßliche Lehrer an der Ludwig-Marimilians-Universität, Michael Sailer aus Landshut, zu: *) „Ihr herzlichster Brief kam fast mit mir in Landshut an. Es freuet mich sehr, daß Sie Ihre Monatschrift als Quartalschrift fortsetzen; der helle, milde Geist, der darin herrscht, kann nur Gutes wirken, und ich wünsche sehr, so viel zu gewinnen, um selbst mitarbeiten zu können.“ — „Wir dürfen alle brüderlich zusammenstehen, um das Evangelium in seiner alten Herrlichkeit auszubreiten und zu erhalten in unsern Tagen.“ —

*) Brief vom 21. December 1811.

„Die großen Verdienste Ihrer Monatschrift, erwiderte *) ihm der für die Wahrheit der katholischen Kirche unermüdet und edelmüthig kämpfende Abt von Michelfelden, Maximilian Prechtl, sind allgemein anerkannt; unstreitig war sie die nützlichste Zeitschrift, vorzüglich für katholische Geistliche. Sie können wohl nichts Besseres thun, als wenn sie auf dem schon eingeschlagenen Wege fortschreiten. Es gibt heutzutage unter den Katholiken so wenige, die sich für die gute Sache laut vor dem Publikum zu sprechen getrauen, obschon es höchste Zeit wäre. Fahren Sie fort durch Ihre schöne Zeitschrift die gute Sache zu befördern; Sie stiften sich dadurch ein ewiges Denkmahl. — Meine geringe Beihilfe steht Ihnen zu Diensten. Seit längerer Zeit waren die Verhältnisse zwischen dem Katholizismus und Protestantismus der gewöhnliche Stoff meiner Beschäftigung; über diesen Punkt dürfen Sie am ersten auf meine Beiträge Rechnung machen. Edler Freund! Würdigen Sie wenigstens meinen guten Willen.“ —

„Ihre Verdienste, rief ihm ein anderer unvergeßlicher, der katholischen Kirche zu früh entrißener Mann, Gregor Zirkel zu, **) sind im katholischen Deutschlande längst anerkannt. Ich war stets ein stiller Verehrer derselben, und freue mich, die Gelegenheit erhalten zu haben, Ihnen meine innige Hochachtung schriftlich ausdrücken zu können. — An der Quartalschrift nehme ich sehr gerne Antheil, und werde besorgt sein, von Zeit zu Zeit kleine Aufsätze zu liefern.“

„Es muß sich in unsern Tagen Alles vereinigen, um das katholische Christenthum und die Grundfeste und Stütze seiner Wahrheit, die Lehre von der Kirche zu erhalten. — Der Protestantismus hat sowohl in den

*) Aus Amberg vom 3. April 1814.

**) Brief aus Würzburg vom 6. April 1815.

Kabinetten der Großen als auf dem Katheder der Gelehrten die Oberhand erhalten und brüstet sich mit eitler Philosophie. Jene suchen sich der Kirchengewalt zu bemächtigen, um sich auch den geistigen Menschen zu unterwerfen, und diese gefallen sich in einer selbstgemachten Verstandesreligion, die weiter nichts als eine kalte und unzusammenhängende Tugend- und Glückseligkeitslehre ist, die weder besser noch selig macht.“ —

Wie ermunternd mußten solche Worte aus dem Munde solcher Männer auf das regsame, die gute Sache stets mit warmer Liebe umfangende Gemüth des Verewigten wirken? Aehnliche Aeußerungen wurden dem neuen Landsmanne von mehreren Baiern, deren Name unter den ausgezeichnetsten in der theologischen Literatur glänzen. Andere, die durch ihre Stellung an Beiträgen verhindert waren, versprachen das treffliche Unternehmen durch schriftliche und mündliche Aufmunterung und Anempfehlung fördern zu wollen. — Bei solchen Ausichten und Hoffnungen, die seine Erwartungen weit übertrafen, konnte er getrost die neue Zeitschrift ankünden, und das, was er früher geleistet, überblickend, sich einem Wanderer, der von einer Anhöhe die zurückgelegte Strecke überschaut, vergleichen, und mit eben so religiösem als bescheidenem Sinne ausrufen: „Der Herausgeber, wenn er sich einem solchen Wanderer vergleicht, muß gestehen, daß er bei der Uebersicht des gemachten achtjährigen Weges seine Hände dankend zu Gott erhoben habe, nicht ohne eigene Verwunderung, durch dessen Gnade so viel zu Stande gebracht zu haben; nicht zwar, als ob Alles durch ihn geschehen wäre, (er muß vielmehr das Vorzüglichere, was in der Monatschrift ist, seinen Mitarbeitern zuerkennen) sondern weil denn doch die Unternehmung sich von ihm herschreibt, und vom Anfange an bis ans Ende geleitet worden ist. — „Auf die Fortdauer dieses göttlichen Beistandes rechnet er, da er sich an-

schicket, mit dieser Quartalschrift seinen Weg fortzusetzen.“ Gleichwie die Monatschrift theologisch=praktisch war, so sollte auch die Quartalschrift Abhandlungen aus dem gesammten Gebiete der theologischen Wissenschaften enthalten, die entweder ganz praktisch wären, oder immer auf irgend einer Seite ins Praktische hineingerückt würden. — Mit welcher Treue und mit welchem Erfolge er in den sieben Jahrgängen, von denen vier noch unter bairischer Herrschaft erschienen, diesem Worte nachgekommen sei, hat die mit jedem Jahre steigende Gunst des gebildeten Publikums zur Genüge entschieden. —

Außer einer Menge kleinerer Aufsätze verschiedenen Inhalts schmückte er fast jedes Heft mit einer Szene aus dem pfarrlichen Amtsleben. Eingedenk des tiefgedachten Ausspruches Seneca's: „*Longum est iter per praecepta, breve et efficax per exempla,*“ stellte Freindaller in diesen Aufsätzen den gewandten Seelsorger in den mannigfaltigsten Situationen redend und handelnd dar; bald den Kleinmüthigen liebeich aufrichtend, bald den Irrenden zurechtweisend, bald die Scheingründe des Religions=Spötmers bekämpfend, und dieß alles so einfach, so natürlich, so lebendig und anziehend, dabei nie die Hauptsache aus dem Auge verlierend, daß diese Artikel unter die beliebtesten, gesuchtesten und mit Sehnsucht erwartetsten gerechnet wurden. — Wirklich wußte der mit allen Lagen und Fällen des Seelsorgerlebens innigst vertraute Mann hierin mit feinem Takte und sinniger Wahl immer gerade das auszuheben, zu schildern und vor Auge und Gemüth zu führen, was er in Andern als stillen Wunsch, als willkommenen Fingerzeig oder als wirkliches oder mögliches Bedürfniß geahnt haben mochte. Daß in diesen Aufsätzen Wahrheit und Dichtung häufig in einander flossen, sich gegenseitig hoben und belebten, wer könnte, wer möchte dieß tadeln? — Sinnig und wahr schrieb daher im Jahre 1819 ein

warmer Verehrer des Verewigten, N. Weigl an ihn: *)
 „Sie haben in dem Artikel: „„Ueber das pfarrliche
 Amtsleben““ ihren eigenen Charakter so lehrreich und
 liebenswürdig abgemalt, daß mit mir Alles von Herzen
 bedauert, Ihre Monatschrift geendet sehen zu müssen,
 in welcher Moral und Religion sich so freundlich uns
 darstellen.“ —

An diesen Vordermann schloß sich ein schöner Kreis
 von Männern, Laien und Geistlichen an, die durch geo-
 graphische, politische und auch kirchliche Verhältnisse
 getrennt, in dem edlen Streben nach dem Wahren und
 Guten sich vereinigten. Darunter: der tiefbetrauerte Bischof
 Zirkel, der unermüdet schaffende Sandbichler, der
 tiefgelehrte Korbinian Gärtner, der liebenswürdige,
 viel zu wenig gekannte, als Mensch und Gelehrter gleich
 hochzuachtende Nivard Weigl, Zisterzienser von Zwettl
 und Professor der Theologie zu Heiligenkreuz, der verehrte
 geistliche Rath Feder und Professor Blümm, der durch
 seine irenischen Versuche berühmte Abt von Michelsfelden,
 der gewandte Uebersetzer der Baußer'schen Lebensgeschichte
 Bossuets und Fenelons, Ludwig Anton Maier, Kanoni-
 kus des vormaligen Kollegiatstiftes Haug zu Würzburg;
 der scharfsinnige Verfasser der Unterschiede der rationellen
 und katholischen Schriftauslegung, **) Michael Arnet,

*) Brief vom 15. Mai 1819, aus dem öster. Stifte Heiligenkreuz.

**) Selbst die Unterschiede zwischen der bloß rationellen und ka-
 tholischen Schriftauslegung (Einz bei Kajetan Haslinger, 1816)
 waren für die Quartalschrift bestimmt, und in Briefesform an
 einen ältern gelehrten Freund Freindaller gerichtet. Da dieser
 sie wegen ihres größern Umfanges und ihrer streng wissenschaft-
 lichen Tiefe, für eine periodische Zeitschrift, die vielseitige
 Interessen befriedigen soll, einerseits nicht ganz passend hielt,
 und doch eine Zugabe über die Vorzüge der einen Auslegung
 vor der andern wünschte; andererseits aber der damalige Probst
 zu St. Florian die Herausgabe derselben als eines für sich be-

jetziger Probst zu St. Florian; der biedere, nur Gutes fördernde Matthäus Reiter, Pfarrer zu Miring; der mit der Theologie wie mit der Philosophie innigst vertraute Direktor Thanner in Salzburg. —

Diese und noch einige andere Männer spendeten reichliche köstliche Gaben, welche durch klare originelle Darstellung, durch tiefe Gelehrsamkeit und einen reinen religiösen Sinn den Werth der Quartalschrift zu einem solchen Grade erhoben, daß dem Herausgeber binnen Kurzem auch im neuen Vaterlande die unzweideutigsten Beweise hoher Achtung und inniger Theilnahme zu Theile wurden.

Aber es fehlte dem Berewigten auf der andern Seite auch nicht an Tadlern und bittern Feinden. Wie konnte man ihm die Aufnahme von Aufsätzen wie: „Blicb Staupitz immer ein Freund Luthers? Moralisches Räthsel im Betragen Luthers und bei dem Grunde seiner neuen Religionstheorie“ „Geschichte des Helmstädter Gutachtens“ über „einen erdichteten Brief Ferdinand I.“ oder „über die Weisheit Martin Luthers“ u. s. w. verzeihen? Mußten solche Misttöne in die Harmonie der Säkularfeier der Reformation nicht Manche, denen die Wahrheit unwillkommen war, entrüsten und zur bitteren Vergeltung entflammen? Doch der ruhige, partheilose und vorurtheilfreie Theil, selbst unter den Protestanten, der sich dem untrüglichen Richterstuhle der Geschichte beugte, mußte den Mann, der so Gediegenes, so Unumstößliches zu Tage förderte, wenn nicht lieben, doch achten und schätzen. —

(Schluß folgt.)

stehenden Werkchens nicht ungerne sah, kamen Freindaller und der Verfasser diesem Wunsche freudig entgegen, und die Briefe erschienen als ein schönes Andenken an die Feier des fünfzigjährigen Priestertums des drei und siebenzigjährigen Probstes. —

VIII.

Was ist Tradition?

II. Artikel.

Obgleich der Ausdruck Tradition eine ganz allgemeine Bedeutung hat, und damit überhaupt Alles bezeichnet wird, was dem menschlichen Geiste als erregende und belehrende Kunde von Außen zukommt, so ist doch auch eine Mehrheit von Traditionen zu unterscheiden nach Verschiedenartigkeit der besondern Wissens = Objekte. So gibt es z. B. eine Tradition der Kunst, eine Tradition der Heilkunde u. s. f.

Wir wollen nun insbesondere hier handeln von der Tradition des religiösen Wissens oder der theologischen Tradition.

Was wir im frühern Artikel über Tradition im Allgemeinen sagten, findet Alles seine Anwendung auf die Tradition im theologischen Sinne.

Vor allem kommt zu erinnern ihr Ursprung oder ihr erstes Entstehen. Wenn überhaupt alle Tradition — als den Menscheng Geist von Außen erregende und belehrende Mittheilung ihren ersten Ausgang nothwendig von Gott genommen haben muß, wie wir uns überzeugen, so ist um so mehr die religiöse Tradition von göttlicher Offenbarung als ihrer ersten Quelle abzuleiten. Denn wäre der menschliche Geist ohne erregende Kunde von Außen, die den ersten Menschen nur Gott geben konnte, nicht einmal zur Erkenntniß der natürlichen und sichtbaren Dinge gelangt, wie hätte in ihm erst die Erkenntniß des Uebernatürlichen und Unsichtbaren, wie namentlich das Wissen von Gott und seinem h. Gesetze, entstehen und sich bilden sollen ohne vorhergehende

positive Belehrung, die den ersten Menschen gleichfalls nur Gott ertheilen konnte. Die Urquelle also aller religiösen Ueberlieferung ist ungezweifelt die den ersten Menschen anfänglich von Gott gegebene Offenbarung. Wir dürfen dieß hier unbedenklich als eine historisch constatirte Thatsache voraussetzen, worüber unsere Leser mit uns einverstanden sein werden. Wir leiten aber alle und jede religiöse Tradition unter den verschiedensten Völkern des Alterthums aus jener Urquelle her; denn, mögen auch die bei denselben vorfindlichen religiösen Systeme und Meinungen noch so albern, lügenhaft und verwerflich sein, so dürfen wir ja nicht vergessen, daß jeder Irrthum zuerst in der Wahrheit wurzelt, da jeder eben nichts anderes ist, als eine entstellte, mißdeutete, verdrehte, einseitig aufgefaßte oder halbe, also verstümmelte Wahrheit, und daß selbst die reine Negation immerhin die entsprechende Position nothwendig zur Grundlage hat, wie z. B. der Atheismus nur als Gegensatz zum Glauben an Gott — als Verwerfung dieses Glaubens — als bewußte Läugnung Gottes begriffen und gar nicht gedacht werden kann ohne vorher dagewesenen Glauben an Gottes Existenz.

Es ist aber die gesammte religiöse Tradition, wie sie uns geschichtlich vorliegt, einem Strome zu vergleichen, der nebst der ersten Quelle, aus der er entspringt, noch viele weitere Quellen hat, die ihre Gewässer in ihn einmünden und durch die er erst allmählig zum Strome anwächst. Nebst der Uroffenbarung als erster Quelle sind noch viele und sehr verschiedene weitere Quellen zu erwähnen, aus denen religiöse Traditionen entsprungen sind.

Einmal hat sich schon, wie wir wissen, die göttliche Offenbarung selbst erneuert, wiederholt und erweitert, denn Gott der Herr redete, so wie im Beginne mit den Stammeltern, so auch mit den Patriarchen, mit Moses und den Propheten, und durch diese zu dem Volke Israel,

endlich aber durch Jesus Christus zu allen Völkern der Erde, wie der Apostel schreibt, an die Hebräer 1, 1. „Multifariam multisque modis olim Deus loquens patribus in prophetis novissime diebus istis locutus est nobis in filio.“ —

Andererseits haben die religiösen Traditionen nicht bloß in einer früheren oder späteren göttlichen Mittheilung ihren Ursprung, sie verdanken ihr Entstehen auch mehr oder weniger menschlicher Produktivität. Ihre Resultate waren aber natürlich nicht immer und überall mit dem göttlichen Worte im Einklange stehend, sondern häufig, ja größtentheils demselben widersprechend. Im ersteren Falle ergab sich eine consequente Entwicklung der ewigen Wahrheit, wie sie selbst in dem Plane der göttlichen Vorsehung liegt, — im letzteren aber wurde die menschliche Produktivität — positive Quelle des Irrthums, der Lüge und der Verkehrtheit. Immer hat man deshalb — göttliche Ueberlieferung unterschieden von menschlicher und die letztere als eine lügenhafte oder falsche bezeichnet, wenn sie entweder das als göttliche Offenbarung verbürgte läugnete oder sich selbst heuchlerisch mit dem Nimbus des göttlichen Ursprunges umkleidete.

Die echte göttliche Tradition wird wieder historisch richtig speciell unterschieden als Urtradition, patriarchalische, Mosaische und christliche Tradition.

Wir handeln hier begreiflicher Weise zunächst nur von der christlichen Ueberlieferung, in der ja jede frühere göttliche ohnedieß schon enthalten ist.

Es fragt sich: haben wir die echte christliche Ueberlieferung im Besitze, d. h. ist das von Jesus Christus einst verkündigte göttliche Wort rein und unverfälscht von Geschlecht zu Geschlecht übertragen — fortgepflanzt und somit bis auf unsere Tage erhalten worden?

Vorerst handelt sich's um den Begriff der Rein-

erhaltung. Erhaltung schlechtweg steht im Gegensatz zum Verschwinden, — Verlorengehen oder in Vergessenheit kommen. Wo dieß nicht erfolgte, hat die Ueberlieferung sich erhalten.

Es kann aber die Erhaltung eine vollständige oder theilweise sein. Ist das vollständig (ungeschmälert, unverkürzt oder ganz) Erhaltene auch frei geblieben von Beimischung menschlicher Zusätze, in so ferne diese das göttlich Gegebene verhüllt, verdunkelt und unkenntlich gemacht hätten, — so ist sie rein bis auf uns gekommen: dieß die Reinerhaltung.

Dabei haben wir jedoch Eines nicht zu übersehen. Das Göttliche kann als Reingöttliches im strengen Sinne nur in Gott Selbst gedacht werden; denn in dem Augenblick als es dem creatürlichen, also menschlichen Geiste mitgetheilt oder gleichsam eingesenkt wird, — gestaltet es sich sogleich zu menschlicher Erkenntniß, — ist daher schon nicht mehr — rein göttlicher Gedanke, sondern bereits etwas vom Menschengeiste — somit auch im menschlichen Begriffe Aufgefaßtes. Selbst der unmittelbare Empfänger der göttlichen Belehrung kann demnach nicht — das reine Gotteswort — sondern eben dieses nur in seiner menschlich — individuellen Auffassung — Andern mittheilen und verkünden. Es erhellt von selbst, daß genau dasselbe sich bei jeder weiteren Uebergabe wiederholt. Wie wir schon bei den Aposteln, die doch unmittelbar aus dem Munde des Herrn das göttliche Wort vernommen hatten, unverkennbar neben und mit dem Göttlichen auch das Menschliche und zwar das individuelle Menschliche bemerken in ihrer Sprache und Darstellung, eben so hat sich dieses immer und überall in jeder späteren Verkündigung und Behandlung der göttlich-apostolischen Lehre reflektirt.

Diesem nach scheint es äußerst schwierig, daß und

wie sich die göttliche Offenbarung sollte rein und ungetrübt bis auf unsere Tage erhalten haben?

Doch sehen wir, was die katholische Theologie von Anbeginn an über die Fortpflanzung derselben gelehrt hat. Immer hat man zwei Wege — der Erhaltung und Fortleitung unterschieden, nämlich die schriftliche und die mündliche Mittheilung. „Es gibt,“ sagt Mollitor,*) „zwei Wege der Ueberlieferung: schriftliche und mündliche Mittheilung. Die Schrift fixirt die im immerwährenden Fluß begriffene Zeit und stellt in festen — unvergänglichen Zügen das flüchtig verhallende Wort als eine beständige Gegenwart dar; sie ist in dieser Hinsicht das vorzüglichste und sicherste Mittel aller Ueberlieferung. Obgleich zwar die Schrift ihrer Treue und größeren Zuverlässigkeit halber (indem bei ihr weniger Entstellung möglich ist) vor der mündlichen Ueberlieferung allerdings den Vorzug verdient: so ist doch eine jede schriftliche Fassung nur ein abgezogenes allgemeines Bild der Wirklichkeit, das aller concreten Bestimmtheit und individuellen Specification, wie sie das Leben darbietet, gänzlich ermangelt und daher jeder Art von Mißdeutung unterworfen ist. Das mündlich ausgesprochene Wort, so wie die Uebung und das Leben müssen sonach die beständigen Begleiter und Dollmetscher des geschriebenen Wortes sein: sonst bleibt dasselbe im Gemüthe ein todter, abstrakter Begriff, dem es an allem Leben und concreten Gehalte gebricht.“

In treffendster Kürze ist hier der wahre Werth der schriftlichen Aufbewahrung, sowie entgegen auch der mündlichen Ueberlieferung bezeichnet. Alle schriftlichen Urkunden, die aus dem Alterthume bewahrt blieben und uns Zeugniß geben über die einst von Gott ertheilte

*) Siehe »Philosophie der Geschichte oder über die Tradition« — in der Einleitung.

Offenbarung, sind uns ein werthvolles — kostbares Depositum, wofür wir der göttlichen Fürsorge den größten Dank schulden; denn gewiß ist die Schrift das geeignetste Mittel, wodurch das flüchtig verhallende Wort fixirt und in festen unvergänglichen Zügen der Nachwelt aufbewahrt werden kann, und sicherlich auch konnte und kann eine Entstellung oder Verfälschung des ursprünglich Mitgetheilten bei der schriftlichen Uebergabe ungleich weniger geschehen, als bei der bloß mündlichen Fortleitung.

Andererseits aber ist es eben so klar und unbestreitbar, daß der an sich immer todte Buchstabe jedweder Mißdeutung bloßgestellt bleibt, nur einseitig, halb oder wohl auch gar nicht verstanden wird und im glücklichsten Falle nie zu einer lebendigen und zweifellosen Uezeugung führen kann, wenn nicht das lebendige Wort als begleitender Dolmetscher hinzutritt.

Das so eben über die schriftliche Mittheilung an die Nachwelt Gesagte haben wir nicht allein auf die heilige Schrift im engeren Sinne anzuwenden, sondern müssen es nothwendig auch ausdehnen auf jede weitere schriftliche Fassung und Fortleitung der göttlichen Lehre. Der ersteren, d. i. der heiligen Schrift, die wir die Bibel oder das Buch aller Bücher nennen, gebühret unzweifelst rücksichtlich der Inspiration oder ihres göttlichen Ursprunges eine höhere Verehrung, die sie ganz außer Vergleich sezet mit andern Schriften.

Von allen Schriften aber ohne Unterschied, von den späteren — nicht inspirirten eben so wie von den kanonischen gilt gleicherweise das oben Bemerkte: es hat sich das an sich verhallende Wort darin fixirt. Dieß der nie zu übersehende Vorzug jeglicher Schrift. Nebenbei ist jedoch alles Geschriebene immer nur an sich todter Buchstabe, der leicht unverstanden bleibt, — häufig mißverstanden wird und auch willkürlich mißdeutet werden kann. Dieß das Mangelhafte aller und jeder Schrift. Unsere

Leser mögen hier erkennen, daß wir Schrift und mündliche Ueberlieferung nicht ganz in derselben Bedeutung unterscheiden, wie gewöhnlich von den Theologen diese beiden Erkenntnißquellen der christlichen Lehre neben einander gestellt werden.

Wir wollen vielmehr hier alle schriftlichen Urkunden zusammen auf die eine Seite stellen und dem gesammten Schriftencomplere gegenüber auf die andere Seite die mündliche oder besser gesagt die lebendige Ueberlieferung.

Beide sind uns nur zwei verschiedener Arten der Einen christlichen Tradition in dem Sinne, wie der h. Paulus im 2. B. an die Thessal. 2, 14. sich ausdrückt: „Itaque fratres state et tenete traditiones, quas didicistis sive per sermonem sive per epistolam nostram.“

Was ist nun wohl die lebendige Ueberlieferung? Die Geschichte möge antworten.

Was der Sohn Gottes als der Menschgewordene seinen zunächst erwählten Jüngern oder Aposteln offenbarte und der Geist der Wahrheit dann in eben diesen bestätigte und erweiterte, wurde von diesen ersten — wohl unterrichteten und vom Geiste Gottes erfüllten Sendboten in aller Welt gepredigt.

Von Mund zu Mund ging so die göttliche Botschaft; es drang aber dieselbe auch in die Herzen der Menschen, gab ihrem Denken eine neue Richtung, umwandelte ihr ganzes Wesen und nahm den mächtigsten Einfluß auf alle Verhältnisse des Lebens. Die von Christus in und mit dem Apostolate gestiftete Kirche entwickelte und bildete sich immer mehr so wie der Ausdehnung nach — so auch intensiv zu einer von dem Geiste ihres Stifters durchdrungenen Anstalt, und es konnte nach dessen Hingang aus der Welt, nach dem Tode selbst aller Apostel und auch später — die christliche Lehre nimmer zum todten Buchstaben vertrocknen oder sich antiquiren —

ſie war und blieb vielmehr ſtets lebendiges Wort — wiederhallend nicht allein in der feierlichen Rede der Biſchöfe und Prieſter, ſondern auch in der Sprache des Umgangs, in der Erziehung, in den häuslichen und öffentlichen Sitten, in den Gebräuchen des Volkes, in der Kunſt und Wiſſenſchaft, in vielfachen Inſtitutionen — des Unterrichts, der Diſciplin und der Mildthätigkeit, kurz im ganzen Leben.

Alſo dieſes nun, was zu jeder Zeit lebendiges Zeugniß gab oder gibt für die Lehre Chriſti, zuſammengefaßt in Begriffen nennen wir die lebendige Tradition.

Das auf angedeutetem Wege ſich bildende chriſtliche Bewußtſein, ſowie auch die ſelbſt unbewußt dem Innern des Individuums ſich einprägende Denkweiſe, Geſinnung und Willensrichtung, mögen wir mit Möhler die ſubjectiv gewordene Tradition heißen. Von ihrem Entſtehen und ihrem Verhältniſſe zum objectiv in Schriften niedergelegten Gotteswort ſagt dieſer geiſtvolle lebenswürdige Symboliker: *) „Durch das vertrauensvolle Anſchließen an das immer fortlebende Apoſtolat, durch die Erziehung in der Kirche, durch das Hören, Lernen und Leben in ihr wird ein tief innerlicher Sinn gebildet, der zum Vernehmen und Aufnehmen des geſchriebenen göttlichen Wortes einzig geeignet iſt.“

Deutlich iſt auch hier die lebendige Ueberlieferung dem geſchriebenen Worte gegenüber geſtellt, welches letztere ohne die erſtere nur ein todter unverſtändlicher und eben darum jeglichem Mißverſtande unterworfenen Buchſtabe bleiben würde. Der tief innerliche Sinn, wie Möhler ſich ausdrückt, iſt die ins Innere der Gläubigen eingedrungene, d. i. ſubjectiv gewordene Tradition.

Dieſes Subjectivwerden geſchieht durch das „vertrauensvolle Anſchließen an das immer fortlebende

*) Siehe Symbolik — von Dr. J. A. Möhler 5te Auflage. S. 360.

Apostolat, durch die Erziehung in der Kirche, durch das Hören, Lernen und Leben in ihr."

Mit dieser klaren Darstellung der Sache nach Möhler — vollkommen im Einklange oder besser — ihr zur Grundlage dienend ist die von Dr. Gregor Thomas Ziegler *) in der Umarbeitung der Klüpfel'schen Dogmatik in die Theologie eingeführte Unterscheidung der *traditio formalis* (v. *viva*) und *materialis*. Mit vollstem Rechte und gewiß sehr passend wird da der Jubegriff alles dessen, was als Urkunde, Denkmal, schriftliches Zeugniß, historisch verbürgte Praxis früherer Jahrhunderte uns erhalten blieb und als Erkenntniß- und Beweis-Quelle dient, — das *Materiale* der theologischen Wissenschaft oder die *materielle Tradition* genannt.

Gewöhnlich zwar pflegt man diese materielle Tradition als zweite Erkenntnißquelle der christlichen Offenbarung der h. Schrift an die Seite zu stellen: doch in weiterer Bedeutung schließt die *traditio materialis* nicht minder die canonischen Schriften als die späteren Aufzeichnungen der ursprünglich mündlichen Predigt der Apostel in sich; sie ist so überhaupt der gesammte — objectiv uns vorliegende Urkundencomplex — im Gegensatz zur lebendigen Ueberlieferung. Diese, d. h. die in das ganze Denken, Erkennen, Fühlen, Wollen und Handeln der Individuen eingedrungene christliche Offenbarungslehre heißt eben so passend die *formelle Tradition* — *traditio formalis*.

*) Vide: Gregorii Thomae Ziegler etc. *Institutiones seu Prolegomena theologiae catholicae*. — Viennae apud Binz MDCCCXXI.

Unbestreitbar bleibt diesem katholischen Gelehrten, unserm hochverehrtesten greisen Bischofe das Verdienst, die tiefere Auffassung des Wesens der Tradition angebahnt zu haben.

Der Ausdruck ist nach dem Sprachgebrauche der Scholastiker zu verstehen und zwar zugleich im passiven und aktiven Sinne — *traditio tum formata quum formans*, d. i. in lebendiger Weise entstanden oder gebildet und auch wieder Leben bildend. Dem Wesen nach ganz identisch ist daher die formelle — mit der Lebendigen oder subjectiv gewordenen Tradition.

Wer sich das über die beiden Wege der Erhaltung und Fortleitung der christlichen Offenbarung Gesagte klar gemacht hat, wird unschwer nun auch erkennen das Verhältniß, in dem Beide zu einander stehen. In welcher Beziehung der schriftlichen Aufbewahrung unstreitig der Vorzug gebühre, haben wir oben schon bemerkt; die Vorzüge dagegen, welche der lebendigen Tradition unterschieden zukommen, wollen wir noch bestimmter hier hervorheben.

Einmal hat diese vor jener, wie wir gleichfalls bereits früher andeuteten, eben das voraus, daß sie lebendig ist, während jene als an sich todt der Buchstabe erst durch die subjective Thätigkeit des Lesers in diesem ein Leben gewinnen muß.

Während die schriftliche Urkunde nur durch das Medium des Verstandes auf den ganzen Menschen einzuwirken vermag, steht der lebendigen Tradition Vieles zu Gebote, wodurch sie mehr unmittelbar — so wie auf den Verstand — so auch auf das Herz — auf das Gefühl, auf die Phantasie, — auf den Willen, mit Einem Worte auf den ganzen Menschen Einfluß üben kann. Welche Macht übt nicht — der christliche Kultus, die fromme Gesittung, — das erbauliche Beispiel, die mildthätige Liebe!

Das Geschriebene muß seine Wirksamkeit beschränken auf die Zeiten, in denen der Einzelne Muße, Lust und Gelegenheit hat zu lesen, die lebendige Tradition hingegen ist fast zu sagen ununterbrochen wirksam

und dehnt ihre Wirksamkeit auch auf alle jene aus, die nicht lesen können, oder zum Lesen nicht die Muße oder keine Lust haben.

Das lebendige Wort ist endlich ohne Vergleich unabhängiger als das geschriebene. Während die Schrift stets der Beihilfe der mündlichen Ueberlieferung bedarf, um ins Leben einzudringen — ja auch, um nur von den Einzelnen verstanden zu werden, kann diese füglich ohne alle schriftliche Urkunde wirksam sein und große Umgestaltungen hervorbringen.

Wem fällt hier nicht ein, was der h. Irenäus schon sagte: „Si neque apostoli quidem scripturas reliquissent nobis, oportet tamen ordinem sequi traditionis, quam tradiderunt iis, quibus committebant ecclesias. — Huic sane ordinationi assentiunt multae gentes barbarorum, quae in Christum credunt sine charta et atramento veterem traditionem diligentem custodientes.“ *)

Vielfach und sehr bedeutend also sind, wie jeder Unbefangene einsehen und gestehen wird, die Vorzüge der lebendigen vor der schriftlichen Ueberlieferung. Hieraus nun eben erhellet ihre Wichtigkeit. Ist sie — die lebendige oder formelle Tradition rein bewahrt, d. h. gibt sie in der That Zeugniß für die göttliche Wahrheit, dann ist sie nicht nur selbst die geübteste und eindringlichste Lehrerin derselben und die weiseste Bildnerin der Menschen für das höhere religiös = moralische Leben, — sie öffnet auch überdies die reichen Fundgruben christlicher Erkenntniß und Wissenschaft, wie sie uns in den schriftlichen Urkunden zu grundlicherem Forschen hinterlegt sind. Ist hingegen die lebendige Tradition der christlichen Offenbarung verkommen oder

*) Iren. adv. haeres. III. 4. n. 1. 2.

verfälscht, d. h. in eine verkehrte schiefe Richtung gebracht, mit Irthümlichen vermengt oder gar von der gleichfalls lebendigen Tradition des Irr- oder Unglaubens verdrängt, so ist die Wirksamkeit dieser eine zerstörende, verbildende und verführende und ihr corrosiver Einfluß auf die Gesinnung, auf die Sitten und auf alle Verhältnisse des Lebens ist um so mächtiger, da sie in der natürlichen Verderbtheit des Menschen einen ungleich empfänglicheren Boden findet. Die schriftlichen Urkunden des christlichen Alterthums aber bleiben in diesem Falle meist unbeachtet bei Seite liegen oder werden mit diplomatischer Gewandtheit — nur zu Gunsten des Irrthumes und der Lüge ausgebeutet.

Alle tiefer Blickenden aller Partheien haben die große Wichtigkeit und den unberechenbaren Einfluß der lebendigen Tradition gar wohl erkannt und sich dieses mächtigsten Hebels der Bildung in ihrem Sinne eifrigst bedient. Sehen wir hin auf alle die edelsten — vom apostolischen Geiste beseelten Bischöfe und Priester der Kirche in allen Jahrhunderten. Wohin zielte ihr eifrigstes Streben? Auf jede Weise dahin, daß die christliche Ueberlieferung ihre volle Lebenskraft frei entfalte. Darum waren sie unermüdet in der Verkündigung des göttlichen Wortes, in dem Unterrichte des Volkes und der Jugend und in der Förderung der häuslichen und öffentlichen Gesittung, suchten den Kultus zu würdevoller Feierlichkeit zu erheben und mit dem Glanze des Schönen, Lieblichen und Majestätischen zu umkleiden, förderten die Frequenz der Sacramente und den Sinn für Andacht, ließen sich die Bildung eines tüchtigen Klerus eifrig angelegen sein, riefen die herrlichsten Anstalten der Mildthätigkeit ins Leben und unterstützten auf jede Art nicht nur solche der thätigen Liebe gewidmete — sondern auch andere fromme Vereine, Korporationen und Orden, die, wenn auch nur dem beschaulichen Leben geweiht und

also scheinbar müßig und ohne Nutzen für Andere, doch durch das Medium der Erbauung und der christlichen Fürbitte ein überaus wirksames Ferment im kirchlichen Leben wurden.

Aber auch die Männer des Widerspruchs gegen die göttliche Wahrheit verstanden jederzeit gar wohl die Macht der lebendigen Tradition für sich zu benutzen und waren unbestreitbar in ihrer Art klüger und rühri- ger als die Kinder des Lichts. Ihr eifriges Bemühen ging vor Allem immer dahin, den Einfluß der christlichen oder katholischen Ueberlieferung zu hemmen, zu entfräften oder zu beseitigen. Daß ja die Kirche sich nicht frei bewegen und ihre Lebenskraft nicht äußern möge, suchten sie bald in der Weise des Absolutismus unter der heuchelnden Maske der Protektion auf bureaukratisch = polizeilichem Wege — bald wieder nach Art des Radikalismus auf unverschämt = brutalem Wege durch gemeine Lästerei, Geschrei und Verfolgung zu bewerkstelligen.

Ueberall waren ihre versteckten oder offenen Angriffe zunächst gegen die einflußreichsten weil eifrigsten Priester gerichtet. Alle diese als Ultramontane, Finsterlinge, Ueberspannte, Heuchler, Friedensstörer u. s. f. zu brandmarken, war stets ihre Taktik. Weiter aber arbeiteten sie rastlos unter dem gleißnerischen Scheine der Aufklärung einer zeitgemäßen Bildung oder einer reinen und vernünftigeren Ansicht die verschiedenen christlichen Gebräuche, Sitten und Uebungen durch entstellende Kritik, Satyre, frivolen Witz zu verdrängen oder der Verachtung preis zu geben, und mit einer staunenswerthen Erfindungsgabe wußten sie endlich ihren Grund- sätzen und Ansichten bei der Mehrzahl Eingang zu verschaffen, durch lauter Mittel, welche der Form nach den Verbreitungsmitteln der christlichen Tradition analog

waren, und sie nur an Mannigfaltigkeit, Lockendem Reich, Popularität und Schmiegsamkeit oft weit überboten.

Da die lebendige Ueberlieferung, wie von selbst einleuchtet, ihrem Wesen nach stets von lebenden Menschen getragen und geleitet wird, so entsteht die Frage: welche sind wohl die eigentlich berufenen Träger und Fortleiter der echten christlichen Ueberlieferung?

Ueberrimmt man schon in der h. Taufe die Verbindlichkeit, den wahren Glauben festzuhalten, standhaft zu bewahren und getreu zu befolgen, — so wird der Getaufte durch die h. Firmung zu einem Streiter für den Glauben, zu einem allzeit muthigen Bekenner und Zeugen der göttlichen Wahrheit eingeweiht oder gesalbt. Kraft der h. Firmung ist also jeder Christ berufen, den Glauben, somit die heilige Ueberlieferung in Wort und That zu bezeugen, zu vertheidigen und zu verbreiten. —

Jeder Gefirmte ist ein berufener Träger und Fortleiter der christlichen Tradition. Diese allgemeine Vokation wird zu noch bestimmterer und strengerer Verbindlichkeit erhoben bei allen denen, die auf Andere einen näheren und mächtigeren Einfluß zu üben in der Lage sind, Anderen vorstehen, sie zu nähren oder zu lehren oder auch zu erziehen die Pflicht auf sich genommen haben. Vor Allem sind es die Eltern, die unter strengster Verantwortlichkeit vor Gott berufen sind, die heilige Ueberlieferung auf ihre Kinder unverfälscht mit aller Treue zu übertragen; die christliche Familie soll die erste und lebendigste Schule des christlichen Glaubens und christlicher Sitte sein. Den Eltern aber stehen nahe die Lehrer, Erzieher, Pauthen, Meister, Dienstherren und Vorgesetzten jeder Art. Alle diese sind Träger der Tradition und zwar der echten und reinchristlichen, wenn und in so weit sie selbst von ihr durchdrungen sind. Im weitesten Kreise endlich und Kraft eigenthümlicher Mission haben die göttliche Ueberlieferung so wie die

schriftliche, so — besonders die Lebendige zu bewahren, zu verkünden und fortzuleiten die Priester und unter diesen vorzugsweise die Bischöfe. Diesen ist ja eigentlich und im strengeren Sinne ausschließend gesagt: „Euntes docete omnes gentes — docentes eos servare omnia, quaecunque mandavi vobis; prædicate evangelium omni creaturæ — “ Math. 28, 19. 20. et Marc. 16, 16. Ihre ganze Amtsthätigkeit ist von der Art, daß sie auf verschiedene Weise dem Auftrage des Herrn nachkommen können.

Als Opfernde am Altare, als Ausspender der Geheimnisse Gottes und als berufene Verkündiger des göttlichen Wortes sind die Bischöfe und die Priester die beständigen Fortleiter der christlichen Tradition. Sie können dieß aber auch sein durch vielfache Privatbelehrungen im Umgange, durch die Seelsorge (cura animarum) im engeren Sinne, und endlich durch ihr Beispiel, indem sie als auf den Leuchter Gestellte lebendige Bilder des christlichen Wandels seyn und die Gemeinde erbauen können.

Wohl möchten gerade von diesem Punkte aus dem aufmerksamen Beobachter die meisten Zweifel aufsteigen gegen die mögliche oder doch wirkliche Kleinbewahrung der christlichen Offenbarung auf dem Wege der mündlichen oder lebendigen Tradition. Wie klein ist die Zahl jener Christen, die von dem Geiste und der richtigen Erkenntniß Christi und seines heiligen Wortes so erfüllt und durchdrungen sind, daß sie eben dafür stets und überall lebendiges Zeugniß zu geben die Befähigung und den Willen hätten? Wo findet man jene Familien, die noch wahre Schulen des christlichen Glaubens und Lebens genannt werden dürfen? Wie selten waren sie immer — wie noch seltener sind solche heutzutage geworden? Wie Wenigen der Lehrer, Erzieher, Pathen, Meister und Vorgesetzten liegt noch die Sorge warm

am Herzen, ihre Schüler, Zöglinge, Lehrlinge und Untergebene zu christlichem Sinne und Wandel anzuleiten und zu ermuntern?

Und sehen wir endlich uns im Klerus um, legen wir, wenn wir ihm angehören, die Hand auf das eigene Herz: sind wir, was unseres Berufes wäre, gewissenhaft eifrige Priester — von apostolischem Geiste besetzt? Gab und gibt es nicht immer Miethlinge genug, die nicht ein höherer Ruf, sondern irdisches Interesse dem Klerikalstande zugeführt? Und ist auch die Zahl der wahrhaft Berufenen, wie wir annehmen dürfen, immerhin im Klerus überwiegend gegenüber den Eindringlingen, welcher, selbst von den Besten, möchte zu sagen sich getrauen: ich habe Alles gethan — und Alles zu thun stets und überall den Willen, den Muth, die Ausdauer und die Geschicklichkeit gehabt um Zeugniß zu geben der Wahrheit, um den christlichen und himmlischen Sinn zu wecken und fromme Gesittung zu fördern in dem mir angewiesenen Wirkungskreise? O wohl viel — sehr viel könnte jeder Bischof und jeder Priester in seiner Sphäre wirken; und eine wahrhaft imposante und unüberwindliche Macht könnte der Klerus im Großen bilden, wenn er in sich einig und in Gesammtheit vom apostolischen Eifer erfüllt wäre! Aber wie viel läßt die leidige Wirklichkeit im Einzelnen und im Ganzen zu wünschen übrig!

Also der gewissenhaft getreuen Träger und Fortleiter der rein christlichen Ueberlieferung scheint nach Geschichte und Erfahrung stets und überall nur eine kleine Zahl gewesen zu sein: wo haben wir nun eine sichere Bürgschaft dafür, daß doch die Lehre des Mensch gewordenen Gottessohnes auf dem Wege der lebendigen Tradition sich bis auf unsere Tage rein erhalten habe? Man kann allerdings nicht läugnen, daß das geschriebene Wort, d. i. zuerst die Bibel und dann die später ge-

machten Aufzeichnungen, somit der immerfort wachsende Complex schriftlicher Zeugnisse für die heilige Offenbarung — der mündlichen oder lebendigen Tradition immerhin als fester Stützpunkt dienen konnte und kann; allein wir wissen andererseits auch schon, wie alles Geschriebene als tochter Buchstabe entgegen wieder der Mißdeutung frei und offen steht, so daß wir aufs Neue fragen müssen: wer bürgt uns dafür daß wir nicht etwa — schon irre geleitet von einer vielfach corumpirten formellen Tradition, nun auch die schriftlichen Urkunden des Alterthums verkehrt auslegen, und selbst die heilige Schrift durch eine falsch geschliffene Brille lesen?

Zum Vernehmen und Aufnehmen des geschriebenen Wortes, sagten wir aber nach Möhlers Ausdruck, ist einzig geeignet der tief innerliche Sinn, „der sich auf dem Wege der lebendigen Tradition vorerst muß gebildet haben.“

Diese kann demnach ihre Gewähr und Bürgschaft nicht erst aus der Schrift empfangen, — sie muß für sich von einer anderen Seite her schon verbürgt und gesichert sein. Woher nun, müssen wir fragen, kommt uns sichere Bürgschaft so wie für die Reinheit der Tradition so auch für die richtige Auslegung des schriftlichen Wortes?

Nur eine göttliche Autorität kann uns für beide genügende Bürgschaft geben und diese ist die von Christus gestiftete heilige Kirche; oder: zunächst dem in ihr bestellten Apostolate hat der Herr sein Evangelium — d. i. seine gesammte Lehre als ein heiliges Depositum zu treuer Bewahrung und Verkündung anvertraut, zugleich aber allen Gläubigen zum Troste die Verheißung beigelegt: Fest stehen werde seine Kirche gleich einem auf Felsengrund aufgeführten Gebäude und selbst die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen können, denn Er wolle bei den Seinen bleiben alle Tage bis ans Ende der Welt, und seinen Geist — den Geist der Wahrheit — werde er ihnen senden, daß er in ihnen wohne und sie erleuchte immerdar. Matth.

16., 18., — 28., 20. Joh. 14., 16., 17. So ist die Kirche in ihrer organischen Gesamtheit — als der immerfort lebendige mystische Leib Christi Kraft göttlicher Verheißung stets geschützt gegen Irrthum, eine Säule oder Grundfest der Wahrheit, 1. Timoth. 3., 15., also die von Oben autorisirte Bewahrerin der ihr übergebenen Offenbarung. Der in ihr von Christus bestellte und mittels legitimer Nachfolge immer sich erneuende Lehrkörper (magisterium Apostolicum), den die sämtlichen Bischöfe in Einigung mit dem Papste constituiren, ist die mit unfehlbarer Glaubensgewißheit entscheidende Autorität in allen Fragen und Zweifeln über Gottes Wort. Dieser lehrende Kirchen=Ausspruch ist die höchste und allein sichere Glaubensnorm oder Glaubensregel, die ultima ratio credendi — das normative Princip des Glaubens, so daß der gemeine Katechismus eine tiefbegründete Wahrheit mit den bekannten Worten ausspricht: „christ-katholisch glauben heißt Alles für wahr halten, was die Kirche zu glauben vorstellt.“ —

So wie die Kirche älter ist als die h. Schrift und die mündliche Ueberlieferung, so sind diese beiden Erkenntnisquellen auch von ihr ausgegangen. Ihr erstes Wort, d. i. der Apostel erste Verkündigung, oder — noch richtiger gesagt, Christi des Herrn eigenes Wort ist der wahre Ursprung aller christlichen Tradition — der schriftlichen, wie der lebendigen. Nur von der Kirche, d. i. von Christus selbst (dem ersten Papste), und den Aposteln (den ersten Bischöfen), haben die ersten Gläubigen zunächst das mündliche Wort, und später die Bibel empfangen.

Und immer und für alle Zeiten bis ans Ende bleibt die Kirche die von Oben bestellte Bewahrerin und irrthumslose Auslegerin und Verkündigerin der christlichen Lehre.

Aus dem Gesagten fließen zwei wichtige Folgerungen bezüglich unseres Gegenstandes:

1stens, daß der so genannten materiellen Tradition

mit Recht das Ansehen einer göttlichen Erkenntnißquelle — gleich der h. Schrift von uns zuerkannt werde, und

2tens, daß die formelle oder lebendige Tradition, wenn und in so weit sie von dem lebendigen Worte der Kirche gehalten und geleitet wird, ebenfalls mit allem Rechte als sichere Glaubensrichtschnur — als *traditio normativa* anzusehen sei.

Ueber das Ansehen der materiellen Tradition spricht sich die Trienter-Synode Sess. IV. also aus: — „*perspicuens — veritatem et disciplinam contineri in libris scriptis, et sine scripto traditionibus, quæ ipsius Christi ore ab apostolis acceptæ, aut ab ipsis apostolis spiritu sancto dictante, quasi per manus traditæ, ad nos usque pervenerunt; orthodoxorum patrum exempla secuta, omnes libros tam veteris quam novi testamenti, cum utriusque unus Deus sit auctor, nec non traditiones ipsas, tum ad Fidem tum ad Mores pertinentes tamquam vel ore tenus a Christo, vela Spiritu sancto dictatas et continua successione in Ecclesia catholica conservatas, pari pietatis affectu ac reverentia suscipit et veneratur.*“

Diesemnach ist die Tradition als Erkenntnißquelle des christlichen Glaubens ganz gleichgestellt der heiligen Schrift, und hat gleich dieser göttliche Autorität. Gewiß nun ist die Coordination oder Parität der Tradition mit der göttlich inspirirten Schrift nicht so zu verstehen, als ob die einzelnen Dokumente oder gar die einzelnen Aussprüche derselben, die eben nur alle zusammen in einem Komplex gedacht die materielle Tradition ausmachen, an und für sich göttliches Ansehen in Anspruch nehmen könnten und etwa einzelnen Aussprüchen der Bibel, deren jeder uns als Gottes Wort oder Ausspruch des h. Geistes gilt, gleichgestellt werden dürften. Die Sache verhält sich vielmehr einfach also: Die geschichtlichen Urkunden, deren Komplex wir — die materielle Tradition heißen, bezeugen uns, daß dieß oder jenes — zu der oder der Zeit allgemein und über-

einstimmend sei geglaubt und gelehrt und geübt worden. Eben dieses war nun aber nichts Anderes als das damals lebendige Wort der unfehlbaren Kirche. Gleichwie also eben dieses einst die göttlich autorisirte Glaubensrichtschnur — für die damals Lebenden war, so ist es als hinlänglich verbürgtes Faktum für uns jetzt ein mit göttlichem Ansehen ausgerüstetes Argument in der historisch-wissenschaftlichen Begründung und Nachweisung der Offenbarungslehre. Das unfehlbare Ansehen der Verfasser der h. Schrift und das gleichfalls unfehlbare Ansehen der Kirche zu irgend einer späteren Zeit sind sich unbestreitbar gleich, deswegen gelten uns auch Bibel und Tradition als Erkenntniß- und Beweis-Quellen gleichen Ansehens.

Die formelle oder lebendige Tradition in der Gegenwart aber erkennen und verehren wir als normativ, maßgebend und so zu sagen in höchster oder letzter Instanz entscheidend, in so ferne sie von dem lebendigen Wort der heiligen Kirche gehalten, geleitet und feierlich verkündigt wird. Wohl ist einerseits die Fortleitung und Reinerhaltung der christlichen Lehre und Zucht der freien Thätigkeit der einzelnen Gläubigen, der Laien so wie auch der Priester anheimgegeben; andrerseits aber hat der Herr in seiner unendlichen Weisheit die einmahl den Menschen gegebene Offenbarung objektiv sicher gestellt durch die seiner Kirche verliehene Unfehlbarkeit. Jedem Einzelnen ist die Freiheit belassen in seinem Kreise, in dem er lebt und wirkt, ein Organ der guten oder der schlechten Gesinnung, einer entschiedenen Ueberzeugung oder des Indifferentismus, — der echten göttlichen oder der falschen und lügenhaften Tradition zu sein, die Kirche jedoch bleibt unwandelbar, weil stets von oben geschützt und erleuchtet, das heilige Organ der ewigen Wahrheit, die treue und irrthumslose Verkündigerin der christlichen Offenbarung. Sie ist die Arche, in der alles Kleine, Gute und Wahre in Mitte der Weltfluth erhalten wird, sie ist die heil. Bun-

deslade, in der die Tafeln des göttlichen Gesetzes sicher hinterlegt sind, — sie ist wie eine Rettungsinsel, auf welcher Alle Zuflucht finden, denen im Sturme der sündigen und wahnwitzigen Welt noch um Wahrheit zu thun ist, — sie ist eine liebliche Oase in der frucht- und wasserlosen Wüste, — sie ist die nie verstegende Quelle, aus der immer frisches, lebendiges Wasser fließt, die also Jedem Labung bietet, der nach solchem Wasser dürstet. Wohl pflegt man die heilige Schrift und den Komplex der schriftlichen Urkunden aus späterer Zeit, d. i. die materielle Tradition im engeren Sinne — Quellen des Glaubens zu nennen; richtiger aber sollte man sie nur die heiligen Fundgruben heißen, die in ihrer Tiefe das reine köstliche Wasser der göttlichen Wahrheit bergen, das jedoch nicht von selbst aus ihnen hervorquillt, sondern mit reinem Gefäße daraus geschöpft werden muß. Die Kirche nun ist es, die den Beruf und die höhere Befähigung hat, immerfort aus den Tiefen jener heiligen Fundgruben das Wasser der reinen Lehre zu Tage zu fördern, oder nach Oben fließend zu erhalten; — das Wort der Kirche erst ist die rechte — Lebendige Quelle von der jeder Dürstende trinken kann, und nur die Kirche darf im vollen Sinne rufen: „Qui sinit, veniat et qui vult, accipiat aquam vitæ gratis.“ Apoc. 22, 17.

In wunderbarer Weise sehen wir da neben einander die stets unverkümmerte Freiheit der Menschen und die sorgsamste Wahrung Gottes.

Von Anbeginn an bis zu dieser Stunde hat der Herr in seiner Macht, Liebe und Weisheit die einmahl gegebene Offenbarung in seiner Kirche erhalten und mit der festesten Zuversicht glauben — ja, wissen wir, daß Er sie auch bis an's Ende erhalten wird. Aber jedem Einzelnen der Menschenkinder steht es frei, — hinzugehen zu der Sinen, wahren Lebensquelle und daraus zu trinken, oder sich Sodbrunnen und Cisternen anderer Art zu suchen, um daraus todes und schlammiges Wasser zu schöpfen. Jeder kann,

wenn es ihm beliebt, ein Werkzeug der Negation und der Lüge sein, und als Verbreiter der Tradition des Irrglaubens und des Lasters — unberechenbares Unheil stiften; aber Jeder kann auch, wenn er will, sich selbst der reinen Wahrheit versichern und als ein treuer Verkünder und Zeuge derselben heil- und segenbringend unter seinen Angehörigen und auch in weiterem Kreise wirken.

Die unfehlbare Autorität der Kirche gibt uns also für die Reinerhaltung der christlichen Offenbarung oder der echten, apostolischen Tradition sichere Bürgschaft.

Der Kirche lebendiges Wort war immer und ist Gotteswort, das reine Evangelium Christi oder die rechte Predigt der Apostel. Das „Qui vos audit, me audit“ etc. Luc. 10., 16., ist nicht allein auf die Apostel in ihrer Person, sondern auch auf alle ihre legitimen Nachfolger zu beziehen. Die lebendige Tradition, in so ferne sie von der Kirche getragen, verbürgt und verkündet wird, ist demnach die sichere Glaubensregel, die *norma credendi*, oder das Princip des Glaubens.

Will nun der Einzelne sich der göttlichen Wahrheit versichern und sich auch dermaßen von ihr durchdringen lassen, daß er ein tüchtiger Zeuge für sie unter seinen Nächsten werde, — so muß er, um nochmal mit Möhler zu sprechen, — „sich vertrauensvoll an die Kirche anschließen, d. i. an das immerfort lebende Apostolat und sich durch die Erziehung in der Kirche, durch das Hören, Lernen und Leben in ihr jenen tief innerlichen Sinn erwerben, der zum Vernehmen und Aufnehmen — selbst — des geschriebenen Wortes einzig geeignet ist.“

Wie entscheidend für die Reinerhaltung des subjektiven Glaubens und für die treue Fortleitung der heiligen Ueberlieferung dieses innige Anschließen an die Kirche sei, beweiset die Geschichte durch Thatfachen *extra et intra muros*. Woher das Schwankende, die innere Zerklüftung und

das unaufhaltsame Fortdrängen zu immer frecherer Negation bei allen Sekten? Sie haben die Eine Kirche Christi verlassen und werden darum gleich Schifflein ohne Ruder und Kompaß, auf stürmischem Meere herumgetrieben. Woher aber auch im eigenen Lager die in allen Ständen so sehr vorherrschende sittliche und religiöse Verkommenheit, träge Gleichgültigkeit — ja wir dürfen sagen — Frechheit und Gottlosigkeit einer nicht geringen Zahl derer, die noch Katholiken heißen? Ist sie nicht vorzüglich abzuleiten von der unseligen Auslockerung der kirchlichen Bände, indem es dahin gekommen ist, daß viele Bischöfe wenig sich um den Papst bekümmerten und es nicht weiter für nothwendig erachteten, sich an ihn anzuschließen, — die meisten Priester nimmer wie einst um ihren Bischof sich scharten und die Laien endlich selten mehr ihre Priester als Hirten und sich als deren Schäflein in frommen Glauben erkennen wollten? Gewiß hatten die meisten wohl nicht den Willen, von der katholischen Wahrheit sich loszusagen, aber sie entfremdeten sich derselben mehr und mehr in dem Maße, als sie es versäumten, aus der allein lebendigen und reinen Quelle zu trinken, und wurden so selbst durch Indolenz und Kurzsichtigkeit die schmiegsamsten Werkzeuge jener überall thätigen Propaganda, die seit lange schon auf Umsturz der Religion mittelst Auflösung des kirchlichen Organismus systematisch hinarbeitete.

Wer aber von der Geschichte sich noch nicht belehren ließ, dem möge doch, — die Gegenwart, wenn er nicht schon aller inneren Sehkraft beraubt ist, die Augen öffnen. Wohin ist denn vor Allem das rastlose Streben des entfesselten Radikalismus — sowie des mit diesem liebäugelnden Liberalismus gerichtet? Er will das ihm verhaßte, weil ihm im Wege stehende, Christenthum — abschaffen, antiquiren, daher die christliche Ueberlieferung verdrängen, die Stimme der Kirche und ihrer treuen Diener mit Geschrei und Trommelschlag übertäuben, das Band zwischen Haupt und

Glieder in der Kirche zerreißen, den Klerus seines Ansehens und Einflusses auf das gläubige Volk berauben und in den Roth treten, und die vereinzelteten Kleriker zu feigen Söldlingen machen, die sich schweigend beugen sollen vor den Willkühr = Dekreten des Terrorismus. Die lebendigste Tradition der Lüge, des Unglaubens und des schamlosesten Egoismus hat sich erhoben, um die uns anvertraute heilige Tradition der göttlichen Wahrheit, des selig machenden Glaubens und der aufopfernden Liebe mit fanatischer Wuth niederzukämpfen. Wahrlich, wir können, um uns von dem hohen Werthe und der Wichtigkeit der Tradition zu überzeugen, mit Nutzen zu den Radikalen unserer Tage in die Schule gehen.

Wir wollen schließen mit der Frage: Was haben wir Priester, in so fern wir die von Gott berufenen Träger und Verkünder der heil. Ueberlieferung sind, jederzeit, besonders aber jetzt in der so sturmbewegten Zeit, zu denken und zu thun?

Was wir zu denken haben? Nun: daß Gott doch der Herr ist und bleibt, daß Er als der weiseste Regent der ganzen Welt gewiß Alles zum Besten leitet, und daß Er die heilige Kirche — als die Säule und Grundfeste der Wahrheit — bis ans Ende unerschütterlich erhalten wird. Ja, felsenfest, weil auf Gottes untrügliche Verheißung gegründet, ist unsere Hoffnung, daß die göttliche Wahrheit fortgeleitet durch die Kirche — am Ende doch siegen wird über Lüge und Irrwahn! Menschlicherweise ließe sich solche Hoffnung nie nähren, nur auf Gottes Macht und Treue vertrauen wir.

Doch, obgleich Gott in seiner Allmacht an keine Beihilfe gebunden ist, und ohne alle Mitwirkung von menschlicher Seite, die Rathschlüsse seiner Weisheit herrlich auszuführen und zu vollenden vermag, gefiel es eben seiner Weisheit — sich der Menschen selbst als Werkzeuge zu bedienen. Sind nun zwar alle Menschen, auch unbewußt und

sogar gegen ihren Willen, Werkzeuge in der Hand des Herrn, so haben doch wir Priester der Kirche den erhabenen Beruf, eigentliche Mitarbeiter Gottes in dem Werke der Heiligung einzelner Menschen so wie der Erziehung der ganzen Menschheit zu sein. Wehe uns, wenn wir etwa uneingedenk dieses Berufes oder doch darin lau und träge wären! Wohl uns, wenn wir treue und eifrige Diener des Herrn sind!

Was haben wir nun als solche zu thun? Und welche Forderung stellt an uns besonders die gegenwärtige Zeit?

Die Antwort liegt ohnehin nahe, — sie weiter auszuführen würde eine eigene Abhandlung erfordern, daher genüge hier ein *pium desiderium*:

Mögen wir Priester doch jetzt alle uns zu kirchlicher Einheit fest und enge an einander schließen, um in solcher Einigung stark zu sein in treuer Wahrung der uns anvertrauten heiligen Uebergabe und in dem Kampfe, den wir nicht allein für uns, sondern auch für die ganze Heerde Christi in unserem Vaterlande zu bestehen haben!

Nechberger.

VIII.

Versuch einer Ehrenrettung des vielver- kannten Mittelalters.

Zur Erwägung und zum Nutzen für unsere Zeit.

Von Dr. J. B. Salfinger.

(Fortsetzung.)

§. 3.

Die bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller wäh-
rend des zehnten Jahrhunderts.

Wir kommen auch in diesem Jahrhunderte, wie zu Ende des vorigen, wieder auf die stillen Zufluchtsstätten der Wissenschaft, nämlich auf die abendländischen Klöster zurück, nachdem wir zuerst noch einmal und wohl zum vorletzten Male im Osten Rundschau gehalten. Mit dem Losscheiden vom katholischen Angelpunkte ist auch die wissenschaftliche Lebensthätigkeit der griechischen Kirche an der Schwindsucht des Schisma dahingewelkt. Doch diesmal treffen wir dort noch:

I. Den verdienstvollen Simeon Patrizius, mit dem Zunamen Metaphrastes, als den Verfasser und Sammler vieler Lebensgeschichten von Heiligen und Martyrern der christlichen Kirche. Er bediente sich bei seiner Abfassung einer möglichst zierlichen Schreibart, in die er demnach die alten schon vorgefundenen Aktenstücke umsetzte, daher ihm auch der Name Methaphrastes beigelegt wurde. Doch stammen nicht alle Biographien der Heiligen, die ihm zugeschrieben werden, wirklich von

ihm, weder als Verfasser noch als Methaphrasten her, wie Leo Allatinus im 17. Jahrhunderte, der sich der Mühe unterzog, die unterschobenen von den echten auszuscheiden, und der ihm noch immer die sehr bedeutende Anzahl von 122 zutheilt, in seinem Werke „de Simeonibus et Simeonum scriptis“ mit vielen Gründen darlegt. Simeon erwarb sich durch dieses Werk große Anerkennung seiner Zeitgenossen und ein dankenswerthes Verdienst für seine Nachfolger; denn die Bollandisten, Surius und wohl auch der andere Metaphrast eigener Art, P. Martin von Cochem, haben seine Hinterlassenschaft gleich einer ergiebigen Goldgrube weidlich ausgebeutet. Diesem Simeon, der zu Anfang des 10. Jahrhunderts lebte, und wahrscheinlich Kanzler am Constantinopolitanischen Hofe war, werden überdieß noch mehrere Gedichte, verschiedene Reden und Briefe zugeschrieben.

Ein anderer Simeon († um das Jahr 967) wird in obgedachter Schrift des Allatinus als der Verfasser der Annalen von Leo dem Armenier bis Nicephorus Phocas angeführt, die im Jahre 1685 Combefisius zu Paris durch den Druck veröffentlichte.

Ein Dritter endlich, (aber erst dem zwölften Jahrhunderte angehörig) soll jene Sammlung von Canonen veranstaltet haben, die später Heinrich Justelli in seiner bibliotheca juris canonici t. 2. herausgab.

II. Nicon mit dem Zunamen Metanoite (μετανοήτης „bekehret euch,“ weil er diesen Aufruf stets im Munde führte). Er ist als Glaubensprediger der Armenier, Cretenser und auch in Griechenland bekannt, wo er seine heilige Sendung zugleich mit vielen Wundern bewies, emancipirte viele Juden von ihren Fesseln des Unglaubens, zeigte sich jedoch der erst in unserer Neuzeit so sehr in den Schwung gebrachten bürgerlichen Emancipation derselben dermaßen abhold, daß er einst-

mals der Stadt Lacedämon, die von arger Pest heim-
 gesucht seine fromme Fürbitte und Wunderkraft an-
 flehte, die Vertreibung aller Juden aus derselben zur
 Bedingung ansetzte, so fern er ihrer Bitte willfahren
 sollte. Er starb gegen das Ende des 10. Jahrhunderts
 und hinterließ uns folgende Schriften: *Liber de pessima
 religione Armenorum*, wozu er sich den Stoff auf
 seinen unermüdlischen Missionsreisen durch jenes Land
 sammelte; *tractatus de jejunio gloriosissimae Dei-
 parae*; beide finden sich in *Cotelerii monumentis eccl.
 gr.* Seine *pandecta rerum sanctarum atque eccle-
 siasticarum*, in der königlichen Bibliothek zu Paris im
 Manuscripte vorhanden, ist bisher noch ungedruckt.

III. Euty chius, von Geburt ein Aegyptier und
 in der arabischen Sprache unter dem Namen Said Ebn
 Barrik bekannt. Anfangs widmete er sich der Medicin
 und erwarb sich in selber einen weit verbreiteten Ruf,
 bis er sich später dem heiligen Dienste der Kirche zu-
 wendete, und im Jahre 933 zur Patriarchenwürde von
 Alexandrien erhoben wurde, die er bis zum Jahre 950
 besaß. Er ist uns durch seine in arabischer Sprache
 abgefaßten Annalen bekannt, die er von der Erschaffung
 der Welt bis zum Jahre 940 nach Christo fortführte,
 und welche Pofokius zu Oxford vollständig in lateinischer
 Uebersetzung anno 1658 herausgab. Aus eben diesen
 Annalen suchten einige protestantische und anglikanische
 Kirchenlichter den Beweis heraus zu finden, daß in den
 ersten Jahrhunderten zwischen den Priestern und Bischöfen
 kein Unterschied bestanden habe, indem eben dieser Euty-
 chius unter andern auch berichtet, es sei bei der Ein-
 weihung der Bischöfe an der Kirche zu Alexandrien aus
 je 12 vorhandenen Priestern nur Einer derselben aus-
 gewählt und durch die Händeauflegung der übrigen eif-
 als ihr Bischof oder Vorsteher bezeichnet worden. Al-
 lein schon der gelehrte Maronite Abraham Ecchelenis,

Professor der syrischen und arabischen Sprache an der Universität zu Paris im 17. Jahrhunderte hat diese Beweisführung durch eine richtigere Uebersetzung der fraglichen Stellen zu Gunsten der katholischen Lehre entkräftigt in seinem Buche: „Eutyechius Patriarcha Alexandrinus vindicatus.“ Auch ein Buch: *de rebus in Sicilia gestis*, eine *disputatio cum hæreticis* und endlich ein medicinisches *syntagma compendiosum* unter dem Titel: *Netmolgheubar* werden dem nämlichen arabischen Verfasser Eutyechius zugeschrieben.

Endlich ist uns aus jenem Jahrhunderte noch:

IV. Der Orientale Decumenius, Bischof zu Triccia in Tracien als der Verfasser mehrerer Commentare über einen großen Theil der heiligen Schrift bekannt, die er, wie er selbst bemerkt, größtentheils aus den Schriften eines Clemens von Alexandrien, Irenæus, Origenes und vorzüglich des hl. Chrysostomus zusammenrug, sich aber dabei das vorzüglichste Verdienst einer gefälligen Kürze, Präcision und Klarheit erwarb. Sie wurden zuerst zu Paris anno 1631 griechisch und lateinisch in zwei Foliobänden veröffentlicht.

V. Theodor Daphnopates, aus einer vornehmen und adeligen Familie entsprossen, Protonotar und Sekretär am Hofe zu Constantinopel, schrieb ein Geschichtswerk der Byzantinischen Kaiser, das jedoch verloren ging. Aber seine *Apanthismata seu flosculi ex variis Joan. Chrysostomi operibus decerpti* sind mit den Werken des hl. Chrysostomus im Drucke erschienen, so wie seine *orationes de manu S. Joannis Baptistæ Antiochia Constantinopolim translata* noch bei Surius in *Actis Sanctorum ad d. 29. Aug.* gelesen werden können. Einige kleinere Werke von ihm liegen noch in Handschriften verborgen.

Endlich schrieb Georgius, ein griechischer Mönch, im Verlaufe dieses Jahrhunderts die Lebensbeschrei-

lungen der neueren griechischen Kaiser von Leo dem Armenier bis Roman II. um das Jahr 948, die einen Band des Corporis Byzantini abgeben. —

Wir wollen nun wieder in unser heimathliches Abendland zurückkehren, und gleich in das für die Wissenschaften dortmals so heimliche Kloster St. Gallen eintreten. Da finden wir zuerst den in mehreren hervorragenden Persönlichkeiten berühmt gewordenen Namen Notker und zwar

VI. a) Notker mit dem Zunamen Balbulus wegen seiner stammelnden Zunge. Er ist der Verfasser eines Martyrologiums und der meisten noch heut zu Tage üblichen kirchlichen Sequenzen, schrieb ein ganzes Buch voll Hymnen, und erwarb sich als Componist für die kirchliche Chormusik große Verdienste. Goldast theilt ihm auch die 2 Bücher: de gestis Caroli Magni zu, die aber ein anderer wahrscheinlich gleichzeitiger Mönch zu St. Gallen abfaßte, der uns seinen Namen nicht preisgab. Notker Balbulus starb im Jahre 912 und sein Andenken blieb im Kloster zu St. Gallen in solcher Ehrenachtung, daß nachmals die Observanz eingehalten wurde, an seinem Jahrtage jedem der nachlebenden Ordensbrüder um ein kleines Schöppchen Wein (stoupus minor) mehr zu reichen. Mabillon führt auch sein Epitaphium an, welches also lautet:

Ecce decus patriae Notkerus, dogma sophiae,

Ut mortalis homo, conditur hoc tumulo.

Idibus octonis hic carne solutus Aprilis,

Caelis invehitur, carmine suscipitur.

Dieses Epitaphium enthält, wie uns dünken will, ein gleich schönes Lob für den, dem es galt und für den, der es verfaßte. Papst Julius II. schrieb im Jahre 1513 diesen Notker der Zahl der Seligen bei, und man feierte zu St. Gallen nachmals sein kirchliches Officium und die heilige Messe.

Ein anderer Namens-, Orts- und Ordensgenosse ist VII. Notker mit dem Beinamen *Physikus* wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse der Natur und der Arzneikunde; wegen seiner strengen Lebensweise, die er sowohl bei sich als auch bei Andern angewendet wissen wollte, zog er sich auch die Benennung: *Piperis granum*, Pfefferkorn, zu. Er war ein berühmter Arzt, Maler und Poet, und ein Zeitgenosse des heiligen Abtes Burkhard von St. Gallen. Er starb um das Jahr 977.

VIII. Ein dritter Notker, gleichfalls innerhalb dieses Jahrhunderts, Benediktiner zu St. Gallen, und der von seinen breiten Lippen den Beinamen *Labeo* führte, soll nach Schilter die *paraphrasin theotiscam psalterii* verfaßt haben, die wir jedoch weiter oben dem Dtfried von Weissenburg zugeschrieben haben. Daß er die *Moralia Gregor's des Großen* in die deutsche Sprache übertrug, und auch vielleicht das Buch *Job* in dieselbe übersetzte, sucht Mabillon aus einem alten *carmen de viris illustribus Sancti Galli* zu beweisen. Azog nennt diesen Notker den gelehrtesten Mann des deutschen Reiches im 10. Jahrhunderte, berühmt als Theolog, Musiker, Dichter, Mathematiker, Astronom und Philolog, zugleich hochverdient um die deutsche Muttersprache und der erste, der es wagte, sie auch für gelehrte Werke zu benutzen. Auch er wurde späterhin der Zahl der Seligen beigezählt. Aus dem nämlichen Kloster ging endlich auch

IX. Der heilige Notker, Bischof zu Lüttich, hervor. Er war der Sohn eines Grafen von Dettingen und der Prinzessin Hedwig, einer Schwester des Kaisers Otto I. Nachdem er im vorgenannten Kloster seine ausgezeichnete theologische Bildung erhalten hatte, und darin selbst mit der Würde eines Präpositus betraut worden war, traf ihn anno 972 der Ruf zu dem durch Eberhard's Tod erledigten Bischofsstize von Lüttich. Für das Heil und Aufblühen dieser seiner Diözese war er

dermaßen thätig, daß man ihn späterhin allgemein als den zweiten Begründer derselben pries. Die von ihm gegründete Lütticher Schule wurde von den Zeitgenossen eine „Pflanzstätte der Wissenschaften“ genannt und aus ihr gingen nachmals viele Bischöfe und Gelehrte hervor. Seines tugendhaften Wandels wegen wurde er bald nach seinem Tode (1007) vom römischen Stuhle der Zahl der Heiligen beigeschrieben. Als Schriftsteller hat er uns die Lebensbeschreibungen des heiligen Landwald und die des heiligen Remaclus hinterlassen, wie sie sich gegenwärtig in den Actis Sanctorum befinden. Auch schrieb er eine Geschichte der Bischöfe von Utrecht und Lüttich von der Gründung jener Bisthümer bis auf seine Zeit. —

Bevor wir den zweiten, gleichfalls in mehreren Persönlichkeiten St. Gallens berühmt gewordenen Namen Ekkehard nennen, müssen wir zuvor noch

X. Iso, Lehrer an der öffentlichen Schule (schola exterior) zu St. Gallen erwähnen. Er war einer der hervorragendsten Gelehrten und nicht nur in theologischer Wissenschaft, sondern auch in der Physik, Astronomie und Heilkunde wohl erfahren. Sein Schüler, der berühmte Notker Balbulus macht seiner zu wiederholten Malen die ehrenvollste Erwähnung, und wenn wir auch von ihm selbst keinen speciellen literarischen Nachlaß aufweisen könnten, so müßte man doch mit Bestimmtheit aussprechen, daß ein großer Theil des so erfreulichen wissenschaftlichen Aufblühens zu St. Gallen um jene Zeit auf seine Rechnung geschrieben werden müsse. Wegen seines wahrhaft heiligmäßigen Lebenswandels ward manche Krankenheilung, die er als höchst geschickter Arzt an Tausenden bewirkte, einer durch Heiligkeit des Lebens von Gott ihm zu Theil gewordenen Wunderkraft zugeschrieben. Er starb noch im vorausgehenden Jahrhunderte anno 871 und sein Grabmal war

lange als das eines Wunderthäters verehrt. Die ausgezeichnetsten und bis zu uns herüber noch durch ihren gelehrten Ruf bekannten Männer verdankten ihm ihre gelehrte Bildung. Die drei gleichzeitig lebenden wissenschaftlichen Freunde Notker Balbulus, Raper-tus und Tutilo gingen aus seinem gelehrten Unterrichte hervor. Kein Wunder, daß er aus so talentvollen Schülern Gelehrte zu bilden mußte, da von ihm der Ruf galt, „er wisse selbst stumpfen Geistern die rechte Schärfe anzubringen.“ Sein Ruf drang weit über Deutschlands Gränzen hinaus, und Herzog Rudolph von Burgund ließ dem damaligen Abte Hartmot von St. Gallen mit unansgesetzten Bitten so lange keine Ruhe, bis er ihm seinen Iso für die Förderung des Schulwesens und der Wissenschaft in seinem Reiche überließ. So kam Iso in das Kloster Granvall, wo er auch in der schönsten Blüthe seiner Jahre in Mitte wissenschaftlicher Thätigkeit sein Leben beschloß. Er hinterließ uns 2 Bücher: de translatione et miraculis S. Othmari und das sogenannte Lexicon Salomonis, eines der mühsamsten Werke, das sich mit der Glossa ordinaria Strabo's eine und dieselbe Aufgabe setzte.

Den berühmten Notkern St. Gallens müssen die gleich würdigen Ekkeharde an die Seite gestellt werden. Der erste in der Reihe ist:

XI. Ekkehard der Ältere, oder der Defan benannt, ein Mitschüler des heil. Ulrich, nachmaligen Bischofs von Augsburg. Bald leitete er selbst, und alsdann lange Zeit hindurch mit vielem Verdienste die Klosterschule und wurde endlich wegen zunehmender Altersschwäche des damaligen Abtes Kralo zum ersten Defan erwählt. Nach des Letzteren Tode hätten ihm seine Ordensbrüder selbst die Würde eines Abtes übertragen, allein er lehnte sie ab und schlug ihnen dafür den jungen Burkhard, einen Verwandten Kaiser

Otto's I. vor. Sein Namensgenosse Ekkehard, der Chronist, erzählt gelegentlich dieser Wahl einen hübschen Zug des genannten großen Kaisers; wie nämlich derselbe vorerst die wählenden Ordensbrüder getadelt habe, daß sie seinen Vetter Burkhard dem viel verdienstlicheren Ekkehard vorgezogen hätten, wie er aber nachmals, nachdem er das freiwillige Ablehnen von Seite Ekkehard's selbst und die völlige Rechtmäßigkeit der Wahl anerkannte, in eigener Person nach dem feierlichen Wahlamte das: Te Deum laudamus anstimmte. Nach jener Wahl genoß aber der Dekan Ekkehard die größte Achtung seines Kaisers, die auch der damalige Papst Johann XII. theilte, welcher ihn gelegentlich seiner Anwesenheit in Rom gar nicht mehr von sich lassen wollte, und sich seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit wegen stets in den wichtigsten Angelegenheiten seines Rathes bediente. Als er während seines Verweilens in Rom erkrankte, widmete ihm der heilige Vater sogar persönlich mehrere Besuche, sorgte für seine Wiederherstellung und gab ihm bei seiner Rückkehr nach St. Gallen viele Reliquien als Ehrengeschenke mit. Er starb im Jahre 973. Seinen schriftstellerischen Ruf sichert ihm die Verfassung mehrerer Kirchenlieder zu, so wie auch eine Lebensbeschreibung Walthers, eine angefangene Biographie der heiligen Wiborada und mehrerer kleinerer Denkmäler, deren sein Namensgenosse Ekkehard IV., der Chronikenschreiber (aus dem 11. Jahrhunderte), Erwähnung macht.

Ihm folgt bei unserer Aufzählung:

XII. Ekkehard II. der Jüngere, Minor, auch *Palatinus* genannt, seiner Schwester Sohn. Er wird als Mann von schönem, ansehnlichem Körperbaue, mit feurigem Auge, beredter Zunge und hellem Verstande geschildert. Auch dieser führte lange Zeit das Vorsteheramt über die beiden Klosterschulen zu St. Gallen und zeichnete sich nicht nur selbst durch einen hohen Grad von Gelehrsamkeit und insbesondere durch seine philosophischen Kenntnisse aus,

sondern suchte dieselben auch in allen seinen Zöglingen zur möglichsten Vollkommenheit zu erheben, und erlebte wirklich die Freude, daß noch bei seinen Lebzeiten viele derselben zur bischöflichen Würde erhoben wurden. Als er in späteren Jahren als Domprobst zu Mainz einem dort abgehaltenen Concilium beiwohnte, standen sechs der versammelten Bischöfe vor ihm auf, und bezeugten ihm ihre Ehrfurcht als ihrem einstigen Lehrer. Als Ekkehard noch zu St. Gallen die Klosterschulen leitete, lebte in stiller Zurückgezogenheit auf ihrem Erbgute Hohentwiel, die gewesene griechische Kaiserin und nun eben verwittwete schwäbische Herzogin Hedwig, deren strenge Tugend und ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung im Morgen- und Abendlande gleich bekannt und berühmt war. Sie lebte nach dem Tode des Herzogs Burkhard nur frommen Tugendübungen, wohlthätigen Werken der Nächstenliebe und den Wissenschaften. Als sie einst eine fromme Wallfahrt nach St. Gallen unternommen hatte, erbat sie sich vom dortigen Abte Burkhard unsern gelehrten Ekkehard auf einige Zeit zu ihrem Lehrer. Ekkehard entschloß sich anfangs nur ungerne hiezu; denn er verließ mit schwerem Herzen seine ihm anvertraute und lieb gewordene Klosterschule. Aber bei seiner Ankunft im Palaste der selbst höchst wissenschaftlichen hohen Frau ward er mit dem ehrenvollsten Empfange überrascht, gab nachmals nicht nur ihr selbst seine belehrende Anleitung im Lesen der Classiker, sondern ertheilte auch den anwesenden Hofkaplänen der Herzogin seinen höher bildenden wissenschaftlichen Unterricht und brachte Gelehrsamkeit und Liebe zu den Studien überhaupt an den dortigen herzoglichen Hof, bis ihn endlich Kaiser Otto I. auf Hedwigs Anempfehlung als seinen Rath für sich und als Erzieher für den jungen Prinzen Otto II. an seinen kaiserlichen Hof berief. Auch hier erwarb er sich die Achtung der höchsten Personen, so daß man ihm Abteien

und selbst einen Bischofsstiz antrug; aber sich in der Wirklichkeit dennoch nur schwer entschließen konnte, einen so nützlichen Mann vom Hofe hinwegzulassen. Endlich wurde er Domprobst zu Mainz, in welcher Eigenschaft er im Jahre 990 sein verdienstreiches Leben mit einem seligen Tode beschloß.

Ekkehard's gewiß nicht unbedeutende schriftstellerische Arbeiten sind leider niemals vollständig gesammelt worden, und nur bei Ekkehard dem Chronisten „de casibus monast. S. Galli“ finden sich einige Fragmente zerstreut, namentlich auch Gespräche, die er als Schnellschreiber während des Disputirens gleich nachschrieb. Näheres bei Jodok Mezler de vir. illust. Sangall. c. 34.

Ein dritter Namens- und Ordensbruder ist Ekkehard III., der Schwestersohn des letztgenannten, von Mabillon als „apprime litteratus“ bezeichnet. Auch dieser war längere Zeit Vorsteher der uns bereits bekannten Klosterschulen, kam späterhin gleichfalls an den Hof der Herzogin Hedwig als Lehrer und ward von seinen Freunden so sehr geschätzt und geliebt, daß sich bei seinem Tode einer derselben, Wichart mit Namen und sein ehemaliger Mitschüler, auf Ekkehard's Leiche hinwarf und vor Trauer und Leid um den Freund selbst seinen Geist aufgab. Auch seine Schriften wurden nicht gesammelt, obgleich derselben häufig von späteren Schriftstellern die rühmlichste Erwähnung geschieht.

Der vierte Ekkehard endlich ist der von uns bereits zu wiederholten Malen erwähnte Chronikenschreiber Ekkehard IV., der aber schon ganz dem 11. Jahrhunderte angehört und darum erst dort geeigneten Ortes von uns näher gewürdigt werden wird.

Wir nennen nun aus dem damals so vorzugsweise berühmten Kloster St. Gallen die beiden noch abgängigen literarischen Freunde unsers schon erwähnten Notker des Stammlers. Dieselben sind Rapert und Tutilo.

XIII. Rapert, von adeliger Geburt und Vorsteher der äußeren Schule, strenge in Befolgung der Disciplin, noch strenger aber in seinem Eifer für das ihm anvertraute Lehramt, welchem zu Liebe er sich, wie Ekkehard erzählt, sogar manches Versäumniß von Andachtsübungen zu Schulden kommen ließ, sich aber hierüber damit zu entschuldigen pflegte: „daß er dann zugleich am verdienstlichsten Messe zu hören glaube, zu welcher Zeit er dieselbe Andern gut zu feiern lehre.“ Wie nachmals Ekkehard, so erlebte auch er schon früher die Freude, viele seiner Schüler noch bei seinen Lebzeiten zu hohen kirchlichen Würden erhoben zu sehen. Bei seinem Todbette standen 40 an der Zahl, die ihre ausgezeichnete kirchliche Stellung seinem gleichfalls ausgezeichneten Unterrichte verdankten. Er starb im Jahre 911. Als Schriftsteller hinterließ er uns die Geschichte seines Klosters St. Gallen: *de origine et diversis casibus monasterii S. Galli in Alemania*, die späterhin Ekkehard IV. fortsetzte. Außerdem schrieb er einige kürzere Abhandlungen über Liturgie, verfaßte mehrere kirchliche Lieder, Hymnen, Lytaneien u. dgl. — Der Dritte im literarischen Bunde ist:

XIV. Der gleichzeitige Tutilo, von Allen, die seines Namens erwähnen, als ein Gelehrter und als warmer Freund aller Wissenschaft gerühmt. Das Verdienstlichste jedoch scheint er als Architekt, Bauzeichner und Bildschnitzer geleistet zu haben, obgleich er auch als einer der ausgezeichnetsten Musiker seiner Zeit bekannt und als solcher oft von weitester Ferne her als Lehrer gesucht ward. Mit seinen gelehrten Freunden Notker und Rapert machte er oft dem wissenschaftlichen Genuße zu Liebe die ganze Nacht hindurch. Seine äußere Gestalt soll die eines Athleten, von derber Muskulatur und festem Körperbaue, gewesen sein; aber sein Inneres, sein Herz war sanft und kindlich fromm, und seine Denkungsart, obgleich in Befolgung der Disciplin gegen sich selbst gar

strenge, doch höchst milde und brüderlich freundlich gegen seine Mitbrüder. Nur einmal schlich er sich hinter einen Horcher an der Wand, den Laienbruder Sindolf, der seine beiden so hochachtbaren Freunde stets auf die albernste Weise beim Abte Salomon zu verschwärzen suchte, packte ihn während seines von der Finsterniß der Nacht begünstigten Laushergeschäftes scharf am Genick, drückte ihn an die Mauer, bis Freund Rapert mit der Geißel kam und ihn gehörig bearbeitet hatte; dann rief er nach Licht mit dem Bemerken, „er habe nun den Teufel gefangen, während denselben eben ein Engel des Herrn tüchtig gepeitscht habe.“ Aus letzterer Phrase kann man zugleich erschen, wie hoch der wissenschaftliche Rapert in seiner Achtung stand. An schriftstellerischem Nachlasse findet sich wohl von diesem Tutilo nichts mehr vor; aber mehrere Kunstdenkmäler an Schnitzarbeit sollen noch von seiner geschickten Meisterhand, die fast in allen Theilen Allemaniens und des Frankenreiches thätig war, vorhanden sein. Er starb im selben Jahre mit seinem Freunde Notker Balbulus anno 912. —

Auch Reichenau, das im vorigen Jahrhunderte in seiner größten Blüthe stand, hat damals noch nicht aufgehört, Gelehrte, und, was noch mehr ist, Heilige an seiner berühmten Klosterschule zu bilden. Für letzteres gibt der heilige Wolfgang, Bischof zu Regensburg, Zeugniß, dessen Biograph erzählt, daß er seinen Unterricht in der Klosterschule zu Reichenau genossen habe, weil dort die Studien in besonderer Blüthe standen. Als Gelehrte und Dichter sind uns aus jener Zeit Burkhard und Rupert bekannt, von denen der letztere unter andern auch den zum Glück nicht lange andauernden Ruin seines Klosters besang, welchen der unwissende und rohe Abt Immo herbeigeführt hatte.

Neben St. Gallen und Reichenau stand während des zehnten Jahrhunderts Hirschau und seine Schule. Dort lebte zur selben Zeit:

XV. Der als der größte Lehrer seiner Zeit gepriesene Meginrad, zu dessen Lehrstuhl sich selbst die angesehensten Männer aus fremden Klöstern drängten. Er galt in Auslegung der heiligen Schrift für einen zweiten Hieronymus und ward, wie einst der heilige Beda, eine Kustkammer himmlischer Weisheit genannt, in welcher man um nichts, was die Gelehrsamkeit bietet, vergeblich suche. Als Schriftsteller kennen wir ihn als den Verfasser eines Commentars über die Psalmen, eines höchst schätzbaren Werkes, über die kirchliche Zeitrechnung und noch mehrerer Werke die wenigstens von Trithemius noch erwähnt werden, obgleich sie nicht bis zu uns herabgelangt sind. —

Wir wollen nun unsere Blicke auf das zu Anfang dieses Jahrhunderts, seit 909 aufblühende Clugny richten. Schon die Lage Clugny's, ein Abbild der himmlischen Stille, mußte den Wissenschaften einen wohnlichen Herd bieten; zumal gegen die dortmals stürmenden Einfälle der Normanen aus Norden und der Sarazenen aus Süden. Wir können bei dieser Bemerkung über die stille, und, wie wir sagten, eben darum den Wissenschaften um so günstigere Zurückgezogenheit Clugny's eine zweite Bemerkung nicht unterdrücken, nämlich die, daß man eben darum vorzugsweise das zehnte Jahrhundert, als in Nacht und Nebel liegend, leicht ignorirt, weil man das stille Wirken der Klöster, das aber damals so stark und so verdienstlich als früher und später das geräuschvollste an den Höfen und Akademien der Fürsten und Könige lebte und strebte, ganz und gar und in einer nahezu unbegreiflichen Oberflächlichkeit von jeher übersah. Doch wir wollen uns hierüber erst nach unserer einmal angefangenen Aufzählung der Wissenschaftsträger und gehörigen Ortes noch näher aussprechen. Für jetzt in unserm Thema fortsahrend treffen wir in unserm Clugny:

XVI. *Do*, den Schüler und unmittelbaren Nachfolger des Gründers der Congregation, *Berno*. Aus einer hochadeligen fränkischen Familie entsproßen, hatte er seine wissenschaftliche Bildung am Hofe des Herzogs Wilhelm von Aquitanien, des eigentlichen Stifters der Revenüen von Clugny, genossen. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er an der Domschule zu Tours, wo er zugleich als hervorragendes musikalisches Talent die Stelle eines Archicantors an der Kathedrale begleitete. Doch häufig zog er sich in seine stille Zelle, nahe am Grabe des heiligen Martinus zurück, um dort neben der Wissenschaft seinen frommen Tugendübungen, häufigem Fasten und strengen Abtötungen obzuliegen. Trat er dann wieder hervor, so geschah es nur, um die Ehre Gottes in seinem Gesange zu verherrlichen oder seinen Mitmenschen durch reichliche Spenden wohl zu thun. Als Mann von 30 Jahren nahm er im Kloster zu Clugny das Ordenskleid. Sein frommer ascetischer Sinn und die Liebe zur traulichen Pflege der Wissenschaft hatte ihn in jene Waldeinsamkeit hingezogen. Noch aber konnte er sich neben dem Studium der heiligen Schrift, der Werke des heiligen Augustinus und anderer heiliger Väter, auch der Lesung heidnischer Klassiker nicht enthalten. Da verfiel er einst, als er eben den Virgil las, in einen Schlaf, und sah im Traume, anstatt des Buches vor sich ein Gefäß voll von Schlangen, welchen Traum er sich dahin auslegte, daß die heidnischen Bücher gleich einer Wase voll Schlangen, voll von häufigem Gifte wimmeln. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß man in allen seinen später verfaßten Büchern auch keine einzige Spur von Profanliteratur mehr findet. Als er nach *Berno*'s Tode zur Abtenwürde gelangte, lockte sein Ruhm die ausgezeichnetsten Männer in sein Kloster herbei; er selbst stand der thätigen Klosterschule vor und leitete unermüdet den höheren Unterricht. Dreimal wurde er von den

damaligen Päpsten Leo VII. und Stephan VIII. in den wichtigsten Angelegenheiten als Rathgeber nach Rom gerufen, und mußte auch das Schiedsrichteramt zwischen König Hugo von Italien und dem mächtigen Patrizier Alberich von Rom verwalten. Bei diesen Anlässen lernten ihn die Italiener kennen und zahlreiche Klöster traten auch dort, wie in Frankreich, der so rasch ausblühenden Congregation von Clugny bei, so daß sie noch bei Ddo's Lebzeiten vom Adriatischen Meere an bis zum Atlantischen Decan hin die wichtigsten Klöster umfaßte. Der verdienstreiche Ddo starb im Jahre 942 und hinterließ uns als schriftlichen Nachlaß drei Bücher an frommen Betrachtungen: *collationes seu occupationes* betitelt, einen Dialog über Musik, Tractate über das Buch Job, über die *Moralia Gregor's des Großen*, über die Rückkehr des heil. Martinus von Tours aus Burgund, eine Lebensbeschreibung des heiligen Geraldus und Anderes, was sich in der *bibliotheca Cluniacensi* bei du Chesne findet. Ddo's Leben selbst aber beschrieb sein Schüler Johannes in 3 Büchern und ist bei Surius am 18. November zu lesen.

Gleiches, wenn nicht noch größeres Verdienst und einen wahren Völkerruhm erwarb sich:

XVII. Der zweitfolgende Abt dieses Klosters, *Majolus* (Maieul) mit Namen. Aus einer der angesehensten Familien entstammt, hatte man ihn bald, während er Archidiacon von Macon war, zum Erzbischof von Besançon gewählt; allein er nahm diese Würde nicht an und trat als schlichter Mönch in Clugny ein. Nach Aymard's (des Nachfolgers von Ddo) Tode regierte er über 40 Jahre das Kloster und die bereits so sehr ausgebreitete Congregation, der sich noch immer mehr und mehr Klöster, darunter das berühmte Lerin, unterwarfen. Seine erstaunliche Thätigkeit, sein bewundernswürdiges Gedächtniß, die Kraft und Salbung seiner Rede, die große Gelehrsamkeit seines Geistes und endlich die schöne und in hohem Grade für sich einnehmende

Gestalt seines Außern weiß uns der zuverlässliche, heilige Geschichtsschreiber D d i o, sein unmittelbarer Nachfolger nicht genug zu rühmen. Päpste und Könige ehrten ihn, Aebte und Bischöfe nannten ihn ihren Herrn und Meister und er hieß im Munde seiner Zeitgenossen „der Fürst aller Ordensmänner und der allgemeine Schiedsrichter der Könige.“ Alle großen Männer seiner Zeit, darunter der große Gerbert (nachmaliger Papst Silvester II.) standen in freundschaftlicher Verbindung und in wissenschaftlichem Briefwechsel mit ihm. Besonders genoß er die Achtung und Gunst seiner Kaiser Otto I. und Otto II., erwarb sich um letzteren das große Verdienst, ihn mit seiner Mutter Adelaide wieder gänzlich ausgesöhnt zu haben, und brachte es in ihrer Hochachtung auf eine so hohe Stufe, daß sie ihn bis zur Würde des heiligen apostolischen Stuhles erheben wollten. Der Kaiser und die Kaiserin, zahlreiche Fürsten und alle Bischöfe baten ihn um die Annahme desselben; allein der eben so demüthige als hochangesehene Clugnyenser antwortete: „Ich bin nur ein schlichter Abt und habe selbst die Eigenschaften zu dieser Würde nicht; überdieß besteht zwischen mir und den Römern ein zu großer Unterschied an Sitten, wie am Vaterlande.“ Er starb endlich als Abt zu Clugny im Jahre 994 auf einer Reise nach St. Denis, wohin ihn Hugo Capet berufen hatte, um auch dieses Kloster seiner Congregation einzuverleiben. Später wurde Majolus der Zahl der Heiligen beigezeichnet. Sein Nachfolger war:

XVIII. Der schon früher von ihm als Coadjutor eingesetzte heilige D d i o. Er stammte aus einer adeligen Familie der Auvergne und war von Geburt aus lahm an allen Gliedern, so daß er als Kind nur kriechen konnte. Aber auf diese beschwerliche Weise half er sich eines Tages bis zu den Pforten einer Mutter-Gottes-Kapelle hin, kroch hinein und erhielt vor den Füßen

der allerseligsten Jungfrau, dem Heile der Kranken, den vollkommenen Gebrauch seiner heilgewordenen Glieder. Hiesfür blieb *Odilo* sein ganzes Leben hindurch einer der dankbarsten Verehrer der himmlischen Gnadenmutter, so daß seine kindliche Frömmigkeit eben so sehr wie seine hervorragende Gelehrsamkeit zur Bewunderung hinrieth. Im Kloster zu Clugny selbst förderte er mit unermüdetem Fleiße die Wissenschaften und das noch weitere Aufblühen der nunmehr ihm anvertrauten Congregation. Unter ihm bekam dieselbe sogar im so ferne gelegenen Polen einen reichlichen Zuwachs. Prinz *Casimir* hatte sich nämlich als Verbannter unter ihm in das Kloster von Clugny geflüchtet, wurde aber nach Kurzem von dorthier als König zurückberufen. Wie er selbst fromm und einem gottseligen Wandel ergeben war, so stiftete er denn auch mehrere Klöster in seinem Königreiche und besetzte sie mit den schon an Tugend und Wissenschaft als bewährt erfundenen Clugnyacenser. Auch *Odilo* ward, wie sein großer Vorgänger *Majolus*, von seinen 4 Kaisern und von den 6 Päpsten, unter denen er lebte, stets hoch geehrt, und in den wichtigsten Angelegenheiten um Rath befragt. Auf seine Veranlassung wurde in einer großen Versammlung zu Bourges die sogenannte *Treuga Dei*, der Gottesfriede, zuerst begründet und in Uebung gebracht. Die Feier des Allerseelentages, dieses so entschiedene Bedürfniß des menschlichen Herzens, das die leidende mit der streitenden Kirche in einem so gemüthlichen Bande der zärtlichsten Bruderliebe zu vereinigen strebt, nachdem zuvor ein Blick auf die triumphirenden Brüderschaaren gethan wird, gleichsam um den leidenden Brüdern auch ihre Fürbitte zuzuwenden — ist gleichfalls dem von heiliger Liebe erglühten Sinne unsers heiligen Abtes *Odilo* entsproßen, welcher nämlich diese Gedächtnißfeier zuerst im Jahre 998 für alle Klöster seiner Congregation auf den 2. November, als dem schon früher bestehenden Feste Allerheiligen unmittelbar folgend, festsetzte. Seines

um das Wohl der heiligen Kirche so verdienstvollen Rufes wegen erwählte ihn einst der Clerus und das Volk von Lyon zu seinem Erzbischofe. Papst Johann XIX. schickte ihm bereits den Ring und das Pallium hiezu; allein der demüthige Abt konnte selbst hiedurch nicht zur Annahme einer so hohen kirchlichen Würde bewogen werden, und die schon übersendeten Insignien blieben bis zu seinem Tode zu Clugny liegen. Kaiser Heinrich schickte ihm einst als Ehrengeschenk eine goldene Krone, allein St. Odilo verkaufte sie wieder und theilte den Erlös unter die Armen aus. Er starb endlich 87 Jahre alt am ersten Jänner 1048, nachdem er volle 56 Jahre der großen Congregation zu Clugny als Abt vorgestanden hatte. Sein heiliges, selbst durch Wunderthaten ausgezeichnetes Leben, fand in dem fast gleichzeitigen, berühmten Cardinal Petrus Damiani, einen würdigen Biographen. Odilo selbst, auch als Schriftsteller einer der glänzendsten und ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, hinterließ uns folgende Schriften: 15 sermones de festis Domini, Beatae Mariae Virginis et Sanctorum. Man kann diese Reden, voll von der erleuchteten Kenntniß der heiligen Schrift und in heiliger Weihe sanfter Beredsamkeit fließend, nur mit denen des heiligen Augustin vergleichen und sein Latein war das zierlichste, das in jener Zeit geschrieben wurde. Ferners schrieb er die schon erwähnte Lebensbeschreibung des heiligen Abtes Majolus, eine Biographie der heiligen Kaiserin Adelaide, mehrere kirchliche Hymnen und Verse so wie auch eine bedeutende Anzahl von verschiedenen Briefen. Sie sind zuerst von du Chesne in der bibliotheca Cluniacensi gesammelt, im Jahre 1614 zu Paris im Drucke erschienen.

Nach Clugny darf auch die schon unter Hinkmar aufblühende Schule von Rheims nicht übergangen werden. Dort lebte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts:

XIX. Der als Chronist und Geschichtsschreiber bekannte Canonicus Flovdard. Nachdem er zuvor wegen Nicht-

anerkennung des neu erwählten Erzbischofes Hugo von Rheims eine Zeit lang seiner Canonicatsstelle verlustig geworden war und sich sogar außer Landes flüchten mußte, dankte er zuletzt, als er endlich in seine Einkünfte wieder eingesetzt worden war, von selbst ab und brachte den Abend seines Lebens in der abgeschloßensten Einsamkeit zu. Er starb im Jahre 966 und hinterließ folgende Schriften: Ein Chronicon, sive annales de rebus in Francia gestis, ab anno 877 usque ad annum 966, von dem sich aber nur mehr Fragmente bei du Chesne finden; 4 libr. historiae Ecclesiae Rhemensis, später von Sirmondi an's Licht gestellt, und endlich 14 Bücher Heldengedichte aus dem Leben verschiedener Päpste enthaltend.

Den ausgezeichnetsten Glanz aber verschaffte der Rheinischer Schule

XX. der große Gerbert, nachmaliger Papst Sylvester II. Dieser „so hell leuchtende Stern seines Jahrhunderts“ war von Geburt ein Franzose, erwarb sich aber seine stammenswerthe Bildung, besonders die Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaft betreffend, in den spanischen, damals von den gelehrtesten Arabern besetzten Schulen von Sevilla und Cordova. So, mit seiner Wissenschaft in den freien Künsten ausgerüstet, kehrte er wieder in sein Vaterland zurück, um in stiller Zurückgezogenheit des Klosters zu Aurillac in der Auvergne, fortan auch im theologischen Gebiete zu schaffen und zu wirken. Seine tiefe Kenntniß der heiligen Schriften, sein unermüdetes Studium der Väter und der kirchlichen Kanonen machten es ihm möglich, daß er auch hierin das Ausgezeichnetste leistete. Die Philosophie liebte und ehrte er als eine mit dem heiligen Glaubenslichte zugleich dem Menschen geschenkte Gabe des Himmels. Für Beförderung der Beredsamkeit verfaßte er selbst ein eigenes Lehrbuch und erwarb sich das Verdienst, hierin, wie in den übrigen Wissenschaften, die ausgezeichnetsten Schüler, darunter Fulbert von Chartres, Beren-

gar von Tours u. a. herangebildet zu haben. Eines solchen seltenen Talentes wegen erwählte ihn demnach zuerst König Hugo Capet für seinen Sohn und Nachfolger Robert als Erzieher, und suchte ihm später seine Bemühung durch die Beförderung auf den erzbischöflichen Stuhl zu vergelten. Allein mißliche Streitigkeiten mit seinem hiedurch entsetzten Vorfahrer Arnulph, einem natürlichen Sohne des Königs Lothar, nöthigten ihn, denselben wieder zu verlassen und nach Deutschland zu gehen, wo er am Hofe des Kaisers die Erziehung Otto's III. übernahm. Im Jahre 997 erhielt er das Erzbisthum Ravenna und zwei Jahre, später nach Gregors V. Tode, sah man den gelehrten Gerbert unter dem Namen Sylvester II. auf der höchsten Würde, auf den apostolischen, römischen Stuhl erhoben. Er starb den 12. Mai des Jahres 1003, nachdem er sich sein ganzes Leben hindurch nicht nur als den größten Förderer, sondern auch als den großherzigsten Mecänaten eines jeden Zweiges der Wissenschaft bewiesen hatte. Wir besitzen von Gerbert 160 verschiedene Sendschreiben, die er noch als Erzbischof von Rheims verfaßte und welche zuerst zu Paris 1611 erschienen. Seine drei Sendschreiben, die er als Papst veröffentlichte, sind der Sammlung der Concilien einverleibt. Er beschrieb das Leben des heiligen Adalbert, Erzbischofs von Prag, das zuerst der Historiker Bzovius zu Rom veröffentlichte, verfaßte einen höchst lichtvollen Tractat „de corpore et sanguine Domini,“ einen andern, de sphaera, betitelt, und einen Sermon „de informatione episcoporum,“ welche sich beide in Mabillons Analecten finden (t. 2.). Ein schönes Epigramm von ihm auf das Bildniß des Boethius hat uns Baronius in append. t. 7. aufbewahrt. Seine zahlreichen Schriften profanen Inhaltes: de arithmetica, de geometria etc., sind wohl von seinen Schülern mehrfach benützt und ausgebeutet worden, warten aber unsers Wissens noch immer auf eine vollständige Sammlung und Drucklegung. Mit Gerbert läßt sich aus

der späteren Zeit an durchdringendem Verstande und umfassenden Wissen nur ein Newton oder ein Leibniz vergleichen.

Außer den bisher erwähnten Gelehrten, die meist in irgend einer wissenschaftlichen Körperschaft oder Schule wirkten, und dann selbst wieder solche begründeten, haben wir innerhalb dieses Jahrhunderts noch mancher einzelner Männer zu gedenken, die, wenn auch außer einem solchen Verbande lebend, dennoch ihre Stelle im Aufbaue der Wissenschaft mit dem verdienstvollsten Streben auszufüllen sich angelegen sein ließen. Hieher gehört vor Allen:

XXI. Der verdienstvolle Historiker *Luitprand*, Bischof von Cremona. Früher Subdiakon zu Toledo, dann Diakon zu Pavia und endlich mit der bischöflichen Würde geschmückt, bekleidete er eine Zeit hindurch zugleich das Amt eines Geheimschreibers am Hofe des damaligen italienischen Königs *Berengar II.*

Im Jahre 946 ward er vom genannten *Berengar* an den Constantinopolitanischen Hof zum Kaiser *Constantin Porphyrogenetes* in einer Gesandtschaft geschickt, verlor aber nicht lange darauf die Gunst seines königlichen Herrn dermaßen, daß er durch ihn von seinem Bisthume vertrieben wurde, bei welcher Veranlassung er demnach seine bekannte *Antapodosis* gegen *Berengar* verfaßte und selbe als drittes Buch der von ihm schon früher verfaßten Geschichte einverleibte. Solche Anlässe bewirkten demnach auch im Allgemeinen, daß er als Geschichtsschreiber seine ganze Zeit fürderhin in einem allzu trüben Lichte auffaßte, sein Blick nur fast überall Tyrannie sah und seine Feder nur Schauerhaftes und Grelles niederzeichnete. Besser und ruhiger ist sein Styl dort, wo er seine zweite Gesandtschaft nach Constantinopel zum Kaiser *Nicephor Phocas* beschreibt; denn diese hatte er auf Befehl des sanfteren Kaisers *Otto III.* unternommen und aufgezeichnet. Seine Schriften: 6 lib. historiae rerum inde ab *Arnulpho* (899), usque ad annum 946 in Europa gestarum; acta legationis Constan-

tinopolitanae etc. wurden 1640 zu Antwerpen von P. Sigvera S. J. und Ramires de Prado mit Anmerkungen versehen herausgegeben. Das Buch: de gestis Romanorum pontificum, ein Auszug aus dem Werke des Anastasius, will ihm die neuere Forschung der Kritiker nicht mehr zueignen, noch gewisser aber gehört die fabelreiche gothische Chronik, die lange Zeit in Spanien für sein Werk galt, dem Luitprand nicht an.

Gleichzeitig lebte

XXII. **Ratherius**, eine scharfe Geißel schlechter Sitten am Clerus seiner Zeit. Er war Anfangs im Kloster Lobi in Belgien, mußte aber bald die bewegtesten Schicksale seines Lebens erfahren. Hugo, König von Italien, hatte ihn im Jahre 928 für den bischöflichen Stuhl zu Verona auserlesen; allein schon nach wenigen Jahren mußte er einem falschen Verdachte von Hochverrath unterliegen und sich vor dem königlichen Zorne aus Italien flüchten. Durch Bruno, Erzbischof von Cöln, erhielt er jedoch in Deutschland eine gastliche Aufnahme und nicht lange darauf bestieg er sogar den erledigten Bischofsitz von Lütlich (953). Allein hier verfiel der strenge Cato Censorinus, der mit der schneidendsten Schärfe stets in Wort und Schrift jeder Verletzung kirchlicher Disciplin entgegen trat, bald bei seinem eigenen Clerus in eine verfolgende Mißachtung, und er mußte auch dieses Bisthum nach kaum 3 Jahren wieder abtreten. Abermals jedoch gelangte er zum schon einmal inne gehaltenen Bischofsstuhle von Verona und wurde, seiner stets sich gleich bleibenden Censormiene wegen, womit er diesmal auch die leichtfertigen Sitten des Königs scharf und heißend rügte, zum 3ten Male seines bischöflichen Amtes entsetzt. Nun kehrte er wieder als einfacher Mönch in sein Kloster nach Lobi zurück und machte fortan bis zu seinem Tode, anno 973, seinem eifernden Ingrimme gegen sittliches Unwesen seiner Zeit und gegen jede Entartung des Clerus insbesondere, in den grellsten Schriftzügen Luft.

Wir lesen noch von ihm sein Werk *de contemptu canonum*, seine von ihm selbst an's Licht gestellte *discordia inter ipsum et clericos* und ein *liber apologeticus* gleichartigen Inhaltes. Ferner schrieb er 6 *lib. praeloquiorum seu meditationum cordis*, hinterließ mehrere Briefe, Reden und kürzere Traktate, alle streng sittenrichtenden Inhaltes. Seine Werke sind in d'Uchery's *Ahrenlese* (*Dacherii spicilegio*) zu finden.

Gleichen Sinnes mit ihm dachte und schrieb zu gleicher Zeit:

XXIII. Atto, Bischof von Vercelli. Obgleich sanfter und nicht in allzu grellen Farben trat auch dieser voll des Ernstes und heiliger Entrüstung jedem Verfall der Kirchenzucht entgegen, zum Beweise, daß auch im 10. Jahrhunderte, und zwar selbst in dem zur selben Zeit am zügellosesten Italien, noch ein zarter Sinn für Tugend und Recht von den Männern der Kirche gewahrt, und nach allen Kräften geschirmt und geschützt zu werden pflegte. Er war seiner Sittenreinheit und seiner Gelehrsamkeit wegen gleich geschätzt und starb um das Jahr 960. Atto hinterließ mehrere Briefe und Reden größtentheils disciplinären Inhaltes. Als die vorzüglichsten Leistungen aber müssen seine „*collectio canonum*“ (in 100 Artikel abgetheilt) die er größtentheils dem *Capitulo Theodulfs* so wie auch späteren Concilien entnahm und darnach seinen Klerus und sein Volk kirchlich zu discipliniren suchte, und dann seine Schrift „*de pressuris ecclesiasticis*“ betrachtet werden. Letztere bemerkt so wahr in ihrem Eingange, daß die Kirche zwar zu allen Zeiten eine leidende auf Erden sei, daß sie aber dennoch fest stehe im Glauben und in der Liebe, womit sie sich an Christus anschmiege. „Glückliches Haus,“ spricht er sie dann in einer Apostrophe an, „durch keine Stürme kannst du überwältigt werden, durch keine Ueberschwemmung wirst du verwüstet, durch keinen Windstoß wirst du entwurzelt.“ Dann handelt er in 3 Abtheilungen ihre, immer noch heil-

baren, Wunden seiner gegenwärtigen Zeit ab, und liefert ein Werk, das nicht nur für den Geschichtsforscher über die Sitten jener Zeit, sondern auch für den Canonisten und Pastoralisten, ja für jeden Kleriker oft sogar zu seiner eignen Erbauung von schätzbarstem Belange ist. Denn mit Erstaunen und zu seiner Beschämung vernimmt man da oft den mittelalterlichen Otto mit streng kirchlichem Ernste eifern und seinen Eifer mit der Citation von Canonen rechtfertigen bei Dingen und Gepflogenheiten, mit denen man es heut zu Tage selbst von Seite des Klerus vielleicht leichter nimmt, als es eine reiflichere Erwägung billigen müßte. Dahin gehört z. B. seine strenge Klage über das Testiren der Geistlichen zu Gunsten ihrer Verwandten oder Haushälterinnen, die er eigens benennt; über das voreilige Schutzsuchen der Kleriker bei weltlichen Behörden; über das Weisfein bei Tänzen und Schauspielen, über das Dabeistehen bei Streitigkeiten auf offener Strasse, über das unmoralische Mittel des Duells, sein Ehrenrecht zu suchen, u. s. w. In seiner „collectio canonum“ kommt unter andern auch eine gar ernste Einschränkung vor, daß sich der Klerus wenigstens allmonatlich an den Calenden zu Conferenzen zusammenfinden möchte. Eine kleine Schrift von ihm, die er ein „perpendicularum“ nennt, „quo noxia redargui et honesta sanciri debentur“ enthält einen Katalog aller Art Tugenden und Laster. Seine Werke veröffentlichte Graf Buronti de Signore in einer der schönsten Prachtausgaben zu Vercelli 1768.

In Frankreich lebte um jene Zeit:

XXIV. Der gelehrte Benedictiner = Abt Abbo zu Fleury, wegen seines gelehrten Ansehens von Fulbert von Chartres „ein Lehrmeister von ganz Frankreich“ genannt. Als Jüngling besuchte er mehrere der einzelnen Gelehrtenschulen um der Gegenstände willen, die in einer oder der andern mit einem besonderen Erfolge vorgetragen wurden: so Paris wegen der Philosophie, Rheims wegen Astronomie,

Orleans wegen höherer Ausbildung in der Musf. Im Jahre 985, als er noch im Kloster zu Fleury die Würde eines Diacons begleitete, wurde er mit einigen anderen Ordensmännern auf eine Mission nach England abgeschickt, die sich der heilige Oswald, Erzbischof von York, erbethen hatte, um sein von ihm gestiftetes Kloster Ramsay auf jene Stufe von Bildung und Disciplin zu erheben, in der man Frankreichs Abteien bereits erblühen sah. Dort lernte er den heiligen Dunstan, die größte Zierde der Kirche von England, kennen, und sie wurden so innige Freunde, daß sie mitsammen in einen gar gemüthlichen Streit geriethen, welcher aus ihnen denn dem andern am theuersten sei. Nach seiner Rückkehr ward er bald zum Abte seines Klosters Fleury erwählt, in welcher Würde er durch Tugend und Frömmigkeit stets selbst voranleuchtend die Abtei zu jenem ausgezeichneten Ruf frommgelehrter Bildung erhob, dessen sie sich nachmals Jahrhunderte hindurch zu erfreuen hatte. Vorzüglich beschäftigte er sich mit großer Gründlichkeit im Studium der heiligen Schrift und der heiligen Väter. Auf mehrere Kirchenversammlungen zu Rath berufen, vertheidigte er mit eben so viel Geschick als heiligem Eifer stets das Recht seiner heiligen Kirche und eine strenge Einhaltung der kirchlichen Disciplin. Er schrieb sich müde, um ja nach allen Zeiten hin die Nothwendigkeit strenger Sittenreinheit zu predigen und vorzüglich dem Klerus die absolute Unerläßlichkeit derselben einzuschärfen. Was er persönlich in Rath und Belehrung thun konnte, glaubte er nicht versäumen zu müssen und begab sich zu dem Ende selbst oft in auswärtige Provinzen, um der Tugend und Wissenschaft fördernd aufzuhelfen. Aber als er sich einst in eben dieser schönen, heiligen Absicht nach dem Kloster Squiers, auch la Reole genannt, in die Provinz Gasconne begab, — wurde er dortselbst auf Anstiften böser Menschen, wie sein Biograph und Begleiter dahin, Aimoin, sagt, mit einer Lanze erstochen, am 13. November 1004.

Von seinen zahlreichen Schriften ist wohl ein großer Theil verloren gegangen; allein diejenigen, welche wir noch von ihm besitzen, sichern seiner hohen Gelehrsamkeit, die allseitig und dennoch so tief und gründlich zugleich war, so wie seiner heiligen, englisch zarten Frömmigkeit die gleiche Anerkennung zu. Von sehr instruktivem Werthe in administrativ kirchlichen Angelegenheiten sind seine Briefe, die er an Bischöfe und Äbte, so wie auch an Papst Gregor V. schrieb. Seine „collectio canonum“ enthält alle aus der heiligen Schrift zu entnehmenden, kirchenrechtlichen Momente. Ferners ist von ihm ein Buch: *de Grammaticalibus*, eine *Epitome de vitis Romanorum Pontificum*, *Passio S. Edmundi regis*, ein *liber apologeticus adversus Arnulphum* vorhanden. Viele andere Schriften philologischen, philosophischen, historischen, mathematischen und astronomischen Inhalts, als: *de figura Syllogismorum*, *de Circino*, *de numeris astronomicis*, *de cursu planetarum*, die er noch in seinen früheren Jahren schrieb und welche ein großes und umfassend gebildetes Talent verrathen, werden zwar von gleichzeitigen oder bald nachfolgenden Schriftstellern vielfach erwähnt, sind aber für uns nicht mehr, oder vielleicht in unbekanntem Winkel nur als Manuscripte aufbewahrt worden. Auch seine übrigen Schriften sind uns nicht in Ein Werk gesammelt, sondern nur einführungsweise durch Mabillons *Analecten*, *Surius* und *Pithöus* gekommen.

In unserm Deutschlande finden wir nahe um dieselbe Zeit und wohl auch noch in's folgende Jahrhundert hinüberlebend:

XXV. Den Kanonisten Burkhard, Bischof von Worms, thätig. Von Geburt ein Niederländer trat er zuerst in dem uns durch Ratherius bekannten Kloster Lobi in den Orden des heiligen Benedikt, und wurde nachmals zum Abte des Klosters St. Jakob zu Lüttich gewählt. Als ehemaliger Lehrer des Kaisers Konrad II. des Saliers,

wurde er nachmals von eben diesem auf den bischöflichen Stuhl von Worms berufen. Dort war er für seinen Alerus eine wahre Ringmauer gegen die um sich greifende Vernachlässigung kirchlicher Disciplin und in einem auf Veranlassen Kaiser Heinrichs des Baier's zu Seligenstadt (anno 1022), abgehaltenen Concil war er der größte Eiferer für die strengste Genshärfung kirchlicher Canonen und suchte darzuthun, daß auch die kirchlichen Disciplinar-Vorschriften in consequenter Ableitung auf göttlicher Auctorität beruhen. Von demselben Concilium zurückgekehrt und schon von frühesten Jugend an ein Freund stiller und zurückgezogener wissenschaftlicher Thätigkeit, erbaute er ungefähr 2 Meilen von der Stadt Worms eine Zelle und ein Bethaus in einem Walde, zog sich dorthin zurück und verfaßte sein großes „volumen decretorum“ eine Canonensammlung in 20 Büchern. Seine Absicht war, den Seelsorgern in diesem Werke eine Richtschnur in Ausübung ihrer vielverzweigten Amtsführung, insbesondere aber der Bußdisciplin, darzubieten. Bei ihm kommen zuerst am deutlichsten die Abänderungen der ehemaligen öffentlichen Kirchenstrafen in stille Bußübungen, Gebet, Fasten und Almosengeben vor. Neben dem, was zu Seligenstadt als die tauglichste Praxis festgesetzt wurde, stellte er auch die uralten Canonen der Apostel, die afrikanischen, spanischen, gallischen und deutschen Concilienbeschlüsse hin, fügte die ihm bekannten Dekrete der Päpste bei, suchte sich aus der heiligen Schrift und aus den Werken der h. Väter selbst eine und die andere kirchliche Vorschrift herzuleiten und verräth zugleich in seinem Werke offenbar, daß ihm Iudors Dekretalien-Sammlung nicht mehr unbekannt war. Dieses canonistische Werk Burkhard's ist am ersten in Köln anno 1548, dann zu Paris 1549 und nachmals noch gar oft in den Druck gelegt worden.

Den Gelehrten des 10. Jahrhunderts gehört ferner:
XXVI. Bruno der Große an, Erzbischof zu Köln,

Herzog von Lothringen, der dritte Sohn Heinrichs des Finklers und Bruder des Kaisers Otto des Großen. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit legte ihm noch ein zweites Prädikat, nämlich das, einer „Krone des deutschen Episcopates“ bei. Ihm verdankt die Schule zu Köln, wo nicht ihren Ursprung, doch ihr eigentliches, glanzvolles Aufblühen. Er selbst war in der lateinischen und griechischen Literatur wohl erfahren und schaarte die gelehrtesten Männer um sich. Auf einer Reise nach Frankreich ereilte ihn zu Rheims den 2. October 965 der Tod. Er nimmt unter den Schriftstellern als Verfasser eines Commentars über den Pentateuch, und mehrerer Lebensgeschichten von Heiligen seinen Platz ein.

Wir müssen nun noch:

XXVII. Den Chronisten D i t m a r, Bischof zu M e r s e b u r g, nennen. Dieser demüthige Kirchenfürst, der seine hochadelige Abkunft (er war ein Sohn Siegfrieds, Grafen von Waldek), stets sorgfältig zu verheimlichen suchte, der seiner unansehnlichen kleinen Statur, seiner durch eine Fistel verunstalteten Wange und seiner ihm in der Kindheit zer Schlagenen Nase wegen stets Gott dankte — begab sich anfangs, um Friede und Freude in Gott zu suchen, als Laienbruder in das Kloster Bergen bei Magdeburg. Bald aber zog ihn Kaiser Heinrich II. hervor und machte ihn zu seinem Hofkaplan. Dort begann er seine Chroniken der Kaiser zu schreiben und setzte dieses Werk auch noch als Bischof von Merseburg fort, als der er im Jahre 1012 erwählt worden war. D i t m a r starb schon im 42. Jahre seines Alters im Jahre 1022. Seine Chronik, gewöhnlich „Chronicon Martisburgense“ genannt, worin er in 7 Büchern die Thaten der Kaiser: Heinrichs I., der 3 Ottonen und noch zum Theile Heinrichs II. beschrieb, ist eine der geschätztesten Quellen für die jenen Zeitraum umfassende Geschichte Deutschlands. Sie reicht bis zum Jahre 1018 und ist besonders gegen das Ende hin, wo er selbst jeden Tag sorgfältig anmerkt, mit solcher Aufrichtigkeit und Rückhalts-

losigkeit geschrieben, daß er darin häufig sogar seiner eigenen Fehler gedenkt und dieselben aufhelle. Leibnitz fügte dieselbe im Jahre 1710 seinem geschätzten Sammelwerke „de script. Brunsvicens.“ bei. —

Selbst gelehrte und durch schriftstellerischen Ruhm verewigte Frauen begegnen uns im sogenannten eisernen und bleiernen Mittelalter. Darunter ragt vor Allen:

XXVIII. Die klassisch gebildete Nonne zu Gandersheim Roswita, auch Helena von Rossova genannt, hervor. Diese berühmte Benediktinerin sprach und schrieb die lateinische und griechische Sprache mit großer Fertigkeit und die Schriften, welche sie sowohl in Versen als in Prosa verfaßte, werden noch heute mit Recht als ein merkwürdiger Beleg, wie hoch sich auch das wissenschaftliche Streben einer Frau emporheben kann, angestaunt. Ihre Lehrmeisterinnen, durch die sie auf eine so hohe Stufe von Bildung emporgehoben wurde, waren gleichfalls Gott geweihte Frauen im Kloster zu Gandersheim, erst Nikardis, dann die aus königlichem Geblüte entstammte, Abtissin Gerberga II., wie aus ihrer Vorrede zum „Leben der allerseeligsten Jungfrau,“ das sie abfaßte, hervorgeht. Später übernahm sie selbst das Lehrmeisteramt im Kloster; „denn die wissenschaftsfreundlichen Nonnen,“ bemerkt Mabillon in seinen Annalen des Benediktiner-Ordens (lib. 67), „bedurften keines fremden Lehrmeisters, sie verhalten sich unter sich selbst gegenseitig zur Wissenschaft, ein Geschäft, dessen sich auch königliche Jungfrauen nicht entschlugen.“

Das Leben Otto des Großen besang sie auf Anregung ihrer Abtissin in einem großartigen, in gereimten Hexametern abgefaßten Panegyricus. Um die damals so sehr beliebte Lectüre des heidnischen Komödienschreibers Terentius zu paralyßiren, schrieb und veröffentlichte sie heilige Komödien in Terenzischer Form; 6 derselben sind noch vorhanden. Außerdem beschrieb sie das Leben des heiligen Dionysius und Pelagius, so wie den Martyrer-Tod der h. Agnes

gleichfalls in Versen nebst einigen anderen Werken in Prosa, worunter das schon erwähnte Leben der heiligen Jungfrau. Diese Werke ließ zuerst Konrad Celtes 1501 zu Nürnberg drucken. Ein „carmen de fundatione ecclesiae Gandersheimensis“ gab nachmals Leufffeld 1709 in den Druck. Roswita starb im Jahre 984.

Von Hedwig, einer Tochter Heinrichs des Finklers, nachmals an Hugo den Großen von Paris vermählt und Mutter Hugo Capets ist zwar kein unbestritten authentischer literarischer Nachlaß mehr vorhanden; allein auch sie wird von mittelalterlichen Schriftstellern, wie Notger, (in vita Brunonis), oftmals als eine sehr wissenschaftliche Frau erwähnt und darum späterhin häufig mit der durch ihre wissenschaftliche Bildung berühmten Hedwig von Schwaben, derer wir bei Ekkehard II. gedachten, verwechselt. Sie starb um das Jahr 970. —

Wir haben nun eine namhafte Reihe wissenschaftlicher Männer vorgeführt, die während des verschriensten aller Jahrhunderte, des 10ten, thätig waren, — und zwar, wie man theils schon aus der Aufzählung ihrer Werke sieht, theils und noch deutlicher in der zu Ende unseres Abschnittes zu gebenden Zusammenfassung wird abnehmen können — in allen nutzbringenden Zweigen der Wissenschaft thätig waren. Noch aber müssen wir, ehe wir über dasselbe hinaus und ins eilfte Fortschreiten die freilich sich schon von selbst verstehende Bemerkung wenigstens gelegentlich andeuten, daß, wo auch nur Einer dieser Männer, zumal, wie es doch bei den meisten derselben wirklich der Fall war, im klösterlichen Verbande lebte und nachhallend wirkte — eben derselbe im Hintergrunde seine gelehrten Lehrmeister haben mußte und für die Zukunft wieder einen Kreis von Schülern hinterließ, die, wenn sie auch nicht alle unsterbliche Denkmäler ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit hinterließen, doch als eben so viele Zierden unter der Fahne derselben dienten, und sich

zwar ein stilles, aber darum nicht minder wichtiges Verdienst erwerben. So um nur Ein Beispiel anzudeuten, Fulbert von Chartres († 1003), der sich mehr durch Bildung talentvoller Jünglinge, als durch gelehrte Schriften selbst auszeichnete. Wieder andere traten als Mecänaten verdienstlich hervor, ein Beweis, daß sie die Wissenschaft liebten und wenigstens ihren heiligen Werth kannten; dahin gehören, auch wieder nur beispielsweise angeführt, die Päpste: Benedikt IV. einer der ersten Gönner und Förderer der Wissenschaften und Künste; Agapitus II. von dem es heißt, „daß ihm die christlichen Staaten ihren Frieden, die Kirche ihre auserwählten Hirten, die Wissenschaften und guten Sitten aber ihre Rettung verdankten,“ Martin III. und Sylvester II., dessen wir selbst als des gelehrten Gerbert bereits erwähnen mußten. Dahin gehören Kaiser Otto der Große und seine beiden, ihm in dieser Beziehung kaum nachstehenden Nachfolger; dahin gehören endlich in der Regel alle Prälaten von Domstiften und Klöstern, die wir schon früher als das Hauptasyl der Musen während jener Zeitperiode bezeichneten. Doch wir wollen uns hierüber, wo wir von den Werkstätten der Wissenschaften im Mittelalter sprechen werden, noch weitläufiger und bündiger auslassen und für jetzt bei unserer Gelehrtenschau ins kommende eilfte Jahrhundert übertreten.

(Fortsetzung folgt.)

X.

Ist die bedingungsweise feierliche Taufe nach vorausgegangener Nothtaufe jederzeit anzuwenden?

Sowohl aus eigener Erfahrung als vom Hörensagen hat Verfasser dieses in Kenntniß gebracht, daß sowohl in unserer, als auch in anderen Diözesen hie und da der Mißbrauch besteht, daß die Seelsorger

1. entweder um die etwa geschehene Nothtaufe gar nicht fragen, oder
2. wohl fragen, aber dann ohne weitere Untersuchung über die Gültigkeit dieser Nothtaufe dem Kinde jederzeit die feierliche Taufe bedingungsweise (si non es baptizatus, ego te baptizo etc.) der sogenannten Sicherheit halber ertheilen.

Diese Praxis aber ist den deutlichen Bestimmungen des Catechismus Romanus, des Römischen und Diözesan-Rituals, so wie den Anordnungen berühmter Kirchenfürsten entgegen. —

Hören wir, was der römische Katechismus hierüber sagt*): „Diligenter a pastoribus aliqua providenda sunt, (der Katechismus spricht hier von der Ertheilung der bedingungsweise Taufe) in quibus fere quotidie non sine maxima sacramenti injuria peccatur.“ Es ist also auch damals schon dieser Mißbrauch sehr häufig vorgekommen. — „Neque enim desunt, qui nullum scelus admitti posse arbitrentur, si quemvis sine delectu cum adjunctione illa (si nondum baptizatus es etc.), bap-

*) P. II, Cap. II, Quaest. LVI, edit. Tauchnitz.

zent; quare, si infans ad eos deferatur, nihil pro-rus quærendum putant, an is prius ablutus fuerit, sed statim ei baptismum tribuunt;" hier haben wir unsern ersten Fall, sub. Nr. 1. — „quin etiam, quamvis exploratum habeant, domi sacramentum administratum esse, tamen sacram ablutionem in ecclesia adhibita solemnî cæremonia cum adjunctione repetere non dubitant;" hier haben wir unsern zweiten Fall; und nun kömmt die scharfe Rüge darüber — „quod quidem si ne sacrilegio facere non possunt, et eam maculam suscipiunt, quam divinarum rerum scriptores irregularitatem vocant.“ — Wann also darf ich hier die bedingte Formel anwenden? Der Catechismus Romanus antwortet: „Nam ea baptismi forma ex Alexandri Papæ auctoritate in illis tantum permittitur, de quibus re diligenter perquisita dubium relinquatur, an baptismum rite susceperint; aliter vero nunquam fas est, etiam cum adjunctione baptismum alicui iterum administrare.“ „Also nur dann, wenn nach sorgfältiger Untersuchung ein vernünftiger Zweifel über die Gültigkeit der Taufe obwaltet, sonst aber nie darf die Taufe selbst bedingungsweise ertheilt werden. — Soweit der Catechismus Romanus.

Das Rituale Romanum sagt in den allgemeinen Rubriken über die Form der Taufe ganz kurz, aber deutlich: „Hac (tamen) conditionali forma non passim aut leviter uti licet, sed prudenter; et ubi re diligenter pervestigata probabilis subest suspicio, infantem non fuisse baptizatum.“ Die durch die Schrift herausgehobenen Umstandswörter geben die richtige Praxis an. Non passim, d. h., nicht in der Regel, oder ohne Unterschied, aut leviter, leichtsinnig ohne hinreichenden Grund, sed prudenter, bei einem vernünftigen Zweifel, nach vorhergegangener fleißiger (es heißt nicht ängstlicher), Untersuchung der Umstände; und wenn dann doch noch die Ver-

nuthung der Ungültigkeit wahrscheinlich ist, werde das Kind bedingnißweise getauft. Das prudenter² und probabilis suspicio ergänzen sich einander. Dieses wird weiter unten noch klarer werden. —

Unter den vorläufigen Fragen aber, welche nach Umständen noch vor der Taufe zu stellen sind, kommt in demselben Rituali Romano auch diese vor: „An (infans) sit domi baptizatus; et a quo, et quam rite e. s. p. — Hierin besteht nämlich die diligens inquisitio, die noch vor Beginn der solemnem Taufe zu geschehen hat: nämlich, wer die Nothtaufe verrichtet hat; ob er (sie) verstehe, dieselbe zu geben, wie sie gegeben wurde; ob eine dreimalige Aufgießung unter der gleichzeitigen Aussprechung der drei göttlichen Personen geschehen; ob natürliches Wasser angewendet worden sey; ob die rechte Meinung (Intention) statt fand; u. s. w. Die Antworten werden zeigen, ob über die Gültigkeit der erteilten Taufe ein vernünftiger Zweifel obwalte, oder nicht; denn im letzteren Falle kann ich nicht nach dem gewöhnlichen Taufritus vorgehen, sondern ich muß die im Rituali vorkommende Ordo supplendi omissa super baptizatum anwenden, bei welcher die Frage: ob das Kind getauft werden wolle, sowie die Taufformel und die Taufe selbst wegbleibt; einige Orationen aber und Exorzismen am passenden Orte abgeändert werden.

Hiermit stimmen die Vorschriften aller Concilien, und die Verordnungen der Kirchenvorsteher überein. Hören wir vor Allen den großen Papst Benedict XIV. in seinem berühmten Werke „de synodo diœcesana,“ welches ein wahrer Schatz von dogmatischen und kirchenrechtlichen Bestimmungen ist, und welches in der Bibliothek keines Geistlichen mangeln sollte. „Non (ideo) tamen, schreibt er (lib. VII. c. VI. N. II.), est illa conditio (in baptismo) passim et temere adhibenda, sed tunc solum ea uti licebit, cum prudens et probabilis subest dubitatio, an quis rite fuerit baptizatus, nec

diligenti præmissa indagazione potuit rei veritas innotescere. — Ein bloßer Scrupel oder eine ungegründete Aengstlichkeit ist kein hinreichender Grund zur Hinzufügung der Bedingung. — Aures præbendæ sunt, fährt Benedikt fort, Estio (in 4 dist. 4. §. 15.) hæc ad rem adnotanti: Sciendum est, non quamcunque levem in contrarium suspicionem vel scrupulum debere sufficere ad hoc, sed requiri dubitationem probabilem.

Recht deutlich setzte derselbe gelehrte Papst, als er noch unter dem Namen Prosper Lambertinus, Cardinal und Erzbischof zu Bologna war, diesen Gegenstand auseinander. Wir finden ihn in seinen vortrefflichen Institutionibus Ecclesiasticis, und zwar in der Institutio LXXXIV. Es hatte nämlich ein Vicarius foraneus (Landdechant) seiner Erzdiözese die Institutio octava des Erzbischofes gelesen, in welcher verordnet wird, „baptizatos ab ipsis (obstetricibus) si superstites fuerint, ad Ecclesias deferendos, ut ritus ac cæremoniæ, quas obstetrices omiserunt, perficiantur; nec hujusmodi infantibus conferendum a Parocho baptismum sub conditione ob eam causam, quod illi in privato domicilio baptismum susceperint, sed rationem modumque investigandum, quo baptismus collocatus fuit. Nam si materia ac forma, quæ necessario requiruntur, minime defuerint, soli ritus ecclesiæ superaddendi sunt. Quod si dubitandi de his legitima causa objiciatur, tunc non cæremoniae solum addendæ sunt, sed iterum Baptismus sub conditione conferendus. „Der Vicarius Foraneus trägt nun seinem Erzbischof in einem Schreiben, worüber er von diesem belobt wird, über obigen Gegenstand seine Bedenken, und die verschiedenen Urtheile der Geistlichen hierüber vor, worauf jedoch der Erzbischof antwortet, daß er sich in Erörterung einer Sache, die ohnehin fast allgemein angenommen ist, nicht weiter einlassen wolle. Dissertationem, sagt er, conficere nolumus de illa jam prope com-

muni omnium sententia. Die Meinungen, fügt er hinzu, mögen verschieden sein, attamen illos magnopere probamus, qui judicant baptismum sub conditione non esse iterum conferendum infantibus, qui privatim per obstetricem abluti jam fuerunt, nisi forte, re diligenter examinata, legitima dubitandi causa exhibeatur, an baptismus per obstetricem rite peractus sit. — Hierin hält sich der Kardinal-Erzbischof insbesondere bestärkt durch die deutliche Weisung des römischen Katechismus, die wir oben ohnehin weitläufig angeführt haben. Ferners führt derselbe Prosper Lambertinus einen Congregationsbeschluss an vom 29. Dezember 1682, welcher also lautete: „Infantes ab obstetricibus baptizatos posse rebaptizari sub conditione in casibus particularibus, ubi rationale dubium oritur circa validitatem baptismi prima vice collati.“ Einem solchen Ausspruch, fügt Benedikt hinzu, muß man Folge leisten. „Advertimus etiam sententiam eandem firmatam fuisse auctoritate Sacrae Congregationis Concilii, quam universi plurimi facere debent.“ — Lassen wir noch für unseren Satz einen über alle Bedenklichkeit erhabenen Gewährsmann auftreten, einen Zeitgenossen des großen Papstes Benedikt XIV. dessen Stimme wir so eben vernommen. Ich meine den heiligen Alphons von Liguori, dessen moralisch-theologischen Werke eine solche kirchliche Approbation, wie noch keine andern erlangt haben. *)

*) Das Dekret der Congregatio Rituum über die Werke des Heiligen, datirt vom 14. Mai und bestätigt von Pius VII. am 18. Mai 1803, lautet: „Docuit sanctissimus hic antistes, ac ita bene docuit, ut omnibus ejus operibus, tum typis editis, tum manuscriptis, ex apostolicae sedis disciplina ad severam trutinam revocatis, nihil in iis censura dignum fuisse repertum.“ — Und Papst Gregor XVI. ließ dem Kardinal de Rohan-

Wir folgen hier seinem *Homo apostolicus* *), welcher einen Auszug aus seiner großen Moral und zugleich eine Vervollständigung derselben enthält, da in jenem Manches bemerkt ist, was in dieser fehlt. — Der heilige Liguori handelt über unser Thema: *Tract. 14. de sacramentis in-*

Chabot auf die beiden Fragen: 1. *Utrum S. Theologiae professor opiniones, quas in sua theologia morali profitetur beatus Alphonsus a Liguorio sequi tuto possit ac profiteri?* und 2. *An sit quietandus confessarius, qui omnes beati Alphonsi sequitur opiniones in praxi sacri poenitentiae tribunalis,* — durch die *Congregatio Rituum* antworten.

Ad 1. affirmative, daß also ein Professor mit Sicherheit sich an ihn halten könne, und

ad 2. negative, daß also ein Beichtvater nicht beunruhiget oder getadelt werden soll, der sich an die Ansicht des h. Alphonsus hält. Und in der That zeigt die Empfehlung, daß man, wosern man eine gesunde, unbestochene Urtheilskraft hat, nach dieser Moral sehr vielen Segen stiftet, was nicht zu wundern ist, indem dieß ein Werk von vielen Jahren und weder lax, noch zu strenge ist, daher auch obgenannter Cardinal seinem Klerus diese Moral zur Verwaltung des heiligen Bußsakramentes mit den Worten empfiehlt: „*Omnes paterno affectu hortamur, ut eam ad praxin deducant (animae curatores) veluti eam, quae tam rigoris nimii, quam laxitatis aequae noxios fines devitans tuto tramite incedat etc. etc.*“

Mehr hierüber siehe in dem ebenfalls sehr zu empfehlenden „Handbuch für Beichtväter, „zusammengestellt von J. Gaume, Domherr zu Nevers. Nachen 1841. Verlag von Gremer. —

*) *Editio Ratisbon 1842, sumt. G. J. Manz in 4 volum.* Obwohl durch viele Druckfehler verunstaltet, doch aber als bequeme und billige Herausgabe anzuempfehlen.

genere Cap. II. punct. 2do „de iis, qui baptizari possunt,“ num. 23. et seq. Hier bemerkt er nun gleich Anfangs (Tom. II. pag. 105): quod juxta regulam generalem, ut conficiatur Baptismus sub conditione jam baptizato, requiritur rationale et prudens dubium de valore prioris baptismi, dubium sive negativum sit, sive positivum. Was aber der Heilige unter den letzten Ausdrücken versteht, gibt er selbst schon früher in seinem Tract. I. de conscientia an und es ist somit prudens dubium negativum da, wenn ich vernünftiger Weise keinen beruhigenden Grund über die Gültigkeit der Nothtaufe habe; prudens dubium positivum ist vorhanden, wenn ich sowohl für die Gültigkeit als Ungültigkeit Gründe habe, mich aber doch nicht ohne begründete Besorgniß für die Gültigkeit der geschehenen Taufe entscheiden kann. In diesen beiden Fällen also ist ein vernünftiger Zweifel da und somit die Ertheilung der solemnen Taufe „sub conditione“ angezeigt und geboten. —

Es ist aber schon genug, wenn wenigstens Ein Augenzeuge bestätigt, daß die Taufe wirklich richtig vollzogen worden sei, insbesondere also, wenn die Hebamme über ihre eigene Handlung Zeugniß ablegt, natürlich vorausgesetzt, daß sie auch gehörig unterrichtet ist, worüber jedoch bei geprüften Hebammen kein Zweifel vorhanden; daher auch nur solche zugelassen werden sollen*).

*) Diese Prüfung der Hebammen auch bezüglich der Ertheilung der Taufe, wird jetzt durch eigens graduirte Aerzte vorgenommen und es waltet kein Zweifel ob, daß dabei Alles nach Ordnung vor sich gehe. Uebrigens bleibt es dennoch dem Pfarrer unbenommen, die Hebammen seiner Pfarre zu prüfen, ob sie die heilige Taufe quoad materiam et formam et intentionem vorschriftsmäßig nach katholischem Ritus zu ertheilen verstehen; ja das Rituale Romanum sagt ausdrücklich: „Curare debet parochus, ut fideles,

Natürlich würde obiges Zeugniß eines Einzigen nicht hinreichen, wenn andere Zeugen da sind, welche über das Gegentheil Zeugniß ablegen. Advertendum tamen, quod, cum saltem unus testis ocularis de Baptismo collato testatur, non potest repeti; nisi cum adsunt

praesertim obstetrices rectum baptizandi ritum teneant et servant.“ Wie genau die Kirche hierin verfare, ist uns der heilige Karl v. Borromä ein sprechender Zeuge. Denn in seinen Actis Mediolanensis Ecclesiae (Lugd. a. 1682. Tom. 1. pag. 178) befiehlt er seinem Clerus: Obstetrices tribus post hujus decreti promulgationem mensibus, poena arbitrato Episcopi proposita, officium ne praestent, nisi per Vicarium Foraneum (Dechant), si in dioecesi sunt; si vero in Urbe, per eum, cui Episcopus id curare dederit, scripto probatae sunt idoneae, ad Sacramentum Baptismi, cum necesse erit, ministrandum. Quae autem probata est, cum baptizabit, curet, quoad fieri potest, ut duae saltem mulieres, ac mater praesertim, si potest, testes praesentes adsint, quae in baptizando verba ab ea prolata audiant. Parochus vero cum perquiret ex decreto Provinciali, an infans baptizatus sit, diligenter obstetricem et testes etiam de verbis prolatis interroget, ut sibi constet, an Baptismi forma recte adhibita sit, an vero secus, quamobrem oporteat infantem a se baptizari. Darnach richtete sich auch der Kardinal-Erzbischof Prosper Lambertinus (Benedict XIV.) in seiner Erzdiözese und gab hierüber noch weitläufigere Anordnungen, welche in seiner Instit. VIII. nachzulesen sind. Was diesen Zusatz der Bedingung (si non es baptizatus etc.) anbelangt, sagt Liguori: Sat est conditionem mente apponere, modo non adsit scandalum in ea occultanda, sed semper tutius est eam exprimere. — Noch etwas für die Praxis: Cum baptizatur sub conditione, non requiritur patrinus.

testes contrarii, qui positive oppositum deponunt, und sub Num. 27. bemerkt er: „peccare ministrum, si, cum rationabile dubium de baptismi collatione habetur, non baptizat (sub conditione). Contra cum testis unicus ocularis habetur de Baptismi collatione, non potest repeti. Man kann also durch Leichtsinm und Scrupulosität fehlen, und wir sehen hieraus, wie die Kirche sowohl von Leichtfertigkeit als Aengstlichkeit gleichweit entfernt, oder, mit einem Worte, wahrhaft vernünftig ist.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so hat der tausende Seelsorger folgende Bestimmungen zu beobachten:

1. Gleich anfangs, noch vor Ertheilung der Taufe hat er jederzeit zu fragen, ob das Kind etwa die Nothtaufe (Frauentaufe) schon empfangen hat.
2. Wenn dieß der Fall ist, hat er die Untersuchung anzustellen über die Gültigkeit der Nothtaufe; also zu fragen:
 - a. Wer dieselbe verrichtete;
 - b. Ob diese Person die vorgeschriebene Materie und Form beobachtet habe, ob nämlich dazu natürliches Wasser genommen, ob die Aufgießung oder Besprengung unter zugleichem Aussprechung der drei göttlichen Personen geschehen, ob das Wasser doch das Kind selbst berührt hat u. s. w.
3. Der unternommenen Untersuchung gemäß wird das Resultat verschieden seyn:
 - a. Entweder erkenne ich deutlich, daß die Taufe nicht gültig ertheilt wurde, und dann muß ich Alles so machen, als sei die Taufe gar nicht vorgenommen worden, muß also ohne Bedingniß taufen —
 - b. oder es ist wahrscheinlich, daß die Taufe nicht gültig verrichtet wurde, dann taufe ich bedingnißweise,
 - c. oder ich schwebe in Zweifel. Hier ist zu sehen, ob mein Zweifel ein vernünftiger sei, oder mehr

eine bloße Mengstlichkeit und übertriebener Tutiorismus. Im ersten Falle muß ich bedingnißweise taufen; im letzteren Falle die Mengstlichkeit verachten und, ohne die Taufe zu wiederholen, bloß die Ceremonien nachtragen.

Es fragt sich nur noch, wie ist dem etwaigen Aergerniß, was durch Unterlassung der solemnen Taufe, nach gültig ertheilter Nothtaufe, in jenen Pfarreien, wo sie bisher so rücksichtslos und häufig statt gefunden hat, entgegen zu treten könnte, abzuhelpfen? —

Fürs Erste kann überhaupt hier von einem dem Priester anzurechnenden Aergernisse, wenn auch solches wirklich da wäre, keine Rede sein, da er seiner Pflicht und den Anordnungen der Kirche nachkommt, und hiezu sogar durch Censuren verhalten ist.

Fürs Zweite ist die Besorgniß eines solchen Anstosses ziemlich ungegründet; denn die bei der Taufe Anwesenden, werden darauf nicht so genau achten, und wenn auch: so werden sie sich dagegen nichts zu sagen getrauen, zumal wenn ohnehin, wie es Vorschrift ist, die Untersuchung über die Nothtaufe vorangeht.

Hiezu wird dann auch Drittens die Belehrung beitragen über die Unzulässigkeit, ja große Sündhaftigkeit der Wiederholung der Einmal gültig ertheilten Taufe, indem auch selbst eine bedingnißweise Taufe als Wiederholung angesehen werden muß, wenn sie ohne vernünftigen Zweifel vorgenommen wird. — Und diese Belehrung kann geschehen sowohl bei der Taufe selbst, wenn etwa ein Anstand vorkäme, oder auf der Kanzel, wo ohnehin öfters, als es wirklich geschieht, liturgische Stoffe nach dem ausdrücklichen Wunsche der Kirche behandelt werden sollen.

Endlich sind Viertens auch die Hebammen hierüber gehörig zu belehren, insbesondere aber ist der Mißbrauch abzustellen, daß sie, wie hie und da es der Fall

sein soll, fast allen Kindern die Nothtaufe ertheilen, während dieselbe nur denen zu ertheilen ist, welche wirklich lebensschwach sind.

Ueber die bedingnißweise Taufe der nicht vollkommen gebornen Kinder und der ausgesetzten Kinder, sowie jener Personen, welche von einem häretischen Bekenntnisse zur katholischen Kirche zurückkehren, zu sprechen, liegt für diesmal nicht in der Absicht des Schreibers dieses. Uebrigens kann man sich hierüber aus denselben Quellen belehren, welche im Verlaufe dieses Aufsatzes angeführt und belobt wurden.

Schiedermayr.

Das kirchliche Begräbniß.

Wir glauben eine Gemeinschaft der Heiligen, eine Gemeinschaft, welche nicht bloß die auf dieser Erde lebenden Glieder der katholischen Kirche umfaßt, sondern sich auch über das Grab hinaus, in das andere, ewige Leben erstreckt. Darum geleitet die Kirche ihre Glieder, welche bis zum Tode dieser Mitgliedschaft sich würdig erwiesen, ehrenvoll zu Grabe; segnend übergibt sie den Leib der Erde, von der er genommen ist, bethend für den Geist, der zu Gott zurückkehrt. Diese Ehre, diesen Segen, dieses Gebeth kann aber die Kirche denjenigen nicht gewähren, welche entweder der Mitgliedschaft oder der Würdigkeit ermangeln. Sie hat hierüber genaue Normen vorgezeichnet, deren gründliche Kenntniß in unseren Tagen um so wichtiger ist, als eine weiter unten anzuführende Entscheidung unseres h. Ministeriums des Inneren dieselben nicht zu beachten scheint. Ich werde daher

I. die Normen über Entziehung des kirchlichen Begräbnißes darstellen, und dann

II. die erwähnte Ministerial-Entscheidung in Erwägung ziehen. —

I. Die Anordnungen der Kirche über die Entziehung des Begräbnißes sind bestimmt ausgesprochen und öffentlich bekannt gemacht¹⁾. Ich benütze hier das römische

¹⁾ Rituale Romanum, Pauli V. P. M. jussu editum, nunc vero a S. D. N. Benedicto XIV. auctum et castigatum. Ferraris Prompta bibliotheca canonica, ad vocem: „Sepultura.“ Devoti Institutiones canonicae, libr. 2., lit.

Ritual, wogegen unsere Publicisten nichts einwenden können, weil selbst Kaiser Joseph II. angeordnet hat, es sei sich an dasselbe zu halten, und alle Segnungen, die in demselben nicht enthalten sind, seien wegzulassen. In demselben heißt es nun nach wortgetreuer Uebersetzung:

Dem Pfarrer darf es nicht unbekannt sein, welche Personen von Rechtswegen von dem kirchlichen Begräbniße auszuschließen sind, damit er zu demselben nicht Jemanden, gegen die Dekrete der heiligen Canones, zulasse.

Verweigert wird also das kirchliche Begräbniß:

1. Den Heiden, Juden und allen Ungläubigen; den Kettern und ihren Begünstigern; den vom christlichen Glauben Abgefallenen; den Schismatikern und den durch die größere Excommunication Excommunicirten; den namentlich Interdicirten, und jenen, welche während des Interdictes in einem interdicirten Orte sind;
2. Den sich selbst, aus Verzweiflung oder Zorn Tödtenden (nicht aber wenn es im Wahnsinn geschieht), wenn sie nicht vor dem Tode Zeichen der Buße gegeben haben.
3. Den im Zweikampfe Sterbenden, wenn sie auch vor dem Tode Zeichen der Buße gegeben hätten.
4. Den offenbaren und öffentlichen Sündern, welche ohne Buße sterben.
5. Jenen, von welchen es öffentlich bekannt ist, daß sie Ein Mahl im Jahre die Sacramente der Buße und zur österlichen Zeit des Altars nicht empfangen haben, und ohne irgend einem Zeichen der Reue sterben.
6. Den ohne Taufe gestorbenen Kindern.

9. Engel Collegium universi juris canonici, libr. 3, tit. 9. Van Espen Jus ecclesiasticum, par. 2, tit. 38, cap. 6. Walter, Lehrbuch des Kirchenrechtes, 9. Aufl. S. 675. Dr. Richter, Lehrbuch des Kirchenrechtes, 3. Aufl., S. 587. Dr. Helfert, Handbuch des Kirchenrechtes, 2. Aufl., S. 667. Dr. Helfert, Heilige Handlungen, 2. Aufl. S. 326.

Wo aber in den genannten Fällen ein Zweifel vorkommt, ist sich bei dem Ordinarius Raths zu erholen.

So weit das römische Ritual. Zwar führen mehrere Canonisten noch einige andere Fälle an; allein sie sind unter die 6. erwähnten zu subsumiren. Diese sind nun kurz zu erläutern, und zwar nach dem Commentare zu dem römischen Ritual²⁾

Den unter Nr. 1, 3 und 6 aufgeführten Personen wird das kirchliche Begräbniß verweigert, weil sie außer der kirchlichen Gemeinschaft stehen. Der bezügliche Canon³⁾ lautet seinem vollen Inhalte nach folgender Massen: *De communione privatis, et ita defunctis. Horum causa Dei judicio, in cujus manu fuit, reservanda est, ut talium obitus non usque ad communionis remedium differatur. Nos autem, quibus viventibus non communicavimus, mortuis communicare non possumus.* Aus den Eingangsworten und der weiteren Textirung dieses Canon erhellt, daß der Grundsatz: *quibus non communicavimus vivis, non communicemus defunctis*, sich nur auf diejenigen bezieht, welche nicht in der kirchlichen Gemeinschaft sich befinden⁴⁾. Es ist daher unrichtig, wenn man diesen Grundsatz als eine allgemeine Norm ansieht, nach welcher die Gewährung oder Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses zu entscheiden sei. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht erhellt ferner auch aus den übrigen aufgezählten Fällen; denn die Selbstmörder, die öffentlichen Sünder, und jene, welche Ein Mahl im Jahre die h. Sakramente der Buße und des Altars nicht empfangen, befinden sich noch immer in der

2) *Ad Rituale romanum Commentaria, auctore Hieronymo Baruffaldo Ferrariensi. Editio novissima. Venetiis 1743.*

3) *Can. 1, causa XXIV., qu. 2.*

4) *Siehe ebenda can. 3.*

kirchlichen Gemeinschaft, und doch wird ihnen die Ehre des kirchlichen Begräbnisses verweigert, — weil sie derselben unwürdig sind.

Es gibt also eine zweifache Norm für die Ausschließung von dem kirchlichen Begräbnisse:

1. Den Mangel der kirchlichen Gemeinschaft, und
2. die Unwürdigkeit.

Daß diese Unterscheidung richtig, aber auch wichtig sei, zeigt sich darin, daß den zur ersten Kategorie Gehörigen (Nr. 1, 3 und 6) das kirchliche Begräbniß immer zu verweigern ist, den zur zweiten Kategorie Gehörigen (Nr. 2, 4 und 5) jedoch nur dann, wenn sie unbußfertig sterben.

Die Selbstmörder werden, von dem kirchlichen Begräbnisse ausgeschlossen, wenn der Selbstmord ihnen zur Schuld zugerechnet werden kann. Ist das nicht der Fall, wie bei Wahnsinnigen, dann ist das kirchliche Begräbniß zu gewähren. Ist der Fall zweifelhaft, so wird zu Gunsten des Verstorbenen entschieden. Denn die Entziehung des Begräbnisses ist eine schwere Strafe, die nur wegen einer gewissen, freiwilligen Handlung verhängt werden kann. Die Rechtsregel sagt: *Nobis præcipi existimo, ut ea facta, quæ dubium est, quo animo fiant, in meliorem partem interpretemur*⁵⁾. Den öffentlich Hingerichteten ist das kirchliche Begräbniß immer zu verweigern, auch dann, wenn sie früher Buße wirken. Sie werden zwar im römischen Ritual nicht eigens erwähnt, jedoch den zurechnungsfähigen Selbstmördern beigezählt⁶⁾.

Offenbare und öffentliche Sünder, welche unbußfertig sterben, haben keinen Anspruch auf das kirchliche Begräbniß. Heimlichen Sündern darf daher dasselbe nicht entzogen werden, weil heimliche, verborgene Sünden mit keiner öffentlichen Kirchenstrafe zu belegen sind. Jene Sün-

⁵⁾ Cap. 2, X., de regul. juris. (5, 41.)

⁶⁾ Can. 12, causa XXIII, qu. 5.

der hingegen, welche als solche dem größeren Theile der Gemeinde bekannt sind, so daß ihre Sündhaftigkeit weder geläugnet noch irgendwie verheimlicht werden kann, haben keinen Anspruch auf das kirchliche Begräbniß, wenn sie unbußfertig sterben. Dasselbe ist ihnen jedoch zu gewähren, wenn sie auf dem Sterbebette die h. Sacramente empfangen, oder wenn sie dieselben begehren, aber vor dem Empfange sterben, oder sonst ihre Reue und Buße zu erkennen geben, und die Umstehenden dieses bezeugen⁷⁾. Hieher gehören auch offenbare Wucherer⁸⁾, Unkeusche, Ehebrecher, Diebe und Räuber⁹⁾, welche auf der That ergriffen und getödtet werden, oder in der sündhaften Handlung sterben, ohne daß man wüßte, sie hätten vor dem Tode Buße gethan.

Solchen, von welchen es öffentlich bekannt ist, daß sie Ein Mahl im Jahre die h. Sacramente der Buße, und zur österlichen Zeit des Altars nicht empfangen, ist ebenfalls das kirchliche Begräbniß zu verweigern¹⁰⁾, wenn sie ohne irgend einem Zeichen der Reue sterben. Empfangen sie aber vor dem Tode die h. Sterbsacramente, oder äußern wenigstens Reue, wie früher bemerkt wurde, dann ist ihnen das kirchliche Begräbniß zu gewähren. —

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die dießfälligen Vorschriften der Kirche die äußerste Gränze der Milde berühren, indem sie Keinem, der nur einige Zeichen der Reue und Buße äußert, die Ehre des kirchlichen Begräbnisses entziehen, und im zweifelhaften Falle zu Gunsten des Verstorbenen entscheiden¹¹⁾. Wenn aber ein Sterbender

7) Can. 7, 8 und 10, causa XXVI, qu. 6.

8) Cap. 3, de usuris (5, 19.)

9) Cap. 2, X, de furtis (5, 18). Cap. 5, X, de raptorib. (5, 17.)

10) Cap. 12, X, de poenit. et rem. (5, 38.)

11) In poenis benignior interpretatio est facienda. Regula juris in 6mo.

die ihm angebotenen h. Sacramente verschmäht, und in dieser Stimmung verscheidet, dann kann man wohl die Kirche einer übergroßen Strenge oder der Unduldsamkeit nicht zeihen. Es liegt in ihrem Wesen, daß sie gegen irreligiöses Benehmen nicht gleichgültig sei, eben so wenig als man von der Wahrheit verlangen kann, daß sie gegen die Lüge indifferent sei. Es liegt in der Freiheit, daß die Kirche die in ihrem Wesen und in ihrer Macht begründeten Anordnungen vollziehen könne¹²⁾; kann sie das nicht, so befindet sie sich im Zustande der Unfreiheit, der Unterdrückung. —

II. In dem Extrablatt der Grazer-Zeitung vom 17. Mai 1848 lesen wir folgende Entscheidung des h. Ministeriums des Innern vom 25. April d. J.: Da aus dem im Kirchenrechte angenommenen Grundsatz: *Quibus non communicavimus vivis, non communicemus defunctis*, hervorgeht, daß das kirchliche Begräbniß nur denen zu verweigern ist, welche nicht in der Gemeinschaft der Kirche gestorben sind; von der kirchlichen Gemeinschaft aber alle jene ausgeschlossen werden, welche entweder niemals derselben beigetreten sind, wie die Ungläubigen, Heiden, Muhamedaner, Juden, Keger und Schismaticer, oder solche, welche der kirchlichen Gemeinschaft wieder beraubt worden sind, wie die Excommunicirten und Interdicirten, wenn sie namentlich und öffentlich dafür erklärt werden; da ferner die a. h. Entschließung vom Jahre 1781 anordnet, daß Niemanden die ordentliche Begräbniß versagt werde, außer er sei von der Kirche, d. i. von seinem Bischofe nach Untersuchung und Erkenntniß als unkatholisch oder kegerisch erklärt, und von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen worden; diese kirchlich und politisch fest-

¹²⁾ *Christus in ecclesia sua instituit magisterium, ministerium et imperium.* Lieberman, *Institutiones theologicae*. Editio 5., tom. 2, p. 94—101.

gesetzten Bedingungen aber in dem vorliegenden Falle nach den gepflanzten Erhebungen nicht Statt finden: so war die Landesstelle nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, das Recht des Verstorbenen auf ein ordentliches Begräbniß zu handhaben, seine und seine Standes-Ehre zu schützen, und dadurch auch die Veranlassung zu öffentlichen Unruhen, die mit allem Grunde zu besorgen waren, hintanzuhalten.

Ich erlaube mir, diese h. Ministerial-Entscheidung, da sie bereits der Oeffentlichkeit übergeben ist, auch öffentlich zu besprechen; ich nehme dabei jenes Recht in Anspruch, welches täglich von den Wiener Blättern ausgeübt wird. Eine anständige, gründliche Besprechung kann nur der guten Sache dienen. Ich sage, die angeführte h. Entscheidung ist weder dem canonischen Rechte, noch der österreichischen Constitution angemessen.

Sie ist dem canonischen Rechte nicht angemessen. Denn sie geht von der Ansicht aus, daß der Grundsatz: *Quibus non communicavimus vivis, non communicemus defunctis*, eine allgemeine Norm darbiete, nach welcher alle Fälle über Verweigerung des kirchlichen Begräbnißes zu entscheiden seien. Wie irrig diese Ansicht sei, wurde eben früher nachgewiesen. Es fehlt dieser Norm die nothwendige Allgemeinheit; der hier zur vermeintlichen Entscheidung gebrachte Fall kann unter dieselbe nicht subsumirt werden. Richtiger wäre er nach der oben, I. Nr. 4 u. 5, angegebenen Norm entschieden worden.

Die angeführte h. Entscheidung läßt sich auch mit unsrer Constitution nicht vereinbaren. Denn die §§. 17 und 31 derselben lauten: „Allen Staatsbürgern ist die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährleistet.“ „Allen in der Monarchie durch die Gesetze anerkannten christlichen Glaubensbekenntnissen und dem israelitischen Cultus ist die freie Ausübung des Gottesdienstes gesichert.“ Hiemit ist doch offenbar folgendes gesagt:

1. Kein Staatsbürger werde zu Handlungen gezwungen, die der vollen Glaubens- und Gewissensfreiheit widersprechen. Denn die innere, äußerlich sich nicht darstellende Glaubens- und Gewissensfreiheit kann hier nicht gemeint sein; weil sie einer Gewährleistung von Seite des Staates nicht bedarf; sie ist ein unveräußerliches Recht einer jeden Person, und liegt außer dem Bereiche der Staatsgewalt.
2. In dem Glaubensbekenntnisse ist die freie Ausübung des Gottesdienstes, wie sie in dem Bekenntnisse begründet ist, gesichert. Es liegt mithin nicht in der Gewalt des Staates, durch seine Gesetze diese Ausübung zu beschränken; denn sonst würde er mit der einen Hand diese freie Ausübung geben, während er sie mit der anderen Hand nehme.

Daraus folgt nun, daß die Staatsverwaltung einen katholischen Bischof oder Priester nicht zwingen dürfe, einem Verstorbenen das kirchliche Begräbniß zu gewähren, dem es nach dem katholischen Bekenntnisse zu verweigern ist, wenn anders die §§. 17 und 31 unserer Verfassungs-Urkunde eine Wahrheit sein sollen. Eine Berufung auf die a. h. Entschließungen vom Jahre 1781 und vom 31. März 1782 ist nicht thunlich, weil ihr Inhalt mit der Constitution vom Jahre 1848 nicht vereinbarlich ist. Wäre die angeführte h. Entscheidung vor dem 15. März d. J. erfllossen, dann wäre sie wohl gültig gewesen, jedoch durch die später erfolgte Constitution ist sie außer Wirksamkeit getreten.

Man könnte einwenden, daß der erste Reichstag in Oesterreich konstituierend sei, und es erst von demselben abhängen, ob die angeführten zwei §§. in dieser Fassung! fortbestehen werden. Das ist wahr; aber Jeder, der den Constitutionalismus und die Forderungen der Zeit versteht, wird mir ohne Anstand zugeben, daß die Verfügungen die-

fer zwei §§. fortbestehen werden¹⁵⁾. Ohnehin muß jeder Patriot, dem eine freie, konstitutionelle Staatsverfassung am Herzen liegt, auch eine freie Kirche wünschen. Denn Unfreiheit der Kirche kann neben Freiheit der Gemeinden oder Provinzen eben so wenig bestehen, als eine Magenverhärtung neben einem gesunden Leibe; entweder siegt die Unfreiheit durch ihre Ausdehnung über alle, oder es siegt die Freiheit. Freiheit neben Unfreiheit kann nicht bestehen.

Nach dieser Erörterung darf man sich wohl der gerechten Hoffnung hingeben, es werde der angeführten unkonstitutionellen Entscheidung bezüglich des kirchlichen Begräbnißes keine weitere Folge gegeben werden.

Dr. Franz Nieder.

N a c h s c h r i f t.

Wer die h. Sacramente selbst noch im Angesichte des Todes hartnäckig mit verachtendem Troze zurückweist, schließt sich offenbar selbst von der kirchlichen Gemeinschaft aus und verfällt thatsächlich nach den allgemeinen Principien des socialen Rechtes in die Excommunication; denn er zerreißt ja selbst das geistige Band der Liebe, er verweigert der mütterlichen Mahnung und dem Gebote der Kirche den Gehorsam, trägt offen zur Schau seinen Unglauben bezüglich mehrerer heiliger Wahrheiten, auf deren Längnung die Kirche längst das Anathem gelegt hat, und gibt so der ganzen Gemeinde, der er angehörte, mehrfaches großes Uergerniß.

Stirbt nun ein Solcher wirklich dahin, ohne vorerst sich noch eines Besseren besonnen zu haben, so kann die Kirche unmöglich, ohne sich selbst aufzugeben, in feierlichem

¹⁵⁾ Siehe den Artikel: »Die Stellung des konstitutionellen Staates zur katholischen Kirche« in der zu Wels erscheinenden Wochenschrift »Der Kapittelbote,« Nr. 2.

Begräbnißritus über seinen Leichnam den Segen sprechen und seiner Seele in lautem Ausdrucke freudiger Hoffnung nachrufen:

Requiem aeternam dona ei Domine! —
et lux perpetua luceat ei!

Wer dieß doch zu thun der Kirche zumuthet, verräth unverhohlen, daß er von Religion, positivem Glauben, Kirche und ihren Sacramenten und Sacramentalien keinen — auch nicht den allerentferntesten Begriff hat, denn es heißt dieß der Kirche zumuthen, sie solle ganz indifferent sein hinsichtlich ihres Bekenntnisses, ihrer heiligen Ueberzeugung, ihres Cultus, ihrer geistlichen Autorität und ihres höheren Berufes; es heißt von ihr verlangen, sie solle Glauben und Unglauben, Wahrheit und Irrthum auf gleiche Linie stellen, — dem gewissenlosesten Leichtsinne, der gefährlichsten Laueheit und der religiösen Gleichgültigkeit Vorschub leisten, die heiligen Gebräuche ihres Cultus zu eitlen Schaugepränge herleihen, und ihren Segen einem Solchen aufdringen, der vor den Augen der Oeffentlichkeit entschieden erklärt hat, nicht nur, daß er selben nicht begehre, sondern, daß er ihn auch gründlich verachte!

Geht man von Seite der weltlichen Macht so weit, die Vornahme des feierlichen Begräbnißritus in dem vorausgesetzten Falle einem Priester befehlen zu wollen, so ist dieß unbestreitbar ein Despotismus, der in einem constitutionellen Staate, wo allen Religionsbekenntnissen volle Freiheit garantirt wird, ein wahres Monstrum von Inconsequenz und Partheiwillkühr genannt werden muß.

Es ist möglich, daß der in dem Aufsatze erwähnte Ministerial-Erlaß sich nur als ein Flüchtling aus dem Bureau der Josephinischen Jopfregierung in unsere constitutionelle Gegenwart noch verirrt hat. Daß dem aber wirklich so sei und besseres, — freisinnigeres auch bezüglich der

Kirche in nächster Zukunft zu erwarten stehe, — dieser sanguinischen Hoffnung vermögen wir uns gegenwärtig noch nicht hinzugeben. Wir besorgen vielmehr, daß auch in Mitte der unbeschränktesten Freiheit für alle Anderen, gerade uns katholischen Priestern auch fernerhin Befehle zukommen dürften, denen wir als treue Diener Christi und seiner Kirche einzig nur den passiven Widerstand entgegenstellen können, mit der zu jedem — noch so schweren Opfer bereiten Erklärung der Apostel: „Ob es recht ist vor Gott, euch mehr zu gehorchen, als Gott, das beurtheilet selbst.“ Apostelgesch. 4, 19.

Die Redaktion.

Was hat der katholische Clerus unter den jetzigen Zeitverhältnissen zu thun?

Die Zeit, so alt sie bereits auf unsern sublunarischem Planeten geworden, und so viele Postillione sie schon gehabt, besaß doch nie leicht einen so flinken, rastlosen, thätigen Burschen wie heut zu Tage. — Obwohl derselbe schon lange im gesetzten Mannesalter sein sollte und könnte, so besitzt er doch noch das ganze Feuer der Jugend, und den Wagen der Zeit lenkend jagt er mit gedoppelten Gespann und Sturmeseile über die jetzige Generation, und bringt täglich Ereignisse, die der Voraussicht des schärfsten Geistes spotte. Daß es bei diesem wilden waghalsigen Dahinbrausen weder an Trümmern noch an Staub fehlen könne, wodurch eine unbefangene, eine ruhige An- und Aussicht verhindert wird, ist ganz in der Ordnung; und was die Verwirrung noch steigern mußte, ist der Umstand, daß Viele während des noch ferne dahin brummenden Gepolters in süßen Schlummer eingewiegt, nur durch das plötzliche Rollen aus demselben erweckt, erschreckt umherblickend, den vollen Gebrauch ihrer Sinne noch nicht erlangt haben. In diese wilde Jagd, wie sie jetzt aufgeführt wird, wird Jedermann, er mag wollen oder nicht, hineingewirbelt, und muß den tollen Tanz mitmachen. Auch der Clerus, auch unsere Kirche, als äußere Erscheinung, wird von selbst ergriffen, und es fragt sich nun, wie sowohl der ganze Clerus als jeder einzelne Seelsorger sich zu verhalten habe, damit einerseits dem ihm anvertrauten Depositum nichts vergeben, andererseits aber auch den Forderungen der Zeit Genüge geleistet werde. Auch hier kann nur

die Geschichte allein, sie die wahre Lehrerin des Lebens, Aufschluß geben, und in den Blättern derselben muß die Verhaltensweise gesucht werden. — Nichts Neues unter der Sonne — dieses alte Wort hat auch heut zu Tage seine Bedeutung noch nicht verloren. — Jede Zeit hatte ihre gewissen Ideen, die mehr oder weniger auf die Völker und die Kirche einwirkten. — Wie nun, durch welche Mittel hat die Kirche bisher gesiegt? — Nicht durch starres Festhalten, sondern dadurch, daß sie einerseits fest hielt an den Wahrheiten, welche niemals jung gewesen, und nie veralten, weil sie ewig; daß sie fest hielt an dem, was nicht geändert werden darf; — daß sie aber auch anderseits mit der Zeit fortschritt, sich der herrschenden Ideen bemächtigte, und sie in ihrem Dienste veredelte; — dadurch hat die Kirche gesiegt, daß sie Alles prüfte und das Gute behielt. — Ohne von unserer Zeit eine völlige Umänderung zum Guten unbedingt zu erwarten, ja mit Befürchtung auf den wilden Sturme hinblickend, der ebensowohl die Lust reinigen als tausendjährige Eichen entwurzeln kann, lebe ich doch der festen Hoffnung, daß sie auch die Heilmittel in sich trage — und zwar wie bisher homöopathische — so zwar, daß eben die Gifte, welche unvorsichtig genossen Krankheit und den Tod bringen, mäßig und unter vernunftgemäßer Anleitung gebraucht, Gesundheit und Heilung verschaffen dürften. Die Kirche bemächte sich nur der Hebel, welche die jetzigen Zustände in ihren Grundfesten erschüttern; sie spreche nur ebenfalls die Bewilligungen und Rechte an, die jedem Staatsbürger zugesichert sind; sie benütze die freie Presse; sie gebrauche das Recht der Assoziation; sie spreche die Freiheit auch für sich an; sie bediene sich dieser Kräfte, wodurch die heutige Generation regiert wird; denn so verderblich diese ungefesselt wirken, so heilsam können sie werden, wenn die Kirche sie adoptirt. Wer vermag den Schaden zu bemessen, den eine zügellose Pressfreiheit — das vereinte Zusammenwirken gährender Elemente —

und eine mißverständene Freiheit der christlichen, und daher wahren Bildung, und den sozialen Zuständen der Völker bringen, während eben diese Potenzen, durch den Geist des Christenthums geleitet, Heil und Segen verschaffen können, und müssen; um so viel mehr, da sie in dem Wesen des Christenthums selbst wurzeln; im Christenthume, welches befiehlt die Wahrheit zu bekennen, und unerschrocken, nöthigenfalls selbst mit Gefahr, durch Wort und Schrift dafür Zeugniß abzulegen; — im Christenthume, welches in seinem Entstehen sowohl als durch alle Zeiten die Ideen einer wahren Assoziation darzustellen suchte; im Christenthume endlich, welches allein den wahren Begriff der echten Freiheit gibt. Der Klerus bediene sich nur dieser Mittel, welche die Zeit ihm an die Hand gibt.

Durch das freie Wort, durch die entfesselte Presse erhält der Geistliche viele Gelegenheit der auf allen Dächern gepredigten Austerweishheit entgegen zu wirken, und richtige Ansichten unter dem Volke zu verbreiten. Der vielfache Mißbrauch der Presse sowohl, als die Zeit selbst fordert dazu auf; denn was besonders heut zu Tage Noth thut ist: festes bestimmtes Auftreten, muthiges Zeugniß geben für die Wahrheit, — alles Conveniren, alles Liebäugeln mit der entgegengesetzten Meinung schadet mehr, als es nützt; — lang genug hat man sich mit irenischen Versuchen abgemüht, lange genug auf beiden Achseln getragen; — mit wie wenig günstigem Erfolge, zeigt die Erfahrung. Der Geistliche kann und darf nicht schweigen, wenn das Heilige herabgewürdiget, wenn die Institutionen seine Kirche freventlich angegriffen, wenn mit allem Eifer dahin gearbeitet wird, die Begriffe zu verwirren. Der Geistliche muß reden, um die Unwissenden zu belehren, und den Verzagten Trost zu bringen. Man lasse sich nicht dadurch abschrecken, daß das Schlechte gewöhnlich ein zahlreicheres Lesepublikum finde, als das Gute; — nicht in der Gründlichkeit, nicht in der Vortrefflichkeit der gegnerischen Schrif-

ten muß man die Ursache suchen — denn wie wenig dergleichen Blättern dürfen darauf Anspruch machen, indem ihre ganze Taktik sich im fecken Ignoriren der Wahrheit — Spott und Schimpfereien, — eckelhaften Aufwärmen alter schon längst vergessen sein sollender Absurditäten besteht — sondern darin suche man den Grund, daß sie in unendlicher Menge feil geboten; daß sie in einer Sprache verfaßt sind, welche das Volk versteht; daß sie Gegenstände verhandeln, welche die Leidenschaften der Menschen und besonders ihr zeitliches Interesse aufregen, daß sie mit Einem Worte nicht so sehr den Verstand, als vielmehr den Willen des Volkes bearbeiten. Man begeben sich in die Lager der Feinde, und lerne von ihrer Mühsrigkeit, man spreche nur mit dem Volke in seiner Sprache, lasse sich zu seiner Fassungskraft herab, lehre es sein wahres Interesse kennen, zeige ihm die wirklichen Vortheile, — daß dieses allein die wahre Bertheidigungs- und Angriffswaise sei, beweiset die große Erbitterung, welche so beschaffene Schriften bei der Gegenparthei erregen. Wenn auch der gute Saame langsam aufgeht, (so wie denn überhaupt Verderben schneller geht als Bessern) man arbeite nur zu in festem Vertrauen, daß Derjenige, der uns zu Sämännern bestellt, auch unserer Arbeit Gedeihen verschaffen werde.

Nebst Benützung der Presse lerne sich endlich der Klerus als eigener selbstständiger Körper kennen; er stehe Mann zu Mann fest um seinen Bischof geschaart, und durch diesen mit dem obersten Bischöfe durch das Band der Einigkeit verbunden — denn auf Trennung arbeiten die Gegner, den Grundsatz: „Divide et impera“ fest im Auge behaltend. Der Klerus mache von dem auch ihm zustehenden Rechte der Assoziation Gebrauch. Wenn irgend eine Zeit Conferenzen nothwendig machte, so ist es die jezige, wo rasches, eingreifendes, einiges Zusammenwirken, nothwendig

ist*); selbst Diözesan-Synoden, wie sie das Tridenter-Concilium vorschreibt, dürften erforderlich sein — worin bereits schon der ungarische Clerus vorangegangen ist. Da heut zu Tag alles durch numerische Größe (ob mit Recht oder Unrecht wollen wir dahin gestellt sein lassen) entschieden wird, so stellt sich auch die Möglichkeit der bereits in den Rheinlanden organisirten kath. Vereine heraus — welche, wenn sie auch sonst keinen andern Nutzen bringen sollten, doch wenigstens zeigen würden, was der Wunsch des Volkes (eine Redensart die in unsern Tagen gleichsam stereotyp geworden), was der Wunsch des katholischen Volkes sei.

Freiheit ist der Feldruf in unsern Tagen, und auch der kath. Klerus ist keineswegs so taub, daß dieses herrliche Wort nicht wie Engelgesang in seinem Ohre klänge —; Freiheit will, Freiheit fordert sie, jedoch eine Freiheit auf Ordnung gegründet, eine Freiheit, wie sie ihr durch ihre Organisation vorgezeichnet wird. (Es war die vergangene Zeit eben auch keine wünschenswerthe**), da jeder freien

*) Siehe „Katholische Blätter aus Tirol“ Nr. 23 v. 5. Juni 1848, wo es in dem Aufsatz: „Weckstimme an Klerus und Volk“ — unter Anderem heißt: Mit dem blossen Wünschen und Sehnen und Seufzen ist jetzt, wo alles sich regt und bemüht, nichts mehr gethan; das hat ja nie geholfen; wollen die Katholiken nicht leer ausgehen und nicht selbst das noch verlieren, was sie besitzen, so mögen sie kräftig Rechte wahren, sich einigen und durch die Einigkeit eine geistige Stärke gewinnen.

**) Was der absolutistische Polizeistaat der katholischen Kirche und ihren Dienern in Oesterreich noch in hohen Gnaden gewährte, nannte man Schutz oder Protection, war aber in der That hauptsächlich eine schmachvolle alles wahre Leben hemmende und auflösende Bevormundung, ja in mehrfacher Beziehung eine wahre Knechtung, die um so verderblicher wirkte, da man sie meist trefflich zu maskiren verstand, sowie nach Unten so auch nach Oben, gegenüber dem milden und frommen Sinne

Bewegung der Kirche Hemmeisen angelegt wurden, da ohne Erlaubniß der obervormundschaftlichen Behörden sich nicht ein Duzent Geistliche ohne Verdacht zu erregen versammeln dürften; da jeder Schritt, den er in seiner Amtssphäre machte genau vorgezeichnet war; wo ohne Anfrage die Gemeinden sich nicht zum Gebethe versammeln dürften; wo jeder Tropfen Wein zum allerheiligsten Mesopfer, jede Kerze die angezündet werden sollte, genau berechnet war. Jeder Organismus bedarf zur vollen Entwicklung Freiheit — auch die Kirche. Auch sie fordert Freiheit, sich ungebunden innerhalb ihres Kreises zu bewegen, ohne die Wirkungskreise anderer zu verwirren; sie sei keine dienende Magd mehr, sondern des Staates ebenbürtige Schwester.

Ich glaube übrigens mich deutlich genug ausgesprochen zu haben, daß ich den Gebrauch obenangeführter Mittel nur auf Gegenstände bezogen haben will, welche die Kirche und ihr Interesse betreffen. Politische Angelegenheiten seien der Kirche fremd *), außer der Klerus habe in der Entscheidung und Bestimmung derselben eine beratende Stimme abzugeben, in welchem Falle ihm dann als Bürger des Staates, welcher so wie die andern auch die

des Kaiserhauses, und da man nach Kaiser Joseph II. Muster wohl gelernt hatte, sich fortwährend im Klerus selbst Kreaturen zu bilden und zu erkaufen und so es dahin zu bringen, daß am Ende die meisten Geistlichen — besonders die höher Gestellten die drückenden und entehrenden Fesseln, die sie trugen, kaum mehr fühlten. — Der Radikalismus ist jedenfalls ein ehrlicherer und darum minder gefährlicher Feind der Kirche — als der Absolutismus; daher ist auch gerade von dem kirchlich gesinnten Klerus wahrlich keine Reaktion im politischen Sinne zu besorgen.

Anm. d. Red.

*) Dieser Gegenstand erfordert eine sehr genaue Distinktion und verdiente daher eine eigene Abhandlung. Wir hoffen eine solche nächstens liefern zu können.

Anm. d. Red.

Lasten desselben zu tragen hat, sein Recht wohl nicht leicht entzogen werden kann, und wo er denn ebenfalls ein Wort mitzureden hat. Gehorsam der Obrigkeit und Achtung vor den bestehenden Gesetzen ist ein Geboth, welches so alt als das Christenthum selbst ist. Die Kirche kann unter allen politischen Institutionen bestehen.

Was auch die Zeit bringt — und viele Dinge werden geschehen, damit die Gedanken Vieler offenbar werden, — ohne Zulassung Gottes geschieht nichts. — Darum vertrauen wir auf Ihn — der lange schon die Gränzen vorgezeichnet, und dessen Finger von Ewigkeit her schon geschrieben: Bis hieher und nicht weiter.

Stießberger,
Coop.

XIII.

Gedanken

über

den in der Reichsversammlung zu Frankfurt gestellten Antrag um Aufhebung des Cölibates.

Frankfurt 24. Juli. Der österreichische Abgeordnete *Grigner* hat den von 110 andern Deputirten mitunterzeichneten Antrag gestellt: Die Nationalversammlung wolle die provisorische Centralgewalt veranlassen, wegen Aufhebung des Cölibatgesetzes mit der römischen Curie in Verhandlung zu treten, und zu diesem Ende vorläufig einen besondern Ausschuß zur Berichterstattung zu bestellen.

Diese Zeitungsnachricht ist wohl geeignet, in jedem aufrichtigen Katholiken und dem katholischen Klerus Deutschlands insbesondere, mancherlei Gedanken zu erwecken.

Wird die hohe Versammlung zu Frankfurt, von welcher das gesammte Deutschland, und folglich auch die größere katholische Hälfte der Bevölkerung Feststellung ihrer Rechte und Bürgerschaft für Heilighaltung derselben in jeder, folglich auch in religiöser Beziehung sehnsuchtsvoll erwartet, auf jenen Antrag eingehen? Und wenn —? Wird der h. Stuhl sich in Verhandlungen einlassen, d. h. die Kammersprache in's Deutsche übersetzt, — wird er das Cölibatgesetz aufheben? Wenn aber die Schritte der provisorischen Centralgewalt, wie die Prämissen einer 1800jährigen Geschichte schließen lassen, erfolglos bleiben, — welche

Folgen werden Deutschlands Katholiken dann zu erfahren haben, Folgen, deren Umfang gegenwärtig kaum geahnt werden kann? — Solche und ähnliche Fragen drängen sich mehr oder weniger deutlich wohl jedem auf, der obige Nachricht liest.

So wichtig sie auch sein mögen, so ist es doch nicht ihre Beantwortung, die mich beschäftigt. Ich halte mich an die Nachricht selbst, und an die zunächst liegenden Wirkungen, die sie veranlassen dürfte, weil ich meine, daß wir Oesterreicher, — Geistliche und Laien, derselben ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden sollen.

Ohne also die tiefgehende folgenreiche Bedeutung des beantragten Gegenstandes weiter erörtern zu wollen, so erhalten wir durch jene Mittheilung die nicht zu bezweifelnde Kunde: was bisher in einzelnen Flugblättern und Zeitungsartikeln wie ein Gespenst bald mit Geklirr und Gepolter, bald mit Freundeslispeln und lockendem Geflüster sich vernehmen ließ, hat in der hohen Nationalversammlung zu Frankfurt wahrnehmbare Gestalt genommen und mit deutlichen Worten sich verlauten lassen: die provisorische Centralgewalt sei zu veranlassen, wegen Aufhebung des Cölibatgesetzes mit der römischen Kurie in Verhandlung zu treten, und zu diesem Ende sei vorläufig ein besonderer Ausschuß zur Berichterstattung zu bestellen.

Sonderbar! Die Aufhebung eines Gesetzes der katholischen, d. i. allgemeinen, den ganzen Erdenkreis umfassenden Kirche wird in der Versammlung des deutschen Volkes zur Sprache gebracht. Eine Versammlung, die die Rechte des ganzen freien deutschen Volkes in ihren Grundzügen berathet, soll sich mit der Begränzung einer Vorschrift befassen, die einen einzelnen Stand angeht, oder um mit den Liberalen zu reden, diesen Stand fesselt, einen Stand, den dieselben modernen Freiheitshelden, weil sie in ihm, ich weiß nicht, welches Hinderniß der Freiheit erblicken, am liebsten in Sibiriens

Eisfeldern wüßten! Welche Widersprüche! Und dennoch muß man annehmen, daß der Herr Antragsteller und die mitunterzeichneten 110 Deputirten gar wohl wissen, was sie thun.

Die Erfahrungen, welche die katholische Kirche in Deutschland seit mehreren Jahrzehenden und in Oesterreich insbesondere seit 4 Monaten zu machen übergenug Gelegenheit hatte, können über die wahre Tendenz des Antrages unmöglich einem Zweifel Platz geben; sie weisen vielmehr darauf hin, in demselben eine warnende Stimme, eine Mahnung nicht zu überhören, die Deutschlands Katholiken und namentlich den Klerus aufruft zur Wachsamkeit und Vorsicht, daß er nicht in die nächstgelegene, vor ihm geöffnete Grube falle. Dieser Mahnruf scheint insbesondere dem österreichischen Klerus zu gelten, damit er nicht in sorgloser Ruhe überrascht werde oder in unüberlegtem Gebrauche eines vermeintlichen Freiheitsrechtes darein tappe, und so in beiden Fällen den eigenen Feinden in die Hände arbeite.

Schauen wir uns die Nachricht etwas genauer an. Von Wem geht der fragliche Antrag aus? Warum wird er gerade jetzt auf's Tapet gebracht? Und warum wird er in dieser Weise gestellt?

Der österreichische Abgeordnete Grizner, so lautet die Mittheilung, hat den von 110 andere Deputirten mitunterzeichneten Antrag gestellt. Herr Grizner soll k. k. Hofsekretär und steirischer Deconom sein, die Mitunterzeichner aber gehören nach dem Berichte der allgemeinen Zeitung der Linken und äußersten Linken an.

Was mag nun einen österreichischen Abgeordneten bewogen haben, einen solchen Antrag zu den seinigen zu machen? Hat er von seinen Wählern eine Aufforderung dazu erhalten? Dieß läßt sich ganz sicher verneinen. Oder sind ihm etwa aus Oesterreich Petitionen in diesem Sinne

zugegangen? Vom Klerus? oder vom katholischen Volke? Von dem letzteren ganz sicher nicht; das wird Jeder zugeben, der die Gesinnung des katholischen Volkes über diesen Punkt kennt. Und was den Klerus betrifft, so hat man wohl gelesen, daß die ersten Strahlen der Märzsonne die Heirathsgelüste einiger kroatischer Geistlicher aufthauen machte, dagegen die Schamröthe zurücktrieb, womit die Petition um Aufhebung des Cölibats die Wangen der Unterzeichner hätte röthen sollen. Allein, Kroatien ist in Frankfurt nicht repräsentirt, und die Wirksamkeit der deutschen Nationalversammlung reicht nicht in die ungarischen Nebenländer. In einer im Wendenseminär zu Prag gehaltenen Versammlung ließen sich zwar auch anticölibatäre Aeußerungen vernehmen, allein ein großer Theil der anwesenden Geistlichen protestirte sogleich gegen jede solche unkirchliche Kundgebung, und überdieß ist Böhmen bis jetzt nur sehr sparsam in Frankfurt vertreten. Aus den übrigen Provinzen Oesterreichs hat man von Manifestationen im Sinne des Antrages so viel als nichts, dagegen aber gründliche, rechtfertigende Stimmen für die kirchliche Observanz vernommen, und nimmermehr kann ich mich überreden, daß von Seite des österreichischen Klerus eine derartige Petition nach Frankfurt zu Handen des Herrn Grizner abgesendet worden sei. Ich vermag daher auch in Oesterreich, von Seite der dabei zunächst Betheiligten die Veranlassung nimmermehr zu finden, welche einen österreichischen Abgeordneten zur Einbringung des Anticölibats-Antrages ausersahen konnte.

Erweitern wir aber unsern Gesichtskreis; lassen wir das, was in den jüngstverfloffenen Jahren in verschiedenen Gegenden des deutschen Vaterlandes vor sich ging, an unserm Blicke vorüberziehen, ob wir nicht zu einem erklärenden Schluße kommen. Die heirathslustigen Bestrebungen eines Theils der baden'schen Geistlichkeit, besonders im Seekreise, sind allgemein bekannt; sie macht dessen selbst durch-

aus kein Hehl; sie hat in der baden'schen Kammer bereits warme Vertreter gefunden; und wenn ein ähnlicher Antrag auch bei dem besten Willen der Volksvertreter und der Regierung damals erfolglos blieb, und seiner Natur nach, erfolglos bleiben mußte, so hat dieß weder ihren Sinn geändert, noch ihre Bestrebungen beirrt, auf allen Fährten steuerte und steuert sie dem vorschwebenden Ziele zu; und dieser Theil der Badner-Geistlichkeit hat warme und getreue Fürsprecher in der Paulskirche zu Frankfurt. Ihr mehrjähriger Anführer, Kuenger von Konstanz, wurde als Volksvertreter dahin gesendet, dem wir gewiß nicht Unrecht thun, wenn wir ihn unter die Mitunterzeichner zählen. — Nicht weniger bekannt ist es, daß der sogenannte Deutschkatholizismus für manchen mit seinem Berufe Zerfallenen und der Enthaltbarkeit, die er verlangt, überdrüssigen Priester ein willkommenes Asyl ward, in dem er das ihn drückende Joch des Herrn mit dem Ehestandsjoche vertauschen, und dafür noch des Beifalls der deutschen Journalistik versichert sein konnte. Bei dem ganzen deutsch-katholischen Spektakel, wie es von radicalen Debütanten unter großmüthiger Ueberlassung der Hauptrollen an gesinnungsgleiche Priester, in religiösem Kostume bis auf die neueste Zeit, in mehr als Einem Aufzuge aufgeführt wird, ist es nothwendig und besonders zur Orientirung in unserer Frage wichtig, zweierlei Zuschauer zu unterscheiden, die nahe und die ferneren stehenden. In jenen deutschen Landen, wo die neue antireligiöse Bewegung nicht bloß kein Hinderniß, sondern jeglichen Vorschub selbst von Staatswegen fand, konnten die Leute das gepriesene Reformationswerk und dessen gefeierte Apostel bei ihren Herumzügen ganz in der Nähe sich anschauen. Das hatte freilich die Folge, daß manche schon am Glauben bankerotte Glieder, wie dürre Blätter vom Baume der Kirche abfielen, daß einzelne schon im Konkubinate lebende oder weiberfüchtige Priester der, ihren inbrünstigsten Begierden Befriedigung verheißenden Fahne

folgten und eine deutsch-katholische Pfarrerstelle, d. h. für sich und ihre Familie eine Versorgung fanden; dagegen aber konnte es auch nicht ausbleiben, daß eine größere Anzahl schon lau und gleichgültig Gewordenen bei dem Anblicke der ganzen erbärmlichen Wirklichkeit um so wärmer und inniger des Reichthums sich bewußt wurden, den die Kirche ihren Getreuen zu biethen vermag; daß mancher vielleicht schon wankend gewordene Geistliche um so ernster seinen heiligen Beruf sich zu Gemüthe nahm, je mehr das natürliche Schamgefühl vor einer solchen Kameradschaft ihn abwendete. Vergessen wir überdieß nicht, daß radikale Talente die deutschkatholische Bewegung sehr passend für ihre Pläne fanden; sie erblickten darin ein Mittel, sich bemerkbar zu machen, eine Stufe, aus der Dunkelheit zum Volksmanne sich aufzuschwingen und eine politische Bedeutung zu ersteigen. Der bekannte Robert Blum ist nicht der einzige Deputirte, der in dem Reichstage zu Frankfurt sitzt, aber kaum jemals hätte erwarten dürfen, so hoch sich zu erheben, ohne den Stelzen, die der Deutschkatholicismus ihm geliehen. Auch ihm und seinen Freunden werden wir nun ebenfalls sicherlich nicht Unrecht thun, wenn wir ihre Unterschriften unter den Hundertzehn zu finden meinen.

Die in der Ferne stehenden Zuschauer konnten begreiflich das Glück des unmittelbar in der Nähe beobachtenden Publikums nicht theilen; sie konnten zu dem angekündigten Wunderkinde weder durch Betrachtung seiner Wohlgestalt hingezogen, noch durch Beobachtung seiner Mißgestalt davon abgeschreckt werden. Es erging ihnen, wie Allen, die etwas bloß in der Entfernung anschauen; man sieht bloß die Hauptumrisse, die weitere Ausbildung und Ausmahlung bleibt der Phantasie anheimgestellt. In dieser Lage befand sich Oesterreich dem Kongethum gegenüber; in seinen Staaten ward ihm kein Werbeplätzchen gegönnt; seine guten und schlechten Früchte dürften hier, so weit es eine Polizeiaufsicht zu hindern vermochte, weder

zur Ansicht noch zum Verkosten ausgestellt werden, und wenn dasselbe hierlands als ein die deutschen Gauen durchziehendes Tagesphänomen allerdings nicht unbekannt bleiben konnte, wenn ausländische von der Censur erlaubte Blätter dasselbe besprachen, so konnte man es doch nur, wie von Ferne, betrachten, und es blieb dem Einzelnen überlassen, in welcher Weise, ob in einer demselben günstigen oder ungünstigen, er es sich weiter ausbilden wollte. Es gehört nicht zur Sache, den Eindruck näher zu bezeichnen, den dasselbe auf die Laien übte; wie es verlautete, fand dasselbe bei einer gewissen Klasse, die man, weil ohnehin allwärts satzsam charakterisirt, nicht deutlicher zu benennen braucht, nicht geringe Sympathien, die das bald darauf ausgesprochene Staatsverboth zwar gehorsamst unter vorsichtigem Verschluß zurückdrängen, aber wohl nicht vertilgen oder verbessern konnte. Der bei weitem größere Theil des österreichischen Klerus erkannte jene Erscheinung in ihrem wahren Werthe, obschon es nicht verschwiegen werden darf und zur Verständigung in der vorliegenden Frage angeführt werden muß, daß ein Paar berufsvergessene Priester über die Gränze schlüpfen, im Lager der deutschkatholischen mit Jubel empfangen wurden und, zum unwidersprechlichen Zeugnisse ihrer reinen Motive, alsbald eine Lebensgefährtin heimführten.

Nach dieser gedrängten Umschau und Orientirung über die Standarte der anticölibatären Pflanzen aus deren Saft ohne Zweifel der Antrag um Aufhebung des Cölibates gebraut wurde, um dann als die endlich erhaltene Goldtinktur für alle Leibes- und Seelenschaden der gesammten katholischen Geistlichkeit präsentirt zu werden, dürfte der Umstand, daß gerade ein österreichischer Abgeordneter jenen Antrag zur Vorlage brachte, eine natürliche Erklärung finden. Sei es, daß über diesen Gegenstand eine Petition von einem der diesen Antrag adoptirenden Herrn eingelaufen sei; oder daß badische und rongeansirende De-

putirte mündliche dießfällige Wünsche mitbrachten, oder daß der Eine oder Andere im Uebermaße des Mitgefühls mit dem Klerus sich veranlaßt fand, diesen Gegenstand vor die deutsche Reichsversammlung zu bringen. Keiner war geeigneter, seinen Namen hiezu herzugeben, als ein Oesterreicher. Im übrigen Deutschland war seit ein Paar Jahren die Sache, so zu sagen, öffentlich verhandelt, das Thor in das Paradies des Fleisches stand den begierlichen Priestern offen; es war nur zu beklagen, daß der Eintretenden nicht mehrere waren; man wußte mit Sicherheit zum Voraus, in welchen Gegenden und von Welchen ein solcher Antrag mit Freuden begrüßt würde. Aber Oesterreichs Klerus, — der so lange in Nacht und Knechtschaft niedergehaltene, vielleicht eingeschlafene oder halbtodte Klerus, — der sollte aufgeweckt werden. Oder sollte die erwähnten Beispiele der also gesinnten Priester in Oesterreich vereinzelt dastehen? Sollten sich nicht viele Gleichgesinnte hervorthun, die nur aus bisher zu beachtenden Rücksichten noch an sich halten? Sollte die neu aufgegangene Sonne „der Freiheit“ nicht in vielen derselben Hoffnungen geweckt haben, die sie sich in den Tagen der Sklaverei selbst nicht klar zu machen getrauten? Diesen also, den österreichischen Priestern, muß vor Allen der Weg gezeigt werden, auf welchem sie die solange unterdrückten Rechte „auch Menschen sein zu dürfen,“ wieder erlangen können; es sollte ihnen Gelegenheit geboten werden, in Petitionen ihre Wünsche anzusprechen, die sie natürlich nirgends anderswohin richten können, als an die deutsche Nationalversammlung, welche darum beisammen ist, damit jedem Deutschen, also auch den katholischen Priestern seine Freiheit werde. Und voraussichtlich werden sie sich mit dem meisten Vertrauen und mit weniger Zurückhaltung an ihren Landsmann wenden.

Wenn daher die mitunterschiedenen Hundertzehn den Antrag vom ganzen Herzen zu den ihrigen machen, so erscheint doch kein Abgeordneter mehr geeignet, denselben un-

ter seinem Rahmen der hohen Versammlung vorzulegen, als ein österreichischer. —

Auffallen muß es ferner, daß der Antrag wegen Aufhebung des Cölibatgesetzes schon jetzt gestellt wird.

Was drängt denn so sehr? Bekanntlich ist die Berathung der Grundrechte des deutschen Volkes in der hohen Versammlung eben jetzt an der Tagesordnung. Unter diesen Grundrechten befindet sich auch die „Religionsfreiheit.“ Ohne Zweifel in Rücksicht auf dieses zu erörternde Grundrecht ist ein eigener „Auschuß für Kirchen- und Schulanlegenheiten“ beliebt worden. Von diesem aus werden daher zu seiner Zeit, wenn das Grundrecht der Religionsfreiheit zur Berathung kommt, die einschlägigen Anträge eingebracht werden. Unter diese reihte sich dann ganz natürlich die Frage über Beseitigung des katholischen Cölibates, da er die Freiheit der katholischen Kirche und das Verhältniß, in welchem der katholische Klerus zum Volke steht, oder zur Beförderung der Ueberbevölkerung etwa gestellt werden soll, wesentlich berührt. Weßhalb also ein Vorgehen, und die Formirung eines besonderen Antrages? Motive der Liebe oder der Abneigung gegen die katholische Kirche und ihren Klerus, so wie etwaige Wünsche für Umgestaltung ihrer Verhältnisse, schienen nicht sowohl Eile, als Besonnenheit, und deßhalb Abwarten der ohnehin sich darbietenden Gelegenheit anzurathen, um so mehr, als man sonst gar leicht Blößen zu geben, die wahre tiefste Herzensgestimmung aufzudecken und die Betheiligten zur Vorsicht und Abwehr aufzuwecken fürchten durfte. Anders aber stellt sich die Sache, wenn es damit nicht sowohl auf den deutschen Klerus überhaupt, als vielmehr auf den österreichischen im Besonderen abgesehen ist. Die Weise, in welcher seit den Tagen der Preßfreiheit und anderer Erregungenschaften, die katholische Kirche und ihre Diener und ihre Institute behandelt worden, ist Jedermann bekannt.

Ablösung, und noch mehr — Aufhebung der auf Grund und Boden haftenden Lasten, Aufhebung aller Klöster, Einziehung aller Kirchengüter, Besoldung vom „Staate;“ dann Losreißung von Rom, Beweibung der Priester, Beseitigung der Ehrenbeicht, und dahin einschlägige Materien bildeten die stehenden Artikel der radikalen Blätter, nicht zu gedenken der Inhalts verwandten Pamphlete, mit denen das ganze Land überfluthet wurde. Zeitungen, denen man mehr Mäßigung zumuthen durfte, hielten es nicht unter ihrer Würde im Chore mitzuheulen. Vereine, die nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Staatsverhältnisse sind, legen ohne Rückhalt die gleichen kirchenfeindlichen Gesinnungen an den Tag. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Angriffe auf das Bollwerk der ewigen Wahrheit, die mit der Vertreibung zweier von dem Zeitgeiste mit der ganzen Wucht eines fanatischen Wahnsinns verhaßter Orden ihren Anfang nahmen, noch langwierige Kämpfe und ernste Prüfungen verursachen werden; Angriffe, die um so wüthender gemacht werden, als die katholische Kirche unter dem vorigen System eines gewissen Schutzes sich zu erfreuen, und daher mit diesem so verwachsen schien, daß sie mit dem Falle desselben, wie man wähnt, ihre haltende Stütze ohnehin verloren, und wenn sie demohingeachtet auf ferneren Bestand durch selbsteigene Lebenskraft Anspruch machen sollte, wie jenes, als unverträglich mit der errungenen Freiheit angesehen werden müsse; Angriffe, die um so hitziger unternommen und beharrlicher fortgesetzt werden, als die Kräfte des Feindes in Oesterreich seit Jahren zurückgedrängt, und niedergehalten, an Intensivität gewonnen, gleich dem Dampfe, der seine Fesseln gesprengt, mit aller Gewalt nun über die Gehäße sich ergießen und ihre angewachsene Fülle und Frische naturgemäß desto beharrlicher entfalten müssen; nebenbei aber aus dem radikalen Lager aller Länder und Völker unerschöpflichen Suffurs erhalten und zu hoffen haben.

Um die Mittel zu diesem Kampfe ist ein solcher Feind nie verlegen; er darf nicht viel darum suchen; seit einem Säculum hat die Rüstkammer reichlichen Vorrath gesammelt, zu dem er denn auch jetzt ungenirt greift, in seiner Einfalt entzückt, als ob er der Erfinder wäre. Da er aber bei allem Munitionsvorrath doch einer gewissen Ahnung sich nicht erwehren mag, daß jene Felsenburg, die schon so oft und so heftig angegriffen, dennoch nie bezwungen werden konnte, vielleicht auch seinen Anstrengungen in Oesterreich widerstehen möchte: so späht er nach einer minder bewachten Seite, von welcher aus die Feste überrumpelt und erstiegen werden könnte. Um auch hier den kostbaren Schatz seiner Geisteskräfte nicht anstrengen zu dürfen, kommen die noch nicht vergessenen deutsch-katholischen Versuche ihm zu Gute, und er begreift, daß der Cölibat wohl der geeignetste, den sichersten Erfolg versprechende Angriffspunkt wäre. Ein Gelingen seiner Pläne winkt ihm hoffnungsgrün entgegen in der Erwartung, daß vielleicht im Lager der Kirchlichen selbst darüber eine Entzweiung entstehen, eine gute Anzahl Ueberläufer ihm zuführen, und den vollständigen Sieg erringen helfen würde. Daher ist es denn auch besonders die Ehelosigkeit der Priester, über die man herfällt, die Darstellung derselben als eine unerträgliche Last, als eine Beleidigung des Natur- und Sittengesetzes, als eine Scheidewand, die von dem Familienleben und der bürgerlichen Gesellschaft abschließt u. s. w., die man wortreich genug zu geben nicht unterlassen kann. Zu diesem Ende werden Flugblätter voll des erbarmungswürdigsten Mitleids mit den Unglücklichen, und der liebeichsten Beweise für die Nothwendigkeit der Aufhebung, — mit geziemend anzuerkennendem Eifer — weil aus reiner Liebe zu dem Klerus — nicht ohne Schweiß — fabrizirt und verbreitet und nachgedruckt. Zu diesem Ende wird in allen Ecken und Winkeln des Landes nach Anekdoten gesucht; Altes und Neues aus dem Urathe hervorgeschaufelt und

mit den gehörigen Ingredienzen gewürzt, dem scandalhunngrigen Publikum dargebothen; und glücklich jenes Zeitblatt, das für seine Spalten derlei Correspondenzen findet. Während man das Spürsystem der verlebten geheimen Polizei nicht genug verabscheuen kann, wendet man dasselbe ohne Scheu für diesen Zweck an, und in einem Maße, daß die Geruchsorgane der ehemaligen Spizel stumpf erscheinen gegen die der jetzt beliebten; denn diese wittern nur, was sie gerne riechen, und selbst dort etwas, wo nichts vorhanden. Zu diesem Ende, insbesondere jenes Pasquil auf das Oberhaupt der h. Kirche, das einem unschlüssig läßt, ob der Gemeinheit oder der Gotteslästerung die Palme gebühre. Dieses und noch vieles Andere dahin Gehörige ist seit 4 Monaten an der Tagesordnung, und soll die öffentliche Meinung für den Hauptschlag gewinnen. Der edle Eifer aber drängt; er möchte das, was er als Glück erstrebt, auch sogleich besitzen. Zudem, scheinen die Zurüstungen auch noch so gut getroffen, läßt sich doch ein gewisser Zweifel an dem Erfolge nicht abweisen. Der Reichstag ist in Wien eröffnet, und vielleicht fühlt er sich bald aufgefodert, die Verhältnisse der Kirche zu dem constitutionellen Staate in Berathung zu ziehen. Es hat so manche kräftige Stimme sich gegen jene Eingriffe in das Gebieth der Kirche sich schon erhoben, und sowohl gegen die zärtliche Sympathie mit dem Drucke, unter dem der Geistliche schwachen soll, als gegen die böshaftern Verläumdungen und Ehrabschneidungen Verwahrung eingelegt. Das Volk hängt auch noch stark an alten Vorurtheilen. Daß man über den günstigen Erfolg der anticölibatären Bestrebungen doch nicht so ganz im Reinen sei, beweist so mancher Stoßseufzer, der den jetzt auf allen Wegen zu treffenden Wiener-Studenten entfährt.*) — Bringt man hiemit

*) An m. Erst vor 8 Tagen konnten geneigte und ungeneigte Ohren in einem Stellwagen der Eisenbahn die Aeußerung vernehmen: „Wenn nur die Geistlichen zusammenhalten, daß sie heirathen dürfen.“

noch die Thatsache in Verbindung, daß die zur Vereinigung der österreichischen Deputirten in Frankfurt ursprünglich bestimmte Sokrates-Loge zu einer zweiten Wiener-Nula sich gestaltet habe, so ist es wahrlich nicht leere Gespensterseherei, wenn der österreichische Klerus den fraglichen Schritt besonders auf sich bezieht. Es möchte jenen, mit und ohne Mandat in Frankfurt anwesenden Repräsentanten Oesterreichs vorschweben, es sei immerhin klug und wünschenswerth, daß Oesterreich nicht allein und zuerst jene Frage in Berathung ziehe. Ist sie für ganz Deutschland entschieden, so kann Oesterreich ohnehin nicht zurückbleiben und eine Ausnahme machen. Damit nun eine so gute Sache nicht länger in suspenso bleibe, findet sich die Linke und — äußerste Linke in der Paulskirche zusammen, und stellt einen österreichischen Abgeordneten an ihrer Spitze, jetzt, zeitlich genug, damit auch die Stimmung des österreichischen Klerus sich bald genug kund geben kann, — den fraglichen Antrag.

Mit der bisherigen Betrachtungsweise stimmt auch die ganze Fassung desselben, die Art und Weise, wie er gestellt ist, vollkommen überein: „Die hohe Rational-Versammlung“ Hierin ist es uns zuerst gegönnt, die Höhe der Kenntnisse zu messen, auf welcher die Redaction des Antrages — denn wir wollen dem Herrn Gritzner nicht die alleinige Verantwortlichkeit aufbürden — im Jahre 1848 steht. Denn „die römische Kurie“ ist eine spezifische, eigenthümliche Erfindung der sogenannten Philosophie des vorigen Jahrhunderts, die dem Christenthum den Untergang geschworen und zur Erreichung dieses Zweckes die bisher geltenden Begriffe verwirren, daher auch hiesür passende Ausdrücke einbürgern mußte. Was seit dieser Zeit im Gebiete der Wissenschaft vor sich gegangen, ist denselben somit fremd geblieben, und mit Einem Schritte will sie, die ausschließliche Repräsentantin des Fortschrittes, uns um beinahe 100 Jahre zurückversetzen.

Dennoch trägt, was wir zweitens nicht übersehen dürfen, der Antrag eine gewisse Rücksicht auf die gesetzliche Autorität, ein schonendes Rechtsgefühl zur Schau. Nicht der hohen Reichsversammlung wird die Befugniß zugemuthet, über das Fortbestehen, oder die Aufhebung des Cölibates zu entscheiden, sondern die provisorische Centralgewalt soll veranlaßt werden, dießfalls mit der römischen Curie in Verhandlung zu treten. Man sieht, der Wolf hat den Schafspelz umgehängt, er verbirgt die Pfoten und die Zähne, um Unbehutsame desto leichter zu locken. Es handelt sich ja doch nur um eine „Menschenfagung,“ die beseitigt werden soll, um Abnahme eines Jocheß, das die römische Kirche unter Gregor VII. nach vielfältigen Versuchen endlich ihren Priestern aufgelegt haben soll; aber man will dabei doch die kompetente Behörde nicht umgehen. Diese Rücksicht verdient Anerkennung. Denn hätte der Antrag nicht mit demselben Zug und Rechte der hohen Reichsversammlung, kurzweg im souveränen Bewußtsein, die Abschaffung in Verhandlung zu nehmen, veranlaßt werden können? Oder hofft man vielleicht mit dieser Fassung das zu Schneidende des Antrages abzustumpfen, und so Befangene zu täuschen, und eine Majorität dafür zu erzielen? — Der Antrag ist endlich noch weiter dahin modificirt, vorläufig in Ansehung der Wichtigkeit und Eigenthümlichkeit des Gegenstandes einen besondern Ausschuß zur Berichterstattung zu bestellen. Ueber das eigentliche Ziel, worauf dieser Beisatz gerichtet ist, läßt sich kaum ein Fehlschluß machen. Was sollte der besondere Ausschuß bezwecken? Die Art und Weise, wie das nicht mehr zeitgemäße Gesetz abgeschafft werden soll? Wozu dann eine Verhandlung der Centralgewalt mit dem heiligen Stuhle? Oder sollte er die mit dem Aufhören des Cölibates zusammenhängenden Fragen: die Selbstständigmachung aller und jeder Priester, deren sofortige höhere Dotation, die Versorgung der priesterlichen Witwen und Waisen u. s. f. lösen? Das

hieße aber finanzielle Verhältnisse berühren, die in den einzelnen deutschen Staaten sehr verschieden sind, deren Feststellung daher diesen nicht so ohne Weiters aufgegeben würde. Oder war den Antragstellern ihr eingebrachter Gegenstand selbst nicht recht klar, wenigstens in seinen Einzelheiten, daß sie die Mithülfe eines besondern Ausschusses zur erklärenden Ausarbeitung für angemessen erachteten? Immerhin zugegeben; würden doch die Herrn sicherlich es sich selbst nicht gestehen. Mag daher die Rücksicht auf die eine oder andere der berührten Fragen die Bestellung eines besondern Ausschusses angerathen haben, der tiefere Grund hiezu drängt sich als ein anderer auf. Wie schon bemerkt, hätte der ganze Antrag dem ohnehin für Schul- und Kirchenangelegenheiten bestehenden Ausschusse überlassen bleiben können; schon ein besondrer Antrag muß befremden, noch mehr aber ein besondrer Ausschuss hiefür. — Es gehört zur Charakteristik eines deutschen Freisinnigen der Linken und äußersten Linken, daß er von sich die Ueberzeugung habe, und beständig im Munde führe und bei jeder Gelegenheit bethätige: er repräsentire das eigentliche Volk, seine Meinung sei die der immensen Mehrheit der deutschen Nation. Weder die Stimmen der Deputirten, noch die Protestationen von Gemeinden und Wählern, noch wie immer erhobene Demonstrationen gegen seine Behauptungen können ihn von diesem Aberglauben — dem modernsten — heilen; es bleibt dabei, alle Meinungen, Wünsche, Bedürfnisse jedes Einzelnen, jedes Standes, jedes Landes und ganz Deutschlands sind in ihm personifizirt; und folglich auch die des katholischen Klerus. Die Linke ist überzeugt, daß die Aufhebung des Cölibatgesetzes eine Forderung der Zeit ist; sie verspürt in ihrem Innersten einen Abscheu und Widerwillen gegen ehe-lose Geistliche; mithin ist es ihr auch eine ausgemachte Sache, daß der Klerus selbst eben so gesinnt sei, oder doch, um wahrhaft national zu sein, so gesinnt sein sollte. Allein, dieser Klerus ist nach ihrer Ansicht zu sehr eingeschränkt und

geknechtet; würde er seine wahren Gesinnungen laut werden lassen, so würde es um seine Beförderung, um sein Lebensglück, vielleicht um seine persönliche Freiheit geschehen sein. Er könnte sich freilich an jeden Volksvertreter wenden, er könnte seine Petitionen an den Ausschuss für Schul- und Kirchenangelegenheiten einsenden; allein ob er wohl auch darauf denkt und der Einzelne, oder die Einzelnen nicht von der Furcht abgehalten werden? Diese Bedenken hebt die Veröffentlichung, daß ein eigener Ausschuss bestellt sei, der sich mit der Eölibatsfrage beschäftigt, und froh ist, wenn viele Einläufe seine Berichterstattung ihm erleichtern. Wie wünschenswerth muß es ihm sein, in einer so ganz eigenthümlichen und wichtigen Sache Aufklärungen zu erhalten, und durch Theilnahme unterstützt zu werden. Den bereits erklärten, dem angelobten Eölibate abholden Klerikern soll eine Gelegenheit verschafft werden, wo sie ihre Wünsche ungescheut niederlegen könnten; die halben, furchtsamen und unentschiedenen aber sollen ermunthiget werden, daß sie ohne Scheu und Beklommenheit, ihrem Herzensanliegen einmal Worte leihen, sich offen erklären, um so unbesorgter, als die gesammte deutsche Nation in ihren versammelten Vertretern sie unter ihren unantastbaren Schutz nehme. Es sollte der eigens bestellte Ausschuss, besonders für den Klerus **D e s t e r r e i c h s**, sehr erwünscht, eine anziehende Lockspeise sein, für jenen Klerus, von dem man voraussetzen dürfte, daß er sich in der neuen Welt noch am wenigsten zu orientiren wisse, daß er noch am schüchternsten sei, wenn es sich um Abschüttlung jahrelang getragener Fesseln handle, daß aber auch die Gluth der Freiheitssonne auf ihn den wirksamsten Einfluß geäußert haben werde; er wird mit Freude die dargebotene Gelegenheit benützen; aus seinen Reihen stehet, nach Hinwegräumung der Hindernisse, der reichlichste Suffkurs zu erwarten.

Es ist kein Zweifel, daß die Herrn Antragsteller vermöge der oben bezeichneten Selbstschätzung sich den Dank des deutschen Volkes, und eine zahlreiche Betheiligung von

Seite der Geistlichkeit versprochen. Sollte aber ersteres gar nicht, und letzteres nur sparsam der Fall sein, so war doch Eins gewonnen: Zeigen sich heirathslustige Priester, so kann ein Skandal nicht ausbleiben; und je mehr sich melden, desto größer wird es sein. Und Skandale zu machen, war und ist dieser Leute Hauptbestreben. Wenn das Heilige in den Koth getreten, die Ehrwürdigkeit des katholischen Klerus in dem Charakter seiner Reinheit besudelt, das gläubige Volk aber irre gemacht wird, das ist und war ihnen von jeher Gewinn. Der Antrag um Aufhebung des Cölibatgesetzes, wie er der hohen Reichsversammlung in Frankfurt vorgelegt wurde, spricht daher mit vernehmbarer Stimme an den katholischen Klerus Deutschlands und Oesterreichs namentlich die Warnung aus:

Sei auf deiner Huth! Wahre deine Ehre! Arbeite nicht selbst deinen erklärten Feinden in die Hände!

Weitere Nachrichten bringen die Namen der Mitunterzeichner, unter denen richtig ein Robert Blum, Kuenzer und Sprießler, (der erstere Pfarrer in Konstanz, der letztere in Sigmaringen), eine nicht unbedeutende Anzahl aus unserm Vaterlande, und sogar zwei aus Oberösterreich (Kagerbauer und Fritsch), angeführt zu lesen sind. Der Antrag soll übrigens bei der National-Versammlung selbst wenig Anklang finden; die entschiedene Mehrzahl derselben ihn für ganz unpassend halten, wie er es auch in Wahrheit ist. Viele der Antragsteller sollen bereits wieder zurückgetreten sein, so daß die Zurücknahme des ganzen Antrages zu erwarten steht. Ob aber in dem zu Wien versammelten Parlamente nicht derselbe Gegenstand zur Sprache gebracht werde, und daher für Oesterreich fortwährend Aufmerksamkeit verdiene, dürfte nur der bezweifeln, welcher die Elemente nicht würdigt, aus denen der konstituierende Reichstag zusammengesetzt ist, und welche naturgemäß dessen Richtung bestimmen werden.

G. Gugeneder.

XIV.

Die ersten drei Böglinge des Knaben- Seminärs.

(Erzählt im Jahre 1867.)

Vor bemer kung. Der Verfasser hat dieses Produkt seiner Phantasie bereits im Jahre 1847 geschrieben, und zwar nicht so wohl um damit an die Dessenlichkeit zu treten, sondern zur Unterhaltung jener Herren, die auch andere ähnliche Produkte einer gütiger Aufnahme würdigten. Da nun nach dem Urtheile dieser Herren dasselbe wegen einiger dort und da ausgestreuten Gedanken sich auch zum Drucke eignen möchte, so gibt er es, wie er es schrieb, nur das Allernothwendigste daran ändernd, ersucht übrigens jeden Leser mit seinem etwas barocken Stil Geduld zu tragen, und erklärt, daß die darin ausgesprochenen Ansichten eben nur seine Privatansichten sind, und daß er weit entfernt ist, dem Urtheile des Einen oder des Andern nur im Ge ringsten vorgreifen zu wollen.

Wenn ich zurückdenke an jene Zeit, wo ich als junger Studiosus mir beim Schneider die Klerik anmessen ließ, mit ganz eigenthümlichen Gefühlen; eine Feierlichkeit, die trotz ihrer Einfachheit auf die absolvirten Herrn Philosophen, von welchen mancher ganz stutzermäßig erscheint und das einfache Gewand mit sehr bedenklichen Mienen betrachtet, einen eigenen Eindruck macht; an jene Zeit, wo wir mit einander beim Fenster standen und uns in allerlei Plaudereien einließen: so muß ich sagen, daß sich an mir selbst und an den andern, und an der Zeit selbst auch, bedeutende Veränderungen ergeben haben. Ich bin jetzt ein glatzköpfiges Männlein, das die Sicht zusammengezogen, habe keinen Zahn

mehr im Mund und dafür eine Menge Falten in Gesicht, während ich damals ein lustiger, rothbackiger, blondhaariger Junge gewesen und auch an euch die ihr mit mir beim Fenster gestanden und die Leute in der Stille durch die Hechel gelassen habenden Mitkollegen, von denen ich Viele seitdem nimmer gesehen, hat die Zeit ihre theils rundende, theils eintrocknende, theils bleichende, theils Perücken nothwendig machende Metamorphose vorgenommen, und auch die Zeit, ja auch sie ist gewaltig grau geworden. Grau ist jede Theorie hat längst einer gesagt, es ist daher kein Wunder, wenn auch die Jahre, wo so viele Staats-Theorien sammt Religions-Theorien aufgegangen, eine gräuliche (als Ableitung von grau), Färbung angenommen. Das Umsetzen ins Praktische aber hat die Zeit in vielen Landen dunkelschwarz gefärbt und mitunter auch blutig roth. Aber es ist auffallend; dieselben Stürme, welche tausendjährige Eichen zersplitterten, und manche blühende Saat vernichteten, haben auch wieder das Gute gehabt, an andern noch anangebauten oder längst mit Spreu überschütteten Stellen das verwitterte Unkraut und Gerölle wegzufegen, also daß der lange schlummernde Samen nun um so üppiger zu sprossen vermochte; dieselben Stürme, welche halbe und schwache Geister zu Boden warfen, dienten dazu, die kräftigen Geister ihrer verbergenden Hülle zu entkleiden und um so schneller zu entwickeln; dieselben Stürme, welche so manchen Schein und manche Täuschung vernichteten, bereiteten den Weg der neu und jung erwachenden Wahrheit und der aufopfernden sorgenden Liebe. Wie zeichnet man aber die Liebe? Man stellt sie dar als Mutter, die ihr Kind an die Brust drückt, und mit sorgendem Auge es bewachet, und in so fern möchte ich auch die Kirche selber die Madonne der Liebe nennen, die mit gleicher Sorge, wie einst die Madonne, die nun im Himmel thront, das ihr anvertraute göttliche Kleinod bewachte, über die ihr anvertrauten Seelen wacht. Mutterliebe und Mutterforgfalt thut aber insbesondere der

Jugend noth, und darum war von jeher das Auge der mit dem Geiste der Kirche erfüllten Männer auf die Bildung der Jugend gerichtet, und solchen verdankt die Christenheit die herrlichsten Institute, deren Gründung sie Vermögen, Talent und ihre ganze Lebenskraft opferten. Sanken dieselben unter Kriegsgetümmel oder Verfolgung des Unglaubens oder aus Altersschwäche in sich selber zusammen, immer erhoben sie sich wieder in neuer Gestalt angepaßt dem Bedürfnisse der Zeit und des Landes. Solche liebende Sorgfalt hat denn auch den Blick mancher Männer in Oesterreich geschärft, daß sie das Bedürfniß einsahen, die Bildung derjenigen, die einst in ihre Reihen treten sollten, so früh als möglich an die Hand zu bekommen; sie haben das Bedürfniß einer Anstalt eingesehen, in welcher, um ein Gleichniß von einer Zimmerwerkstatt zu gebrauchen, die jungen Leute aus dem Groben behauen, als Baustämme unter Dach gebracht werden sollten gegen Regen, Schnee und Verwitterung, bis sie seiner Zeit unter der Hand des Kunsttischlers und Ebenisten zu saubern Einrichtungsstücken im Hause Gottes verarbeitet werden könnten in der höhern Anstalt, im Seminar. Der Gedanke ist wirklich so übel nicht. Was hat sie nur darauf geführt? Wer anders, als eben wieder die Kirche. Das Tridentinum ist ihnen im Magen gelegen, und mit dem ist's ihnen gegangen, wie dem lieben Johannes auf der Insel Pathmos mit dem Buch, ist auch süß im Munde, aber bitter, wie es verschluckt worden ist. Reden davon ist gar leicht, aber das Ausführen hat seine Ritlichkeiten. Und doch steht's klar und deutlich d'rin: *Sancta synodus statuit, ut singulae Cathedrales Metropolitanæ atque his majores ecclesiæ pro modo facultatum et diœcesis amplitudine certum puerorum ipsius civitatis et diœcesis vel ejus provinciæ, si ibi non reperiantur, numerum in collegio ad hoc prope ipsas ecclesias vel alio in loco convenienti, ab episcopo eligendo, alere ac religiose educare et ecclesiasticis disciplinis*

instituere teneantur. In hoc vero collegio recipiantur, qui ad minimum duodecim annos et ex legitimo matrimonio nati sunt, et legere et scribere competenter noverint et quorum indoles et voluntas spem offert, eos ecclesiasticis ministeriis perpetuo inservituros. Pauperum autem filios præcipue eligi vult, nec tamen ditiorum excludit, modo suo sumtu alantur et studium præ se ferant, Deo et ecclesiæ inserviendi etc. etc.: Sess. 23. Cap. VIII. de reformatione. Nun hat freilich der Bischof Gall, den Gott im Himmel dafür belohnt, für Jünglinge, die in das Studium der Theologie eintreten, das Seminar gegründet, das im Laufe der Zeiten zu einer geordneten und überaus segensreichen Anstalt sich ausgebildet; — aber es hat sich immermehr herausgestellt, daß es bei vielen der eintretenden Jünglinge mit der katholischen Ueberzeugung ziemlich windig ausschaut, daß bei vielen in den Jahren der sogenannten Philosophie der gelegte gute Grund zu wanken beginne, und sie sich dann in dem geistlichen Joche schwer zurecht finden, daß gerade in der gefährlichsten Zeit, der Sturm und Drangperiode der Jugend, so manche ohne väterliche und geistliche Leitung sich selber überlassen, auf Irrwege gerathen, und die edelsten Talente zu Grunde gehen und die besten Herzen vergiftet werden. Und doch will die Kirche zu ihren Dienern gerade die edelsten Talente und die besten Herzen, und brauchte sie nie mehr, als gerade zu der Zeit, wo man sich bemüht, das Alte alles abzustreifen, wo so viele Verhältnisse sich umkehren, und fast nichts mehr fest stehen will, als eben sie, die weil sie auf göttlichem Grunde erbaut ist. So und dergleichen sind die Gedanken gewesen, die als Dunst von dem im Magen liegenden Tridentinum in dem Kopfe der Gründer aufgestiegen. Und so haben sie in Gottes Namen angefangen. Weil aber Alles, was man in Gottes Namen anfängt, immer ganz klein und unscheinbar ist, als wie das Senforn im Evangelium, und weil es auf eine Menge Widersprüche stoßt, indem der

Baum, wenn er Wurzel fassen soll, vom Sturm und Wind hin und her gerüttelt werden will; weil es aber doch aufwächst und zunimmt an Alter, Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen, wie das Jesu-Kind, so ist es auch mit diesem christlichen Werke also gegangen. Bin damals noch Kaplan gewesen und fleißig herummarschirt, und habe mich höchlich delectirt an den verschiedenen Aeußerungen und Widersprechungen, die ich aus dem Munde einzelner Geistlichen vernahm. Ja, hat der eine gesagt, das kommt ja gerade heraus, als ob wir Alle nicht viel werth wären mit unserer Jugend-Bildung; der andere hat gemeint, daß es mit der Institutsbildung auch seine Anstände habe, und auf die Convicte hingewiesen, aus welchen allerdings, es läßt sich nicht läugnen, neben einer großer Zahl rechtschaffener und braver Männer auch hie und da ein Auswürfling hervorgeht, wofür aber gewiß die Convictsstatuten nichts können, sondern nur die Nichtbefolgung derselben; einem dritten ist der Schauer in den Sack gefahren und er hat die Besorgniß ausgesprochen, es möchte neben dem Alumnaticum noch als zweites Onus, auch das Seminaristicum pueristicum an seinen ohnehin geschmälereten Einkünften alljährlich etwas abzwacken; aber was das Schöne am Ganzen ist, keiner hat gesagt, es sei das Ganze von vornherein nichts werth, und alle haben ihre Ehrfurcht vor dem Tridentinum ausgesprochen, und die Uebereinstimmung des Planes mit demselben anerkannt, und trotz dieser aufsteigenden Dünste doch nach Kräften das Ihrige beigetragen. Denn wenn auch hie und da ein Gewölke darüber zieht, der Himmel bleibt bei alledem blau, und wenn auch einer oder der andere unter den Geistlichen ein Bischen umnebelt ist, die Grundfarbe ist doch haltbar, und Oesterreich's Klerus kann kühn dem aller andern Diözesen sich an die Seite stellen. Für's Erste ist er nicht dumm, wenn auch ein wenig zu schweigsam; für's Zweite erfüllt er mit Eifer und Freude seine Pflicht, und sind auch Schierlingpflanzen unterm Petersil, viel sind ihrer nicht.

So fiel denn die erste Sammlung schon so reichlich aus, daß man auf den Bau oder Ankauf eines Hauses wenigstens denken konnte. Die Zimmerwerkstatt dem Seminar gegenüber, die mich eben auf das obige Gleichniß geführt hat, stach gewaltig in die Augen ihrer passenden Lage wegen; auch die ehrwürdigen Räume eines alten Klosters waren bereit, den jungen Saamen aufzunehmen; kurz, es kreuzten sich verschiedene Pläne, bis unser Herrgott durch einen Wachtspruch die Sache entschied, und ein Haus vom Himmel sandte, wie weiland die casa Dei. Recht hat er gehabt! Sollte ja das Haus selber auch jener heiligen Hütte gleichen, wo der jugendliche Heiland unter den Augen seiner jungfräulichen Mutter und der väterlichen Aufsicht Josefs unbekannt und auch unbekümmert um das rauschende Welttreiben heranreifte zum segenreichen Wirken. Wenn aber Gott ein Mal d'rein redet, so begnügt er sich nicht mit etwas Halben, er sorgt gleich für was Ordentliches; er hat's schon so im Gebrauche, daß er weder Gutes noch Schlechtes, weder Freuden noch Leiden allein schickt, er schickt sie gerne in Gesellschaft, er wird wohl dafür auch seine guten Gründe haben. So hat er denn mit dem Hause auch den Josef gesendet, oder vielmehr mit dem Josef das Haus. Schwer war die Last, und Gott ergeben und mit Vertrauen ausgerüstet, die Mühe nicht fürchtend und sein Handwerk liebend, still und emsig, ohne Ehrgeiz, nur dem edleren Zwecke sich weihend, der Last gewachsen und bereit sie zu tragen, hoffend auf den, der den guten Willen segnet und sich geringer Werkzeuge bedient, um damit Großes zu bewirken — so mußte der Mann sein, und Oberösterreichs Klerus — hat solche Männer. So trat er ein in's Haus, in dem er als Kind sein Leben begonnen, um in demselben als Vater ein neues thätiges Leben zu beginnen, standhaften Schrittes, ob auch mit bebenden Herzen. Im Namen des Herrn, rief er: Gott segne meinen Ein- und Ausgang. Und Friede sei diesem Hause und allen die darinnen wohnen

— werden, setzte er hiezu; denn es wohnte noch Niemand darin. Das Haus war leer, er sollte es füllen. Gar wenig war da und Alles sollte durch ihn angeschafft werden in einer Zeit, wo die düstersten Verhältnisse wie ein Alp auf seinem Vaterlande lasteten. Und doch wollte er beginnen, denn, man gehe zurück in der Geschichte und viele derlei Anstalten sind mitten unter den trübsten Ungewittern geboren worden, und wenn der Himmel sich klärte, standen sie bereits groß gewachsen und erstarkt da; z. B. das Collegium Germanicum in Rom. Auch bedachte er, daß jede christliche Anstalt arm begonnen, und doch begonnen hatte und daß alle Ordensstifter, unter andern die heil. Theresia, es für sehr gut gehalten haben, wenn mit dem Beginn der Stiftung auch die Armuth einkehrte in's Haus. Da man klein anfing, so genügte der Raum des Hauses, und es fand sich selbst ein nettes Zimmerchen zur Kapelle. Ja aber da fiel ihm die Frage ein, unter welches Heiligen Schutz er sein Unternehmen zu stellen habe, und die Beantwortung dieser Frage galt ihm für das A im Alphabete seines Werkes. Josef sollte es sein, der arme Zimmermann, dem sich der göttliche Heiland anvertraute in seiner Jugend zur Leitung und Führung, der sollte auch sein eig'nes Vorbild werden und der Fürsprecher für die, deren Jugend der des Erlösers gleichen sollte; sein Haus sollte das Haus zum h. Josef und seine Zöglinge sollten Josefiner werden, damit der Name wieder ein Mal einen guten Klang bekäme*). So ist's recht. Dort im Seminar ist es der Heiland in seiner Vollendung, den sie auf dem Altare haben und den sie selbstständig mit freiem Entschlusse sich zum Vorbilde wählen; hier ist es der Heiland in seiner Kindheit unter väterlicher Aufsicht eines Heiligen. Er ging nun und kaufte alsbald

*) Wohl wird im kleinen Seminar auch der h. Josef als besonderer Beschützer verehrt werden; aber vor der Hand ist der Name: Gregorianum gewählt worden. A. d. Red.

einen Kupferstich, vorstellend den h. Josef, wie er dem kleinen Jesus das Hobeln zeigt, und den ließ er fassen in eine Goldleiste, hing ihn auf an der Wand, kniete nieder und sprach: Heiliger Josef, bitt für uns! — Das war der Anfang der Kapelle, die jetzt recht nett und sauber geschmückt sich erhebt in der Mitte des Gebäudes. Nun geht's an die Einrichtung. Zur Wirthschaft braucht er ein weibliches Individuum, und da ist schon wieder ein ziemlich kluglicher Punkt, über den sich mancher Pfarrer schon hinter den Ohren gekratzt, weil er ihn in Betrachtung ziehen mußte und mancher Kaplan sich ins Fäustchen gelacht, weil er nicht brauchte, ihn in Betrachtung zu ziehen. Doch, es fand sich auch hier eine fromme Person, die beseelt von dem guten Zwecke nicht so sehr des Lohnes wegen als um Gottes Willen der Leitung des Hauswesens sich unterzog. Für den Anfang war auch zur Nothdurft für Betten und Schreibpulte sammt den nothwendigen andern Einrichtungsstücken gesorgt, Aussicht auf Lebensmittel für mehrere Wochen war auch vorhanden. Nun ging es an die Aufnahme von Zöglingen. Zuerst wollte er mit dreien beginnen; und daß es bei der Aufnahme auf Vorsicht bei der Auswahl und genaue Aufstellung der Bedingungen ankam, ist klar; denn die gelungene oder mißlungene Erziehung derselben würde ja auch in Zukunft auf das Wohl und Wehe des ganzen Institutes einen bedeutenden Einfluß äußern, so wie die Aufstellung der Bedingungen bei der Aufnahme für alle künftigen Zeiten als Norm dienen sollte. Also das Letzte zuerst. Als Alter bestimmt das Tridentinum ad minimum duodecim annos, läßt also immerhin eine Zugabe von einigen Jahren gelten. So erschien es auch hier gut, nicht gleich Jünglinge, die eben erst zu studieren anfangen, aufzunehmen, sondern solche, die bereits die vier Grammaticalklassen vollendet haben, um so mehr, da bei erst beginnenden Studien noch ganz und gar keine Grundlage zum Urtheile weder über die Fähigkeit noch Sittlichkeit des Indivi-

duums vorhanden ist; weil ferner der Vorstand von Eltern besonders auf dem Lande, als auch von Pfarrern, die ihre Zöglinge so bald als möglich und gut placiren möchten, völlig überlaufen und bestürmt werden würde; endlich weil die eigentliche Gefahr den Jünglingen erst in den höheren Klassen des Gymnasiums und der Philosophie droht, und dort, wo die meisten sich schon durch Instruktionen etwas verdienen, und sich unabhängiger fühlen, die Eigenliebe und der Stolz erwacht, das Gehorchen aber, das doch immer bei der Bildung der Geistlichen die Hauptrolle spielt, schwer anzukommen anfängt. Es haben die Deutschen im Allgemeinen auch eine härtere Hirnschale, in welche das Licht auch später erst einzudringen vermag, als bei dem leichtbeweglicheren Franzosen und dem warmblütigen Italiener. Das Alter also von sechszehn Jahren und die vollendeten Grammaticalklassen diene hier zur Richtschnur, sammt der besonderen Zeugnisse des Professors, daß der Schüler sich immer als leutsam, fromm und eingezogen gezeigt habe. Es ward bei der Aufnahme mehr Rücksicht auf die Anlagen des Herzens als des Kopfes genommen, und nur bei gleich guter Herzensanlage der Talentirtere vorgezogen.

Als zweite Bedingung gilt eheliche Geburt. Abgesehen davon, daß es für den Geistlichen immerhin recht unangenehm ist, wenn er selber unehlicher Geburt ist, um nur Eines zur erwähnen: er soll sich ärgern, wenn er ein unehliches Kind in's Taufbuch einzutragen hat, oder er soll einer Gefallenen die gehörigen Vorstellungen machen, so muß er immer auf die Antwort gefaßt sein: Sie sind ja selber ein unehliches Kind oder wie sie's auf dem Lande verstehen, ein unehliches Kind. — Also abgesehen davon, ist die unehliche Geburt heut zu Tage bei den hierüber herrschenden laien Grundsätzen von Oben, die sich noch von der Populationstheorie und auch von dem schlechten Gewissen mancher lenkenden Herrn in puncto sexti herschreiben, eher ein Vorzug geworden, als eine Makel. Es ist freilich nicht

recht, wenn sie das Letztere wird, aber das Erstere ist noch weniger recht.

Wer des Schreibers Jugendgeschichte kennt und an den Fragmenten, die er einst darüber schrieb, sich erlustigte, wird eingestehen, daß, wenn je einer ein Stipendium noth hatte, er es war. Nun hatte er immer sehr gute Klassen, hat sich auch oft um Gines beworben, hat aber nie eins bekommen; denn er war weder eines Beamten Sohn, noch aus einer Familie, deren Ahnen ein Stipendium gestiftet hatten, noch war er — unehlicher Geburt. Nun sind gewiß die Hälfte der Studierenden keines von den dreien. Doch, daß ich nicht lüge; ja, ich habe Ein Mal ein Stipendium gehabt, das mir der seelige Canonicus Stolzenthaler einst beim Frühstück verlieh; es kostete mich einen Sechserstempel und eine Quittung über Ginen Gulden 40 kr. C. M., die ich beim Domceremoniaris erhob. Es ist die Stiftung des seel. Canonicus Bertgen für einen armen Theologen. — O seeliger Bruner! wenn du wüßtest, was man heut zu Tage unter dem Worte: Waise, versteht. Zu deiner Zeit hat man darunter solche eheliche Kinder verstanden, deren Eltern verstorben waren; heut zu Tage versteht man darunter solche, deren Eltern sich durch eine Summe Geldes von ihrer Elternpflicht los gekauft haben. Wahr ist es, wenn man sagt: Aber die Kinder können ja nichts dafür, daß sie unehlich geboren wurden. Ich erwiedere darauf: Die andern können auch nichts dafür, daß sie ehlich geboren sind. Also in's Josefinum gehören eheliche Kinder; auch aus dem Grunde, weil sie weniger Aussicht haben, ein Stipendium zu bekommen, als die unehlichen.

Arm sollen sie sein; denn sie sollen den Armen das Evangelium verkündigen und sich darauf gefaßt machen, ihr Leben lang nicht reich zu werden. Aus welcher Menschenklasse rekrutirt denn die Kirche ihre Priester? Aus der Klasse der Bauern, der Bürger, der Handwerker, kurz solcher, die sich's noch zur Ehre schätzen, einen Priester in ihrer

Familie zu haben. Seltene Fälle sind es, wo ein Beamtensohn oder ein Adelicher eintritt — und die Kirche hat alle Ursache dafür dankbar zu sein. Seit Frankreichs Klerus aus den armen Klassen seine Glieder sammelt, hat er keine schöngeistigeren Abbe's mehr und ist viel besser, als da der Adel und die Hohen sich zu seinen Stellen drängten. Wer ist es denn, der Irland katholisch erhielt? Seine Priester. Und woher sind sie genommen? Aus dem Volke. Auch Deutschlands Klerus hat gewonnen, seit er an Adelichen einbüßte. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Will ein Reicher eintreten, so muß er sich bequemen, die Armuth zu theilen. Wie hieß er denn nur, der liebe Abbate von Verona, der ein Waisenhaus gründete und hundert Kinder darin ernährte und sie nie Hunger leiden ließ, und der doch kein Kapital haben wollte (Siehe Schlör's Verona und seine Wohlthätigkeitsanstalten). Die ersten Zöglinge sollten ja auch beten für das Gedeihen des Hauses, und das Gebet sollte ihnen vom Herzen gehen, und es geht besser vom Herzen, wenn man arm ist, und man hat klarere Augen für die Erkenntniß des Segens von Oben.

So wurden nun auf Empfehlung des Präfekten und der Professoren des Gymnasiums drei Jünglinge ausgewählt, guter Anlage, und mit guten Zeugnissen versehen. Der erste, *Johann*, war eines Häuslers Sohn aus dem Mühlviertel; der zweite, *Anton*, eines Schusters Sohn aus der Stadt; und der dritte, *Marx*, das Kind einer Pflegers Witwe, die erst voriges Jahr in Armuth gestorben war, also daß der arme Knabe rein auf die Gnade guter Menschen angewiesen war. Der letztere besonders galt als sehr fleißig und hatte heuer das erste Prämium bekommen. — Der Vorsteher hat sie aufgenommen als Kinder, bei der Thür sie empfangen mit seinem Segen, und so eingeführt in das Kapellenzimmer, wo er sie knieend dem erwählten Patrone und der heil. Jungfrau und dem Heilande empfahl. Gut war noch Etwas. Alle drei hatten Kostörter, wo ihnen bisher das

Mittagsmahl gegeben wurde. Der Hausvater, denn so wollte er genannt werden, hielt es für keine Schande mit jedem von ihnen in jedes einzelne Kosthaus zu gehen, und zu bitten, daß ihnen auch in Zukunft diese Wohlthat nicht entzogen werden möchte, bis sich seine Anstalt in besserem Stande befinden würde. Man sagte es ihm bei allen zu. — Kennt ihr die Bursen bei den alten Universitäten? — Das waren Häuser, in welchen die armen Schüler Wohnung, Heizung, Licht, ein Abendbrot und Besorgung ihrer Wäsche und Beaufsichtigung fanden, und dieß ist gewiß für einen Studenten schon eine bedeutende Nachhülfe. Das Mittagsmahl findet er wohl bei guten Leuten. Aber es hat sehr viel auf sich, daß ihnen immer auch ein Nachtessen gegeben werde, sammt der Verpflichtung immer dabei zu erscheinen. Denn woher lernen denn die größeren Studenten das Wirthshausgehen und Trinken? Auf die natürlichste Art von der Welt. Sie haben vielleicht vier bis fünf Instruktionen — da bekommen sie Hunger und — Durst. Zu Hause haben sie nichts zu hoffen, nicht ein Mal eine warme Stube, denn die ist ein seltener Luxus; nun da gehen sie in's Wirthshaus und trinken, und weil sie beim Tabakrauchen weniger an's Essen denken, so stecken sie sich auch eine Pfeife in's Gesicht. Das Beispiel und die Gewohnheit macht dann das Andere. Daher gehen die Herrn Professoren in Anspruch bei ihren Sammlungen für die armen Studierenden von dem sehr richtigen Grundsatz aus, daß man denselben kein Geld geben solle, sondern ein genügendes Mittag- und Abendessen, was sie vor vielen gefährlichen Schritten bewahrt. Das war denn auch des Hausvaters Ansicht. So viel er ernähren konnte, wollte er selbst ernähren, fände sich aber noch Raum im Hause, so wollte er auch noch andere aufnehmen, die draußen ihre Kosthäuser hätten und im Hause selbst nur Beaufsichtigung, Leitung und väterliche Sorgfalt in Bezug auf das leibliche Wohl fänden. Am Abende aber wollte er sie Alle um sich haben, mit

ihnen und nichts Besseres essen, als sie; im Sommer nach dem Essen noch einen kleinen Spaziergang machen oder sie ein Regelspiel oder andere körperliche Uebungen vornehmen lassen, dann das gemeinschaftliche Gebet verrichten, und so den Tag christlich vollenden. — Ja über die körperlichen Uebungen! Wenn dem Soldaten körperliche Uebung und Kräftigung Noth thut, so gewiß auch dem jungen Geistlichen. Für's erste ist ein empfehlendes Aeußere, eine gerade Haltung schon für den Prediger sehr gut; ferner ist es wahrhaft auf dem Lande oft keine Kleinigkeit, die weitesten Speisgänge unter Schnee und Regen, über Berg und Thal vornehmen zu müssen, und es gehört dazu gewiß eine feste und gesunde Körperkonstitution, weshalb Niemand schlechter daran ist, als ein zartes Mutterköbchen, das keine Luft hat anblasen dürfen. Ferner sind sechs bis sieben Stunden des Tages, wo der Jüngling an den Tisch und die Bank geheftet ist, gewiß keine Kleinigkeit und der schlechte Gesundheitszustand so vieler Priester schreibt sich von ihren Studienjahren her; es wurde da der Grund zu ihren Hämorrhoidalleiden und anderen Uebeln gelegt, die sie oft ihr Lebetag nimmer anbringen. Hat man ja doch selbst in Innsbruck am Gymnasium eine Turnanstalt errichtet. Vielleicht haben gar die Jesuiten dazu geholfen, um ihre Sympathie für den Radikalismus damit auszusprechen. Ohe!

So begann denn das Tagewerk mit den drei ersten Insassen. Da sie von Anfang an gute Studenten waren, und der Hausvater sie immer ordentlich zum Studiren anhielt, so war auch ihr Fortgang in der Schule bis jetzt noch immer ausgezeichnet. Er ging ihnen aber auch an die Hand, erweckte ihren Wettseifer, lobte und tadelte, wie sie es verdienten, ließ die Arbeiten des Einen von den Andern kritisiren, und als die Zeit der Gedichte herankam, dieselben beim Essen von dem Verfasser vortragen. Max hatte hiezu die beste Anlage, und versprach, was Vortrag und

Gedankenfülle betraf, in Zukunft Ausgezeichnetes zu leisten. Anton war ein ziemlich einfältiger Mensch, aber die Ordnung selbst und von dem beharrlichsten Fleiße, während bei dem Dritten, dem Johannes aus dem Mühlviertel, sich bei gutem und soliden Benehmen ein eigenes Streben kund that, einer jeglichen Sache auf den Grund zu kommen, weswegen er auch ein Freund des geschichtlichen Studiums und der Algebra war, die dem flüchtigern Max nicht recht in den Kopf wollte; sonst hatte Johann einen stillen langsamen und doch sehr eindringlichen Vortrag, während seine Arbeiten sich durch Klarheit und Bestimmtheit auszeichneten. Da sie im Gymnasium mit griechischen und lateinischen Heiden ohnehin hinlänglich abgefüttert wurden, so wies er sie auf andere Klassiker hin, von denen sich die Herren Philosophen und Humanisten nichts träumen lassen: auf einen Chrysostomus, dessen begeisterte Reden gewiß auch so viel werth sind, als eine von Demosthenes und Isocrates; auf Ambrosius und Bernard im Lateinischen, von denen der erste doch auch was Klassisches an sich gehabt haben muß, da Augustin auf der Höhe seines Rednerruhmes zu ihm in die Schule ging, während den h. Bernard nebst dem, daß eine edle christliche Seele aus ihm spricht, die doch immer mehr werth ist, als eine edle heidnische, und selbst als solche hatte die des Cicero immerhin ihre Flecken, eine wahre Liebesgluth durchweht, die den Leser unwillkürlich mit sich fortreißt. In Gedichten gab er ihnen den Prudentius in die Hand und Spee's wunderliebliche lateinische Gesänge, auch poetische Arbeiten alter Jesuiten z. B. Montmorency's *Cantica sacra*; forderte sie auch auf, das Eine oder Andere zu übersetzen und nachzuahmen. Sie lernten da noch andere Heldengestalten kennen, als die in ihren Schulbüchern stehen, (sammt der Jahrzahl, wann sie den Thron bestiegen und wann sie gestorben, Männer), um die sich ihr ganzes Jahrhundert gruppirte, und die eigentlich das erwärmende und erhellende Licht ihrer Zeit gewesen.

und so bekamen sie Lust die Kirchengeschichte kennen zu lernen, nicht nur die Reden dieser Männer zu lesen, sondern auch ihre Thaten, die Geschichte, vom Standpunkte der Kirche aus zu betrachten, welcher allein der rechte ist, weil der allein wahre, da die Kirche die Wahrheit hat; der allein rechte vor- und rückwärts von Christus.

Ich habe oft darüber nachgedacht, was wohl die rechte Methode sein möchte Geschichte zu schreiben und spreche hier meine Meinung darüber aus. Nicht die ist es, die Thatfachen der Zeit nach an einander zu reihen; es macht die Zeit nicht die Menschen, sondern die Menschen machen die Zeit, das Chronikewesen hat sich überlebt, nicht die ist es, Geschichte zu machen, also daß die Namen und Personen nur das Gewand sind und der Schriftsteller selbst mit seinem Meinungsstram dahinten steckt und die Personen sich bildet, wie sie ihm gut dünken, als ob er ein Theaterstück schriebe und, um doch ein Bißchen den Schein zu retten, dort und da einen Faden von Thatsache hineinflickt. Schloffer in Heidelberg, der eigenem Geständnisse zu Folge seine Geschichte seiner eigenen Bemerkungen wegen schreibt und Notteck sind Meister in dieser Färberei. Schiller, dessen Hauptstärke, (wie eine authentische Quelle, nämlich ein österreichisches Schulbuch, die Sammlung deutscher Beispiele, sagt) die Geschichte war, hat eben in seinen Geschichten eine gute Sammlung deutscher Beispiele gegeben, daß er ein würdiges Vorbild jener zwei Lichter am Aufklärungshimmel sei. Das ist Geschichte, wie sie heut zu Tage von Vielen großtheils katholischen oder doch wenigstens wahrheitsliebenden Männern verstanden und behandelt wird: die vorzüglichste Gestalt, die damals von Gott bestimmt war, die Geschicke der Erde zu lenken, oder doch wenigstens mit kräftiger Hand in die Speichen des Weltrades einzugreifen, hervorzuheben und, gestützt auf Thatsachen und Urkunden, auf ihre eigenen Worte und Werke, um sie herum die Andern zu stellen; von der Sonne des Jahrhunderts beleuch-

tet, die Planeten des Jahrhunderts und ihren Gang um dieselbe herum zu betrachten. Ambrosius und seine Zeit; Benedikt und seine Zeit; Gregor der VII. und seine Zeit; Innocenz III. und seine Zeit; Bernhard und seine Zeit. Das sind die Männer, die oben standen, auf die die Menschheit sah und die sie lenkten. Und vorzugsweise sind es die Männer der Kirche; denn die vertraten immer die Wahrheit und wagten unerschrocken den Kampf für sie, ohne Wanken, ohne Zittern; ihr Mittelpunkt, ihre Seele war Christus, Christus aber ist der Mittelpunkt der Geschichte. Könige und Feldherrn haben nur zu gern Politik für Wahrheit, und ihren eigenen Ehrgeiz für das Heil der Welt erklärt, und bedienten sich gar zu gern der Religion als ihrer Magd; jene aber kämpften für sie, als für ihre Herrin, kämpften für das Heil der Welt und opferten dafür gern ihr eigenes. Und weil der Herr nicht nur seine Kämpfer auf die Höhe stellt, sondern sie auch in's Dunkel der Niedrigkeit verbirgt, von wo aus sie wie eine Blume, die ihren Duft auch weit und breit ausschickt, die Menschen zu erfreuen und zu erquickern, auch in die Ferne wirken: so ist es gut, wenn neben jene Heroen auch eine h. Theresia und Giovanna della Croce und ihre Zeit sich reiht, die auch groß waren in ihrer Art und Großes leisteten, wie z. B. die Letztere wohl mit Recht genannt zu werden verdient die Retterin Tyrols, und es bewiesen hat, daß die Kraft des Gebetes sich der Kraft der Waffen ebenbürtig zu Seite stellt. Doch ich habe mich verirrt und kehre zu meinem Josefinum zurück. — Weil es von großem Nutzen ist, wenn das Erlernte in späteren Jahren wiederholt wird; weil der junge Mensch sich dabei im Katechisiren übt, wovon er, wenn er keine *Instruktione* hat, mit Ausnahme einiger Proben im vierten Jahre der Theologie, eher keinen Versuch machen kann, als wenn er als Kaplan in der Schule daran muß: so wollte der Hausvater seinen Zöglingen auch Instruktionen verschaffen, und ging nun selber, um für sie Schüler zu erbitten. Da

sie ausgezeichnete Studenten waren, so erhielt er sie ohne Anstand. Es hat viel Gutes, wenn der Student Instruktionen hat. Nebstdem, daß er das Gelernte wiederholt, verdient er sich auch etwas und schon das Bewußtsein ist etwas werth: „Das habe ich mir selber verdient!“ Dabei bleiben ihm einige Gulden, um damit eine Ferienreise zu machen, nach Studentenart, und noch jetzt denke ich mit Vergnügen an die dort erlebten lustigen und traurigen Abentheuer, gute und schlechte, obwohl schon dreißig Jahre vorüber sind; und ist mir immer ein Aergerniß gewesen, wenn der Student in den Ferien nicht von der Mutter Schürze lassen wollte. Diese Art von Bildung wollte auch der Hausvater nicht versäumen. Bekanntlich haben die Jesuiten eine Regel, vermöge welcher sie, ich glaube nach dem zweiten Noviziatsjahre, ohne Kreuzer Geld eine Monatslange Reise zu irgend einem Gnadenbilde vorzunehmen haben. Das machte sich denn gegen die letzte Zeit hin recht gut. Zwei gingen aus in Gottes Namen, und bei der Menge der Klöster, die bestanden, waren sie wegen des Geldes nie verlegen, bekamen immer ihr Mittagmal und ihr Nachtlager, und zogen dann wohlgenuth weiter. Nur ein einziges Mal hat ein Novizenmeister zu Denis und seinem Kameraden gesagt: Ja, freilich, die Herren haben's recht gut; meine Novizen würden auch lieber im Lande herumziehen, als ihre Zellen hütthen. Heut zu Tag wird es den Jesuiten wohl schlechter gehen mit ihrer Wallfahrt, und wenn's in Sachsen oder auch anderswo noch ein Gnadenbild gäbe, und es fielen einem unschuldigen Novizen ein, seine Gelübde dort darzubringen, es käme das ganze konstitutionelle Königthum in Gefahr. — Die Einnahmen mußten sie ihm aber geben, und er bestritt davon ihre besonderen Bedürfnisse, sowie er eine Reserve für die Ferienreise zurückbehielt; er verwaltete sie gewissenhaft und legte ihnen auch Rechnung darüber. Mehr als zwei Stunden sollte aber keiner übernehmen, denn mehre nehmen zu viel Zeit, zwingen ihn oft

in der Nacht zu studieren, was nie gut ist, so oft ich's auch selber gethan habe, und verhindern ihn auch seiner Lehrerpflicht recht zu genügen. Was das Religiöse anbelangt, so richtete er es so ein, wie es eben in jedem christlichen Hause sein sollte. Als Gnade erbat er sich, daß immer ihrer zwei von den Seinigen bei der Studentenmesse ministriren dürften. Zu Hause ward ein kurzes Abend- und Morgengebet verrichtet, bald deutsch, bald lateinisch, das immer mit einer kurzen Meditation verknüpft war. Zur Beicht wurden sie nach der Vorschrift des Tridentinum alle Monate geführt; wollten sie aus eigenem Antriebe öfter gehen, so stand es ihnen frei, doch wurden sie deßwegen weder gelobt, noch wegen Unterlassung getadelt. Es kommt bei den Statuten eines religiösen Hauses nicht so sehr auf die engere oder weitere Begränzung des freien Willens an, sondern nur darauf, daß sie recht und genau beobachtet werden. Ein Bißchen mehr Freiheit unter gehöriger Aufsicht ist d a z u gut, daß die jungen Leute ihre Freiheit auch recht gebrauchen lernen, und es geschieht schon unendlich viel Gutes, wenn nur das Schlechte verhindert wird.

So ging denn das Jahr vorüber. Gute Menschen hatten sich der armen Anstalt angenommen, und nie war Mangel eingerissen, Lebensmittel und Geld waren von Geistlichen und Weltlichen und selbst von letzteren noch mehr gespendet worden, und es war Hoffnung vorhanden, die Zahl der Zöglinge für das nächste Jahr schon verdoppeln zu können. Von dem Grundsatz ausgehend, daß nicht allein die Priester zur Erziehung guter Priester beisteuern sollten, sondern auch das Volk, das ja doch den größten Gewinn daraus zieht: war unter der Auctorität des Hochw. Bischofs auch ein Ausschreiben an das Volk ergangen, daß jedes Dekanat sich zur Stiftung eines Freiplazes zusammen thun möchte, der dann immer auf Vorschlag des H. Dechant's mit dem bravsten armen Studenten des Dekanates selbst besetzt werden sollte; also eine

Wohlthat für alle Zukunft; und glaubt ihr wohl, daß sie sich an meinen guten, katholischen Oesterreichern getäuscht haben? Da gab der Arme seinen Sechser, die Bauern ihren Zwanziger oder zwei, und es hat Jeden gefreut, und hat manche Mutter ihren Buben angeschaut, und noch ihm zu Lieb die Hälfte daraufgegeben, dieweil sie viel hält auf ihn: er ist erst sechs Jahre alt, und hat schon das Abo ausstudiert; und hat sich gedacht: Vielleicht bekömmst du ein Mal etwas davon und wirst ein braver Geistlicher und betest für mich im Grabe; und es ist keiner ärmer geworden dadurch. An's Volk haben sie sich gewendet, und das hat viel weniger Bedenklichkeiten gehabt, als die Geistlichkeit selbst und hat nichts gebraucht, als eine klare und deutliche Auseinandersetzung des Zweckes der Anstalt, und eine eindringliche Mahnung, nun auch etwas für's eigene Vaterland zu thun, nachdem für fremde Länder, für Missionäre und selbst für die Maroniten und Irland so viel geschehen, und — es ist geschehen und viel geschehen. Nun, und der nicht einverstanden war — der hat halt ganz einfach nichts hergegeben. Zudem, es sind einzelne Stipendien in Oesterreich, deren Verleihung den jeweiligen Pfarrern zusteht, z. B. der H. Pfarrer in Kreuzen hat mehrere zu verleihen. Mehrere haben sich mit Freuden bereit erklärt die Geldzahlung in einen Stiftungsplatz zu verwandeln, so daß nun der Genießende statt des Geldes die ganze Verpflegung erhielt. Es ist überhaupt nicht gut, wenn der Student das Geld erhält. Ist er unabhängig, so verthut er's, hat er Eltern, so nehmen es die Eltern in Beschlag, und verwenden es oft zur Ausbesserung ihrer Umstände, und er bekommt oft gerade so viel davon, als ob er gar kein Stipendium hätte. Ich weiß mehr solche Fälle. Die Stipendien sind aber nicht zur Unterstützung der Eltern der Studenten, sondern zur Unterstützung der Studenten selbst gestiftet. — Kurz, es wurde bald darauf gedacht, ein größeres, vollkommen zweckmäßiges Gebäude aufzuführen und die Zahl der In-

wohner auf ein fest bestimmtes Maß zu setzen. Daß es gelungen ist, das beweist das stattliche Haus zum h. Josef, sammt der Kapelle darin, dem hübschen Garten rund um dieselbe und den Wirthschaftsgebäuden im Hintergrunde. Hier und da hat sich auch ein Legatar hervorgethan und seinen Beitrag ins Testament gesetzt.

Doch wir sagen nun der Gründungsgeschichte großtheils Lebewohl, und folgen den drei ersten Zöglingen auf ihrer Studentenlaufbahn. Max hatte am Ende des Jahres ein sehr schönes Gedicht gemacht, und hatte die Ehre, es bei der Prämienvertheilung, bei der er auch sein Prämium erhielt, vorzutragen. Seine hübsche Gestalt, sein angenehmes Organ und die Begeisterung, mit der er sprach, machten ihn zum Helden des Tages und — machten ihn stolz. In den Ferien erhielt er die Erlaubniß, einen weitläufigen Verwandten, auch einen Pfleger, der sich jetzt seiner erinnerte, und persönlich ihn bei dem Vorstande ausbat, zu besuchen. Der junge Mensch, der bis jetzt in Ausübung seiner religiösen Pflichten treu und genau gewesen, wenigstens so lange er im Hause war, (denn die Mutter war auch erst fromm geworden, seit sie in Noth gekommen), sah dort etwas ganz Anderes: den Widerschein des Benehmens seiner eigenen Eltern in den Tagen seiner Kindheit. Der Herr Pfleger lebte mit dem Pfarrer in Feindschaft, konnte also die Pfaffen im Allgemeinen nicht leiden, und es war sein Lieblingsthema, beim Essen über sie loszuziehen und allerlei Stückchen, wahre und erlogene, von ihnen zu erzählen, wovon der Refrain meistens war: „Werd' nur kein Pfaff nicht, mein Marel.“ Und der liebe Max fing an, sich seines gewählten Berufes fast zu schämen. Die Frau Pflegerin und die gnädigen Fräulein waren immer bereit juraro in verba magistri, waren nebenbei im Kirchengehen sehr lau, und das Beten gehörte überhaupt nicht zum hon ton des Hauses, ja er ward damit aufgezo-gen, daß er beim Tische und auf die Nacht sein Gebeth verrichte. Zudem sauste man

ihm den Kopf voll, was er bei seinem Talente für herrliche Aussichten habe, wenn er sich dem Jus weihen würde, wobei ihn dann der Herr seiner hohen Protektion versicherte, während ein gnädiges Fräulein, die gern einen Mann gehabt hätte, und sich fürchtete keinen mehr zu bekommen, ihn mit höchst bezaubernden Augen ansah. Kurz, er ward gefangen, und als er nach sechs Wochen zurückkehrte, war er ein Aunderer, also daß der Hausvater zu seinem höchsten Bedauern einsah, daß er einen Bock geschossen habe, als er sich durch die schmeichelnden Lobeserhebungen und Bethürungen des H. Wetters, daß er bei ihm so gut aufgehoben sein würde als im Hause, hatte einschläfern lassen. Er war nun kurz angebunden mit seinen Kollegen, mürrisch gegen seine Vorgesetzten, kritisirte das Essen, war verdrossen, wenn er beichten gehen sollte, und hielt das Ministriren bei der Messe für eine Erniedrigung, von der er sich, so viel als möglich, loszuschrauben suchte. Hatte er früher seine Gedichte gern preisgegeben und war er voll Freude damit zum Hausvater gelaufen, so gab er jetzt vor, er habe das Dichten ganz aufgegeben, saß aber doch gern Abends am Pulte und schrieb, versteckte aber sein Nachwerk augenblicklich, wenn Jemand dazu kam. Natürlich, es war immer die Aufschrift: An Minna. Auch wußte er sich von seinen Schulfreunden Romane zu verschaffen, die mit großer Nüchternheit theils in der Schule theils anderswo verschlungen wurden, und da blieb kein Geschmack mehr für Prudentius und Chrysostomus. Es ist auffallend, wie das Lesen der Romane die geistige Thätigkeit, die auf Gutes gerichtet ist, abzustumpfen vermag. Es ist keine Ehre, es einzugestehen, aber es gibt nicht leicht einen Romanschriftsteller, den ich nicht durchblättert hätte, doch so sehr ich, wenigstens in späteren Jahren, bloß die Absicht hatte, ihn einfach kennen zu lernen und sagen zu können: Ich habe ihn auch gelesen; weil man sich bei gewissen Leuten in größeres Ansehen setzt, wenn man einen Roman von Sue, als wenn

man alle Kirchenväter durchstudiert hat: ich hatte dann immer fast vierzehn Tage zu thun, bis ich mich wieder zu ernsterer Thätigkeit ermannte. Gegen seine Collegen schwärmte er von den seligen Tagen die er in Z... verlebt, und zählte jede Woche, bis endlich wieder die Ferien kommen würden. Der Hausvater hatte es die erste Woche schon weg, daß mit seinem Max eine Aenderung vorgegangen sei, er suchte sich ihm freundlich zu nähern und der Ursache auf den Grund zu kommen. Aber so schlan er's anstellte, Max wußte sich immer durchzuwinden, und wo er das nicht konnte, setzte er hartnäckiges Schweigen und leere Ausflüchte entgegen, behauptete, er sei vollkommen zufrieden, und der Hochwürdige Herr, so nannte er ihn jetzt immer, während er ihn sonst Vater genannt hatte, müsse sich täuschen und sei vielleicht von andern aufgehezt worden. Auch hat es sich ein Paar Mal zugetragen, daß er Abends um eine ganze Stunde später nach Hause kam, so wie auch, daß er seine Instruktionen öfter versäumte, was erst später an's Tageslicht kam. Er ward ermahnt und dann bestraft; beiden setzte er eine höhnisch lächelnde Miene entgegen. Auch die Professoren waren nicht mehr so mit ihm zufrieden, und am Ende des KurSES hatte er zwei erste Klassen. Es ist eine Erscheinung, die öfter vorkommt, daß gerade die, welche in den ersten Schulen lauter Vorzugsklassen hatten, in späteren Jahren ziemlich tief herunter kommen und entweder als ganz gewöhnliche Köpfe sich herausstellen oder liederlich werden. Jetzt brach der Sturm los. Er ersuchte, daß es ihm, so wie voriges Jahr auch heuer wieder erlaubt werden möchte, seinen H. Vetter zu besuchen. Es ward ihm erwidert, man wolle mit ihm und seinen zwei Collegen selbst eine Fußreise in's Salzkammergut vornehmen. Er aber sagte, dafür müsse er sich bedanken, er fürchte den H. Vetter zu beleidigen, wenn er nicht käme. Es ward ihm kurzweg abgeschlagen. Ich werde dich schon entschuldigen, sagte der Hausvater. Er ward glühend roth im

Gefichte, biß die Zähne übereinander und sprudelte heraus: „Ich lasse mir von Ihnen hierin nichts vorschreiben, daß Sie es wissen, und eher verlasse ich das Haus und werde mich bemühen, Ihnen das, was ich hier genossen, in kurzer Zeit zu bezahlen. Und ein für alle Mal verbiete ich es mir, mich zu dutzen.“ „Gut, mein junger Herr, es ist recht daß es zum Bruche kommt, eher ist besser, als später. Sie zeigen, daß Sie zum Geistlichen keinen Beruf haben, denn Sie verstehen es nicht zu gehorchen, sind blind für die Liebe und stolz auf sich selbst, ich überlasse Sie der Welt. Gehen Sie in Gottes Namen. Es wird eine Zeit kommen, wo Ihnen die Augen aufgehen, aber es wird eine Zeit der bittern Reue für Sie sein. Möge sie Ihnen dienen zum Heile.“ Und er gab ihm das Geld, das er von ihm aufgehoben hatte, legte ihm die Hände auf die Schultern, sah ihn liebevoll an und sprach: „Das werden Sie mir aber doch erlauben, daß ich in der heil. Messe täglich auf Sie denke.“ Max war erschüttert, aber er glaubte zu weit gegangen zu sein, um noch umzukehren. „Nehmen, Hochwürdiger Herr, inzwischen die Hälfte des Geldes, ich werde mich bemühen noch mehr zu verdienen und so einiger Massen Ihre Mühe zu bezahlen.“ „Liebe läßt sich nicht bezahlen, mein Freund, und ich würde mir ein Gewissen daraus machen, Ihr Geld, das sie sich verdient haben, anzunehmen; Sie werden es gut brauchen. Aber nicht wahr, wir scheiden ohne Groll? Geben sie mir die Hand.“ Max gab sie ihm, sprach aber nichts, denn er wäre nicht im Stande gewesen etwas zu sprechen. Es schnürte ihm die Kehle zusammen und er fürchtete das Auge des Hausvaters, wie der Teufel das Kreuz. Noch ist es Zeit, sagte eine innere Stimme. Aber er hörte sie nicht und ging. Drüben bei seinen Collegen sagte er ganz kurz: „Ich gehe. Um mir Grobheiten sagen zu lassen und mich quälen zu lassen, bin ich nicht da.“ Die schauten ihn groß an, sagten aber nichts, denn sie hatten sich's schon länger gedacht, daß es so kommen würde. Er

packte seine sieben Sachen zusammen, und ließ sie von dem Hausknecht auf einem Radelbock fortführen, dem er höchst generös zwei Zwanziger Trinkgeld gab. Um eine Wohnung hatte er sich schon früher umgesehen, denn er hatte seinen Plan schon lange entworfen gehabt. Ohne Thräne schied er, kurz und finster gab er seinen Kameraden die Hand. Aber kaum hatte er die Thür hinter sich ziemlich kräftig zugeschlagen, da brachen die Schleußen los, und er hatte zu thun, aus dem Bereiche des Hauses zu kommen, damit sie ihn nicht etwa weinen sehen möchten, was seinem Stolze nicht wenig weh' gethan hatte. Um dieselbe Zeit kniete der Hausvater vor seinem Bilde und bethete also: „Lieber heiliger Zimmermann, der Stamm ist einwendig schon zu stark angefressen, als daß menschliche Bemühungen ihn noch hätten recht machen können. Da mußt du schon deinen lieben Pflugsohn bitten, daß er mit ihm eine Radikalkur vornimmt. Aber daß er nur nicht ganz zu Grunde geht, bitte dich recht schön.“ — Max eilte inzwischen in's Freie und dort hat er zum ersten Mal in seinem Leben ein gewisses Drücken im Herzen empfunden; es war, als ob etwas zum Herz dazu gekommen. Es war wirklich etwas dazu gekommen, der Platz für das schlechte Gewissen und für Alles das, was er in Zukunft noch bereuen sollte. Er war jetzt frei, aber dieses Gefühl, nach dem er sich gesehnt, dünkte ihm keineswegs mehr so wohlthuend, als er es sich ausgemalt hatte, es war ihm ganz so, als ob er von aller Welt verlassen sei. Das Erste war nun, daß er sich anschickte seinem H. Vetter die Aufwartung zu machen, nachdem er sich Instruktionen gesichert und sich eingerichtet hatte. Mit höchst beklemmenden Gefühlen nahte er dem alten Schlosse, wo derselbe residirte; seine unendliche Sehnsucht, die er so oft in gereimten Lamentationen besungen, war um ein gutes herabgestimmt und mit einem armseligen Gesichte trat er ein. Er suchte zwei Augen, aber er fand sie nicht, fragen wollte er auch nicht, denn

er wußte, daß er dabei bis über die Ohren roth werden würde. Also entschloß er sich zu warten. Der Hr. Vetter hat ihn aber gar nicht so angenommen, wie er erwartete, und seinen Schritt keineswegs gelobt: „Aber was fällt dir ein, Max, sagte er, hättest ja doch noch die zwei Jahre anshalten können. Du bist ein armer Teufel, hast keinen Menschen auf der Welt; da hättest du doch Wohnung und Kost gehabt, und dann wär's nach der Philosophie noch immer Zeit gewesen, davon zu gehen, wenn du schon so undankbar sein wolltest. Auf mich darfst du nicht hoffen, ich habe mit den Meinigen Kreuz genug. Doch bei uns kannst du schon bleiben einige Wochen, und einen Chevalier servant machen, bei der Menge Besuche, die wir haben werden.“ Beim Kaffee, der dann kam, fragte ihn der Pfleger: „Kannst du tanzen?“ Max mußte zu seinem Bedauern seine Unwissenheit in diesem Punkte gestehen. „So ist's mit der Klosterbildung,“ erhielt er zur Antwort, „da kommen die jungen Leut' heraus und sind zu gar Nichts zu brauchen. So hätten wir doch bei der Minna ihrer Hochzeit einen hübschen Tänzer gehabt, denn deine Figur, muß ich dir sagen, ist excellent, und die Tänzer sind ohnehin jetzt unendlich rar und auf dem Lande schon gar.“ Max vergaß ganz, sich für das auf seine Figur bezügliche Kompliment zu bedanken, denn wenn ihm jetzt einer eine Ohrfeige rechts und ein anderer links gegeben hätte, so hätte ihm der Kopf nicht besser sausen können. Er hatte nur zu thun, die Tasse auf den Tisch zu stellen, und sein Schnupstuch fallen zu lassen, um es unterm Tische wieder hervorzuholen und sich so einiger Massen zu sammeln. „Er weiß es ja noch nicht,“ sagte Fräulein Amalie, die andere hoffnungsvolle Tochter mit einem etwas spöttischen Zuge um den Mund, „daß die Minna den Hrn. von P. . heirathet. Nun in vierzehn Tagen ist die Hochzeit, und da will ich ihm inzwischen schon einige Tanzlektionen geben.“ Max hat ganz kleinlaut darum. Der H. Vetter nahm aber keine Notiz von

seiner Verwirrung und fuhr fort: „Aber ein Dichter bist du ja; also ein Hochzeitsgedicht! Das muß uns der Schulmeister in Musik setzen. Schau, da wirst du bekannt bei verschiedenen Herren und Damen, und so auf eine vortheilhafte Art in die Welt eingeführt.“ Er versprach sein Möglichstes zu thun, und suchte so bald als möglich abzukommen. Er ging in den Garten. „Er will mich in die Welt einführen; ich bedank mich recht schön, hab schon genug, bin schon eingeführt, oder vielmehr angeführt. Also das ist die Welt. Zuerst huffen sie mich auf, und nachher muß ich ihren Spott dulden. Er nennt mich undankbar, und dann will er doch, daß ich noch zwei Jahre den Heuchler spielen soll. Und dann — o Gott!“ Das andere murmelte er nur, denn er fürchtete, die Wände möchten Ohren haben. „Und noch den Spott! Tanzen soll ich dabei! Und ein Hochzeitskarmen soll ich ihr machen! Himmel, was bin ich für ein Esel gewesen! Doch, es ist geschehen — *jacta est alea.*“ Und nachdem er mit verschränkten Armen eine halbe Stunde auf und ab spaziert und dazu ein Paar saure Äpfel verspeist hatte, fand er seinen Gleichmuth wieder; aber bei dem bewußten Plage in der Nähe des Herzens fühlte er ein noch viel schwereres Drücken. Er ist dann in's Wirthshaus gegangen und ausgelassen lustig gewesen. *Quid multis?* Er hat bis zur Hochzeit tanzen gelernt zur Nothdurft und auch das Gedicht ist fertig geworden, dasselbige war seiner Meinung nach voller Anspielungen, es hat sie aber Niemand gemerkt. Er ist mit seiner schönen Figur und als Dichter in die Welt eingeführt worden und reiste nach vier Wochen wieder in die Stadt zurück, mit dem Zeugnisse des Pflegers: er mache sich, und habe in diesen vier Wochen mehr Routine bekommen, als in den ganzen zwei Jahren im Knabenseminär; er solle nur so fortschreiten, seine Gunst wolle er ihm in Gnaden bewahren, womit dem lieben Max freilich wenig geholfen war.

Er fing nun an seine Stunden zu halten und

sich im flotten Studentenleben einzulüben. Vor einem gewissen Stadttheil aber hatte er Respekt, und wenn er einen kleinen Mann mit breitem Hut von ferne sah, so dankte er Gott, daß die Strasse breit war. Sonst ging's ihm schmal. Er war gezwungen mehr Stunden zu geben und also auch öfter in der Nacht zu studieren; sich jetzt noch Kostörter zu suchen hätte seinen Stolz beleidigt, und so legte er sich oft mit leerem Magen und wüstem Kopfe nieder, denn er trank jetzt und rauchte dazu, um sich, wie er meinte, die Mücken zu vertreiben. Zum vermeintlichen Glücke und wirklich in Folge jener Einführung in die Welt bekam er eine Hofmeisterstelle. O wie sehnte er sich in Kürze nach der verlorenen Freiheit im Josefinum und mit welchem Mißmuthe trug er seine Ketten, so überfürnist sie auch waren; wie oft bedauerte er seinen Stolz, und doch wollte er ihn nicht ablegen, und mußte, was für ihn das schwerste war, Alles das in sich verbeißen, ohne einen Freund zu haben, vor dem er seine Klagen ausschütten konnte. Er spielte seine Rolle so, daß er der Gegenstand des Meides für Viele war. Die Tage seines Triumphes aber waren, wenn es ihm ein Mal gegönnt war, mit seinen Zöglingen auszufahren; was ihm etwa so oft zu Theil wurde, als einem Kaplan, dessen Pfarrer seinen Kofsknecht fürchtet, und seine Pferde ins Bett legt. Da saß er dann zurückgelehnt, die Cigarre im Mund, die Lorgnette am Aug', und ließ die Leute vorbeipassiren. Ein Mal ist's ihm geschehen, daß er auch so den lieben Hausvater anstirnte, der ihm aber den Blick auf eine Weise erwiederte, daß ihm die Cigarre aus dem Mund und der Zwicker vom Aug' fiel. Wenn ich nur dieses fatale Gesicht nimmer sehen mußte, murmelte er in die Flaumen; einen Bart hatte er noch nicht. So machte er die zwei Jahre durch, und hat, wie der Hausvater zu seinem Bedauern vernahm, sogar ein Mal eine zweite Klasse bekommen, war überhaupt an Fleiß und Sittlichkeit keineswegs einer der ersten. Dann ging er nach Wien und — war verschollen.

Sechszehn Jahre sind seitdem verflossen. Da habe

ich den lieben Hausvater ein Mal heimgesucht, und wie wir so allerlei Reden führten, kam ein großer Brief herein, frankirt und rekommandirt, Postzeichen darauf: Czernowitz. „Czernowitz, Czernowitz“ sagte er und nahm eine Priese, „wo liegt denn das nur g'rad?“ (Er ist nämlich kein gar fester Geograph). „Ja, in der Bukowina.“ „Du mein Gott, wer kennt mich denn nur dort?“ Er erbrach ihn und ward bleich und unterm Lesen immer nachdenklicher und ernster. Es war ein langer Brief. Endlich stand er auf. „Da lesen sie ihn, ich habe was zu thun“ und ging zur Thür hinaus. Ich war höchst begierig und fand folgendes, das ich euch zur Beherzigung mittheile:

Hochwürdiger Herr!

Lieber Vater!

Es ist ein Sterbender, der diese Zeilen an Sie richtet und Sie werden sie nicht zurückstoßen. Nein gewiß nicht. Es ist Ihr undankbarer Max. Ginnern Sie sich seiner noch? D ja, Sie haben ja versprochen, täglich bei der Messe seinen zu gedenken, und ich weiß, was Sie versprechen, das halten Sie. Die Zeit der Reue ist gekommen, und sie ist eine zum Heile geworden. Die Reue freilich kam früh, aber es ist nicht die rechte gewesen. Vater, ich nenne Sie so, und ich weiß, Sie hören mit Freuden diesen Namen aus meinem Munde, hat ja auch David den Absalon noch seinen Sohn geheißt, und ich bin ja Ihr Absalon. Ich kann nicht sterben, bis ich mich nicht Ihrer Verzeihung versichert habe; dann, ja dann, recht gern. Damit Sie recht klar lesen in meiner Seele, muß ich Ihnen einen kurzen Umriß meines Lebens geben. Ich kam nach Wien mit einigen Empfehlungen und eigenem Gelde, und da gerade dort die Eisenbahnen gebaut wurden, und die Polytechniker gute Aussichten hatten, so wurde ich auch einer. Schon das war ein thörichter Gedanke, aber eben; den Menschen, der nimmer betet, überläßt Gott sich selbst, und da macht er dann

dumme Streiche. Denn wenn je einer zur Mathematik und was daran hängt, keine Anlage hatte, so war's ich. Da ich aber einmal daran war, so wollte ich nicht mehr zurücktreten, und habe mich daher fürchtbar plagen müssen bei Dingen, die andern eine Kinderei waren. Dazu kam die Noth. Dich habe, im ersten Jahre besonders, Hunger gelitten und Kälte, daß ich noch jetzt mit Schauern daran denke. Wie oft dachte ich an Ihr Wort: „Ich überlasse Sie der Welt.“ Ja die Welt, die hat mich tüchtig herumgeworfen, und seit ich ihr überlassen war, nicht aufgehört, mir Lektionen zu geben. Oft war ich daran Ihnen zu schreiben, aber mein Stolz, der traurige Stolz, hielt mich zurück. Später gestalteten sich meine Verhältnisse etwas besser. Ich gab die „Gedichte eines Polytechnikers“ heraus, auch „Eisenbahnlieder“ betitelt. Saufen und brausen waren die Reime, die darin am meisten vorkommen, und Dampf und Civilisation waren Synonyma. Doch Einiges trugen sie mir doch, ob sie auch jetzt schon vergessen sind; ich erhielt auch einige Stunden. Aber jetzt kam etwas Anderes. Ich wurde länderlich, kam in schlechte Gesellschaft, und brachte da das Geld wieder an, was ich mir sauer verdient hatte. Ich erinnere mich noch einer Punschade, die in eine wahre Orgie ausartete, wo der Religion und den Sitten Hohn gesprochen wurde, und wo ich das große Wort führte. Da, auf der Höhe der Lustigkeit standen auf ein Mal Sie vor mir, legten mir die Hände auf die Schultern, sahen mich an mit Ihrem freundlichen Auge und sagten: „Nicht wahr aber, das werden Sie mir doch erlauben, daß ich täglich in der h. Messe an Sie gedenke.“ Noch nie hat mir meine Erinnerung Etwas lebhafter vorgespiegelt. Ich sank zurück und verstummte. Meine Genossen glaubten, der Rausch habe mich übermannt, aber dem war nicht so — Sie hatten mich übermannt. Mit harter Mühe machte ich den Kurs durch und erhielt wirklich bald bei einer ungarischen Privatbahn eine ziemlich gute Anstellung als Ingenieur. Aber sicher war

sie nicht. Und was für ein Leben! Großer Gott! Mit Schauern sage ich es, jetzt, da ich wieder ein katholischer Christ bin; ich bin durch fast 15 Jahre in keine Kirche gekommen und von einer Beichte war eben so lang keine Rede. Einen Sonn- und Feiertag gibts bei solchen Geschäften nicht. Aber gebetet habe ich doch öfter und manchmal, in trübseliger Stunde, wenn ich in mein Herz hineinschaute, das so wüst war und so Glaubens- und so Liebeleer, und wohl auch eine Thräne herabrollte über die gebräunte Wange, und ich mich zurückträumte in Ihr Haus. Da faltete ich wohl die Hände und dachte: Mein Vater, der betet noch für mich. Sehen Sie, das war für mich ein Funke von Trost. Ja mein Herz war liebeleer. Ich will nicht sagen, daß überhaupt keine Liebe mehr in der Welt sich fände, aber es mag eine Strafe sein, daß ich Ihre Liebe zurückstieß, ich habe keine gefunden und fand zuletzt eine Art Trost darin, zu glauben, die Liebe sei gestorben. Ueberall nur das Interesse und sonst nichts als Eigennutz, der nur auf sich selber schaut und den Andern so lange hegt, als er ihn braucht und ihn dann wegwirft, wie ein unnützes Werkzeug. Ich fand nicht mehr Liebe, als ich bezahlte, bezahlte mit meinem Gelde oder meiner Arbeit. Und Liebe läßt sich nicht bezahlen, sagten Sie mir beim Abschied. Oft wenn ich glaubte, einen Freund gefunden zu haben, und mich dessen freute — da kreuzten sich die Interessen und in Kürze war ich enttäuscht. So ging es mir auch mit meinen Heirathsplänen. Ich glaubte mehrmals geliebt zu sein, aber wenn ich anklopfte, hieß es: „Ja wenn Sie nur eine sichere Anstellung hätten.“ Ich konnte ihnen eben nicht Unrecht geben, nur dachte ich an Ihr Wort: Liebe läßt sich nicht bezahlen, und da soll ich die Liebe bezahlen mit einer Pension. Kein Wunder, wenn ich zuletzt selbst ein trockener Egoist wurde; doch ehrlich bin ich, Gott sei Dank, immer geblieben. Ich wechselte öfter meine Anstellungen, und rückte mit dem Bau der Eisenbahnen, oder mit der Civilisation, wie ich's früher

verstand, endlich bis an die Gränze der Türkei vor. Es ist ein sehr mageres Brot geworden; doch ich wußte mich zuletzt mit sehr Wenigem zu begnügen, war lebensfatt und müde. — Nun muß ich Ihnen aber auch erzählen, wie ich bekehrt wurde. Es ist dabei ziemlich sonderbar zugegangen. Ich wollte es nämlich, warum — wußte ich selbst nicht recht, es machte sich eben so, noch ein Mal, das dritte Mal, versuchen mit der Ehe. Da ging ich zum Pfarrer des Ortes, wo ich mich eben aufhielt und ersuchte ihn um ein Religionszeugniß. Er war recht freundlich gegen mich und sagte: „Ich bin aufrichtig, seien Sie es auch,“ und damit reichte er mir die Hand. „Sie wollen ein Religionszeugniß. Ja, sagen Sie mir, haben Sie denn eine Religion? Sie kommen zu dem katholischen Pfarrer, also wollen Sie katholisch sein; ja, aber wodurch zeigen Sie denn Ihren Katholicismus? Ich glaube nicht, daß Sie zur Beicht gehen, und gestehe offen, ich habe Sie während Ihres Hierseins noch nie in der Kirche gesehen. Nun, woher soll ich denn wissen, daß Sie katholisch sind? Sind nicht viele Herren Ihrer Qualität nur drei Mal in ihrem Leben katholisch: bei der Taufe, im Brautstand und bei ihrer Begräbniß? Ist's nicht wahr? Sind denn Sie so wenig gewissenhaft, einem Menschen, mit dem Sie Ein Mal geredet haben und von dessen Kenntnissen Sie so viel, wienichts wissen, gleich ein Zeugniß als gutem Geometer auszustellen? Und sollen wir weniger gewissenhaft sein? Gilt etwa bei uns das achte Gebot nicht?“ So sehr es mich Anfangs ärgerte, daß er mich von dieser Seite angriff, so mußte ich ihm doch Recht geben. „Ja,“ sagte ich, „was soll ich denn dann thun? Ich will mich ja am Sonntag schon verkünden lassen?“ „Es wird ja doch nicht so dringend sein. Nachdenken sollen Sie, lieber Freund, und sich um Ihr Seelenheil bekümmern, und nicht in den Tag hineinleben, sich nicht schämen in die Kirche zu gehen und zur Beicht, und nicht glauben, daß man deswegen allein schon aufge-

klärt ist, wenn man von der Religion nichts weiß und sich nie darum bekümmert.“ „Sehen Sie, Hochwürdiger Herr, Sie haben da einen heiklichen Fleck in meiner Seele getroffen und eine dicke Haut weggerissen von meinem Herzen. Sie haben mich bei der Ehrlichkeit gepackt und auf die hab ich mein Lebtag etwas gehalten. Ich will nachdenken, ja, es ist höchste Zeit dazu,“ sagte ich mit zitternder Stimme, „weiß Gott wie lange ich noch Gelegenheit dazu habe. Darf ich öfter kommen?“ „Es wird mich immer freuen, und wenn ich nur guten Willen sehe und Aufrichtigkeit, so wird es mit dem Religionszeugniß nicht viele Anstände haben.“ Aber da kam wieder etwas dazwischen. Zwei Tage darauf verlor ich meinen Dienst, da ein Anderer ihn um geringeren Sold übernehmen wollte, und meine Braut heirathete nun ihn. Ich brauchte also kein Religionszeugniß mehr, aber ich sah jetzt um so mehr ein, daß ich Religion brauche. Nun wußte ich auch, warum ich hatte heirathen wollen, Gott wollte mich auf diese Art einem braven Priester in die Hände bringen, wozu es sonst nicht so bald gekommen wäre. Der Aerger über die erlebte Täuschung, über den Verlust meines Dienstes, meine bei den vielen Strapazen und dem unregelmäßigen Leben, wie es ein solcher Dienst mit sich bringt, sehr geschwächte Gesundheit, alles half zusammen mich auf's Krankenslager zu werfen. Ich quartirte mich bei meinem geistlichen Freunde ein, dessen Pfarre in der Nähe der Stadt liegt; und er ist mir auch fleißig zur Seite. An seiner Hand bin ich wieder in den Schoos der Kirche zurückgekehrt und glaube jetzt wieder, daß es eine Liebe gibt. Mein Herz ist jetzt nimmer leer, weder vom Glauben, noch von Liebe, noch vom Troste. Von was reden wir aber am meisten? Von Ihnen. Denn von Ihnen möchte ich noch ein Mal Du (das Du war unterstrichen) und So h n genannt werden, von Ihrer lieben Hand möchte ich die Versicherung der Verzeihung erhalten, Ihren Segen, mein Vater, will ich, und den nehme ich mit in's Grab.

Ich habe wenig Geld mehr, aber ich weiß es, ich habe auch nur mehr wenige Tage zu leben. Darum eilen Sie, damit nicht die sanft lösende Hand des Todes Ihrem Segen zuvorkommt. Dort sehen wir uns wieder! Gelobt sei Jesus Christus! —

Ich legte den Brief zusammen und stützte das Haupt mit der Hand, ich glaube es ist mir auch eine Thräne darauf gefallen. Kurz darauf kam er zurück, und hatte auch trübe Augen, er war in der Kapelle gewesen, und hatte sich bei seinem lieben Zimmermann für etwas bedankt. „Schaun's,“ sagte er, „meinen Sie, es ist gerade so schlecht für ihn gewesen, daß er im Anfang ein meiniger Jögling war?“ „Nein, das meine ich nicht, ich glaube, gerade die Erinnerung an Sie und an dieß Haus ist der Faden gewesen, der ihn noch mit der Religion verband. Der Faden ist freilich auf dem Spinnrade der Welt ziemlich dünn geworden aber gehalten hat er doch bis an's Ende.“ „Mein's auch,“ sagte er, „hab' ihn fleißig mit meinem Gebete angefeuchtet. Und dann hat auch die Kirche dabei gewonnen, daß er kein Geistlicher geworden ist, und zuerst bei uns, als im Seminar, sich die Zähne stumpf gebissen hat. Da drüben sind die Herren schon ein wenig fester geworden und können sich besser beherrschen, als so ein junger Springinsfeld, und so täuschen sie oft das wachsamste Auge der Vorgesetzten, mit dem Gedanken: Ei, die vier Jahre werd' ich's wohl aushalten können.“ „Und kommt dann ein solcher hinaus, so kehrt er das Wilde heraus und ist selber unglücklich, die Gemeinde ist geschlagen mit ihm, und da in Linz haben sie's Kreuz mit ihm; denn unsere Besserungsanstalten sind halt eben ein nothwendiges Uebel — sonst nichts.“ „Nur nicht zu laut, mein Lieber, sonst nimmt man Sie beim Schopf!“ „Hat sich was zu nehmen, hab' keine Haare mehr d'ran, so wenig als Sie.“

Was er als Antwort zurück schrieb, hat er mir nicht lesen lassen, Du wird er ihn wahrscheinlich geheißten haben!

Ein paar Wochen darauf saßen wir wieder beisammen. Da kam wieder ein Paquet. Czernowitz! „Er ist todt,“ sagte er leise. So war's. D'rin war ein lateinisches Schreiben des Pfarrers, der sich deswegen entschuldigte, „cum linguæ germanicæ non satis sim compers,“ sagte er, also wird wohl die obige Zwisprache wegen des Religionszeugnisses eine Uebersetzung aus dem Ung'rischen oder Polnischen sein, die sich übrigens auch in der deutschen Sprache ziemlich oft brauchen ließe. Er berichtete, sein Beichtkind sei den Tag nach empfangenen Briefe selig gestorben, und habe ersucht, das empfangene Schreiben ihm mit in's Grab zu geben. Rührend sei es gewesen, wie er des Segens und der Verzeihung seines ehemaligen väterlichen Freundes sich gefreut. Sein Porträt, das hiemit folge, um das habe er inständig gebeten, möge in einem der Zimmer des Seminärs aufgehängt werden, damit sich die Zöglinge daran spiegeln könnten. Er selbst, der Pfarrer, sei zum Testamentsexecutor ernannt worden, und habe als solcher die noch übrige Verlassenschaft des Verlebten zu Geld gemacht, was hiemit auch folge, da er laut beiliegendem Testamente das Knaben-Seminär in Linz zum Erben eingesetzt habe. Es waren Hundertzwanzig Gulden C. M. Im Testamente hieß es, daß er der festen Ueberszeugung lebe, daß, nach erlangtem Segen des Vaters, derselbe seine Gabe nicht als Bezahlung sondern als letzten Beweis der Liebe und der Dankbarkeit annehmen werde. „Das sag' ich auch,“ rief der Hausvater. „Was hätte er denn Besseres damit anfangen können. Und gerade jetzt können wir's gut brauchen.“

Man klopfte. „Herein! Grüß Gott, Doktor! Da, schau her!“ Es nahte ein ernster Mann aber mit recht freundlichen Augen. „Nun, wie geht's meinem Kranken?“ „D, er wird bald wieder in der Höhe sein, da, in dem Hause lasse ich mir Keinen sterben.“ „Das heißt, wenn's Gott will.“ „Ja, was gibt's denn da?“ „Nun, des Mar



sein Testament ist's. Schau, ihr habt immer nichts darauf gehalten, aber ich habe ihn doch nicht aufgegeben. Ich kenne meine Leute und auch meinen Herrgott, der mich schon oft hat lange bitten lassen, bis es ihm recht geworden ist. Da lies, und da hast Du auch noch seinen Brief dazu. Kannst ihn nach Haus nehmen und deiner Frau auch lesen lassen, er zieht ziemlich über die untreuen Weiber los, sie kann sich ein Exempel daraus nehmen." — Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, und sagte: „Aber von ihren drei ersten Zöglingen haben Sie zwei sauber sitzen lassen. Der Eine wird ein Ingenieur statt ein Geistlicher, und kommt fast in die Türkei, und der Andere wird wohl ein Priester, aber der eines heidnischen Gottes, Meskulap's." Denn ich muß es schon sagen, der Herr Doktor der neben mir saß, war Niemand anders, als der Johannes aus dem Mühlviertel. Es war dieß ein Thema, das wir schon öfter abgekanzelt hatten, womit wir ihn gerne in die Enge trieben, was ihn immer in einen höchst spaßhaften Zorn versetzte. „He, er stichelt! Wehr dich, theuerster Johannes. Ueber meinen Doktor lasse ich nichts kommen und die ganze Stadt auch nicht, am wenigsten die Bettelent' und die Geistlichen. Bereuust Du es, daß Du bei mir gewesen bist, die vier Jahre, und daß ich dir manchmal eine Lektion gab, die dir nicht behagte? Sag an, Johannes," dabei griff er um seine Hand und es brach ihm die Stimme, „sag an, hast Du nicht gewonnen?" Dem Johannes ist's nicht besser gegangen, er schaute ihn gerührt an, und sagte sonst nichts, als: „Vater." Ich aber griff um die andere. „Na, also hörst Du's, sagte er dann gutmüthig, und nachher mein Innviertlerkaplan, der Anton, ist der nicht drei Andere werth? Geschlagen! Geschlagen! Manstodt!" „Ja, es ist sonderbar," setzte ich das Gespräch fort, „daß gerade die Schicksale der drei ersten Zöglinge so weit auseinander gingen, während in der späteren Zeit Ihnen nur, glaube ich, drei oder vier untreu wurden." „Hätt's unser Herr-



gott nicht besser machen können. In Max stellte er den jungen Leuten ein lebendiges Muster vor, wohin sie kämen, wenn sie nur ihrem eigenen Kopfe, der erwachenden Sinnlichkeit und den Einflüsterungen von andern blinden Leuten folgen; bei ihm da, dem Doktor, hat er uns selber eine Lehre gegeben, daß wir ja ihrem Berufe, wenn es nicht ein querköpfiger Gedanke ist, der nur ein paar Wochen ihnen das Concept verrückt, nicht in den Weg treten, sondern ihnen vielmehr auf alle Weise behülflich sein sollen; wenn sie nur nicht aufhören, auf kirchlichem Grunde zu stehen. Denn die Kirche braucht ihre Freunde nicht nur im Klerus, sondern heutigen Tages vielmehr in allen gebildeten Ständen. Gerade dort, wo man sie am meisten herabsetzt und über die Achsel anschaut: in den gebildeten Zirkeln, wie sie heißen, wird selten ein Geistlicher gefunden, der ihre Vertheidigung übernehmen könnte, und wenn auch, so gilt dieß als eine Oratio pro domo und macht bei weitem keinen solchen Eindruck, als wenn mein Johannes einer Gnädigen ein finstern Gesicht schneidet und ihr ein Paar von seinen kräftigen Worten zu verkosten gibt, ihr nebst einer Essenz für ihre Migraine noch eine dazu für ihre arme Seele verschreibt.“ „Er kann's,“ sagte er lachend, „und wenn er nicht ein guter Doktor geworden wäre, so würde er ein guter Prediger sein.“

Doch ich mache für heute ein Punktum. Der Allerheiligentag ist ein ziemlich starker Tag für unser einen, und da habe ich Hunger und Durst bekommen und will mir nun eine kleine Erholung vergönnen. Morgen erzähle ich euch dann, wie es kam, daß der Johannes ein Doktor wurde. Gute Nacht!

Also, wir gehen zurück in jene Zeit, wo die beiden Erstlinge ihren Kameraden verloren. Wie ich bereits erwähnte, nahm die Anstalt einen günstigen Fortgang und trat in wunderbar kurzer Zeit in die Reihe der blühenden Anstalten Oesterreichs. Es wurden in Kürze mehrere Zög-

linge aufgenommen, theils als Hospitanten, d. h. solche, die noch ihre Kostörter draußen hatten, theils als ordentliche Alumnen. Es wurde auch daran gedacht, ihnen eine äußere Unterscheidung zu geben, also eine angemessene Kleidung; denn man glaubt gar nicht, was es für einen Jüngling wohlthuetendes hat, in einem hübschen netten Gewande zu stecken; es ist ein ganz erhebendes Gefühl und hat ohne Zweifel einen großen Einfluß auf die Selbstachtung. Ich wenigstens hielt mich um die Hälfte für besser, als es mir ein Mal gelang, einen wahrhaft neuen Rock tragen zu können. Uebrigens wurde von der Vorschrift des Tridentinums in Bezug auf Tonsur und Klerikalkleidung Umgang genommen, da es sich als ein Mißverhältniß herausgestellt hätte, wenn die Hälfte der Alumnen selbst noch nicht tonsurirt wären, während die Aspiranten darauf schon diesen Vorzug genössen. Die kleinen Josefiner würden sich auch in civilibus mit hohen gewichsten Stiefeln etwas paradox ausnehmen. Noch etwas über die Sprachen. Die Größeren wurden, da auch eine Lehrkanzel für das Französische errichtet worden war am Lyceum, auch dazu angehalten; am wenigsten lernten sie doch Etwas, und wenn sonst nichts, doch die Aussprache; denn es macht einen höchst peinlichen Eindruck, wenn ein Geistlicher oft die einfachsten französischen Wörter; z. B. in Zeitungen, nicht ordentlich auszusprechen versteht; wenigstens wird denn doch ein Grund gelegt, auf dem der junge Geistliche in späterer Zeit bei allenfalls erwachender Neigung fortbauen kann, und eine Sprache zu lernen wäre auf dem Lande gewiß eine sehr nützliche Nebenbeschäftigung. Diejenigen, deren man sicher war, erlernten auch die Anfangsgründe des Hebräischen. — Und nun zur Beantwortung der Frage: Wie ist der Mühlviertler ein Doktor geworden? In der Philosophie richtete sich seine Neigung vorzüglich auf die Botanik, er legte sich ein Herbarium an und kam von keinem Spaziergange nach Hause, ohne seine Büchse und die Taschen mit Kräutern ge-

füllt zu haben. Ward einer krank, so machte er den barmherzigen Bruder, verfolgte die Stadien der Krankheit selbst mit dem größten Interesse, referirte dem Doktor und hatte seine Freude daran die Recepte in's Deutsche zu übersetzen. Nach der Logik ward eine Fußreise unternommen an den Almssee bei Grünau, und mit Jubel begrüßte er jene Gegend, die so reich ist an Ausbeute für den Botaniker. Emsig wie eine Biene jagte er herum und mit Schätzen beladen kehrte er heim, ohne sich um die Beschwerde des Tragens und die Spöttereien der andern zu bekümmern. Die Physik nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und er war ein geschickter und thätiger Gehülfe des Herrn Professors bei seinen Experimenten, ohne übrigens die andern Gegenstände zu versäumen oder in seinen religiösen Pflichten zu erkalten. Doch gegen Ende des Jahres wurde der Johannes ein Kopfhänger, trübselig schlich er umher, war wohl freundlich gegen alle, doch wortkarg; man sah ihn jetzt häufiger in der Kapelle als sonst, und er kam von da öfter mit rothgeweinten Augen zurück. Es ward wohl bald bemerkt, doch der Vorstand hatte das Vertrauen zu ihm, daß er ihm freiwillig, ohne aufgefordert zu werden, die Ursache seines Kammers entdecken würde. Aber dazu hatte er keinen Muth, und eben in der Kapelle holte er sich die nothwendige Resignation. Endlich vertraute er sich dem Anton an, und bat ihn sein Fürwort für ihn einzulegen. „Es treibt mich zur Medizin und so wenig ich etwas gegen den geistlichen Stand habe, so fühle ich doch, ich würde darin nicht glücklich werden. Geh' hinüber und rede Du mit ihm. Vielleicht findet er einen Ausweg für mich; denn ich fürchte ihm ein Herzleid anzuthun, wenn ich auch fortginge wie der Max, der ihm so viele Thränen kostet.“ Anton ging. In fünf Minuten standen sie sich schon gegenüber. „Kennst du mich denn noch so wenig, daß du glaubst, ich wolle dir einen Stand aufzwingen und dich so unglücklich machen?“ war der Anfang. „Meinst du, es würde mir mehr

Ehre und Freude machen, wenn ich dich als einen mißvergnügten Priester, als wenn ich dich als einen braven und zufriedenen Mediziner kenne, und nach deiner Anlag, deinem Fleiße und deinem guten Herzen wirst du das Letztere werden.“ „Aber, lieber Vater, ich weiß, daß dieses Haus den Zweck hat als Vorbereitung zum Priesterstande zu dienen, und ist es nicht undankbar, wenn ich nun, nachdem Sie vier Jahre mit mir die Mühe gehabt haben, auf ein Mal so Ihre Hoffnungen täusche? Lieber will ich doch meine Neigung unterdrücken, und Gott wird mir die Kraft geben, auch so Gutes zu wirken.“ „Sag mir, hast du in dem Hause etwas gelernt, was du nicht auch als Mediziner brauchen kannst?“ „Nein.“ „Nun sieh, dieses Haus ist freilich vorzugsweise dazu bestimmt, Jünglinge zum Priesterstande heran zu bilden, aber wie geschieht es? Dadurch, daß sie zu guten Christen gebildet werden. Und soll nicht jeder Mensch ein guter Christ sein? Und kann er das nicht überall brauchen? Ja, brauchen wir nicht gerade christliche Doctoren? Es sind ihrer nicht zu viel und ich hoffe du sollst mir einer werden, und trotz der mancherlei Gefahren die die Medizin, selbst als Wissenschaft dem noch nicht vollkommen reifen Urtheile des christlichen Jünglings bringt, wirst du den christlichen Standpunkt nicht verlassen. Nicht wahr, das versprichst du mir?“ „Ja, sagte Johann, das verspreche ich, Vater, (er küßte ihm weinend die Hand), ich werde Ihrer werth bleiben, mein Leben lang, und Gott wird es geben, daß ich Ihnen Ihre Mühe und Ihre vielfache Liebe auch vergelten möge durch Thaten.“ „Der Vergelster ist Er, mein Johannes, und Er möge dich segnen.“

Und wieder fünf Minuten darauf kniete der Hausvater vor seinem lieben Bilde: „Mein lieber heiliger Zimmermann, den Stamm hast du also nicht bestimmt zur Zierde des Hauses deines Pflegesohnes, sondern es soll eine Krankenkrücke daraus werden. Auch recht. Mir ist Alles recht, was meinem Gott recht ist.“ Die Thür ging auf und Jo-

hann trat herein. Er kam in gleicher Angelegenheit, er wollte auch niederknien und beten. Der Hausvater machte ihm Platz und so haben sie eine Viertelstunde stillschweigend ihre Herzen ausgeschüttet vor dem Herrn, und sind dann aufgestanden und Hand in Hand in den Garten gegangen mit einander. Der Abschied war freilich feierlicher als bei dem Max. Thränen gab es in Hülle und Fülle; alle andern eilten herbei, bis auf die Wirthschafterin herab und den Hausknecht, der zwar nicht zwei Zwanziger Trinkgeld bekam, aber sich dafür mit der umgekehrten Hand zwei Thränen aus den Augen wischte. Und bei der Thür ist der Johannes niedergekniet und da hat er noch ein Mal den Segen bekommen und das Wort, das zitternde, seines väterlichen Freundes schallte ihm nach auf die Straße: Geh' hin in Frieden und dein Schutzengel geleite dich auf rechtem Wege!

Also ist der Johannes aus dem Mühlviertel ein Mediziner und ein braver Doktor geworden.

Ja wir haben aber drei! Was ist's mit dem Anton, dem Sohne des Schusters? Nun, ich weiß sonst nichts von ihm zu sagen, als was der Hausvater von ihm sagte: „Und der Innviertler Kaplan, der Anton, ist er nicht so viel werth, als drei? — Ich rechne auch mich dazu. Denn es fällt mir oft ein Mezzofanti's schönes Wort: Ja mein Gott, was helfen mir die Sprachen, mit denen kann ich nicht in den Himmel kommen. Gott wird mich nicht einmal fragen, wie viel Sprachen ich sprechen konnte, sondern wie viel gute Werke ich gethan habe.“ — Und ach, ich bin so arm an guten Werken. Was hilft es mir, wenn ich Gedichte mache, die Beifall finden, und Erzählungen, bei denen die Leute bald lachen und bald weinen, wenn ich dabei statt der Plage selber Vergnügen und Erholung finde, ja, wenn es mir zum Bedürfnisse wird, zu schreiben. Das sind halt eben keine guten Werke, und ich glaube, es sind mehr Dichter in der Hölle, als im Himmel. — Die Jugendblüthe ist nun verschwunden, die Frische des Geistes ist ver-

loren gegangen und ich kann jetzt wohl sagen: Ich habe gelebt, aber nicht immer so, wie ich sollte. Lange, lange Jahre habe ich die Nachwehen empfunden jener Jugendzeit, in der ich gleich einem Schafe auf dürrer Weide ohne Hüther; manch' bitterer Kampf ist die Folge davon gewesen und — nicht immer bin ich Sieger geblieben. Ich habe ihn ein Mal hinausgesungen, meinen Schmerz, in einem Gedichte und ich überschrieb es: Des Mannes Klage, und in den Bemerkungen dazu ausgerufen: Seminarium puerorum utinam nascerere! Darum als vor zwanzig Jahren jene Aufforderung erging an den Klerus von Oberösterreich zur Stiftung eines Knaben-Seminär's: ich habe sie mit Jubel begrüßt, und gern hätte ich das Meinige dazu gethan; allein, ich war dort arm, wie ich es noch bin, und mir auch nicht verlange reicher zu werden. Arm an Geld, aber durch Gottes Gabe reich an Gedanken. Diese meine Gedanken nun — die wollte ich zum Opfer bringen, und hoffte, daß auf diese Weise ich doch ein gutes Werk zuwege brächte nach Kräften. Ich wollte, wie ich ein Mal in einem Briefe mich aussprach: so lange ich mein Auskommen habe, Alles das, was ich lieferte, frei und offen niederlegen zu den Füßen des Kreuzes. Es war eine armselige Gabe, aber es kommt ja nicht an auf die Größe derselben, sondern auf den guten Willen des Gebers. Und der Herr hat sie gesegnet, und frohen Herzens blicke ich zurück auf jene Zeit angestrongter Thätigkeit, die mir das Alleinsein zur Lust und das Denken zur Freude machte. Es geht mir wie dem Bettelweib, das einige Groschen zum Kreuzweg beisteuerte und sich nun nicht wenig darauf einbildete. In Berücksichtigung des guten Zweckes fand ich nachsichtige Kritik und gütig ward ich aufmerksam gemacht auf etwa zu lascive Sprünge meiner Fantasie, und so sage ich es freudig und stolz: Ich habe auch einen Stein herzugetragen zum Baue des — Knaben-Seminärs.

Theologisch : praktische
Quartalschrift.

Redigirt und herausgegeben

von

Dr. Joh. Bapt. Schiedermayr, Domkapitular,

und

Augustin Rechberger, k. k. theol. Professor

zu Linz.

Erster Jahrgang.

Drittes Heft.

(Der Reinertrag für wohlthätige Zwecke.)



Linz, 1848.

Druck von Joh. Huemer's Witwe.

In Commission bei Quirin Haslinger.

**Erinnerung an Franz J. Freindaller,
von Joseph Gaisberger,**

reg. Chorh. v. St. Florian u. k. k. Professor.

(Schluß.)

Freindallers gemeinnütziges Streben, den Geist echter Religiosität und eines fortgesetzten Studiums der theologischen Wissenschaften unter dem Alerus zu verbreiten, und die Grundfeste unserer heiligen Religion allseitig zu schützen und zu wahren, konnte der Aufmerksamkeit der obersten Behörden seines neuen Vaterlandes nicht entgehen, und schon im Junius 1811 sah er sich zum Distrikts-Schulinspektor, und Dechant im königlich-baierischen Landgerichte Böllabruk in den ehrendsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken ernannt.

Wenn er sich dieser Anerkennung seines redlichen Strebens in der Stille des Herzens freute, und das Amt, das ihm einen so schönen Wirkungs-Kreis eröffnete, achtete und liebte, so war er doch zu bescheiden, und zu sehr von der Wichtigkeit und Größe der übertragenen Bürde überzeugt, als daß er nicht inständig — freilich fruchtlos — hat, diese allerhöchste Gnade ablehnen zu dürfen. — Ob ihn bei diesem Schritte, den er nicht ohne einigem Kampfe mit sich selbst gethan, nicht eine dunkle Ahnung einer kummervollen Zukunft geleitet, will ich nicht untersuchen. — So viel ist gewiß, daß diese neue Würde die Quelle vielfachen und angreifenden Kummers für sein Herz wurde. —

Durch seine Stellung, als Dechant und Schulenspektor, kam er nothwendig in häufige, vielfache, oft unangenehme Berührung mit dem königlich-baierischen Landgerichte. Es war ihm seine Lage gänzlich verleidet; allenthalben sah er sich beengt in seinem Wirkungskreise, wenn nicht gehemmt, doch wenig unterstützt, oft die reinsten seiner Freuden verkümmert. — Mit welcher Sehnsucht, mit welcher

niger Nührung sah er daher jenem schönen ersten Mai entgegen, wo die, von Oesterreich abgerissenen Ländertheile, nach schmerzlicher Trennung — in Kaiser Franz wieder ihren gütigen Herrscher verehren konnten; ein Tag, von dem Weissenbach so kindlich schön, als wahr gesungen:

Es füllt sich jedes Aug' mit süßen Thränen,
 Mit himmlischen Gefühlen unser Herz.
 Ein Schild, ein Name zeigt sich unserm Sehnen,
 Und jede Wunde heilt, und jeder Schmerz:
 Und alles, was die herbe Zeit genommen,
 In diesem Blicke ist es wiederkommen. —

Mit von Freude und Dankgefühl bewegter Seele rief Freindaller an diesem Tage seiner Gemeinde zu: „Wir werden einem Monarchen zurückgegeben, der auch im Unglücke groß blieb; der, da er alles verloren zu haben schien, doch die Liebe seines Volkes nie verlor; der mit höchster Entschlossenheit allen Unfällen trotzte; gleich einem Fels unter stürmenden Wellen unbeweglich anhielt, und durch seine Standhaftigkeit das wandelbare Glück bahute — einem Kaiser, der allen Fürsten und Völkern die höchste Verehrung abnöthigt, und dessen Regierung eine Schule künftiger Regenten sein wird.“ —

Durch diesen Tag, den er im Schooße seiner Gemeinde, mit eben so rührender als würdevoller Feier begangen hatte, fühlte er sich von mancher Wunde geheilt, die bisher im Stillen fortgeblutet hatte; mancher Kummer, manche Kränkung war verziehen und vergessen, die ihm, seit den letzten Jahren, Ruhe und Frieden geraubt hatten. Neuer Muth und neue Kraft ward ihm und der ernste Wille, zu zeigen, daß, ungeachtet einer siebenjährigen Trennung, seine Liebe und Anhänglichkeit an sein Vaterland, sein Eifer für die Beförderung schöner und edler Zwecke, keineswegs erloschen — nicht einmal erkaltet sei. Und wirklich traten schon in den ersten Monaten des folgenden Jahres, Greig-

nisse ein, die seinen regen Eifer, seine vollste Thätigkeit, und die unermüdetste Ausdauer in Anspruch nahmen; ich meine: die Unruhen der sogenannten Pöschlianer.

Zur näheren Verständigung dürfte es nicht am unrechten Orte sein, die Entstehung, allmähliche Entwicklung, und die letzten grellen Ausbrüche derselben in einem kurzen, aber doch treuen Abrisse, bloß historisch darzustellen. Obnehin enthielten gleichzeitige auswärtige Blätter hierüber so viele irrige, unrichtige, widersprechende, und auch ganz falsche Angaben, und zugleich ist in einem Zeitraume von nun mehr als dreißig Jahren so vieles aus unserem Gedächtnisse entschwunden, oder in einer — an Ereignissen so überreichen Zeit, doch in etwas dunkleren Hintergrund getreten, daß auch derjenige, der damals mit dem Gange und der Wendung der Dinge etwas vertraut war, eine Auffrischung des Halbverwischten, eine Erinnerung an das, was so nahe und drohend an uns vorüberging, nicht ungerne sehen dürfte. —

Die Veranlassung zur Entstehung dieser religiösen Schwärmerei gab Thomas Pöschl. Zu Höritz, einem Marktflecken des südlichen Böhmens, 1769 geboren, ward er 1796 Freindallers Schüler zu Linz. In seinem Benehmen bescheiden, gutherzig, doch schon als junger Mann immer etwas düsteren und verschlossenen Sinnes, wurde er 1796 zum Priester geweiht. In der Seelsorge thätig und eifrig, aber — nicht ganz frei von abergläubischen Ansichten, genoß er einer besonderen Liebe und Anhänglichkeit seiner Untergebenen.

Als Katechet und Cooperator zu Braunau im Innkreiße, begleitete er 1806 den unglücklichen Palm zum Richtplatze und gab ihm mit liebevoller Theilnahme jene Trostgründe an die Hand, welche in diesem Falle allein Beruhigung schaffen konnten. Da er später in eine Teufelsbeschwörungs-Geschichte verflochten, auch abergläubische

Lehren über die Einwirkung des Teufels auf die Menschen öffentlich vorgetragen, „das allgemeine Sittenverderbniß „bejammernd, die Schuld davon den geistlichen wie den „weltlichen Behörden zugeschoben, seine geistlichen Mitarbei- „ter als strafbare Miethlinge dargestellt; da er — durch hö- „here, der vollkommnern Frömmigkeit eigene Erleuchtung „berufen — die nahen Strafgerichte der sündigen Welt mit „an Wahnsinn gränzender Zuversicht verkündigt, in Napo- „leon das apokalyptische Thier, in seinen Königen die Hör- „ner desselben erkannt, und trotzend die weltliche Behörde „gegen sich aufgerufen hatte“ — ward er unterm 29. August 1812 — den kanonischen Gesetzen nicht ganz gemäß — auf königlich-bairischen Befehl, unverzüglich als Cooperator, nach Berndorf zu wandern geheißen.

Böschl wendete sich unterm 19. Oktober 1812 unmittelbar an den König, berief sich auf sein Recht als eines investirten Benefiziaten, verwahrte sich feierlich vor dem Vorwurfe, abergläubische Lehren verbreitet zu haben, und bat in einem tiefe Religiosität athmenden Gesuche um eine unpartheiische Untersuchung der gegen ihn erhobenen Klagen. —

Bevor noch eine allerhöchste Entscheidung erfolgte, ward Böschl, weil er durch die Verzögerung seiner Abreise den Unterbehörden Trotz zu biethen schien, mit Gewalt und unter polizeilicher Escorte nach Ampfelwang im Landgerichte und Dekanate Böcklabruck abgeführt. — In seinen Rechten gekränkt und im Gemüthe tief ergriffen, sah er seinen Stand in sich auf eine freche Weise entehrt und herabgewürdiget, und ward von jezt an in seinen Aeußerungen und Urtheilen über geistliche und weltliche Vorsteher nur noch heftiger und bitterer, und fand bei seinen neuen Untergebenen um so mehr Glauben und herzliche Theilnahme, je eifriger und thätigerer in seinen Berufsgeschäften, je unbescholtener und tadelloser er in seinem ganzen Lebenswandel sich zeigte. Anfänglich von vielen als ein unschuldig Ver-

folgt er bemitleidet, ward er binnen Kurzem von den meisten geliebt, und von jenen sogar geachtet, die am Anfange gegen ihn eingenommen waren; kurz, nach wenigen Monaten sah er sich auch hier im Besitze eines fast gränzenlosen Vertrauens. —

Auch in Ampfelwang kam er auf jene Lehre, von der unmittelbaren Einwirkung des Teufels auf die Menschen zurück. Im öffentlichen wie im Privatvortrage, der immer herzlich und gutmüthig war, äußerte er daher oft die Idee: „Jede innere Regung sei ein Werk des Teufels oder eines Engels, fromme Menschen würden von einem Engel, böse vom Teufel geleitet; die Sünde führe den Teufel, die Buße den Engel in's menschliche Herz.“ Um diese Sätze anschaulicher zu machen, verbreitete er das sogenannte Herzbüchlein *), das in der Folge, weil alles graß und roh sinnlich aufgefaßt wurde, unter Böschls Anhängern am meisten Unheil angestiftet hat.

Sein Einfluß auf die Gemüther der Pfarrgemeinde mehrte sich mit jedem Tage. Um so schwieriger war der Standpunkt des neuen Pfarrers, Johann Götz, der im Mai 1813 von der königlich-bayerischen Regierung nach Ampfelwang versetzt, sich überall und jederzeit mit einer Klugheit, Besonnenheit und würdevoller Umsicht benahm, die bei allen Gutgesinnten die gerechteste, dankbarste Anerkennung gefunden hat.

Böschls vertrauteste Schülerin, bei der er viele Stunden des Tages hinbrachte, war eine vierzigjährige Frau, Magdalena Sifinger, von gutem, sittlich reinem Charakter, aber überspannter Einbildungskraft, der Böschls Ideen ungemein zusagten. Da sie diese mit inniger Wärme ein-

*) Das menschliche Herz eine Werkstätte des Teufels, oder ein Tempel Gottes. Durch höchstes Rescript vom 18. September 1814, ward dieses Buch, als fanatisch und verderblich außer Kurs gesetzt. —

sog, war es begreiflich, daß sich vieles in nächtlichen Träumen, in mannichfaltigem Zauberlichte, bald heller, bald dunkler beleuchtet, und verschiedentlich schattirt und geändert, ihrer Fantaſie darſtellte. Böſchl erklärte dieſe Träume, ſo wenig es der Seherin einleuchten wollte, für göttliche Offenbarungen und drang in ſie, ihm genau alles, was ſie auf dieſe Weiſe ſehe oder höre, mitzutheilen; ja er feuerte ſie an, durch inbrünſtiges Gebeth es dahin zu bringen, daß ſich dieſe Erſcheinungen, zu denen ſich bald auch Stimmen geſellten, öfters wiederholten. Dieſe Viſionen, die mit 20. Februar 1813 anſingen*), faſt jede Nacht ſich einſtellten, und mit 22. Jänner 1814 ſchloßen, wurden von Böſchl eifrig aufgeſchrieben und geordnet, und bezogen ſich, wie Böſchls Reden in den mannichfaltigſten Formen, vornämlich auf folgende drei Hauptpunkte: „Auf die wirkliche, perſönliche Einwohnung Jeſu Chriſti in dem Herzen des Menſchen durch den Glauben; auf die Befehrung der Jaden, als des auserwählten Volkes Gottes; auf die ernſtliche Buße der Chriſten, denen die äußerſten Strafgerichte nahe bevor ſtünden.“ —

Bis zum angeführten Zeitpunkte blieben dieſe Viſionen, die von Böſchls Hand aufgezeichnet, nun ſchon drei-

*) „Der Anfang dieſer neuſten Offenbarungen,“ ſagt Böſchl in ſeinem Tagebuche, „geſchah am 20. Februar 1813. Als ſie, nämlich die unausſprechliche Liebe betrachtete, aus welcher der Herr, Gottes Sohn, Schöpfer Himmels und der Erde — ein geringer Menſch ward, für uns litt und am Kreuze ſtarb, und ſogar in unſerm Herzen wohnen will, wurde ſie abermals, wie ſchon öfters ſeit einiger Zeit vorher, zur inbrünſtigen Liebe gegen ihn entflammt, und ſah auf einmal im Geiſte in ihr Herz hinein, welches wie Kryſtall hellklar und durchſichtig erſchien; ſah auch den göttlichen Heiland in ſeiner verklärten menſchlichen Geſtalt daſelbſt, wie er eben einen prächtigen Ballaſt bauete, mit dem Kreuze hineinzog und ſeinen Wohnſitz nahm.“

fig volle Bogen betrogen, ganz geheim. Am 22. Jänner 1814 vernahm die Seherin den zweimaligen Ruf*): „Er, „Böschl nämlich, sollte nun öffentlich auftreten;“ was ich, sagt Böschl in seinem Tagebuche, sogleich befolgte, indem ich Tags darnach, den 23. Jänner 1814, am 3. Sonntage nach der Erscheinung, am Ende der Frühlehre, die Aussprüche des Herrn in Rücksicht auf die Bekehrung der Juden und Buße der Christen öffentlich vortrug. —

„Ich trete im Nahmen Gottes auf,“ rief er dem versammelten Volke zu, „und habe vom Herrn den Auftrag, „der Welt anzukünden, es sei der Zeitpunkt gekommen, wo „nach den Verheißungen der Propheten und Jesu Christi, „die Juden in die wahre Kirche eintreten werden. Gleich- „wie aber, als die Heiden zu den Zeiten der Apostel gläu- „big wurden, die Judenverwerfung geschah, so beginnt auch „jetzt die Verwerfung der jezigen Christen, wenn sie nicht

*) In einem Berichte an das erzbischöfliche Konsistorium in Salzburg vom 23. Junius 1815, sagt Freindaller: „Das königlich- „bayerische Landgericht schickte dem Unterzeichneten die Stiefstock- „ter der vorgeblichen Visionärinn zur weitem Belehrung zu, die „ihm gestand, ihre Mutter habe zu wiederholten Malen gesagt: „Sie sei bei dem Vortrage des Herrn Böschl an jenem Sonntage „sehr erschrocken, sie habe nichts von einem Auftrage des Herrn „gewußt, daß er die Judenbekehrung und die fürchterlichen Ge- „richte Gottes über die Christen hier schon in Ampselwang ver- „künden soll, noch weniger ihm von einem solchen Auftrage „etwas mitgetheilt.“ —

Die baldige Entfernung Böschls von Ampselwang, die Wendung der Dinge überhaupt, die sie gar nicht erwartet hatte, brachte sie auf einmal zur Bestnimm. Sie zog sich jetzt ganz von den Böschlianern zurück, und lebte, ohne die Schwärmerei zu erhalten, oder zu bestätigen, nach dem einstimmigen Zeugnisse wohl unterrichteter Männer, wieder ein still-frommes und anspruchloses Leben.

„Buße thun; große bald sichtbar werdende Strafgerichte
„warten auf die Unbußfertigen.“ —

Diese Worte, im Tone der Feier und Begeisterung vorgetragen, machten auf die Gemüther der Anwesenden einen unglaublichen Eindruck. Weinen und Schluchzen herrschte unter den Zuhörern. Als er noch am nämlichen Tage von seinem Pfarrer und wenige Tage darnach von Freindaller, seinem Dechante, hierüber zu Rede gestellt wurde, läugnete er nichts; doch alle Gegengründe, welche Freindaller gegen die Glaubwürdigkeit der vorgeblichen Offenbarungen vorbrachte, konnten nichts versangen, da sich Böschl immerfort auf die Heiligkeit und Allwissenheit jener Frau berief. — Ganz fruchtlos waren auch die freundlichen Warnungen Sailer's, dem Böschl das Tagebuch der neuen Offenbarungen zugeschildt hatte. „Ich habe,“ schrieb Sailer an einen Freund unterm 2. März 1814, „das Tagebuch „gelesen, und kann nichts anders sagen, als: Böschl ist „getäuscht. Er soll zurücktreten von der ganzen Sache und „schweigen. Es würde nicht schwer sein, die klaren Spuren „der Täuschung nachzuweisen. Aber der Getäuschte hat „keine Augen dafür. Zurücktreten ist die einzige Weisheit. „Die weisesten Menschen unserer Kirche haben gelehret: „man müsse auf alle dergleichen Visionen kein Gewicht legen. „Wenn man aber etwas daraus macht, davon Notiz nimmt, „darauf sich stützt, so ist Täuschung und Fehlgriff unver- „meidlich. So die besten, frömmsten Erleuchteten aller „Zeiten.“ —

Nach fruchtlosen Versuchen, ihn zur Erkenntniß des Irrthums zu bringen, erstattete Freindaller auf der Stelle einen umfassenden Bericht an das erzbischöfliche Konsistorium in Salzburg, und erhielt die Weisung: Böschl'n das Offenbarungs=Journal abzufordern und durch Privatbelehrung noch einmal zu versuchen, ihn von seinen Irrthümern zu überzeugen. — Da auch dieser Versuch mißlang, wurde Böschl von Ampselwang abberufen, und Freindaller,

der für diese schwierige Aufgabe vorzüglich geeignet schien, erhielt den Auftrag, den Verirrten in sein Haus aufzunehmen und den angefangenen Unterricht fortzusetzen. —

Mit Umsicht und schonender Liebe, und mit einer Unverdroßenheit, die nur das Ringen nach einem schönen und edlem Ziele verschaffen kann, leitete Freindaller diese Belehrung. Aber die Hindernisse waren unübersteiglich, und so oft er die vorgeblichen Offenbarungen näher beleuchten und in ihrem wahren Lichte darstellen wollte, sah er sich mit den Worten, die er auch späterhin schriftlich wiederholte, unterbrochen: „Dies sei heiliger Boden, wo man kaum eine „Muthmaßung wagen dürfe; daß aber da der Herr geredet „habe, davon sei er — Böschl, aus den klarsten Spuren „der Allwissenheit, die aber einstweilen nur ihm so klar „sein könnten, überzeugt; und wo der Allwissende spreche, „sei keine Täuschung, nicht einmal eine Möglichkeit derselben, ohne von der Allmacht und Heiligkeit, die sich in „diesem Werke so oft ausgesprochen, eine Erwähnung zu „thun.“ —

Weil nun auch der dritte Versuch mißlang, und Böschl, gegen das Verboth seines Dechant's und Lehrers, sich nach Ampfelwang begeben, (was man etwas sonderbar, weltlicher Seite, dem Berewigten zum empfindlichen Vorwurfe machte), und auf offener Gasse die Verkündung seiner Lehren wieder angefangen, ward er auf Freindallers Bericht am 27. März 1814, in das Priesterhaus nach Salzburg abgeführt. Der unermüdet — thätige Sandbichler setzte den von Freindaller angefangenen Belehrungs- und Befehrs-Versuch — leider auch fruchtlos — fort. Von betrogen oder getäuscht sein hierin, wollte Böschl durchaus nicht hören. „Wo Gott auftritt,“ schrieb er am 6. April 1814 an Freindaller, „da muß alle menschliche Autorität „zurücktreten, muß niederfallen und anbeten — Kirche und „Staat. Hier ist jede Bemühung vergeblich. Soll ich, „um der Menschen willen, auch der besten, weisesten — dem

„Herrn treulos werden? Lieber will ich nicht leben. Man muß hier die menschliche Weisheit in Staub legen, und ein Kind werden; diesen Weg hat der Herr zum Glauben erwählt. Wer immer mich von diesem Werke ernstlich abbringen will, wird mir, wie einst Petrus dem Herrn, zum Versucher.“ — Wahrhaft schreckliche Täuschung!

Da somit alle Versuche, Böschl über das Irrige seiner Sache aufzuhellen, ohne allen Erfolg, gänzlich scheiterten; da er zugleich den Verkehr mit den andern Verirrten, wie sich im Verlaufe zeigen wird, auf eine sträfliche Weise fortsetzte, und einen verderblichen Einfluß auch in der Entfernung, auf die gewonnenen Gemüther fortwährend äußerte, ward er später, auf Freindallers wiederholt ausgesprochenen Wunsch: ihm durch eine weitere Entfernung jede Mittheilung unmöglich zu machen, nach Wien in das Defizienten-Priesterhaus gebracht.

Seine Anhänger blieben ihm auch nach der Trennung treu ergeben, und fanden, so lange er in Salzburg verweilen mußte, der strengsten Maßregeln ungeachtet, noch immer Mittel und Wege, mit ihm Rücksprache zu nehmen, ihn von allem zu unterrichten, was etwa in, und um Ampfelwang vorgehen mochte. — Er seinerseits ging so weit, seinen Anhängern Mißtrauen gegen ihre ordentlichen Seelsorger, Argwohn gegen die weltlichen Behörden einzusüßeln, sie für todte Glieder zu erklären, die abgeschnitten werden müßten. —

Solche Aussprüche waren für die Gläubigen der neuen Offenbarung die Worte eines unfehlbaren Orakels, die Stimme Gottes. Ihr Betragen hatte nun auch schon etwas charakteristisches: sie flohen den Umgang mit andern Denkenden, die ihnen sammt und sonders als Verworfenere erschienen; sie legten Schmuck und Zierde in den Kleidern ab, führten eine Art gemeinschaftlichen Gutes ein, das jedem aus ihnen in Noth und Verlegenheit zu Gebote stand, äußerten eine innigere Andacht, tiefere Zerknirschung, und hießen insgemein: „die bethenden Leute.“ —

Die Gewalt, welche Böschl über ihre Gemüther erlangt hat, mußte um so kräftiger und durchgreifender wirken, weil die Ungläubigen binnen kurzer Zeit die fürchterlichsten Schrecknisse treffen sollten; nur kurze Zeit noch, bis zu Ende des Jahres 1816 sollte die Gnadenzeit dauern, sämtliche Juden sollten indeßen bekehrt werden, das neue gereinigte Weltreich in der Stadt Jerusalem beginnen, wohin Böschl selbst, als Papst, im Jubel und Triumph ziehen würde.

Das Jahr 1816 ging ruhig zu Ende und noch fiel den Getäuschten die Binde nicht von den Augen, vielmehr meinten einige, das Gebeth der Frommen habe „die Zeit des Zornfeuers Gottes“ hindangehalten, und die Sünden der Juden ihre Bekehrung bisher verzögert. — Doch allmählich begannen einige Glieder dieser Secte, nachdem die zweckmässigste Belehrung der benachbarten Geistlichkeit, die sich insgesammt von dem ersten Anfange dieser Schwärmerie, wie sich Freindaller in einem Berichte an das erzbischöfliche Konsistorium in Salzburg, vom 23. Junius 1815, ausgedrückt hat, mit Entschiedenheit gegen Böschls schwärmerische Behauptungen erklärt hat, — verbunden mit strengen polizeilichen Maßregeln, hie und da die wohlthätigsten Folgen hervorgebracht hatte, in ihrem Glauben zu wanken, und ungezweifelt hätten sich nach und nach alle Anhänger verloren, hätte sich nicht ein ungebildeter, fanatischer Landmann, Johann Haas, aus der Pfarre Dttwang, am Anfange des Jahres 1817 beikommen lassen, zu behaupten: „Er sei in Böschls Abgang von Gott zum Werkzeuge erkoren, den Glauben an die neue Offenbarung aufzuregen; er müsse als Haupt der Apostel das neue Jerusalem, die erneuerte und gereinigte Kirche regieren, und die Juden zu Prag bekehren; Gott Vater sei ihm selbst erschienen, ihm die Zeit der Gerechtigkeit als nahe anzukünden.“

Seine Worte fanden Beifall; sein Haus, das einige

Begeisterte den Sitz der Dreifaltigkeit nannten, ward jetzt der neue Vereinigungs-Punkt für die Gläubigen. Dadurch ermutigt, fing er um die Mitte des Februars an, unter den sonderbarsten Gebräuchen *) Teufel auszutreiben.

Aufsteigende Zweifel schlug er mit der Aeußerung nieder: „Hierin dürften sie nicht einmal die Geistlichen hören; denn nun sei er von Gott aufgestellt, sie zu führen.“ —

Jede Zurechtweisung — gelindere oder ernstere — verschmähte der neue Lehrer und Führer. Somit ward er, als Ruhestörer, am 21. Februar 1817 in förmlichen Verhaft genommen. — Doch bald ward seine Stelle durch Polirena Gstöttner, ein 20jähriges Mädchen, aus der Pfarrei Ottwang, ersetzt, die schon früher Pöschls Anhängerin, erst vor kurzen durch Johann Haas vom Teufel befreit worden war. Viel klüger als ihr Vorgänger, wirkte sie im Stillen, um so sicherer und eingreifender. — Sobald die weltliche Behörde, der die Sache mehr als religiöse Albernheit erschienen war, zu ernstern Maßregeln schritt, entsagte Polirena diesem Geschäfte und entwich. — Sogleich trat ein anderes Mädchen, Anna Maria Burgstaller, aus Ampfelwang, die früher durch Polirena gereinigt worden war, an ihre Stelle, und fand, zumal in der Pfarre Ampfelwang, ungemeinen Anhang.

Plötzlich am 27. März 1817 verbreitete sich allgemein die Sage: „Nach zwei Tagen sei die Gnadenzeit geschlossen, und dann wären alle, die nicht den neuen Glauben angenommen hätten, und nicht gereinigt wären, verloren.“ — Nun wollte alles gereinigt werden; halbgekleidete Menschen zogen mit gelösten Haaren, in hüpfendem Gange, in einigen Dörfern der Pfarre Ampfelwang herum, und verkündeten das Ende der Gnadenzeit; andere sah man Hausenweise, mit dem

*) Wie einst bei Gasner, wurden auch bei den Anhängern Pöschls die Teufel durch gewaltsames Treten und Stoßen der Besessenen ausgetrieben.

Laute eines eben Erstickenden, unter Ausrufung der Heiligen, um einen in Konvulsionen liegenden, herumhüpfen, von dem sie vorgaben, daß er eben der Welt absterbe, um im Geiste aufzuerstehen. Schon sahen andere das Rache-
schwert Gottes gezückt; voll Hoffnung und Vertrauen auf den Herrn, und doch voll banger Unruhe über die Stunde die schlagen sollte, nahmen die Menschen einen ganz eigenen Charakter an. Alle still, düster, in sich versunken, und voll ängstlicher Erwartung der Dinge, die bald hereinbrechen würden.

Unter den von Anna Maria Burgstaller Gereinigten fand sich auch ein Landmann von Borderschlagen, einer Dorfschaft der Pfarre Ampfelwang: Josef Haas, der seit der Reinigung an einem konvulsivischen Zucken, und dem unwidderstehlichen Drange gleich einem Hunde zu bellen, litt. Allmählich hatte sich in seinem Gehirne die Idee ausgebildet, er müsse um anderer Menschen willen diesen Zustand ertragen, und für sie streiten; zugleich habe ihm Christus die Reinigung aller übertragen. Sein Haus ward jetzt in den letzten Tagen des März der stille Sammelplatz der Gereinigten, und unbegränzt ihr Zutrauen zu den Aeußerungen dieses Mannes.

Den dreißigsten März kündete er bestimmt als den Tag an, an dem der Ruf des Herrn erschallen würde. Auf dem Fußboden seines Zimmers, die beiden Vortage, unbeweglich und starr liegend, bereitete er sich auf den großen Tag vor. Noch am Vorabende dieses, am 29., forderte er die zwanzigjährige Tochter seines Nachbarn, Maria Hatzinger auf, als Opfer für die Unreinen, von seiner Hand fallen zu wollen. Argwohnlos entschloß sich das Mädchen willig dazu, aufgemuntert auch durch ihre Ziehmutter, die sich freute, daß ihrer Tochter von Gott die Gnade zu Theile werden sollte, für die Vergehungen und Sünden anderer ein Opfer zu werden. — In der Nacht des folgenden Tages ward sie wirklich, auf die gräßlichste Weise, in desselben

Hause, durch seine Hand hingeopfert, ohne daß sie die Anwesenden um Hülfe rief, oder auch nur einen andern Laut von sich gab, als: „Hilf, Maria, hilf! Jesus, steh' mir bei!“ — Etwa eine Stunde vorher wollte er auch einen Nachbar, der sich immer kräftig gegen Böschl's Lehre erklärt, und dadurch „viele Schäflein verschnecht hatte,“ ermorden. Mit seiner Tochter, Franziska, und einigen andern Fanatikern drang er mit einer Mordart bewaffnet in desselben Haus und befahl, im Nahmen Jesu alles todtzuschlagen. Die Nachbarinn sank von einer Art auf das Hinterhaupt getroffen, entseelt zu Boden; ihr Mann und ihre Tochter fielen unter ähnlichen Streichen betäubt zur Erde, wurden aber als todt liegen gelassen. — Mit Blut besleckt kehrte Haas mit seiner Gesellschaft in sein Haus zurück. Schon wollte er, nachdem er der Maria Hasinger mit einem Mordbeil das Gehirn zerschmetterte hatte, auch seine Frau und noch ein anderes Mädchen, gleichfalls eine eifrige Anhängerin der neuen Offenbarung, im Nahmen Jesu todtzuschlagen, als er von letzterer entwaffnet, und bald auch von den herbeieilenden Nachbarn sammt den Anwesenden, die, wie bewußtlos und erstarrt den gräßlichen Mord angesehen, ergriffen, und nach Böcklabruck abgeliefert wurde. —

Statt, daß durch diese gräßlichen Auftritte den übrigen Fanatikern die Binde von den Augen gerissen wurde, bestärkten sie sich nur noch mehr in den vorgefaßten Meinungen, und die Zeit des Auszuges nach Jerusalem angekommen wähuend, zog am 31. März eine große Menge, Männer und Weiber, Säuglinge an der Brust, mit Hinterlassung aller Habseligkeiten, im fürchterlichsten Schneestöber, in die nächsten Theile des Hausruckwaldes, fruchtlos erwartend, daß sich alles nach und nach an sie anschließen würde; bis auch diese in Verwahrung gebracht, binnen gar kurzer Zeit zur Einsicht und Erkenntniß ihres Irrthums gelangten. —

Wie nun die politische Behörde die gerichtliche Unter-

suchung des Geschehenen mit Kraft und kluger Umsicht leitete, und die verschiedenen Grade von Vergehen und Verbrechen sorgsam bestimmte, so schritt auch die geistliche Behörde mit gleicher Klugheit und zarter Schonung in religiöser und spiritueller Hinsicht ein. Zwei hochgeachtete, treffliche Männer des Linzer Domkapitels, Domdechant Johann Cv. Waldhauser, und Domscholaster Franz de Paula Haslinger*), übernahmen in Verbindung mit Freindaller das wichtige und schwierige Geschäft. —

Gleich in den ersten Unterredungen mit den Irregeleiteten, zeigte es sich deutlich, daß nicht böser Wille und verdorbener Sinn, daß nur unbegrenztes Vertrauen auf ihren Lehrer, und seine Worte, die sie größtentheils rohsinnlich aufgefaßt, die Quelle ihrer Irrthümer sei. Gleich bei näherer Erklärung und Aufhellung der irrigen Ansichten und Punkte, traten fünfzig mit inniger Reue über das Geschehene, zurück, an welche Freindaller, um sie in ihren Vorsätzen zu stärken, unterm 16. April ein rührendes Sendschreiben erließ. — Doch bei vielen der Verhafteten, darunter auch die Ziehmutter des geopfertem Mädchens, die durchaus für eine vom Herrn Inspirirte angesehen sein wollte, blieben alle Versuche fruchtlos; starrsinnig behaupteten sie: „Nur aus Böschls Munde könne Wahrheit kommen; nur er könne Worte des Lebens geben, und so lange er nicht auf der nämlichen Kanzel widerrufen, was er am 23. Jänner 1814 auf ausdrücklichen Auftrag Christi gepredigt, so lange könnten sie von dessen Worten nicht abgehen.“

Diese Halsstarrigen, zu denen bald hierauf auch ihr Oberhirt fruchtlos gesprochen und sie aus Böschls Munde versichert hatte, daß sie ihren vermeintlichen Lehrer ganz mißverstanden haben, blieben in Böcklabruck und der Nachbarschaft in strenger Verwahrung und Freindaller erhielt den Auftrag, sie durch Unterricht und fortgesetzte Belehrung

*) Beide rief seither der Wink des Allmächtigen vom Leben ab.

auf bessere Wege zu leiten. — Mit unermüdetem Eifer, oft bei den größten körperlichen Leiden, nur das Wohl der ihm so heilig anvertrauten vor Augen habend, unterzog er sich diesem Unterrichts-Geschäfte, mit Liebe und Sorgfalt setzte er es fort, und bald sah er seine Bestrebungen mit dem, für ihn ganz besonders lohnenden Erfolge gekrönt. Die Getäuschten und Irregeleiteten, selbst die Verstocktesten, schwuren jeden Irrthum reuig ab, und kehrten voll Verwunderung über ihre Verblendung, nachdem sie auch durch den Ausspruch des niederösterreichischen Appellations-Gerichtes „in Anbetracht des Mangels an Zurechnungs-Fähigkeit, von der „Kriminaluntersuchung und von aller Schuld losgesprochen „waren“, — in ihre Heimath, und zu ihren Geschäften und Feldarbeiten zurück, und die ganze Secte, die gegen dreihundert Personen umfaßte, und in ihrer Richtung so gefährlich drohte, ist ohne allen Rückfall, selbst bis auf die leiseste Spur verschwunden; eine Erscheinung, die in der Geschichte menschlicher Verirrungen, zumal in Gegenständen der Religion — selten, vielleicht unerhört, und ganz einzig dasteht, der sicherste Beweis, daß man geistlicher und weltlicher Seits — was in ähnlichen Fällen so äußerst schwer ist, Energie mit kluger Umsicht, Kraft und Nachdruck mit zarter Schonung verbunden habe. —

Freindaller froh und beglückt in dem Gefühle, zum Wohle der Kirche und des Staates, und auch dieser Unglücklichen, sein Schärfelein beigetragen zu haben, kehrte jetzt um so freudiger zur Fortsetzung seiner Zeitschrift, die er seit dem Jahre 1817 als neueste theologische Monatschrift herauszugeben angefangen hatte, zurück. — Doch nie fand sie jenen Beifall, jene Unterstützung wieder, deren sie sich vorher zu erfreuen gehabt hatte. Zeitumstände, Verhältnisse und Ansichten hatten sich geändert, Freindaller selbst war nicht mehr der rüstige, alles bethätigende Mann, der er vor fünfzehn Jahren gewesen; traurige Ereignisse, bittere, schmerz-

liche Erfahrungen hatten seinen Sinn getrübt, und körperliche Leiden seine Kräfte gebrochen; und nicht immer fand er die Stimmung, sich literarischen Arbeiten anhaltend hinzugeben; gleichsam nur ablauschen mußte er die heiteren Stunden, wo nicht Leiden des Körpers den Gedankenflug hemmten. Darum, weil er sich auf die Gunst des Tages so wenig verlassen konnte, stand er oft, wenn er sich aufgelegt fühlte, in Mitte der Nacht auf, las, studierte, schrieb, entwarf Skizzen, und forschte jenen Materien nach, die zeitgemäß und Bedürfniß schienen. — Außerdem hatte sich die Zahl seiner Mitarbeiter durch Todfälle mit jedem Jahre vermindert; die wenigen übrigen waren, durch ihre Verhältnisse und anderweitige Geschäfte behindert, zu wenig in der Lage, das Unternehmen mit Würde fortzuführen. Im Februar 1820 verlor er auch noch seinen Freund und thätigsten Mitarbeiter Dr. Alois Sandbichler. Dieser Verlust ging ihm ungemein zu Herzen, und so wie er ehemals Rechenbergern öffentlich ein ehrendes Denkmal in seiner Zeitschrift gesetzt, so glaubte er auch diese erst dann aufgeben zu dürfen, wenn er auch Sandbichlers Namen, dieses letzte Opfer der Liebe und Freundschaft dargebracht haben würde. — Nachdem er diese traurige Pflicht mit gerührtem Herzen erfüllt, legte er noch im nämlichen Jahre die Redaction der Monatschrift nieder, mit dem ruhigen und frohen Bewußtsein, bei seinem Wirken und Streben immer nur nach der besten und edelsten Absicht gerungen zu haben. —

Jetzt, nachdem Freindaller seine öffentliche Laufbahn geendet, nachdem er auch, — nicht ohne einiges Bedauern des hochwürdigsten Ordinariats, das in seinem und der Jugend Namen ihm für die segensvollen Dienste rührend dankte — das Amt eines Dechant's und Distrikts-Schulen-Inspektors niedergelegt hatte, zog er sich gleichsam immer mehr in sich selbst zurück, wohl ahnend, daß er des freundlichen Daseins sich nicht mehr lange würde zu erfreuen haben. Dennoch war er, wenn körperliche Leiden, für welche Karls-

bad und Gastein Erleichterung, aber keine Abhilfe schaffen konnten, seine Stimmung nicht trübten, noch froh und munter, nahm regen und warmen Antheil an den Ereignissen der Zeit und den neuesten Leistungen, zumal im Gebiete der theologischen Literatur. Die wenige günstige Muße verwendete er auch jetzt noch zu literarischen Arbeiten, vorzüglich zu jenen, die vom erzbischöflich-salzburgischen Konsistorium zur Verbesserung des Diözesan-Rituals eingeleitet waren. — Wenn sich der gänzlichen Beendigung dieses so rühmlich begonnenen Unternehmens auch Hindernisse mancher Art in den Weg stellten, und eine neue Auflage des Diözesan-Rituals nicht zu Tage fördern ließen, so werden jene Männer, denen Freindallers Ritualsarbeiten zu Gesichte kamen, nie ohne Bewunderung jener klugen Vor- und Umsicht, jener tiefen Welt- und Menschenkenntniß gedenken, von der jedes seiner Urtheile, jede seiner Aeußerungen die unzweideutigsten Beweise enthielt. —

Nach seiner Ansicht sollte das römische Rituale bei der Revision zur Grundlage genommen werden, an der Ehrwürdigkeit und dem Salbungsvollen des Ritus nichts verloren gehen, und der Ritus ein Gefäß der Tradition bleiben. Weil erst der Geist, mit dem etwas geschehe, Leben schaffen könnte und mußte, hielt er die lateinische Kirchensprache für kein Hinderniß der Erbauung des Volkes. „Der Priester bethet in jener,“ sagte er in seinem Gutachten über die Revision des erzbischöflich-salzburgischen Diözesan-Rituals; „die Umstehenden sehen seine Stellung, sein Antlitz, das Andacht ausspricht; sehen ihn seine Hände erheben, dann falten, dann Kniee bengen. Soll dieser Anblick des bethenden Priesters nicht auch erbauen?“ „Das ist die wahre Muttersprache,“ sagt Sailer, „die sich freilich nur bei dem gottseligen Priester findet.“ —

Nach dieser Ansicht und den oben gegebenen Grundzügen hatte er nicht nur die von andern gelieferten Arbeiten beurtheilt, sondern auch selbst, den Taufakt und die

Krankenhilfe mit unermüdeter Sorgfalt ausgearbeitet, und dadurch den wärmsten Dank und den ungetheilten Beifall des erzbischöflich-salzburgischen Konsistoriums sich erworben. — „Sie haben,“ schrieb unterm 18. Julius 1824, an ihn einen trefflichen Mann, der die Seele des ganzen Unternehmens war, „vor Allen den größten Antheil an der Arbeit des Rituals. Die Verdienste, welche sich Euer Hochwürden hiemit für die Diözese Salzburg erwerben, werden bleibend sein, und nie vergessen werden.“ —

Im August des Jahres 1823 ging Freindaller, als einer der Abgeordneten seines Stiftes zum letztenmale nach Wien, um allerhöchsten Ortes das unterthänigste Wahlgesuch zu überreichen. — Das freundliche Entgegenkommen, die gütige Aufnahme, die er allenthalben fand, die für sein Stift von Allen geäußerte günstige Gesinnung, das Wiedersehen so mancher Freunde, mit denen er seit seinen Studienjahren in fast ununterbrochenem literarischen Verkehr gestanden — hatte recht wohlthätig auf den siebenzigjährigen Greis gewirkt, und fast neu belebt kehrte er von Wien zurück. Doch die Natur hat ihre Rechte. Im Dezember des nämlichen Jahres mehrte sich seine Schwäche zusehends, und die bisher noch ziemlich wünschenswerthen Lebens-Tage, denen es an freundlichen Sonnenblicken nicht fehlte, machten allmählig einem Zustande Platz, der eines jeden warme Theilnahme, und innige Wehmuth über das traurige Loos des menschlichen Lebens, daß wir nach und nach aller Blüthen und Blätter entkleidet zu werden pflegen, erregen mußte. — „Mein Zustand,“ schrieb er etwas später an einem seiner ältesten, geliebtesten Freunde, Matthäus Reiter, „ist noch immer erträglich; nur thut es mir wehe, daß ich keine Bewegung machen kann; zum Unglücke verliere ich auch die Lust. — O warum sind Sie mit Ihrem Schweizerfreunde nicht gekommen? Welche Freude hätten sie mir gemacht! Ein Freund Sailers, ein Freund Reiters! Welche

„Empfehlungen! Wir werden uns wohl jetzt lange nicht
 „sehen; im Winter zu reisen ist für mich wohl kaum mög-
 „lich.“ —

Von jetzt an beschränkte der edle Greis seine ausgebrei-
 tete Korrespondenz *) bis auf die allernothwendigste; fand
 sogar an der Lektüre periodischer Blätter, die er sonst fast
 mit Heißhunger verschlungen, wenig Interesse, klagte über
 lange Weile, und floh doch die Gesellschaft, weil er durch
 seine düstere schwermüthige Stimmung die Fröhlichkeit der
 Gegenwärtigen zu stören, oder doch wehmüthige Theilnahme
 zu erregen besorgte. —

Mit der körperlichen Kraft schwanden allmählig auch
 die geistigen, vorzüglich das Gedächtniß, und so kam es, daß
 er, der sonst so gerne und mit so einnehmender Weise über
 alle Fälle und Ereignisse seine Ansichten, Gesinnungen und
 Urtheile mittheilte, nach und nach ziemlich einsilbig und in
 sich gekehrt wurde. Nur einen Gegenstand gab es vorzüg-
 lich, den er nie ohne dem höchsten Interesse aufgriff, nie ohne
 inniger Liebe festhielt: dieß waren die Schicksale und der
 Zustand der katholischen Kirche; — fiel darauf das Gespräch,
 dann wurde sein Blick helle und leuchtend, seine Miene
 freundlich und heiter, und sanft strömte ihm die Rede vom

*) Außer den Männern, von denen im Verlaufe Erwähnung geschah,
 wechselte er noch Briefe mit einigen andern, deren Namen unter
 den ausgezeichnetsten glänzen, als: Fürst Primas von Dalberg,
 Graf Kajetan von Saisruck, Cardinal und Erzbischof von Mai-
 land, J. Ladislaus Pürker, Patriarch von Venedig, dann Erzbi-
 schof zu Erlau, Leopold Graf von Firmian, Erzbischof von Wien,
 Jakob Frint, Bischof zu St. Pölten, Gregor Thomas Ziegler,
 Bischof von Linz, Rupert Kornmann, Abt von Prifling, Dere-
 ser, Domherr und Prof. zu Breslau, Karl und Leander van Es,
 in Marburg und Huisburg, Fr. K. Felber, Pfarrer von Walterds-
 hofen, für dessen katholische Literaturzeitung Freindaller eben so
 thätig, wie früher für die Wiener-Annalen, mitarbeitete.

Munde; unerschöpflich und mit Wärme schilderte er dann seine Aussichten und Hoffnungen für den blühenden Zustand derselben. Wenn er hiebei auch manchem politischen und kirchlichen Ereignisse, nach seiner individuellen Ansicht, eine zu große Wichtigkeit beilegte, und manche Folge desselben zu sehr im Zauberlichte der Fantasie schaute, so fühlte man sich doch durch die lebendige Schilderung jener Aussichten und Hoffnungen, die sein Gemüth ganz durchglühten, erwärmet und gehoben. —

Diese Ideen hatten seine Seele ganz durchdrungen; darum, als sollte die äußere Umgebung, gleichsam ein Spiegel seines Innern sein, waren die Wände seines Zimmers mit den Bildnissen der meisten Kirchenvorsteher unseres Vaterlandes, die ihn persönlich kannten und achteten, behangen. Gerne und oft schweifte er mit seinem Blicke von einem Bilde zum andern, und gedachte mit Liebe der Nahen und Fernen, und vor allen jener drei edlen und trefflichen Männer, die damals jenseits der Alpen, und in der Nähe der Karpathen mit frommer Hand das Heiligste pflegten, und freute sich herzlich, wenn er ihr Wirken und Streben mit dem erwünschten Erfolge gekrönt sah; es war ja ein Beitrag zur Verwirklichung jener Ideen, die seine ganze Seele erfüllten. —

Zwei Monate vor seinem Tode wollte er sein Stift und seine Mitbrüder, denen er so viele Beweise von Liebe und Achtung gegeben, noch einmal sehen, und Theil nehmen an der Feier des fünfzigjährigen Priesterthums seines ältesten Mitbruders und Freundes, Joseph Grabner, an dem er seit dem gemeinschaftlichen Probejahre, mit warmer unwandelbarer Jugendfreundschaft gehangen. In ungemein weicher Stimmung und sichtbarer Rührung wohnte er am 9. Oktober diesem Feste bei, durch das süße Vorgefühl aufgerichtet, nach Verlauf von vier Monaten — selbst als Subelpriester — an Gott geweihter Stätte sich dankbaren, frommen Sinnes der Wege zu erinnern, die ihn die göttliche Vorsehung so liebevoll geführt. —

Diese Idee nahm ihn — nach Greifesitte — von jetzt an sehr in Anspruch, die Freude regte ihn sichtbar auf, und er fühlte sich wechselweise angenehm zerstreut und gehoben. Im Schooße seiner Gemeinde, mit der er fast zwanzig Jahre hindurch Leiden und Freuden liebend getheilt, wollte er dieses Fest begehen; nur, wie es einzurichten, daß sich alle erheitern, erbauen, und für ihr eigenes Loos ermuntern und stärken möchten, darüber war er lange mit sich uneinig. — Endlich beschloß er, dieses Fest auf eine Weise zu feiern, die eben so neu und originell als würdevoll und passend für einen Priester ist, der, so lange es Tag ist, seiner theuern Gemeinde alles zu sein und zu werden strebt. „Ich habe zwei Stücke dermal besonders auf dem Herzen,“ schrieb er noch am 20. Dezember an einen seiner jüngsten Freunde. „Da es mir nicht möglich ist, eine feierliche Sekundiz zu halten, so sann ich seit längerer Zeit nach, was ich mit Nutzen substituiren könnte. Wenn ich Predigen könnte, so würde ich ein Paar Sonntage vor Lichtmessen einen Unterricht ertheilen, wie man einer Jubelmesse, besonders wenn sie der eigene Pfarrer hält, beiwohnen müsse. Weil aber dieses nicht sein kann, so brachte ich einen solchen Unterricht zu Papier, und fiel auf den Einfall, ihn drucken zu lassen, und in meiner Pfarre, allenfalls auch in meiner Nachbarschaft auszuthemen. Es müßte der Druck wegen der alten Leute groß und sehr leserlich sein. Da alles auf meine Kosten ginge, so würde jedermann sich gerne damit versehen. —“

„Allein, da es etwas neues ist, so möchte ich es nicht thun, ohne mich bei Herrn Prälaten und auch beim Konistorium anzufragen, eigentlich um Erlaubniß dazu zu erhalten. — Was ich bei der stillen Messe, — anders kann meine Sekundiz nicht werden — noch weiter anordnen werde, um das Pfarrvolk zu erbauen, weiß ich selbst noch nicht. — Ich will diese stille Messe nicht zu einem Haupt-Gottesdienste erheben; meine Messe muß kurz werden, weil ich nicht lange stehen kann.

„Nun diesen Vorschlag betreffend bitte ich mir Ihre Meinung schriftlich aus, da wir mit einander nicht reden können.“ —

Dies war der letzte seiner Briefe. Was er in stiller Freude des Herzens, zur heiligen Feier weislich entworfen, geschaffen und angeordnet, hatte ihm selbst einige körperliche Kraft verliehen, die nicht sobald zu schwinden schien. Doch dieß war wohl das letzte, zuckende Aufflammern eines hinsinkenden Lichtes!

An der Reize des Jahres, am 29. Dezember mit dem Scheiden der Sonne, schied auch er; still und leise, und von den Umstehenden fast unbemerkt; ohne Krankheit, ohne Leiden, mit der Ruhe und Fassung des Edlen und Guten, bei dem der Glaube an ein besseres Jenseits, — diesen geheiligten Altar der Menschheit, wie ein gefeierter Dichter sich ausdrückt — zur frohesten Ueberzeugung geworden.

So hatte Freindaller, den Wink seines gütigen Monarchen mit heiliger Treue erfüllend, durch 20 Jahre ein kostspieliges, literarisches Unternehmen — nicht ohne großmüthige Unterstützung seines Stiftes — unter den mannichfaltigsten Stürmen geleitet, und der gebildeten Welt eine Zeitschrift dargebothen, die den Geist des Studierens mehr und mehr erregte, der blinden Vorliebe für alles Neue, und der starren Anhänglichkeit an das Alte, das gehörige Maß und die rechte Richtung gab, und die — was nicht geringe zu achten — durch so viele Jahre das unschuldigste Vereinigungsband für die Mitglieder des katholischen Klerus, und das anspruchloseste Mittel blieb, sich seine Ansichten, Ideen und Erfahrungen über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen mitzuthellen. — Nie werden die Annalen der theologischen Literatur es verschweigen, daß der Verewigte durch selbe den Sinn für wahre, reine Religiosität, und eine feine humane Bildung, ohne welche der Geistliche unserer Tage nicht mit Würde das Heiligste der Menschen pflegen kann, in mancher Brust mächtig weckte und belebte, und so dem

theuern Vaterlande mit dankbarem Herzen vergalt, was er in seinem überreichen Schooße, als Knabe, als Jüngling und als Mann Schönes und Gutes genoßen. —

Den stillen Beobachter befällt unwillkürlich innige Wehmuth, daß sich bis auf den heutigen Tag *) Niemand fand, der die von dem Verewigten so rühmlich gebrochene und begonnene Bahn, in gleichem Sinne und Geiste, und mit gleicher Liebe verfolgen möchte. Gäbe es wohl ein schöneres, edleres und erhebenderes Wirken, als die vielen vereinzelteten Kräfte, denen oftmals auch die gehörige Richtung fehlt, bei einer Anstalt zu vereinigen, wo das, von Einzelnen über die wichtigste Angelegenheit der Menschen Gedachte, Gefühlte und Erfahrne, als Gemeingut mit der stillen, frommen Hoffnung niedergelegt wurde, daß es recht vielen zur Ermunterung, zum Troste und zur Beruhigung werden möge; bei einer Anstalt, meine ich, die gleich der Monatschrift, den praktischen Theil vorzüglich im Auge haltend, den jüngern Geistlichen zu ihrer Fortbildung, und zur Erweiterung ihrer Kenntnisse Anregung geben, und behülflich sein, sie mit den wissenschaftlichen Fortschritten und den Bestrebungen der Zeit in Bekanntschaft erhalten könnte; nicht um der Zeit und ihren wechselnden Meinungen zu dienen, sondern um ihnen selbst, in dem Kampfe der Partheien, in dem verwirrenden Gedränge der Begebenheiten das leuchtende Ziel zu zeigen, um sie die Wahrheit vom Irrthume, die Wirklichkeit vom Scheine, das Bleibende und Ewige von dem Wechselnden und Vergänglichem sondern und hervorheben zu lehren. Auf warme Theilnahme dürfte eine solche Anstalt um so mehr zu rechnen haben, da sie, bei der entschieden falschen Zeitrichtung, bei den stetten Angriffen auf alles, was ehrwürdig und heilig, einerseits mit jedem Tage dringenderes Bedürfniß ist, und ander-

*) Wir bemerken nochmals, daß Hr. Verfasser dieß im Jahre 1827 schrieb.

seits der ältere katholische Klerus unsers Vaterlandes, an Bildung des Herzens und des Geistes zuverlässig eine solche Stufe behauptet, daß er, der reinen Absicht sich bewußt, für die gute Sache, für das, worauf allein das Wohl des Einzelnen, wie des ganzen Staates zu gründen ist, muthig in die Schranken treten darf. Dadurch würde zugleich erreicht, was Freindaller so oft, und so heiß gewünscht: „Eine andere Hand möchte den Faden aufheben, wo er ihn fallen ließ.“ —

XV.

Offenes Sendschreiben

an

Hrn. Doctor und Professor Sfrörer in Freiburg.

(Eingefendet.)

Mit Recht hat die Welt Ihr Wort vom 28. März 1848, als eine höchst merkwürdige Erscheinung begrüßt. Ist es ja doch das Wort eines höchst ehrenwerthen Mannes, eines tiefen Denkers und Forschers auf den Höhen der Zeit, eines Geistes, der es vor Vielen verdient im Rathe der deutschen Stämme zu sitzen; eines Christen, der sich nicht nur seine eigene Anschauung gegründet, sondern den Muth hat, die höhere Wahrheit aus den verstecktesten Winkeln hervor zu suchen, und unter den Stürmen der Zeit und dem Toben der empörten Elemente geltend zu machen. Wie jeder große und edle Geist sich über Vorurtheile und Partheiwuth erhebt, und nur der Thatsache, wie dem, was der Menschheit wahrhaft frommt, nachstrebt; so haben auch Sie gethan, und sich damit nicht nur ein großes Verdienst um die Wissenschaft und Wahrheit, sondern auch um Christenthum und Menschheit erworben. Dieses Verdienst wird Ihnen Niemand zu rauben vermögen, wenn auch Ihr Wort jenen Anklang nicht finden sollte, den es verdient, wenn das Resultat Ihrer Rathschläge nicht den Erwartungen entspräche, die Sie oder viele Andere, die Sie begreifen und schätzen, davon gehegt; ja wenn Blindheit und Partheiwuth, wie das nun sehr gewöhnlich der Fall ist, bei jeder Art Vermittelung, Ihren guten und ehrenwerthen Willen mit Roth und Schmutz lohnen wollte. Ihre Persönlichkeit, Ihre Talente,

Ihre tiefere Weltanschauung, Ihr richtiges Urtheil, Ihre unverkennbar gute Absicht wird wenigstens die denkenden und besseren Gemüther aller christlichen Partheien für sich haben, und bricht die Wahrheit jetzt nicht vollkommen durch, so wird wohl noch die Zeit kommen, wo es geschehen wird, und jene Sache triumphirt, für welche Sie eingetreten sind und wofür Sie mit der Kraft der Wahrheit gestritten.

Wenigstens muß ich Ihnen, verehrtester Hr. Doctor, von vorne hinein bekennen, daß Sie das Herz vieler Katholiken getroffen, und Ihren Vorschlägen sehr geneigt gemacht haben. Ob ein Gleiches auch auf Seite der protestantischen Brüder statt gefunden, werden Sie selbst am Besten erfahren haben. Ganz einverstanden sind wir, die wir in Ihnen den Mann mit dem Sinne für Wahrheit und dem redlichen Willen, zugleich aber auch den scharfsichtigen Kenner und Lehrer der Geschichte ehren, mit Ihrer Behauptung, daß nicht bloß die Gerechtigkeit, sondern das öffentliche Wohl es gebiethet, auf Verschmelzung der beiden großen Religionsgemeinschaften in Deutschland hinarbeiten. „Sekten,“ sagen Sie, — „Sekten mit vollkommener politischer Berechtigung ihrer Mitglieder, so viel man will, mögen in Deutschland fürder bestehen, aber die Fortdauer zweier herrschenden Kirchen, die seit 300 Jahren feindselig einander entgegenstanden, würde das Gemeinwesen, so gut und vollkommen auch die politische Verkittung der Nation gelingen mag, unfehlbar zerrütten.“ Dieß ist eine Wahrheit, so klar, daß nur die blinde und leidenschaftliche Aufregung der Geister, sie übersehen und als geringfügig abfertigen kann. Der kühlere Denker durchschaut sie und findet den Beleg dafür heut zu Tage besonders in dem unseligen Kampfe, der sich in Irland erhoben und sich überall zu seiner Zeit erheben wird, wo zwei Konfessionen neben einander sich fast das Gleichgewicht halten. Selbst in Nordamerika wird man einst diesem Schicksale nicht entgehen.

Um so nothwendiger stellt sich die Ausglei chung der beiden großen Spalttheile der Christenheit in Deutschland heraus. Das eigentliche Zerfallen des deutschen Reiches datirt sich von der Reformation des 16. Jahrhunderts her, so wie das griechische Schisma den Untergang des oströmischen Reichs herbeigeführt hat. Nicht durch Zerspitterung der Hauptinteressen, sondern durch Einigung derselben wird ein großes Reich auf erbaut. Darum liegt es auf der Hand, daß die Wiederherstellung eines einigen und kräftigen deutschen Reiches nur dann vollkommen erzielt werden wird, wenn dabei auch die Wiederaufbauung der alten deutschen Kirche gelingt. Sie nennen das eine zweite große Folge, und jeder Vernünftige muß Ihnen beistimmen. Kaum wird den gerechten Erwartungen entsprochen werden, kaum wird das Niesenwerk zur Zufriedenheit gelingen, wenn die Nacht, die vor 300 Jahren über unser Vaterland hereingebrochen ist, und vor 200 Jahren sich in Folge des westphälischen Friedens noch dichter über unsere Gauen hingelagert hat, nicht ganz und gar beendigt wird. Ihr klares Bewußtsein menschlicher Dinge sagte Ihnen das, und als Historiker haben Sie auf dieses große Ziel stets hingeblickt und hingearbeitet. Sie haben gehofft und gewünscht, und beeilen sich nunmehr kühn und kräftig, nachdem die neuesten und ewig denkwürdigen Schläge gefallen, als einer der Ersten da die Hand aus Werk zu legen, wo allein wahres Heil kommen kann, und, wird die Sache ernstlich und mit Talent, Eifer und gutem Willen betrieben, sicherlich auch kommen muß. Wahrlich, nicht mit radikalem Schimpfen und Lästern, nicht mit empörenden Wühlereien und Verdächtigungen, am allerwenigsten mit systematischem Untergraben und Zerwerfen des religiösen Principis überhaupt und des Christlichen insonderheit, oder auch nur der Kirchlichkeit Deutschlands, wird das Ringen nach vorwärts gefördert. Ja, vorwärts werden die Massen wohl

durch solche Mittel gebracht, aber auch in den Abgrund hinunter. Will man dahin? Ich glaube die ungeheure Mehrzahl der Deutschen zeigt kein Gelüste darnach. Unverantwortlich wäre es, sie dahin zu treiben. Zu besonnen ist im Ganzen das deutsche Volk selbst, um sich, mir nichts dir nichts, dahin drängen zu lassen. Darum stehe man von jenen heillosen Mitteln ab, die nur nichtswürdige, selbstsüchtige, ehrgeizige und verwilderte Dränger und Hezer zu ihrem versteckten oder offen zu Tage liegenden, immer aber verderblichen Zwecken ergreifen! Darum richte man alle seine Gedanken, alle seine Bemühungen lieber dahin, wo allein nur dem Grundübel abgeholfen werden kann, und das einzig würdige und geeignete Mittel liegt, zum schönen und heilbringenden Ziele. Sie verehrtester Hr. Doctor, haben zuerst darnach gegriffen, und sich damit den Dank aller Vernünftigen und Wohlmeinenden in hohem Grade erworben. Zur kirchlichen Einigung gibt es keinen andern Weg, als den der friedlichen Ausgleichung. Sie haben zugleich eine Basis festgestellt, von der selbst strengkatholische Journale eingestehen: „Wer steht nicht auf dem ersten Blicke, „der Mann läßt mit sich reden, mit dem kann man sich verständigigen?“ Sie selbst äußern unverholen: „Gewährt „uns der Papst die bezeichneten Punkte, so können wir Protestanten mit Ehren übergehen, und ich sehe im Geiste voraus, daß eine große Masse dieß thun wird.“ Eine merkwürdige und gewiß beherzigungswerthe Erklärung. Ich hege auch die zuversichtliche Hoffnung, sie habe sicheren Grund und Boden. Welcher gläubige Protestant sieht nicht so gut ein, wie jeder gläubige Katholik, wohinaus eigentlich das Wühlen der Radikalen unserer Zeit strebe? Man haßt im wahren Grimme das Christenthum in was immer für einer positiven Form. Man will jede Kirche vernichten, jeden Priester mit oder ohne Tonsur vertilgen. Jeder Glaube soll entwurzelt und in Unglauben umgewandelt werden. Selbst die Gottes-Idee soll aus

dem Herzen des Volks gefegt, und die Ueberzeugung von einem andern Leben hinter den Rücken geworfen werden. Wer den Communismus und Socialismus kennt, weiß zugleich die Tendenz einer bereits mächtig gewordenen Parthei, die Alles anwendet, um mit Hülfe des Pauperismus und Proletariats zuerst die Republik überhaupt, sodann die rothe insbesondere zu schaffen. Zur Erreichung dieses Gräßlichsten aller gräßlichen Dinge, dient keine Kirche, kein Glaube, gebe man ihr oder ihm was immer für einen Namen, wenn er noch immer nach höheren Dingen schmeckt; vielmehr muß Alles, was daran erinnert, zu Grunde gerichtet werden. Zu diesem Zwecke gilt es, Deutschland vom Christianismus zu säubern, und den Unglauben, den Atheismus zu inthronisiren. Nur wer mit ägyptischer Blindheit geschlagen ist, kann dieses Streben übersehen. Wie kann es nun gläubigen Katholiken und Protestanten gleichgiltig sein, wer die Oberhand gewinne? Wie ist es möglich, daß der Eine oder der Andere jetzt triumphirend zusehe, wie er verhöhnt, bekämpft oder zu Boden gedrückt werde? Verhehle es sich nun keiner, daß ihm dasselbe Loos zu Theil werde, wenn er zum Untergange des Andern seine Hand biete, oder, vor der Hand triumphirend dastehe. Es gilt heute mir, morgen dir! Die Besseren scheinen es aller Orten bereits zu fühlen; daher ihr gemeinsamer Wunsch die gegenseitigen Kräfte zu einen, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, dem einbrechenden Gräuel der Verwüstung, der sich an unsere Thore hinzulagern droht, den geeigneten Widerstand entgegen zu setzen, und somit dem anschreitenden Unheile abzuwehren. Es gilt daher von nun an nicht mehr zu streiten, wie es seit mehr als 300 Jahren geschehen, und sich untereinander zu zerfleischen, sondern einen Weg zur Einigung, mit Aufopferung einiger Dinge aufzufinden, um nicht insgesammt mit dem ganzen Ballast und Schiffe im Sturme der Zeiten zu scheitern und unterzugehen. Redlicher Wille, ein offener Blick, allseitige

Bereitwilligkeit über unwesentliche, zufällige und nur an Zeiten und Umstände sich anrankende Dinge hinwegzusehen, endlich der feste Entschluß wirkliche Einigkeit zu gründen, werden bei der gegenseitigen Ausgleichung großen Vorschub leisten, und will's Gott, allen Gegeneinwirkungen zum Troste, ein zufriedenstellendes Resultat zur Ehre und zum Heile der Christenheit und Welt, doch endlich herbeiführen.

Um so mehr wird es nun Pflicht, verehrtester Hr. Doctor! Ihre Vorschläge einer näheren Prüfung zu unterziehen, weil Sie damit in höchst merkwürdiger und ehrenvoller Weise die Bahn gebrochen. Ja, es würde unverzeihlich sein, wollte man sie bloß bewundern und loben, dann aber darüber stillschweigend zur Tagesordnung übergehen. Die Vergangenheit biethet freilich in Bezug auf Ausgleichungsversuche wenig Tröstliches. Hat ja selbst die leztangebahnte Union der Lutheraner und Calvinier in Preußen eben nicht viel Erfreuliches gebracht. Indes, wer sieht nicht deutlich ein, daß die gegenwärtige Lage der Dinge eine ganz andere ist, als sie die Geschichte je aufzuweisen hat? Und wer begreift es nicht, daß jetzt die Noth alle bisher streitigen Religionspartheien gewissermaßen mit eiserner Keule zur Einigung hindrängt? Wir leben in einer in der Zeitgeschichte einzigen Periode. Es gilt nicht mehr einzelne Streitpunkte, es gilt die Hauptsache zu retten; es gilt der allseitigen Existenz und dem wesentlichen Fortbestande. Da heißt es nicht „flügelu“ und „wählig“ sein, es gilt die gemeinsame Rettung, welche nur gelingen kann, wenn man Manches vergißt, und über dem Wesen selbst sich die Hände bereitwillig reicht. Ueber Spitzsündigkeiten muß man sich wegsetzen; das Evangelium von Christo ist zu wahren. Gewisse Disciplinargegenstände, Einrichtungen, Sitten und Gewohnheiten sind nicht mehr allgemein haltbar; man muß darüber eine Verständigung auffuchen, und das Zufäl-

lige, Temporelle, Lokale, den Verhältnissen thunlichst anpassen, am wenigsten durch zu ängstliches Festhalten deren, das Kind der Zeit mit dem Bade ausschütten. Wollte man sich nur immer und ewig zweifelerfüllt bedenken, so würde man bald vom bösen Geiste überflügelt und niedergeworfen. So wie an Tausend Orten und bei Tausend Gelegenheiten, dürfte dann selbst das furchtbare: „Es ist zu spät!“ auch für Kirche und Religion, also für die wichtigste und heiligste Sache der Menschheit erscheinen. Dagegen bin ich fest überzeugt davon, gelänge das Werk der Einigung, so würde damit dem Alles umstürzenden und Alles zerstörenden Zeitgeiste ein Damm gesetzt, der zu den festesten gehörte, und für die Zukunft zur Herstellung und Erhaltung eines einigen und kräftigen Deutschlands, so wie für dessen schnelles Wiederaufblühen und Gedeihen, die sicherste Bürgschaft leistete.

Gelassen Sie nun aber, verehrtester Hr. Doctor! Ihre ehrenwerthen Vorschläge zu besagtem Ende etwas genauer zu prüfen, damit dadurch zugleich eine leichtere Verständigung angebahnt und zum ganzen Werke selbst eine größere Lust erweckt werde.

Sie haben sieben Punkte festgesetzt, welche das Oberhaupt der katholischen Kirche in seinem und seiner Nachfolger Namen den deutschen Protestanten gewährleisten soll.

Unwillkürlich drängt sich hiebei die Frage hervor: Wenn nun Se. Heil. Papst Pius IX., oder eigentlich, wenn die katholische Kirche diese sieben Punkte zu gestatten für gut fände, oder wenn zwischen ihr und den gläubigen Protestanten — (Ungläubige würden gewiß nicht beistimmen, und wir würden gegen solchen Sauerteig, deren ohnedem schon genug in unsern Süßteig gekommen ist, — auch feierlichst protestiren) auf der angegebenen Basis eine Ausgleichung zu Stande käme, würden sich wohl die rücktretenden Protestanten zur Annahme der noch

übrigen Differenz = Punkte bereitwillig herbeilassen? Man vermißt in der gegebenen Erklärung, die ausdrückliche Versicherung einer solchen Annahme. Und dieß wäre dann offenbar eine *Conditio sine qua non*. Ich erlaube mir aber noch eine zweite allgemeine Bemerkung, nämlich: sollten jene sieben Punkte bloß für die übertretenden protestantischen Gemeinden Geltung erhalten, oder wollte man sie auf die ganze katholische Kirche, und namentlich in Deutschland ausdehnen? Sie werden es begreiflich finden, daß, wenn anders ein Uebereinkommen ermöglicht werden könnte, das Zugeständniß eigentlich nur den konvertirenden Protestanten gemacht werden dürfte, ohne daß dadurch eine Verpflichtung für die übrige katholische Welt gefolgert werden müßte. So hat man einst den unirten Griechen Concessionen gemacht, um sie wieder mit der Mutter zu einigen; so müßte es auch in Bezug auf die Protestanten geschehen. Eine dritte Frage erhebt sich endlich über einzelne Protestanten, die unter denselben Bedingnissen der katholischen Kirche heitreten wollten, und über ihre Behandlung inmitten altkatholischer Gemeinden. —

Und nun wollen wir die einzelnen Punkte selbst in's Auge fassen.

1. „Der Papst soll den rückkehrenden Protestanten, nach 1. Cor. 11. 23. u. auch den Gebrauch des geweihten Kelches gestatten.“

Zu tief bewandert sind Sie, verehrtester Hr. Doctor! in der christlichen Kirchen- und Dogmengeschichte, als daß es Ihnen je verborgen geblieben wäre, daß die Kirche den Gebrauch des h. Abendmals unter doppelter Gestalt je und irgendwo verdammt hätte, wie das so viele Protestanten glauben. Die Trienter Synode verwirft nur diejenigen, welche die Communion unter einer Gestalt für falsch und unchristlich erklären, und die

unter beiden Gestalten als einzig gültig ansehen. Sess. XXI. can. 3. Daß sie hiezu hinreichende Gründe gehabt, lehrt die katholische Dogmatik. Nun hat sich freilich die h. Synode vorbehalten darüber zu entscheiden, ob aus wichtigen Gründen Jemanden, oder wohl gar ganzen Völkern der Gebrauch des Kelches zu gestatten sei oder nicht?! Man hat auch Beispiele einer dergleichen Concession, und es ist gar kein Zweifel, daß auch den in Mäßerückkehrenden Protestanten dieser Gebrauch gestattet werden könnte. Indeß glaube ich zuversichtlich, daß dieß unter keiner andern Bedingung geschehen könne, als wenn dem 3. Canon gemäß, die rückkehrenden Protestanten frank und frei zugeben, daß auch die Communion unter Einer eben so gut und christlich sei, als die unter beiden.

Jedoch hier entsteht die allerwichtigste Frage: Will man nämlich unter den Protestanten bloß das h. Abendmal als Communion betrachten, oder auch in der Form des h. Meßopfers annehmen? Wollte man dieses ausschließen, so wäre in diesem Punkte ein Ueberkommen rein unmöglich. Wir müssen uns im Interesse der großen Sache, von Ihnen, verehrtester Hr. Doctor! sichern und klaren Aufschluß erbitten. Was übrigens den altchristlichen Ritus betrifft, so ist es eben so geschichtlich begründet, daß die Communion unter Einer, nicht minder altchristlich sei.

2. Der Papsst soll förmlich und unwiderlich den Gebrauch der deutschen Bibel gut heißen und nebstbei anordnen, daß von aus gezeichneten deutschen Theologen gemeinsam eine Uebersetzung alten und neuen Testaments gefertigt werde, bei welcher die Lutherische überall, wo sie sprachlich richtig ist, beibehalten werden muß.

Daß gläubige Protestanten diese Forderung stellen,

muß jeder Sachkundige natürlich finden und deshalb entschuldigen. Ich finde mich aber veranlaßt, bei dieser Forderung folgende Bemerkungen zu machen.

a. Es entsteht die Frage, wenn auch dieser Punkt concedirt würde, ob wohl die rücktretenden Protestanten neben der h. Schrift auch die Tradition, wie die katholische Kirche es gebiethet, annehmen würden? Wenn nicht; wie man dann an eine Vereinbarung denken könne?

b. Der Gebrauch der Bibel wurde unter den Katholiken nie verboten; er ist vielmehr unter gewissen Bedingungen gestattet. Nur die sogenannten hezerischen Uebersetzungen wurden verworfen, nie ist es aber der Kirche eingefallen, die Bibel selbst zu verdammen, wie diese Meinung unter den Protestanten gang und gebe ist, und aus guten Gründen von Hezern und Unwissenden sorgfältig unterhalten wird. Ganz Deutschland weiß es, daß die deutsche Bibel von Dr. Allioli, sogar die Approbation des h. Stuhles erhalten hat u. allgemein gebraucht wird. Ich glaube, daß bei Sicherstellung von Num. a., kein Grund vorhanden sein dürfte, den rücktretenden Protestanten die Garantie für die deutsche Bibel zu verweigern, wenn noch obendrein gehörige Vorkehrungen gegen den etwaigen Mißbrauch derselben, wie er leider unter den Protestanten nur zu stark eingerissen ist, getroffen würden.

c. Was für Theologen sollen wohl den Auftrag erhalten, eine neue und geeignete Bibelübersetzung anzufertigen? Müßten nicht dazu eben so viele Katholiken als Protestanten mitwirken?

d. Soll die verlangte Uebersetzung nach dem Ur-Texte oder nach der Vulgata zu Stande kommen? Bekanntlich hat die schärfste Kritik den wahren und reinen Urtext noch nicht aufgefunden, wohl aber besteht eine

Unzahl von Varianten. Wie wäre es nun möglich eine richtige Uebersetzung darauf zu begründen? Die katholische Kirche dagegen hat durch die Trienter-Synode (Sess. IV. Decret. de editione et usu Sacror. lit. c.) unter allen lateinischen Uebersetzungen, die alte Vulgata als die Einzigverläßliche angenommen und approbirt. Kann die katholische Kirche wohl eine andere Uebersetzung gelten lassen, als die der Vulgata, wenn sie mit sich selbst nicht in Widerspruch treten will? Daß die lutherische Uebersetzung fehlerhaft sei, ist eine unter den protestantischen Theologen längst anerkannte Thatsache*). Wo sie richtig erfunden wird, dürfte sich kein Katholik weigern, sie gelten zu lassen, eben weil sie vielen Protestanten schon bekannt und genehm ist.

3. Der Pappst soll die Ceremonien und den gottesdienstlichen Gebrauch der lateinischen Sprache auf ein Maas beschränken, das dem deutschen Charakter und unserer Erziehung angemessen ist.

Diesem Begehren könnte entsprochen werden, wenn es sich nur auf jene Gemeinden bezieht, welche in corpore in die alte Kirche zurücktreten. Da sich Wünsche dieser Art heut zu Tage hie und da selbst unter den Katholiken zu Tage legen, so dürfte es um so nothwendiger erscheinen, auf diesen Punkt eine gehörige Rücksicht zu nehmen, und jenes Maas festzusetzen, auf welches man hindeutet. Ob dabei wirklich Erkleckliches gewonnen werde, ist freilich eine andere Frage. Wer die tiefe Symbolik der katholischen Ceremonien nach und nach auffaßt und würdigt, wird sich sehr bald damit innig befreunden, und wer sich in den Katholicismus einigermaßen hineinlebt, auch die latei-

*) Es bestehen verschiedne Versuche Luthers Uebersetzung zu verbessern, z. B. die von von Dr. F. J. Mayer. Eine Menge anderer abweichender Uebersetzungen sind auch vorhanden.

nische Sprache lieb gewinnen, vielleicht selbst höchst zweckmäßig finden, wenigstens bald einsehen lernen, daß mit ihrer Abschaffung mehr verloren, als gewonnen sei. Dieß ist im Allgemeinen das Urtheil aller derer, die von der protestantischen zur katholischen Kirche bereits zurückgetreten sind.

4. Der Papst soll die Bischöfe ermächtigen und verpflichten, Wallfahrten, Ausstellung von wunderthätigen Heiligenbildern, Reliquien und der gleichen Dinge, welche den Protestanten widerwärtig erscheinen, abzuthun und überhaupt Alles zu meiden, was Zwiespalt erregen könnte.

Wenn hie mit gemeint ist, daß überhaupt die berührten Dinge abgethan werden sollen, damit die rücktretenden Protestanten kein Aergerniß daran nehmen; so dürfte auf ein förmliches Aufgeben derselben nie zu hoffen sein, indem sie mit mehreren Glaubenslehren der Katholiken so innig verwachsen sind, daß der Umsturz der Einen, nothwendig den der Andern nach sich ziehen müßte, wozu man ganz gewiß nie die Hand bieten würde. Sehr wahr; es gibt zahlreiche Katholiken, die darauf wenig oder nichts halten. Allein ich frage, wird man diese zu den echten Katholiken rechnen? Denken, glauben, handeln sie den Lehren ihrer Kirche gemäß? Ein Johannes Ronge z. B. hat sich dagegen erhoben und dawider geeifert und gezeifert. Was ist aber aus ihm geworden, und wohin ist es mit ihm und seinen Genossen gekommen? Wurde nicht der ganze Anhang aus der Kirche geworfen? Ich frage noch, ist er dadurch, daß er jene Dinge niedergetreten, christgläubiger und heiliger geworden? Sobald die noch gläubigen Protestanten den Nachtvogel an seinem Gevächze erkannt hatten, wandten sie sich selbst von ihm voll Abscheu weg, ja sie stießen ihn so gut hinaus in die Wüste, wie die gläubigen Katholiken. Dieß dient ihnen nur zur Ehre, so wie

den Katholiken zur Rechtfertigung. Mögen sie sich aber nun an den Anfang der lästlichen Historie erinnern! Hätte Hr. Johannes besser verstanden, was er verworfen, verspottet und angefeindet, so hätte ihn der Geist des Verderbens nicht bis ins Frankfurter Eßighaus geführt, und nicht zum Bier- und Schnappsprediger in den Kneipen hinuntergebracht. Wer aber das Heiligthum mit frevelnder Hand verstört, findet kein anderes Ende.

In Bezug auf den vorgeschlagenen Punkt folgende Bemerkungen.

a. Wallfahrten beruhen größtentheils auf freiwilligen frommen Gelübden. Diese können weder verboten, noch geboten werden. Deßhalb darf sie auch die Kirche nicht abthun oder sistiren. Es ist genug, wenn die rüchtretenden Protestanten nicht dazu gezwungen werden. Den Katholiken ihre gute Meinung rauben, hieße ihrem Gewissen Gewalt anthun.

b. Die Ausstellung von wunderthätigen Heiligenbildern, Reliquien und dergleichen Dingen ist durch die uralte von der Kirche gebilligte und sanctionirte Verehrung derselben bedingt. Hierüber ist das Nöthige durch die Tridenter-Synode (Sess. XXV. De invocatione, veneratione et Reliquiis Sanctor. et sacris imaginibus) festgestellt worden. Wer dieses Dekret mit Aufmerksamkeit durchliest, wird sogleich begreifen, was er davon zu halten und nicht zu halten habe. Es ist eben Niemanden zur unerläßlichen Pflicht gemacht, zu wunderthätigen Heiligenbildern, Reliquien u. dgl. seiner Seligkeit wegen hinzupilgern, oder sie selbst zu besitzen; aber es ist Niemanden gestattet, diese Dinge zu tadeln, förmlich zu verläugnen, ihre Wirkksamkeit zu schmähenn. dgl. oder wohl gar das darauf von Andern gesetzte Vertrauen zu verdammen? Wie sehr wäre zu wünschen, daß meine protestantische Brüder sich erst eine klare Anschauung der katholischen

Heiligen=Bilder und Reliquien=Verehrung verschafften, ehe sie so vorschnell über diese Gegenstände aburtheilten, und einen so entschiedenen Widerwillen dagegen äußerten. Freilich so lange man Luthers oder Kalvins und ihrer Nachtreter Ansichten huldigt oder die Meinungen der modernen Lichtfreunde und Rationalisten theilt, oder den Aussprüchen eines Mahenecken, Bodemann, de Wette, Sacreuter, Marsh, Wormser, Clausen u. s. w. beipflichtet, wird man in diesen Dingen überall Götzendienst, Aberglauben, läppisches Wesen, Abgeschmacktheit und Aehnliches finden und mit Verachtung dagegen protestiren. Kein Wunder. Auch mir selbst, ich gestehe es offen und frei, traten über diese Dinge bedeutende Bedenklichkeiten entgegen. Allein, sie verschwanden in Nichts, sobald ich in die wahre Bedeutung dieser Gegenstände eingedrungen war, und den Schein von der Wahrheit scheidend gelernt hatte. Kein Götzdienst, kein Aberglaube liegt dabei vor. Jedes gut unterrichtete katholische Bauernkind protestirt gegen eine solche Zumuthung, und noch energischer die Kirche. Nur der Unverstand oder die Spottsucht kann von einer Bilder- oder Knochenanbethung reden; nur die Böswilligkeit läppisches und Abgeschmacktheit darin finden. Will man die Bibel nicht Lügen strafen, so müßte man ihr selbst alle diese Anschuldigungen zur Last legen. Oder erzählt nicht die Apostelgeschichte (Kap. 19. 12.) daß Schweißtücher und Gürtel Pauli Wunder wirkten? Wurde ein Todter, der in das Grab des Elisäus gelegt worden, bei der Berührung der Gebeine des Propheten, nicht wieder zum Leben gebracht? (4. Kön. 13. 21.) Wenn die h. Schrift selbst dergleichen Beispiele anführt, soll man die Möglichkeit, daß Gottes Allmacht fortwährend in dieser Weise sich offenbaren könne, bezweifeln? Wunder und Zeichen wurden den Jüngern Christi als Beglei-

ter verheiffen (Marc. 16. 17.); soll man, wenn die Kirchengeschichte sie durch glaubwürdige Zeugen nachweist, sie ungläubig wegweisen, dieselben Aberglauben, Läpperei, Abgeschmacktheit nennen? Derh. Gregor von Nazianz aus jenem Zeitalter stammend, das die Protestanten noch das Reine zu nennen belieben, berichtet, daß bei der Asche des h. Cyprianus Wunder gewirkt worden. Soll man den Berichterstatter sogleich einen Fälscher heissen und sein Zeugniß als eine Fabel verwerfen? Hundert ähnliche Nachrichten ragen aus jener Zeit zu uns herüber. Ist es redlich gehandelt, sie als eben so viele fromme Lügen zu brandmarken? O ja, man ist hie und da mit diesem ehrenwerthen Geschäfte bald fertig, aber eben so schnell dann auch fertig mit der geschichtlichen Glaubwürdigkeit überhaupt und mit der Christlichen insonderheit. Gibt man aber die Zeugenschaft der Bibel zu, so ist es mir schwerbegreiflich, wie man so schlechtweg mit der christlichen Väter fertig werden könne. Vielmehr bedingt der Glaube an die Eine, auch den an die Andern. Was Gott durch die Tücher und den Gürtel Pauli, durch die Gebeine des Elisäus gethan, sagt der römische Katechismus mit vollem Rechte, das kann er auch durch die Ueberreste andern Heiligen wirken. Und wie sollte man nun die Verehrung, — nicht Anbethung, wie man unwissender und böswilliger Weise es in die Welt hinaus schreit, — der Reliquien oder Gnadenbilder so furchtbar anfeinden, oder sie in ein so schlimmes Licht stellen, als es geschehen und noch geschieht? Die Christen von Antiochien trugen von Rom aus die Gebeine des h. Bischofs Ignatius des Märtyrers auf ihrer Schulter in wahrem Siegeszuge von Stadt zu Stadt bis in die Heimath, und ehrten sie in höchster Weise. Wer wagt es diese Bekenner des Kreuzes, mit dem Rothe des Aberglaubens und Götzendienstes zu bewerfen? Was Jenen zur Ehre diente, soll uns schänden? Wie

wäre das? Gleich glühend war der Eifer der Christen von Smyrna, in Bezug auf ihren ermordeten Bischof, den h. Polycarpus. In ihren Augen waren die aus der Asche aufgesammelten Knochen desselben, „kostbarer als Gold und Edelgesteine.“ Sie setzten sie an einem besondern Orte zur Verehrung bei. Wahrhaftig recht erbärmlich sind die Anschuldigungen von Anfang an gewesen, womit man die Katholiken dieserhalben zu beladen gesucht, und die feierlichsten Protestationen dagegen haben wenig Eingang gefunden. So liez und läßt sich selbst die gescheidt sein wollende Menge verblenden. Das Traurigste bei der Sache ist, daß selbst sonst ausgezeichnete Gelehrte, noch immer bei denselben Vorwürfen stehen bleiben, und damit sich und die Welt täuschen. Besonders heißt Maria, noch immer das Gözenbild der Katholiken, und mehrere Theologen verdrehen selbst die Sprache, um nur die Anbetung der Bilder herauszubringen.*)

Nur einer gehörigen Aufklärung bedarf es, so dürfte eine Verständigung über den angeführten Punkt sehr leicht herbeigeführt, und so eine Menge angeborner oder gestiftlich unterhaltener Vorurtheile zerstreut werden. Zugedegeben muß es werden, daß hie und da unter dem gemeinen Volke die einschlägigen Begriffe übertrieben sind, und in wirklichen Aberglauben ausarten. Aber ich frage Sie, verehrtester Hr. Doctor! übertreiben nicht Viele un-

*) Bischof Marsh z. B. übersetzt ganz naiv die Worte invocare, anrufen, und venerari, verehren, mit „anbeten.“ Dr. Wiener macht's noch klüger. Suppliciter invocare, wie die Tridenter-Synode sich ausdrückt, heißt anbeten, da Jedermann weiß, daß es bittlich anrufen bedeutet. Die Tridenter-Synode hat aber nur die Lehre der zweiten nicänischen Kirchenversammlung bestätigt, welche lehrte, man solle den Heiligen nicht erweisen Anbetung, die Gott allein gebührt (latrīam, quae tantum divinam naturam decet).

ter dem protestantischen Volke gleichfalls gar Manches, was dem gesunden Verstande nicht minder verkehrt oder unerträglich erscheint? Und, daß man über die möglichen Verdrehungen einer speziellen Lehre, nicht das ganze System beschuldigen dürfe, wissen Sie und andere selbst am besten! Gerade das, was sie abgestellt begehren, hat unter Millionen katholischen Christen bisher den religiösen Sinn genährt und gestärkt, mehr als die strohdürren und kalten Moral = Predigten und philosophisch = theologischen Abhandlungen der Protestanten. Quellen einer so waltenden Andacht und Stärkung des Glaubens und der Sitten allgemein zu verstopfen, geht nimmermehr an. Ist es aber nicht hinreichend, wenn die gläubigen Protestanten erfahren, daß weder an Wallfahrten, noch an das Besuchen der Gnadenbilder und die Reliquien = Verehrung, das Heil des ewigen Lebens gebunden sei, sondern nur die muthwilligen Spötter und Verächter dieser Dinge, von der Kirche verworfen werden, und diejenigen, die ihnen die Nützlichkeit absprechen, sich gegen die Kirche auflehnen? Da die Kirche höchst strenge alle Mißbräuche verpönt, und allen und jeden dabei einschleichenden Aberglauben unerbittlich zurückzuweisen befohlen hat, so dürfte diese Kenntnißnahme die Gemüther noch mehr beruhigen. Es ist auch kaum zu glauben, daß man besonders zu unserer Zeit, je irgend Jemanden eine Wallfahrt, oder den Besuch eines Gnadenbildes, oder die Verehrung einer h. Reliquie aufdringen werde, wenn ihn dazu der eigene religiöse Sinn nicht antreibt. Werden sich endlich die rücktretenden Protestanten als würdige und eifrige Glieder der Kirche erweisen, so dürfte es kaum je zu fürchten sein, daß von Seite der Bischöfe, nicht jeder Zwiespalt vermieden werde. Ich glaube den katholischen Bischöfen wird selbst Alles daran liegen, daß die drei Cardinal = Tugenden der Christen, Glaube, Hoffnung und Liebe gewahrt, und das Band

der Eintracht und des Friedens immer fester geschlungen werde. Und bahnt man die gewünschte Uebereinkunft in klarer Weise an; so wird die alte Wahrheit auch wieder erfüllt werden: Clara pacta, boni amici! —

5. Der Papst soll die Ehe aller protestantischen Pfarrer lebenslänglich gewährleisten, wenn sie mit ihren Gemeinden übertreten.

Allerdings ist dieser Punkt bisher ein Hauptanstoß gewesen für alle Protestanten, ja ich möchte sagen, er war ein außerordentliches Hinderniß für alle Geistlichen, und hat Hunderte davon vom Rücktritt zurückgeschreckt. Hätte man in dieser Beziehung ein zufriedenstellendes Auskunfts-mittel aufgefunden, längst hätte die katholische Kirche über Viele ihrer Gegner den Sieg davon getragen. Man war und blieb aber rathlos, und weil das, auch thatlos. Es ist nun aber eine andere Zeit angebrochen, und mit ihr ergehen große und wichtige, mitunter sehr bedrohliche Anforderungen an die Kirche. Alle Welt hat davon Kunde. Man will die Aufhebung des Cölibates erstürmen, und Menschen mischen sich in diesen Allarm, die nicht die mindeste Befugniß dazu haben, schon darum nicht, weil sie nicht einmal Glieder der katholischen Kirche sind*). Sie, verehrtester Hr. Doctor! gesellen sich nicht dazu. Was sie wünschen, ist wenigstens sehr bescheiden, das erkennen selbst strengkatholische Theologen. Berücksichtigt man die den unirten Griechen zu Guten kommende Concession, so ist auch gar nicht daran zu zweifeln, daß dasselbe Recht auch den protestantischen Geistlichen zugewendet werden könne, und, soll eine Ausgleichung er-

*) Oder ist's wohl recht, daß Protestanten, Deutschkatholiken und Juden sich in die inneren Angelegenheiten der katholischen Kirche einmischen und sich dabei als Richter geriren? Ist das Freiheit?

möglichst werden, zugestanden werden müßte. Zu großen Zwecken kann ein Disciplinar-Gesetz immer wieder modificirt werden. Dieß dürfte um so eher Eingang finden, da die Trienter-Synode selbst (Sess. XXIII, Decr. de Reform. c. 17.) für den Nothfall gestattet, fromme und tüchtige verheirathete Männer zu den ersten vier kleineren Weihen zuzulassen. — Wie soll es aber in Zukunft werden, wenn übergetretene protestantische Gemeinden, nach dem Tode ihres verheiratheten Seelsorgers, für gut finden, neuerdings einen dergleichen Priester zu fordern? Diese Frage müßte sorgfältig erwogen und klar entschieden werden. Endlich muß eine gleiche Entscheidung auch in Bezug auf einzelne protestantische Geistliche, die in die katholische Kirche zurücktreten wollen, wie billig, ergehen, und ihnen ein angemessener Kirchendienst eingeräumt werden, will man nicht höchst ungerecht gegen sie verfahren, und Vielen den Weg zur Kirche abschneiden.

6. Der Papst solle eine bündige Zusicherung von sich geben, daß nie Jesuiten, Liguorianer und Redemptoristen sich auf deutschen Boden niederlassen werden.

Vor allem werden hier Begriffe verwechselt, indem Liguorianer und Redemptoristen als besondere Ordensleute aufgeführt werden. Meines Wissens bilden Beide ein und denselben Orden, sind also von einander nicht verschieden, was auch von andern katholischen Gelehrten sogleich bemerkt worden ist. Nicht fühle ich mich berufen, die gedachten Ordensleute hier rechtfertigen oder in Schutz nehmen zu wollen. Doch muß ich Ihnen, verehrtester Hr. Doctor, bemerken, daß wie der weiland wohlbekannte Baron von Trenk, in vergangener Zeit den Einfall hatte, die Franzosen mit Stroh Männern in Panduren-Mänteln und Mützen zu schrecken, eben so heut

zu Tage die Welt mit Jesuiten- und Liguorianer-
 Tragen geschreckt werden. Und, wie man damals die
 Franzosen mit jenen Strohh-Banduren ins Bockshorn
 gejagt hat, so thut man heut zu Tage mit den Jesuiten
 und Redemptoristen das Gleiche. Mögen Viele sich
 darin gefallen; der Klügere und Billigdenkende weiß doch,
 was er zu denken hat. Es ist das Schlimmste bei der gan-
 zen Sache, daß man jene Ordensleute nicht um der
 ihnen aufgebürdeten Verbrechen willen, dem gehörigen
 Richter überweist, wie es sich eigentlich gebührt. Wollte
 man es mit allen mißfälligen Leuten in der Welt so
 machen, so müßte die Gerechtigkeit und Sicherheit sehr bald
 von der Welt verschwinden, und die bekannte Lynch = Ju-
 stiz bald die beste werden. Wohin wir in diesem Falle
 kämen, leuchtet jedem Vernünftigen ein. Haben jene Or-
 densleute sich so schwer versündigt, als die Aufregung,
 der Haß, die Partheiwuth ihnen zur Last legt, so gibt es
 Gesetze und Richter, die auch über dem Klerus stehen. Man
 prüfe, richte und strafe! Daß dieß noch nirgends gesche-
 hen, dient wenigstens nicht zum Ruhme der Zeit und der
 Freiheit. Da eine Unzahl von Katholiken auf Seite der
 Unschuldigen steht, ist es gar nicht zu verwundern, daß die
 Protestanten der Mehrzahl nach von Vorurtheilen erfüllt
 sind, und Bedingnisse obiger Art stellen. Indes, Orden
 sind keine Glaubens-Artikel, sondern nur Räder in der
 großenKirchenuhr — und sollten, wenn sie in Wahrheit
 nicht mehr passen, aus dem Werke entfernt werden. Der
 Kirche Heil hängt nie an dem Bestehen dieses oder jenes
 Ordens, und die Verheißung des Fortbestehens bis ans
 Ende ist eben nur der Kirche — nicht aber einer einzelnen
 kirchlichen Anstalt wie einem Orden gegeben. Einst gab es
 keine Jesuiten und Liguorianer, die Kirche aber bestand und
 blühte. Sollten diese Orden wirklich schon ihre Aufgabe
 erfüllt haben und nun bereits außer der Zeit stehen, so wer-
 den sie von selbst fallen, und können auf die Dauer durch

das Belieben Einzelner, nicht erhalten werden. Um so weniger wird es je einem Papste in den Sinn kommen solche Orden im Widerspruch mit der Zeit und den billigen Wünschen eines Volkes, also auch zum Nachtheil der Kirche, starrsinnig aufrecht halten, oder wieder einführen zu wollen. Demnach dürfte der 6. Punkt der Sache nach keine Schwierigkeit darbieten und das der Form nach unziemliche Begehren einer „blündigen Zusicherung“ von Seite des Papstes nicht weiter gestellt werden.

7 Der Papst soll endlich den rücktretenden Gemeinden die freie Wahl lassen, ob sie ihre Sünden insgeheim dem Priester, oder nur vor Gott und ihrem Gewissen beichten; also die protestantische, oder katholische Ehrenbeichte bei behalten wollen. Sie meinen, verehrtester Hr. Doctor! die katholische Kirche könne dieses bewilligen, ohne auf ewige unverrückbare Regeln dabei Verzicht zu leisten. Sie führen zu dem Ende als Beweis an, daß eine fränkische National-Synode zu Chalons; unter Karl dem Großen 813 berufen, in ihrem 33. Kanon die gleiche Forderung gestellt habe, und mehrere fränkische Kirchenlehrer sich dafür ausgesprochen hätten. Sie sagen, diese Bestimmung bestünde noch heute zu Rechte und sei nicht aufgehoben.

Erlauben Sie gütigst, daß ich mich hierüber freimüthig und näher erkläre. Niemand wahrlich kann sehnlischer und freudiger wünschen, daß Ihre ehrenwerthen Vorschläge nicht umsonst geschehen sein möchten, und ihre Stimme nicht wie die des Predigers in der Wüste verhalte. Wie für Sie, so wäre eine endliche Einigung für mich und viele Millionen ein herrliches Erlebnis. Indes eben darum, damit falsche Begriffe entfernt, richtige Vorstellungen dagegen verbreitet werden, und so das wichtige Werk wohl angebahnt werde, ist es unumgänglich nothwendig, diesen letzten Punkt in etwas zu beleuchten.

Sie sagen selbst: „Wir sagen dieß nicht, weil wir die Ohrenbeichte für fehlerhaft achten, im Gegentheil, wir halten sie für eine ächt christliche Anstalt; sondern darum verlangen wir dieses, weil solche Gewährungen ein Haupthinderniß der Verschmelzung aus dem Wege räumen wird.“

Wohlau, antworte ich, wenn die gläubigen Protestanten mit Ihnen ihre Vorurtheile gegen die katholische Beichte bereits so weit niedergelegt haben, daß Obiges zugestanden wird, wie ist es möglich nur aus politischer Rücksicht gegen die obwaltende Abneigung, ein ächt christliches Institut fahren zu lassen? Es versteht sich freilich von selbst, daß diese Rücksicht bloß für die Protestanten eintreten soll; aber wie kann man katholischerseits den altgläubigen Katholiken die unumgängliche Nothwendigkeit der Ohrenbeichte fortan einschärfen, während man sie den Protestanten, als künftigen Katholiken freistellen würde. Eine ächt christliche Sache kann und darf man keiner Gewalt, noch weniger der Conventienz opfern. Ist sie christlich, so ist ihre Annahme Pflicht, will man mit christlichen Dingen nicht Spielwerk treiben. Unter ähnlichem Vorwande könnte gar Manches begehrt werden, was durchaus nicht gewährt werden dürfte. Zudem verlangen Sie freilich nur für Jene, welche sich die Ohrenbeichte nicht wollen gefallen lassen, die protestantische Beichtform. Ich erlaube mir an Sie die Frage zu stellen, welche Sie darunter verstehen? Ist's die Alte Lutherische oder die Neuprotestantische? Einem so ausgezeichneten Geschichtsforscher kann es unmöglich entgangen sein, wie sehr sich Diese von Jener unterscheiden. Die Privatbeichte der symbolischen Bücher, also der ersten Reformatoren, ist von der jetzt im Gebrauche stehenden allgemeinen Beichte eben so verschieden, als der Neger und Europäer verschieden sind. Er-

stere ähnelt der katholischen Beichte bald wie ein Ey dem Andern. Man lese nur das Stück von der Beichte im Katechismus Lutheri, oder den Artikel von der Beichte in der Augsburger Confession. Man möchte ordentlich glauben, man habe zur Reformationszeit leeres Stroh dreschen wollen. Was ist aber die jegige allgemeine Beichte, die man aus purer Commodität und Scham, sich für einen Sünder zu bekennen, im ächt philosophischen Geiste geschaffen? Sie ist das Untergehen des letzten Restes der alten Kirchengucht, wie ausgezeichnete protestantische Theologen klagen, das Zerreißen des letzten Bandes, das den Seelsorger an seine Gemeinde bindet, der nunmehr nur ihr Lehrer und Diener geworden.*) Wenigstens we-

*) Weingart z. B. in seinem „Vorlesebuch für Schullehrer,“ dringt auf Wiedereinführung der Privat-Beichte und hofft von ihr großen Nutzen für die Seelsorge. Dr. Hahn, in seinem „Lehrbuch des christl. Glaubens,“ beklagt ihre Abschaffung. Harns zu Kiel, fordert ihre Herstellung vom König. Dr. Horst, in der Mysteriorosophie, nennt sie stracks eine sakramentalische Handlung. Steffens sagt, eine allgemeine Beichte ist gar keine. Dr. Fessler meint, die Privatbeichte sei unumgänglich nothwendig. Der Erzrationalist Dr. Bretschneider sogar, sagt in seiner Dogmatik: „Durch die allgemeine Beichte ist das engste Band, das bei uns zwischen Hirten und Herde bestand, aufgelöst worden.“ — — „Mit der Privatbeichte ist der letzte Rest der alten Kirchengucht, in moralischem Sinne, verschwunden und die Pfarrer sind auch in dieser Rücksicht zu bloßen Predigern geworden,“ u. v. A. Was war aber Schuld daran? Der Wankelmuth der Reformatoren, die ohne richtige Erkenntniß der Wahrheit, heute das verwerfen, was sie gestern als gewisse Wahrheit verfochten. So sagt Luther in einer seiner Schriften: „Die heimliche Beicht, acht ich wie die Jungfrauenschaft und Keuschheit, ein sehr köstlich und heilsam Ding. D, es sollt allen Christen sehr leid thun, daß die heimliche Beicht nicht wäre.“ Aber selbst in der nämlichen Schrift

der in den heiligen Urkunden, noch in den Schriften der christlichen Väter, lassen sich Rechtfertigungsgründe für die jetzige protestantische Beichtanstalt anführen, und es darf daher Niemanden Wunder nehmen, wenn bereits eine große Zahl Protestanten auf ihre gänzliche Aufhebung dringt. Eine Beichte solcher Art, ist vollkommen bedeutungs-, und sonach in der Regel erfolglos, so wie die eigenmächtige Umwandlung der uralten echt christlichen Absolution, in eine bedingte Ankündigung der Vergebung der Sünden, ein wahrer Mißgriff, eine gewaltige Entstellung genannt werden muß. Doch wie, ist die Beichte bei den Katholiken nicht ein Bestandtheil des h. Bußsakraments, und fällt sie nicht damit in die Kategorie der unverrückbaren Lehren der Kirche? Während die Protestanten das Bußsakrament abgethan haben, ist es in der katholischen Kirche erhalten wor-

heißt es wieder: „Man soll die nicht verdammen, die ihre heimlichen Sünden allein Gott und nicht dem Priester beichten.“ In dem Briefe an die Frankfurter, nennt Luther die Beichte wieder ein „grausames Gesetz des Papsts,“ und prahlt, daß er diese „Tirannei“ aufgehoben, zugleich setzt er hiezu: „Wir behalten diese Weise, daß ein Beichtkind erzähle etliche „Sünden, die ihn am meisten drücken, und das thun wir nicht „um der Verständigen willen, denn unsern Pfarrherrn, Kaplan, M. Philipps, und solchen Leuten, die wohl wissen was „Sünde ist, von denen fordern wir keins.“ Herrliche Beständigkeit. Wie konnte man die Beichte mehr festhalten? Christlicher Grundsatz, der die Geheimbeichte nur für die Dummlinge begehrt, aber sie den Vernünftigen und Predigern erläßt. Da nunmehr Alles verständig genug geworden sein will, darf sich Niemand mehr darüber verwundern, daß man endlich die allgemeine Beichte eingeführt hat, und jetzt auf dem Punkte steht, selbst diese noch über Bord zu werfen.

den. Mit demselben steht die Beichte fest. Gesezt nun, die Rücktretenden nähmen, wie es denn doch nicht anders sein kann, die sieben Sakramente der Katholiken an, ist es denn wohl möglich, daß man es ihnen freistellen könne, ob sie eine wahre Beichte einführen, oder eine Beichte festhalten, welche nach dem katholischen Lehrbegriffe durchaus als gar keine betrachtet werden muß? Die Antwort liegt auf der Hand. Man kann katholischerseits eine Beichte nicht gestatten, die man für keine halten muß, und die man protestantischerseits selbst nicht für sakramentalisch betrachtet. Wohl suchen Sie, verehrtester Hr. Doctor! für Ihren Vorschlag den citirten Kanon der National-Synode zu Chalons (813) geltend zu machen, und meinen, da mehrere fränkische Kirchenlehrer sich dafür ausgesprochen, so bestünde diese Bestimmung noch heute zu Rechten, und sei als nicht aufgehoben zu betrachten. Der angezogene Kanon, der sich auch in Barthol. Carranza, Summa Conciliorum, herausgegeben von Dom. Schram. Tom. 11., 1778., p. 344 vorfindet, lautet folgendermaßen: „Quidam Deo solummodo confiteri debere dicunt peccata, quidam vero Sacerdotibus confitenda esse percensent, quod utrumque non sine magno fructu intra S. sit Ecclesiam. Ita duntaxat et Deo, qui remissor est peccatorum, confiteamur peccata nostra, et cum Davide dicamus: Delictum meum cognitum tibi feci, etc. et secundum institutionem Apostoli confiteamur alterutrum peccata nostra, et oremus pro invicem, ut salvemur. Confessio itaque, quæ Deo fit, purgat peccata, ea vero quæ Sacerdoti fit, docet, qualiter ipsa purgentur peccata. Confessio itaque, quæ Deo fit, purgat peccata: ea vero, quæ Sacerdoti fit, docet, qualiter ipsa purgentur peccata. Deus namque Salutis, et sanitatis auctor, et largitor plerumque hanc præbet suæ potentiæ invisibili administratione, plerumque medicorum operatione.“ —

Prüft man diesen Kanon nunmehr genauer, so läßt sich sein wahrer Sinn sehr bald erfassen. Es wird nämlich angedeutet darin, daß Einige sagen, man müsse nur Gott allein seine Sünden bekennen, Andere aber behaupten, man müsse sie nur den Priestern beichten. Die Synode erklärt dagegen ganz einfach, daß Beides nicht abgesondert, sondern mit einander in der Kirche mit großem Nutzen geschehe. Sie, verehrtester Hr. Doctor! nehmen beide Behauptungen getrennt, und schreiben der Einen wie der Andern dieselbe Wirksamkeit zu, während die Synode geradezu beide vereinigt. Deutlich ergibt sich dieser Verstand aus den folgenden Sätzen. „So,“ heißt es, „wollen wir so wohl Gott, der der Sündenvergeber ist, unsere Sünden bekennen, als auch mit David sagen: Ich habe dir mein Vergehen bekannt gegeben u. s. w. und zugleich nach der Einrichtung des Apostels uns unter einander unsere Sünden aufdecken, und für einander um unser Heil beten. Das Bekenntniß vor Gott abgelegt, macht also von Sünden rein, aber die Beichte vor dem Priester lehrt, wie diese Sünden hinweg getilgt werden; denn Gott, der Urheber und Spender unseres Heils und unseres Wohlseins ertheilt uns meistens dieses durch unsichtbare Anwendung seiner Macht, am meisten durch das Werk der Arzte.“ Wie hatte die Synode so sprechen, die Beichte vor dem Priester als dem Arzte der Seele, durch welchen Gottes Allmacht wirkt, so hoch stellen können, wenn sie es hätte frei stellen wollen, entweder nur Gott, oder dem Priester zu beichten? Sie werden mir gewiß als unparteiischer Wahrheitsforscher beistimmen, daß die Behauptung Innocenz III., habe auf den IV. lateranensischen Concil. die Dhren-

Beichte erfunden, und der Kirche als Gebot aufgedrungen, zu den grundlosesten Lügen gehöre, die man der Welt nur immer aufzischen kann. Eben dahin gehört die noch seltsamere Fabel, das Trienter Concil. habe sie erst geheiligt. Selbst der erzrationalistische Professor, Dr. Wegscheider, gibt zu, daß schon zu Ende des III. Jahrhunderts Spuren davon vorkämen. Sehr glaubwürdig, eben weil sie auch noch weiter rückwärts, bis in das apostolische Zeitalter hineinreicht, und also keine Erfindung der Päpste, sondern eine Anordnung der Apostel sei. Das wissen Sie, Hr. Doctor! so gut wie wir; wie könnten Sie sie auch sonst als Protestant, eine „ächt christliche Anstalt“ nennen? Ungemein zahlreich sind die Beweise dafür, wenn man sich die Mühe nimmt, die Schriften der Väter der Urzeit durchzumustern. Nicht kann die Rede von Spuren sein, es sind klare unumwundene Zeugnisse. In welchem Kredit hätte sich die Synode zu Chalons gesetzt, hätte sie so unzweideutig und arg gegen den Kirchenglauben angestoßen? Gesezt aber, was nimmer zugegeben wird, die Synode hätte wirklich in Ihrem Sinne entschieden, fände ihr Urtheil wohl eine Rechtsgültigkeit, wenn eine allgemeine Kirchenversammlung anders bestimmt? Gewiß muß die Autorität einer National-Synode, dem Richterspruche eines öcumenischen Conciliums weichen. So ist es Sitte in der katholischen Kirche. Da man aber nie gehört hat, daß die Synode zu Chalons, des 33. Kanons wegen gerügt worden sey, was gewiß geschehen wäre, wenn Sie in Ihrem Sinne gesprochen hätte: so liegt es auf der Hand, daß man in der katholischen Kirche nie der Meinung gewesen, als ob durch dieselbe es freigestellt wäre, entweder Gott allein oder auch dem Priester zu beichten. Nein, wahrlich, zu Chalons ist nichts weniger als die protestantische Beichte neben der katholischen sanktionirt worden. So was fiel den ver-

sammelten Vätern auch im Traume nicht ein. Hiernach läßt sich nunmehr leicht erörtern, was und wie es jene fränkischen Kirchenlehrer gemeint haben, auf welche Sie sich berufen, und ob diese Meinung noch heut zu Tage zu Rechten stehe? So lange der Sünder Gelegenheit und Zeit hat, einem Priester zu beichten, kann ihm die Sünde ohne die sakramentalische Handlung nicht erlassen werden. Wer sie verachtet und von sich weist, weist die göttliche Einrichtung, folglich Gott selbst ab. Und derselbe, der da gesagt hat: „Wer euch höret, der höret mich!“ hat auch damit inclusive erklärt: „Wer euch verachtet, verachtet auch mich.“ —

Ich glaube, verehrtester Hr. Doctor! der 7. Punkt, so bescheiden er auch von Ihnen vorgelegt worden ist, greift zu schneidend auf das dogmatische Gebiet der katholischen Kirche ein, als daß er je in dieser Fassung zugegeben werden könnte. Wollte man aber, wie Anfangs selbst die Reformatoren gethan, das Buße-Sakrament annehmen, und die ursprünglich lutherische Beichte wieder einführen, so ließe sich auf diesem Wege hundertmal eher eine Ausgleichung anbahnen; dagegen wird die katholische Kirche kaum je mit der jetzigen allgemeinen Beichte der Protestanten, in irgend eine Verbindung treten, noch weniger jene Absolutio conditionata gelten lassen, auf welche man das christliche Schlüsselamt herabgebracht hat. —

Ich habe Ihnen freimüthig meine Bemerkungen über jene 7 Punkte vorgelegt, welche Sie auf eine höchst ehrenwerthe Weise der Welt veroffenbart haben. Noch einmal fühle ich mich gedrungen, Ihnen für den Muth und guten Willen von ganzem Herzen und im Namen recht vieler ehrenwerthen Katholiken, den herzlichsten Dank und die aufrichtigste Anerkennung darzubringen. Möge es Ihnen gefallen, den aufgenommenen Faden nicht so leicht wieder

fallen zu lassen, sondern kräftig und muthig fortzuspinnen! Der gewaltige Riese der Zeit mahnt mit erschütternden Schlägen die besseren Elemente und Geister aus ihrem Schlummer eben so auf, wie er die Schlimmeren geweckt hat. Während diese blindlings forttrafen und Alles unterwühlten, um auf den Trümmern dessen, was bisher bestanden, entweder leeres Nichts oder das Reich utopischer Träume und täuschender Phantasmagorien aufzurichten, ist es die unerläßliche Pflicht Jener, das wahrhaft Gute und Heilsame der vergangenen Zeit zu retten, zu sammeln, und mit den gerechten Wünschen und Gaben der Neuzeit so zu vereinbaren, daß ein Werk daraus hervorgehe, dauerhaft und segensbringend für alle kommenden Geschlechter. Ohne Zweifel ist das der heiße Wunsch aller Vernünftigen und Wohlmeinenden in Deutschland. Unendlich viel wird dazu das Streben, die getrennten christlichen Hauptparteien wieder zu einigen, beitragen. Nur die alte Kirche kann dazu als der geeignete und einzige Mittelpunkt dienen. Soll Deutschland einig und stark sein, müssen die Sonderinteressen aufhören, und alle bisherigen Stammunterscheidungen untergehen. Dieselbe Nothwendigkeit stellt sich auch in Bezug auf die vorhandenen religiösen Hauptparteien heraus. Nichts wird durch Vervielfältigung der Confessionen gewonnen, wohl aber durch ihre Einigung. Es wird sich auch bei uns das alte Wort mit der Zeit bewähren: *Concordia res parvæ crescunt, discordia maximæ dilabuntur*. Man übersteht und verlacht das jetzt; es wird die Zeit kommen, in welcher man nothgedrungen anderer Meinung sein wird. Ob eine Aenderung dann mehr möglich sein werde, wer vermag das jetzt zu bestimmen? Sie selbst, verehrtester Hr. Doctor! scheinen das Uebel zu ahnen; Ihre Erklärung, daß die zweite Folge der großen Umwälzung auf deutschem Boden der Wiederaufbau der alten Kirche sein müsse, dient zur Bestätigung. Wohlan, so hoffen, wün-

schen und streben Sie fort zu diesem schönen und erhabenen Ziele! Lassen Sie sich dabei durch Widerstand oder Verunglimpfung, mögen Sie von was immer für einer Seite herkommen, nicht heirren! Die Wünsche, Hoffnungen und die Beihülfe aller Vernünftigen und Guten, werden Sie dabei immer begleiten und unterstützen. Wer ausharrt, spricht der Geist des Christenthums, wird selig. Vielleicht wird auch die muthige Ausdauer im Streben nach der kirchlichen Einigung den Sieg erringen. Die Nothwendigkeit derselben fühlen Unzählige, das läßt sich nimmer läugnen. Je kräftiger und dringender starke und wohlgesinnte Geister sich dafür verwenden werden, desto gewisser wird die Aussicht auf das endliche Gelingen. Schimpf, Spott, Lästerung, Gewaltthätigkeit eint nimmer, zerstreut immer. Am Allerwenigsten werden Jene Gutes schaffen, die versteckt oder offen auf Zerstörung des Christenthums oder Erdrückung alles religiösen und kirchlichen Sinnes ausgehen. Diese treiben ein eben so ruchloses als furchtbar endendes Spiel mit der Menschheit. Es läßt sich wohl für Deutschland ein Staat ohne Kirchlichkeit denken, aber dieses schließt nicht nothwendiger Weise die Idee eines christlichen oder religiösen Staates aus. Ich halte die Entchristianisirung Deutschlands für eine unglückselige Mißgeburt der Zeit, die nur unsägliches Unheil brächte. Man kann gegen Nichtchristen tolerant sein im weitesten Sinne des Wortes, ohne deshalb das Christenthum, diese Armutter alles Nüchternen, was wir besitzen, zu morden. Ich glaube auch, daß die ungeheure Mehrzahl der Deutschen sich nimmermehr gefallen lassen würde, die Christlichkeit Deutschlands schlechtweg aufzugeben, und sammt und sonders dem Indifferentismus, Unglauben, oder der völligen Irreligiösität zu huldigen. Nur der Aberwitz oder blinde Leidenschaft kann den Stand

der Dinge verkennen und verdrehen. In diesen Abgrund hinunter will der gesunde Kern der Nation nicht, wohl aber wird er, wenn gehörige Aufklärung erfolgt sein wird, einer Union der seit 300 Jahren zertrennten Brüder auf einer billigen Basis nicht widerstehen, sondern zur Realisirung derselben freudig seine Hand bieten.

Verehrtester Herr Doctor! wollen Sie zum Schluß noch einige Fragen gefälligst berücksichtigen, Fragen, die nothwendig beantwortet werden müssen, wenn nicht eine erfolglose Verhandlung eingeleitet werden soll.

1. Hätte die beantragte Union gläubiger protestantischer Gemeinden auf der Basis der getroffenen Ausglei chung für die kommenden Geschlechter fortzubestehen, oder würden diese im alten Katholici smus aufgehen? Soll Letzteres nicht geschehen, und die so modificirte Form fort dauern, so müßte natürlich dieselbe der Mutterkirche gegenüber in ein ähnliches Verhältniß gestellt werden, wie es zwischen der Lateinisch-katholischen und griechisch-katholischen Kirche obwaltet.

2. Müssen nicht in Folge einer so gearteten Einigung, eine eigene Liturgie, und das gemeinschaftlich mit altkatholischen Theologen entworfen, und dem Oberhaupte der Kirche zur Genehmigung vorgelegt werden?

3. Da der Papst die Central-Gewalt der katholischen Kirche ist, wollten sich wohl die rücktretenden protestantischen Gemeinden diesem Centrum so gut unterwerfen, wie die Altkatholiken?

4. Wünschten sie unter eigenen Bischöfen und Consistorien zu stehen oder würden sie sich bereitwillig dem jedesmaligen Diözesan-Bischofe und seinem Consistorium unterordnen?

5. Glaubten die rücktretenden Gemeinden, die protestantische Ordination sei bereit? hinreichend

zur Ausübung ihrer priesterlichen Funktionen, oder würden sie bereit sein, sie der katholischen Priesterweihe zu unterziehen? Dieser Punkt ist um so wichtiger, weil die katholische Kirche nur rechtmäßig, also von ihren Bischöfen geweihten Priestern die geistliche Jurisdiktion übergeben kann, und die Priesterweihe eine sakramentalische Handlung ist, ohne welche kein Geistlicher gültig funktionieren kann und darf.

6. Wären die rückkehrenden Protestanten wohl geneigt, die sieben Sakramente der Katholiken anzunehmen?

7. Würden sie sich herbeilassen, das Fegfeuer mit den daraus fließenden Lehren und Folgerungen gelten zu lassen?

8. Wie würden sie sich in Bezug auf die Kirchengebote benehmen?

Diese Fragen sind höchst wichtig und müssen, soll nicht jeder Einigungsversuch von vornherein scheitern, beherzigt werden. Nicht Eine derselben wird von Ihnen, Hr. Doctor! berührt. Sehr ehrenwerth ist freilich Ihr Wort: „Gewährt uns der Paps die bezeichneten Punkte, so können wir Protestanten mit Ehren übergehen, und ich sehe im Geiste voraus, daß eine große Masse dieß thun wird.“ Ihr Wort ist eben so ermuthigend als erfreuend. Ich zweifle auch gar nicht daran, daß Sie und Manche mit Ihnen es zu halten bereit seien. Allein, so sehr ich davon überzeugt bin, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Protestantismus des stützenden weltlichen Armes beraubt, nach Innen in zahllose Ansichten und Secten zersplittert, viel weniger Hoffnung auf kirchliche Fortdauer hat, als vor dem verhängnißvollen Jahre 1848, so theile ich doch keineswegs die Meinung, daß sich ein bedeutender Theil seiner Glieder, selbst wenn ihnen

die vorgeschlagenen Punkte garantirt würden, durchweg geneigt finden dürften, sich alsogleich die weiteren Stücke, die ich in den angehängten Fragen berührt, gefallen zu lassen. Möglich, aber wahrscheinlich nicht. Indeß, eben darum müssen sie zur Anschauung gebracht werden, damit bei den Unions-Bemühungen offen gehandelt, nicht aber verstecktes Spiel getrieben werde. Noch einmal, es ist nichts daran gelegen, die Brüder in den gemeinschaftlichen Schafstall einzutreiben, wie zur Zeit der preussischen Union geschehen, ohne sie förmlich auszugleichen; nein, die bisherigen Hindernisse müssen im Bewußtsein beider Parteien Stück für Stück weggeräumt, und was hinfort geglaubt und gelehrt werden soll, Jedermann deutlich vor Augen dargelegt werden. So allein kann das Gott und Menschen wohlgefällige Werk gelingen, und der längst gehegte Wunsch von Millionen in Erfüllung gehen: „Es soll eine Heerde und ein Hirte“ werden, und unser Deutschland einig und stark sein für alle Zeiten. Gott sende Segen und Gedeihen von oben herab auf dieses Geschäft, und gebe Ihnen, verehrtester Hr. Doctor! in doppeltem Maße jenen Muth und jene Ausdauer, in welcher Sie bisher gewünscht, gehofft und gewirkt haben für diesen edlen Zweck.

In unbegrenzter Hochachtung

Ihr

Ergebenster

F. J. Mag. Zetter.

N a c h s c h r i f t.

Wir sind auch der Ueberzeugung, daß die Rückkehr der positiv gläubigen Protestanten in den Schooß der Echten katholischen Kirche nun in nicht mehr ferner Aussicht

stehe. Gründe für solche Hoffnung finden wir in der gegenwärtigen Weltlage besonders folgende:

1. Unserer Kirche bereitet der Sturm der Revolution, wenn nicht alle Anzeichen trügen, mittelbar eine höchst erfreuliche Verjüngung. Viele schlechte und lange schon erstorbene Glieder dürften nun bald die Heuchlerlarven wegwerfen und offen ausscheiden aus ihrer Gemeinschaft; ihre bessern und edleren Glieder hingegen werden — aufgeweckt aus dem Schlummer — nun neu erglücken für den h. Glauben und die christliche Gesittung, die Priester ihres heiligen Berufes mehr bewußt und eingedenk sich enger aneinanderschließen und die Bischöfe endlich heraustretend aus der erbärmlichen Rolle — geistlich dekorirter Bureaukraten wieder sich ermahnen, als vom h. Geiste Bestellte die Heerde Gottes zu leiten in Liebe und apostolischem Eifer. So, hoffen wir, wird unsere Kirche wie ein Phönix auferstehen zu neuer Blüthe und daher durch ihre heller leuchtende Lieblichkeit — die durch leere Vorurtheile Getrennten mächtiger an sich ziehen.

2. Der Protestantismus, der schon seit geraumer Zeit in sich zerpalten und in der Mehrzahl seiner Glieder dem Rationalismus und der Negation alles eigenthümlich Christlichen verfallen ist, wird sich bald in zwei Hauptlager theilen, in das kleinere der aufrichtig Gläubigen und christlich Frommen und das ungleich größere der alles positiv Göttliche Verwerfenden.

3. Der modernen Staatsgewalt gegenüber dürften nun bald die christgläubigen Protestanten und die glaubenstreuen Katholiken ziemlich gleiches Schicksal zu gewärtigen haben, indem ungeachtet der principiell ausgesprochenen Gleichberechtigung und Freiheit aller religiösen — sowie irreligiösen Vereine — die muthmaßlichen Träger der Staatsgewalt oder sogenannten Repräsentanten des souveränen Volkes in der That mit Nichten indifferant sich verhalten, sondern vielmehr nur stets das Mega-

tive d. i. den Unglauben begünstigen und fördern — alles Positive aber in jeder Form mit dämonischem Hasse begeißern und verfolgen dürften.

So wird unserer Erwartung nach die göttliche Vorsehung die von allen Guten längst ersehnte Annäherung, Befreundung und endliche Vereinigung unserer bisher noch getrennten Brüder — der positiv gläubigen Protestanten — mit uns anbahnen und herbeiführen.

Wohl aber kann und wird auch dieses göttliche Werk nicht ohne menschliches Zuthun d. h. nicht ohne gegenseitige Besprechung und Verhandlung geschehen. Ist es nun erfreulich, wenn Männer, wie der so ehrenwerthe Hr. Dr. Gfrörer, von der Gegenseite so freundlich milde entgegenkommen, so fordert es unsererseits die Liebe mit solchen Wahrheitsliebenden in Verhandlung zu treten und zwar in eine offene, die das Different nicht verfleistert oder umgeht, sondern unumwunden hervorhebt, und in eine freundschaftliche, die anknüpfend an das Gemeinsame zu den vor der Hand noch Getrennten wie zu nahe Verwandten und künftigen Brüdern spricht.

Da vorstehendes Sendschreiben an Hr. Dr. Gfrörer in solchem Geiste der Offenheit und Versöhnlichkeit gehalten ist, theilten wir es gerne unsern Lesern mit, wenn gleich wir nicht für alle einzelnen Gedanken des verehrten Hr. Verfassers einstehen.

Die Redaktion.

XVI.

Ueber das dreifache Amt Jesu Christi.

Eine dogmatische Lese Frucht

von

Friedrich Baumgarten.

Das ewige Wort des Vaters ist Fleisch geworden, um das gefallene Menschengeschlecht zu erlösen, es nicht bloß von der Sünde, sondern auch von ihren Folgen zu befreien, und zu jener erhabenen Würde und Bestimmung wieder zu erheben, zu welcher es Gott in Adam erschaffen und bestimmt hatte.

In letzterer Hinsicht nennt der Heidenapostel Christum den Herrn, den zweiten Adam¹⁾, während er am andern Orte ausdrücklich darauf hinweist, daß „der erste Adam ein Vorbild des Zukünftigen ist“²⁾.

So ist der Gottmensch Jesus Christus nicht bloß das vollkommene Bild des unsichtbaren Vaters, sondern auch das Urbild von dem, was der erste Mensch war, und was die Erlösten in ihrer Vollendung sein werden.

Welche war nun die große Bestimmung und erhabene Herrlichkeit des ersten Adams? Nach der Genesis war Adam das Ebenbild Gottes: „Lasset uns den Menschen „machen nach unserm Bilde und Gleichniß, der da herrsche über die ganze Erde. Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf

1) 1. Cor. 15, 45. 49.

2) Roman. 5, 14.

„er ihn!“³⁾ Darin liegt schon, daß Adam auch den Charakter eines Propheten, Priesters und Königs in und an sich getragen habe.

Führen wir dieß näher aus⁴⁾:

a. „Gott führte,“ erzählt die Genesıs, „alle Thiere des Feldes und alles Geflügel des Himmels vor Adam, daß er sehe, wie er sie nannte; denn wie Adam jedes lebende Wesen nannte, so ist sein Name. Und Adam nannte mit gehörigen Namen alles Vieh und alles Geflügel des Himmels und alle Thiere der Erde“⁵⁾.

Adam war es also, der im Auftrage Gottes allen Dingen ihren Namen gab, und Gott erkannte von diesen gegebenen Namen, daß sie „gehörig“ wären, das innere Wesen dieser Gegenstände erschöpfend bezeichneten. Gott hatte ihm daher eine inwohnende, das Wesen der Dinge durchschauende Weisheit, die Intuitions-gabe, verliehen, welche einen Moment des prophetischen Amtes bildet.

Auch das Moment der Weissagung findet sich bei dem ersten Adam.

Als Gott der Herr das Weib zu Adam führte, rief letzterer aus: „Das ist nun Bein von meinen Beinen und Fleisch von meinem Fleische! Man soll sie Männin heißen, weil sie vom Manne genommen ist. Darum wird der Mensch seinen Vater und seine Mutter verlassen, und seinem Weibe anhangen, und es werden Zwei in Einem Fleische sein“⁶⁾. Mit welchem tiefen Blicke sah er da in die ferne Zukunft, und in eines der wichtigsten und heiligsten Verhältnisse der Menschheit. Noch mehr! Da der Apostel Paulus diesen Ausspruch Adams geradezu als

³⁾ Gen. 1. 26. 27.

⁴⁾ Ueber den Rathschluß Gottes mit der Menschheit und der Erde. Schaffhausen. Hurter 1846. S. 25. 26.

⁵⁾ Gen. 2. 19. 20.

⁶⁾ Gen. 2. 23. 24.

ein „großes Geheimniß“ und als Typus der „Vereinigung Christi mit seiner Kirche“ erklärt⁷⁾, so kann mit ebenso vielem Rechte gesagt werden: Adam habe von Christus und seiner Kirche geweissagt. Denn so wie der Mann Vater und Mutter verläßt und seinem Weibe anhängt, so auch verließ Christus seinen Vater und den Himmel, um sich mit seiner Braut der Kirche auf immer zu vereinigen; und wie die Frau Bein von des Mannes Beinen und Fleisch von des Mannes Fleisch ist, und sie Zwei in Einem Fleische sind, so ist auch die Kirche nach des Apostels weiterem Ausspruche⁸⁾ der Leib Christi von seinem Fleische und von seinem Gebeine.

Wir kommen jetzt auf die priesterliche Thätigkeit des ersten Adams.

b. Unter Priesterthum, sagt Abelly⁹⁾, versteht man jenes Amt, welches Jemanden befähigt, als Diener Gottes den Menschen heilige und göttliche Dinge mitzutheilen und hinwieder Gott für die Menschen Geschenke, Gebethe und Opfer darzubringen. Finden sich nicht diese Momente, so weit sie auf Adam passen, in ihm?

Stand er nicht mit Gott in der innigsten Gemeinschaft? Vernahm er nicht die Stimme des Herrn? War er unter allen Geschöpfen der Erde nicht allein Derjenige, welcher mit Gott reden konnte? So war Adam gleichsam das Organ zwischen Gott und den Geschaffenen, der die Gefühle der Anbethung, des Dankes und des Lobes dieser Letzteren darbrachte. Auch das Opfer ist nach der richtigen Bemerkung Kössings¹⁰⁾, so alt, als die Religion, und somit älter, als die Sünde, obschon es durch die Sünde

7) Ephes. 5. 31.

8) Ephes. 5. 30.

9) Abelly Medulla theol. P. I. 248.

10) Kössing Liturgische Vorlesungen über die heil. Messe. Billingen. Förderer 1843. S. 48.

eine andere Gestalt und zum Theil auch eine andere Bedeutung bekommen hat. Es ist daher dieß wenigstens nicht zu bezweifeln, daß Adam schon in seinem Urzustande zum Opferer bestimmt war, und nicht erst nach dem Sündenfalle durch das Gefühl der Schuld zur Darbringung von Opfern vermocht worden sei.

c. Für das Vorhandensein des königlichen Amtes in dem ersten Adam führt Gott selbst den Beweis: „Laß uns den Menschen machen nach unserm Bilde und Gleichniß, der da herrsche über die ganze Erde“¹¹⁾. — Nun aber kam die Sünde, und mit ihr und durch sie war das Bild Gottes im Menschen entstellt.

Durch die Sünde wandte sich der Mensch von Gott ab, und so wurde Gott auch dem Menschen fremd. Das göttliche Wesen, die göttliche Liebe, die Absicht Gottes mit der Welt und den Menschen, verschloß sich seinem geistigen Blicke. Dadurch entschwand ihm auch immer mehr die Kenntniß seiner selbst, seiner ursprünglichen Würde und Bestimmung und des Weges zur Wiederherstellung dieser Würde. Endlich weil der Mensch zum vermittelnden Organe zwischen dem Schöpfer und der Natur bestimmt war, wurde ihm, nachdem er sich von Gott abgewendet, auch die Natur dunkel und unverständlich¹²⁾. Zu einer solch' tiefen Stufe der Erkenntniß sank Adam der Prophet.

Durch die Sünde ward ferner in dem Menschen die Liebe, durch welche er in Einheit mit Gott und mit den Werken Gottes ist, und die ihn zum wahren Priesterthume befähigt, gestört. Deshalb gibt es kein wahres und eigentliches Priesterthum mehr vor Christus — dem zweiten Adam. Selbst das Priesterthum des alten Bundes ist so wie seine Opfer nur typisch, das von dem

¹¹⁾ Gen. 1. 26.

¹²⁾ Köffing. op. cit. S. 29.

fleischgewordenen Worte wieder gebrachte Priesterthum und sein einziges, wahres Opfer nur in mehr oder weniger unbestimmten Zügen zeichnend, eine Wahrheit, auf welche die prophetischen Bücher häufig hinweisen.

Wie der Mensch durch die Sünde seine königliche Würde verloren, ja vielmehr in die Knechtschaft des Teufels und der Sünde gerathen sei, näher durchzuführen, ist um so weniger nothwendig, da jeder Augenblick und jede Erfahrung des Lebens, dem gefallenem Menschen diese traurige Wahrheit immer tiefer einprägt und hieher bezügliche prägnante Stellen, wie die des heil. Apostels Paulus an die Römer 6. 17. in Menge in den heiligen Schriften sich vorfinden. Schön bemerkt hierüber der Verfasser des Werkes: Ueber den Rathschluß Gottes u. s. w. „Zum Belege für diese traurige Wahrheit berufen wir uns „auf das Gewissen eines jeden Menschen und auf die „Geschichte aller Völker. Ein jeder Mensch ist nur eine „mehr oder weniger in's Auge fallende Ruine des ur- „sprünglich herrlichen Tempels Gottes, das Zeugniß einer „entschwundenen Herrlichkeit, gleich Sodom in der „Wüste“¹⁵⁾.

Nicht zu übersehen haben wir jedoch, daß das Bild Gottes in dem gefallenem Menschen zwar entstellt, aber nicht vernichtet wurde. „Die katholische Lehre,“ sagt Möhler¹⁴⁾, „vermeidet sorgfältig die zwei Klippen, das „Verderben entweder in der Weise aufzufassen, daß gar „nichts Gutes mehr im Menschen nach dem Falle zurück- „geblieben und die Freiheit verloren gegangen sei; oder „den Rest des Guten, so bedeutend zu wännen, daß der „Mensch sich durch eigene Kraft, Gott als angenehmes „Opfer darbringen könne. Deshalb sind noch heut zu „Tage in dem Menschen die Züge und das Abbild seines

¹⁵⁾ Op. cit. p. 34.

¹⁴⁾ Möhlers Symbolik. 3. Aufl. S. 60.

„gefallenen Stammvaters zu erkennen, einige Lineamente
 „seines ehemaligen prophetischen, priesterlichen und könig-
 „lichen Charakters.“

Wir wollen sie kurz bemerken¹⁵⁾.

Es gibt wenige Menschen, auf welche die Naturwissenschaften nicht eine große Anziehungskraft ausüben. Seit Jahrtausenden forscht der menschliche Geist auf physischem und metaphysischem Gebiete unablässig, und ist er auch dabei manchmal auf die Abwege der Alchymie, Kabbalistik und einer übelverstandenen Mystik gerathen, so sprechen eben diese Verirrungen nur zu deutlich für jenen Trieb nach höherer Erkenntniß, der in seinem innersten Wesen wurzelt. Hat er nur eines der geringsten Naturgesetze entdeckt, welch' freudiger Jubel durchschallt die ganze Welt. — Ein heißer Durst nach philosophischer Erkenntniß dringt in unserer Zeit, wenn auch übelgeleitet, schon in die unteren Schichten der Gesellschaft ein. Was ist alles dieß anders, als das Ringen des Menschengelstes, sein anfängliches, jetzt verlornes Wissen wieder zu erhalten, jene ewigen Gesetze wieder aufzufinden, die er vor seinem Falle aus sich selbst erkannte und benannte, seine eingeborne, jetzt gebrochene und kraftlose prophetische Gabe, innerhalb eines beschränkten Raumes auszuüben?

Der Mensch strebt nach Gerechtigkeit, nach dem Frieden eines guten Gewissens, nach dem Ruhme eines unbescholtenen Namens. Ist dieß nicht ein Ueberrest seines priesterlichen Charakters, der noch in ihm ist, und geheimnißvoll in ihm wirkt?

Aller Aberglaube und Gözendienst, der Heiden, die Systeme der Moralphilosophie, jeder Tempel, jeder religiöse Ritus, jeder Eid und jede Form der Anerkennung und Verehrung Gottes, sind sie nicht wenigstens eben so

¹⁵⁾ Ueber den Rathschluß 2c. S. 32, 33.

viel Beweise der dem Menschen von Gott verliehenen, ursprünglich angehörigen Heiligkeit und Gerechtigkeit, welche auch jetzt noch jeder auf seine Weise zu erwerben und vor Gott zu besitzen sucht?

Ferners fühlt der natürliche Mensch in seinem innersten Wesen das Verlangen nach Kraft und Herrschaft. Hat er die Macht erhalten, übt er sie gerne, und nur zu oft über ihre Grenzen aus. „Das stolze, selbstzufriedene Wort: Das ist mein!“ sagt der Verfasser jenes Werkes, nach dem wir dieß durchführen, „ist wirklich das „bekannteste Wort in allen Sprachen, und der Hauptzweck „aller Gesetze ist, zu verhindern, daß es nicht das Hauptwort demselben werde“¹⁶⁾. Dieß ist der gefallene Adam, ein König in Ketten, der knirschend, aber kraftlos dem Triumphwagen der Sünde folgt.

So war die hohe Würde und Bestimmung des ersten Adams vor dem Falle, dieß sein klägliches Zustand nach der Sünde.

Gehen wir nun auf den zweiten Adam, auf Christus über.

Des Gottmenschen Bestimmung war, wie wir bemerkten, den Menschen zu erlösen, und darzustellen, was der erste Mensch war, und was die Erlösten in ihrer Vollendung sein werden.

Die Sünde war ein Abfall von Gott und zwar ein Abfall von der Erkenntniß in Gott, von der Liebe in Gott, und von dem seligen Leben in Gott; der zweite Adam hatte daher dem gefallenem Menschen die Erkenntniß in Gott, das Liebeleben und selige Leben in Gott wieder zu vermitteln; er mußte als Prophet, Hohepriester und König erscheinen.

Worin bestand nun die prophetische Thätigkeit Christi?

Er trat auf als Lehrer, und führte den Menschen zur Erkenntniß Gottes. Er bezeugt selbst, daß er die Lehre,

¹⁶⁾ Op. cit. S. 34.

die ihm Gott aufgetragen, den Menschen mitgetheilt und geoffenbart habe, daß er ihnen seinen Namen bekannt gemacht habe, und bekannt machen werde¹⁷⁾. Er erklärt ausdrücklich, daß er seinen Schafen das ewige Leben gebe, das Leben der Erkenntniß in Gott, denn dieß ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, den einzig wahren Gott, und den, welchen Du gesandt hast, Jesum Christum¹⁸⁾. Jesus lehrte ferner das Volk in Gleichnißen, nicht bloß, um die übersinnlichen Wahrheiten anschaulich zu machen, und sie dem Verständniße näher zu bringen, sondern auch, um dem gefallenem Menschengenosse die richtige Kenntniß der Natur zu vermitteln. „Die Erscheinungen des Naturlebens,“ sagt Köffing¹⁹⁾ „und die natürliche Ordnung „des Menschenlebens sind Abbilder einer höhern Ordnung „und höheren Lebensgesetze; aber sie können solche Abbilder nur sein, weil in ihnen derselbe Schöpfergedanke, „das selbe Gesetz der Liebe, wie in der Ordnung des Geistesreiches, wenn gleich gebunden und darum unvollkommen vorhanden ist. Während also Jesus das Reich Gottes durch Bilder aus der sichtbaren Welt veranschaulicht, enthüllt er die Bedeutung zugleich dieser sichtbaren Welt — — indem in ihnen die Natur u. s. f. ein Offenbarungsmittel ist, wird sie selbst geoffenbart.“

Auch Weissagungen haben wir von Jesus, und zwar von einer tieferen Bedeutung, als man sie gewöhnlich auffaßt. Sie sprechen nicht nur von seinen und der Apostel Schicksalen, von dem Untergange des jüdischen Volkes, von dem Wachsthum und der Verbreitung der Kirche, von dem Ende der Welt, und ihrem Gerichte; sie schildern auch den Weg, welchen die Kirche in ihren einzelnen Gliedern und in der gesammten Menschheit zu durchwandeln hat.

¹⁷⁾ Joan. 17. 3. 8. 25. 26.

¹⁸⁾ Joan. 10. 28. 17. 3.

¹⁹⁾ op. cit. S. 31.

Es ist in ihnen niedergelegt, was zuerst an dem Heilande selbst sichtbar wurde, in der Kirche fort und fort sich wiederholt und am Ende der Zeiten vollendet werden wird²⁰⁾.

Eben so beziehen sich seine Wunder auf das prophetische Amt, welches er verwaltete. Weit vernehmlicher noch, wie seine Worte, zeugen sie von der Weisheit, Macht und Liebe Gottes. Sie sind nicht bloß Beglaubigungsmittel für seine göttliche Sendung, sie sind auch vorbildliche Darstellungen des Erlösungswerkes, und endlich Akte des wirklichen Vollzuges der Erlösung an einzelnen Individuen. Sie lassen sich ferner ansehen als zeitliche Herstellung des dereinstigen Zustandes der erlösten Menschheit. Sollte sich in ihnen nicht unzweideutig die ursprüngliche Herrschaft des Menschen über die Natur, und sein Beruf zu dieser Herrschaft aussprechen? Worauf anders deuten die Worte des Herrn: Wer an mich glaubt, wird auch die Werke thun, die ich thue; ja noch größere wird er thun, als diese; denn ich gehe zu meinem Vater²¹⁾. Und als ihn seine Jünger fragten, warum sie nicht im Stande gewesen seien, einen mond-süchtigen Knaben zu heilen, antwortete er: „Eures Unglaubens wegen; denn wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr Glauben habt gleich einem Senfkorne, so möget ihr diesem Berge sagen: Verseze dich von hier dorthin, und er wird sich versetzen und nichts wird euch unmöglich sein“^{22, 23)}.

Solchergestalt war die prophetische Thätigkeit Christi beschaffen, so erwies sich durch sie, daß alle Wahrheit den Menschen nur in ihm und durch ihn geoffenba-

²⁰⁾ Köffing op. cit. S. 32. 33.

²¹⁾ Joh. 14. 12.

²²⁾ Math. 17. 20.

²³⁾ Köffing. op. cit. S. 33. 34.

ret ist. Staunend rief nicht selten das jüdische Volk von unserm göttlichen Heilande aus: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll²⁴⁾, und selbst der wankende Glaube der nach Emmaus pilgernden Jünger brach unwillkürlich in das Bekenntniß aus: „Jesus von Nazareth, der ein Prophet war, mächtig in That und Rede „vor Gott und allem Volke“²⁵⁾.

Der heilige Lukas beginnt sein Evangelium mit dem Priesterthume des Zacharias; er beginnt sonach mit dem Schatten des alttestamentlichen Priesterthums, um auf die Morgenröthe und den vollen Sonnenglanz des newtestamentlichen, des am Kreuzaltare zeitlich vollendeten hinzudeuten, auf Jesus, unsern Hohenpriester.

Wir vernahmen, daß durch die Sünde in dem Menschen die Liebe, welche ihn zum wahren Priesterthume befähigte, gestört worden sei, und es kein wahres und eigentliches Priesterthum vor Christus mehr geben konnte.

Selbst das des alten Bundes vermochte nicht die wahre Entsündigung und Versöhnung mit Gott zu bewerkstelligen, sondern konnte nur hinweisen auf den einen kommenden wahren Hohenpriester, der da ist Christus Jesus. Mit den deutlichsten, klarsten Worten spricht sich hierüber der heil. Apostel Paulus in dem Briefe an die Hebräer aus.

Jeder Hohepriester aus den Menschen genommen, schreibt er, ist schwach²⁶⁾, selbst sündhaft wie das Volk, und daher in die Nothwendigkeit versetzt, für seine eigenen Sünden Sühnopfer darzubringen²⁷⁾, ein sterblicher Mensch²⁸⁾ und daher immerwährender Erneuerung bedürf-

24) Joh. 6. 14.

25) Luc. 24. 19.

26) Hebr. V. 12.

27) Hebr. VII. 27.

28) Hebr. VII. 8.

tig²⁹⁾. Er verwaltet nur für das Vorbild und den Schatten der himmlischen Dinge den Dienst³⁰⁾. Deshalb konnte er auch die wahre Ruhe nicht geben³¹⁾, er ging nur einmal in das Heiligthum und nicht ohne Blut, wodurch der heilige Geist andeuten wollte, daß der Weg zum Heiligthume noch nicht geöffnet sei, so lange der alte Bund bestünde³²⁾, denn das Gesetz hat nichts zur Vollkommenheit gebracht³³⁾ die in der Knechtschaft der Sünde befangene und durch die Sünde dem Tode verfallene Menschheit konnte also keine wahre Genugthuung leisten, keine wahre Entsündigung bewerkstelligen, sie hatte kein Leben mehr hinzugeben, sie besaß keinen gottgefälligen Schatz mehr in ihrem Herzen, um ihn Gott zu weihen. Nur die sündlose, reine Menschheit, mit der sich nach dem Rathschlusse der ewigen Gnade das Wort, welches dem Menschen im Anfange das Leben gegeben hatte, vereinigte, konnte dieses Opfer bringen, konnte dieß Liebeleben in Gott, die Grundbedingung des priesterlichen Charakters, wieder herstellen. Jesus Christus leistete dieß durch freiwilliges Verzichtleisten des Menschen auf sich selbst, durch seine vollkommene Hingabe an Gott, durch seine Opferrung alles Irdischen, das sich am Ende auf das Leben beschränkt, oder durch sein unendliches Opfer, das am Kreuze seine zeitliche Vollendung fand. So nahm er die Schuld der Menschheit auf sich, versöhnte die Gerechtigkeit Gottes, und gründete als zweiter Adam ein neues Geschlecht, das Gott in Heiligkeit und Gerechtigkeit diene³⁴⁾,

²⁹⁾ Hebr. VII. 23.

³⁰⁾ Hebr. VIII. 5.

³¹⁾ Hebr. IV. 6-10.

³²⁾ Hebr. IX. 7. 8.

³³⁾ Hebr. IV. 19.

³⁴⁾ G. Staudenmeier, Geist des Christenthums. Zw. Aufl. 2. Th. S. 489-492. Köpping. op. cit. S. 35-39.

ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priesterthum, ein heiliges Volk⁵⁵⁾.

In und durch diesen einen, ewigen Hohenpriester steht sein auserwähltes, königliches Volk wieder mit Gott in innigster Gemeinschaft, durch ihn empfing es den Geist der Kindschaft, in welchem es ruft: Abba (Vater)⁵⁶⁾, in und durch ihn werden ihm alle heiligen und göttlichen Dinge mitgetheilt, in und durch ihn hat es jenes einzig wahre, hochheilige Opfer, das auf seinen Altären täglich unblutiger Weise erneuert wird, und ein überströmender Born des Trostes und der Gnade für das ganze Weltall ist. So ward Christus — der zweite Adam — der Mittler zwischen Gott und der Menschheit, das Organ zwischen Gott und den Geschaffenen, welcher die Gefühle der Anbetung, des Dankes und des Lobes dieser Letzteren unaufhörlich darbringt, der allein wahre und ewige Hohenpriester, Mittler und Fürsprecher bei dem Vater.

Dem zweiten Adam unsern ewigen Propheten und Hohenpriester wurde, wie Clemens Alexandrinus schreibt, aus dem Munde unmündiger Kinder, ungläubiger und unwissender Juden und gottesleuchteter Propheten die Anerkennung seiner königlichen Würde zu Theil⁵⁷⁾. Und auf die Frage des Pilatus: „Also bist du ein König?“ antwortete Jesus selbst bezeugend: „Du sagst es, ich bin ein König. Mein Reich ist aber nicht von dieser Welt“⁵⁸⁾. Das königliche Amt Christi, schreibt Klüpfel⁵⁹⁾, ist jene Machtvollkommenheit und Würde unsers Erlösers, ver-

⁵⁵⁾ 1. Petr. 2. 19.

⁵⁶⁾ Rom. 8. 15.

⁵⁷⁾ Lib. I. Stromatum.

⁵⁸⁾ Joan. 18. 37. 36.

⁵⁹⁾ Klüpfel Instit. Theol. Dogm. recogn. op. et studio Rdmi. Dr. Greg. Thom. Ziegler. L. II.

mittelft welcher er als Haupt und König der, mit seinem Blut erkauften Kirche, dieselbe leitet und regiert, sie des wahren Lebens theilhaftig macht, sie wider die Angriffe ihrer Feinde schützt und zur ewigen Herrlichkeit und Glorie jenseits führt. Schön führt das königliche Amt Christi, Staudenmaier ⁴⁰⁾ aus, wo er sagt: Die Erlösung, die Christus als der ewige Hohepriester gestiftet hat, muß durch die ganze Menschheit hindurch gehen und an jedem Menschen sich erfüllen. Sie galt also daher nicht etwa nur der Zeit, in der sie vollbracht ward, sondern aller Zeit; darum geht sie auch durch alle Zeit hindurch, so wie seine Wahrheit, die immer verkündet wird. Damit aber dieses geschehe, damit nämlich die Verkündigung der göttlichen Wahrheit sich fortsetze und die Erlösung immerwährend verwirklicht werde, hat Christus eine heilige Gemeinde, eine Kirche gestiftet, in der er als König herrsche und waltet bis an's Ende der Tage. Darum sagte er schon früher, er sei ein König, darum gab er Gesetze für sein Reich, darum sandte er die Apostel aus und gab ihnen die Vollmacht, die Völker der Erde in dieß Reich zu berufen, sie zu lehren, zu taufen, die Sünden ihnen nachzulassen; darum endlich sprach er zu den Aposteln: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt“⁴¹⁾. Das königliche Amt des zweiten Adams war also nicht bloß auf die Zeit seiner Erscheinung auf der Erde beschränkt, sondern dauert auch noch jenseits in seiner Herrlichkeit fort, denn er ist durch geistige und lebendige Gegenwart ewig in der Gemeinde, und ist ihr Haupt, ihr König und Herr; seinem Einflusse ist Alles wieder unterworfen, unter seine Leitung ist Alles gestellt. Aber er leitet Alles, nicht mit strenger Gewalt, sondern mit Liebe, daher nennt

⁴⁰⁾ Staudenmaier op. cit. p. 563. 564.

⁴¹⁾ Math. 28. 18. 20.

er sich lieber einen Hirten, und die Siegesfahne des Auf-
erstandenen wandelte sich um in einen Hirtenstab.“

Der Vollzug der königlichen Thätigkeit Christi beginnt eigentlich erst mit der Sendung des heiligen Geistes. Was der Sohn ist und wirkt, geht durch den heil. Geist erst in das Erkennen, in den Besitz und das Leben der Kirche über. Das Werk der Erlösung eignet uns also Christus durch den heiligen Geist zu⁴²⁾, während hinwiederum die Kirche Organ des heiligen Geistes wird, und in uns durch denselben ihr prophetisches, priesterliches und königliches Amt verwaltet.

So wie Christus in seinem prophetischen Amte der von Gott gesendete Lehrer der Wahrheit ist, der Lehrer der Welt, nach welchem kein Anderer mehr von Gott gesendet wird, so ist auch die Kirche, des Erlösers vollkommenstes Ab- und Ebenbild, die von ihm ausschließlich bestellte Lehrerin der Welt, indem sie seine Wahrheit rein und unverfälscht verkündet⁴³⁾.

So wie Christus in seinem hohenpriesterlichen Amte die Gemeinschaft und das Liebeleben in Gott wieder herstellte, Ströme von Gnaden aus seinen offenen Wunden auf die Menschheit niederthaute und sein einzig wahres Opfer für die Sühnung der Welt darbrachte, so vermittelt die Kirche, das Ab- und Ebenbild Christi, in und durch den heiligen Geist die Gemeinschaft und Liebe in Gott, spendet die Gnadenmittel oder heil. Sakramente aus, und bringt ununterbrochen ihr hochheiliges, unblutiges Opfer auf ihren Altären dar.

So wie endlich Christus vermittelt seines königlichen Amtes die Kirche als unsichtbares Oberhaupt der-

42) Derselbe wird mich verherrlichen, denn er wird von dem Meinen nehmen, und es euch verkündigen. Joan. 16. 14.

43) Hr. Dr. Sylvius. Evangelium und Kirche. Regensburg. Mainz. 1843. S. 81. Kößling. op. cit. S. 43.

selben leitet, regieret und zur endlichen Herrlichkeit und Glorie führt, so leitet und führt die Kirche das königliche Amt Jesu im Namen des heiligen Geistes, verwal- tend die Gläubigen nach dem Geiste ihres göttlichen Stif- ters durch den öffentlichen Gottesdienst und die Kirchen- zucht zur endlichen Vollendung und zum selbigen Leben in Gott.

Nicht zu übersehen ist, daß dieselben Personen in der Kirche das Hirtenamt verwalten, denen auch das Lehr- und Priesteramt übertragen ist. Denn so wie in der Per- son des Erlösers diese drei Ämter sich vereinigen, so dürfen sie auch in denjenigen, durch die der Erlöser sein Werk durch alle Zeiten vollzieht, nicht getrennt werden ⁴⁴⁾.

Was macht endlich die Lehre von den drei Ämtern Christi für ernste, hohe Forderungen an uns und unser Leben?

Jesus der Prophet fordert unsern Glauben, unsere innigste Ueberzeugung für seine Lehre, denn, „wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet, weil er an den Namen des eingebornen Sohnes nicht glaubt“ ⁴⁵⁾. Weil aber der Herr sein prophetisches Amt durch die Kirche verwalten läßt, wird unser Glaube seiner Forderung nur dann ent- sprechen, wenn er sich ganz auf das Lehramt der Kir- che stützt, ein streng kirchlicher Glaube ist. Dieser Glaube offenbaret sich nun in dem unbedingten Vertrauen, wo- mit der Gläubige in dem Zeugniße der rechtmäßigen Leh- rer der Kirche das Zeugniß des heiligen Geistes selbst erblickt und verehrt, die Worte derselben als Worte des Erlösers selbst aufnimmt, ihren Entscheidungen in Glau- benssachen sich gänzlich unterwirft, ihrem Gerichte alle Zweifel und Verirrungen anheimstellt. Jesus der Hohe- priester fordert unsere Hoffnung. Hat sich auch in ihm

⁴⁴⁾ Kößling. op. cit. S. 48.

⁴⁵⁾ Joan. 3. 18.

die Veröhnung der Menschheit mit Gott, die Wiederherstellung des ursprünglichen Verhältnisses der Natur zum Menschen vollendet, so haben doch wir, die wir hienieden noch im Thränenthale wandeln, weder den vollkommenen Frieden in Gott, noch das verklärte Leben schon errungen. Unser warten noch Kampf und Streit, Thränen und Kummer und endlich der Tod mit seinen Schmerzen und Schrecken. Dann sollen wir im Geiste unsere eigene noch zukünftige Verklärung mit voller Zuversicht umfassen, und das ist unsere Hoffnung auf, in und mit Christus. Weil aber hier auf Erden die Kirche das hohenpriesterliche Amt Christi verwaltet, mag, und soll sich unsere Hoffnung auch zu einer kirchlichen gestalten, die sich darin offenbart, daß wir in jeder Noth zur Kirche unsere Zuflucht nehmen, unsere Wünsche und Bitten mit denen der Kirche vereinigen, und namentlich aus den Sakramenten, welche die Kirche verwaltet und spendet, jenes Wasser schöpfen, das den Durst der gottsuchenden Seele zu stillen vermag, und in denen, die es trinken, zur Quelle wird, die hin in das ewige Leben quillt. Jesus der König fordert unsere Liebe. Die königliche Thätigkeit Christi sagt Kößing ⁴⁶⁾, nach welchem wir diese drei praktischen Momente in kurzer Zusammenstellung geben, verwirklicht sich darin, daß er als das Haupt in die vollkommenste Lebensgemeinschaft mit den Gliedern seiner Gemeinde eingeht, so daß sie alle mit ihm, und durch ihn mit Gott und unter sich Eines sind. Diese Lebensseinheit ist die Liebe. Sie geht von ihm aus, indem er sich an uns hingibt, und von seinem Leben uns mittheilt; sie setzt sich in uns fort, indem wir erfüllt von seinem Leben, uns ganz an ihn hingeben, und von seiner Liebe uns nimmermehr scheiden. Weil er aber die ganze Menschheit in seinem liebenden Herzen trägt, so lieben wir in

⁴⁶⁾ Kößing. op. cit. S. 55-67.

ihm alle Menschen, oder wir lieben ihn in den Menschen. Auch eine kirchliche Liebe gibt es, entsprechend dem königlichen Amte der Kirche, welche sich in den Gläubigen dadurch kund gibt, daß sie ihren Hirten mit Treue anhängen, ihrer Leitung sich anvertrauen, ihre Anstalten, als Anstalten Christi ehren, aus ihren Händen die Segnungen der Erlösung entgegennehmen, und unter ihrem Schutze sich der bleibenden Verbindung mit Christus erfreuen.

Wir schließen mit den Worten des Apostels; Jetzt aber bleiben Glauben, Hoffnung und Liebe, diese drei: aber das Größte unter ihnen ist die Liebe ⁴⁷⁾.

47) Cor. 13. 13.

XVII.

Das ewige Licht.

Vieles biethet sich im Hause Gottes unserem Auge dar, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, uns zur Andacht stimmt, fromme Gefinnungen in uns erweckt, und unsere Herzen zu Gott emporhebt. Doch Eines macht diese Stätte zu der heiligsten, weßhalb wir sie mit der tiefsten Ehrfurcht, aber auch mit dem freudigsten Gefühle betreten sollen. Der Herr hat sich dieses Gebäude erwählt, um daselbst auf eine für uns sinnliche Wesen wahrnehmbare Weise in dem größten aller Geheimnisse unter uns zu wohnen. Wahrhaftig, hier ist das Haus Gottes. „Vere Dominus est in loco isto. Non est hic aliud nisi domus Dei, et porta caeli!“ Da deucht es uns, als erschallte wieder jene starke Stimme, welche der heil. Johannes hörte: „Siehe die Hütte Gottes bei den Menschen; er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er, Gott selbst mit ihnen wird ihr Gott sein*). Dieses heiligste Geheimniß birgt in unseren Kirchen jenes Behältniß, das wir Tabernakel nennen. Hier wird das allerheiligste Altarssakrament aufbewahrt, worin Jesus wahrhaft unter uns wohnt als Lehrer, Arzt und Hohepriester, um uns zu lehren, zu heilen, mit dem himmlischen Vater zu versöhnen, zu speisen, zu schützen, und uns in allen unseren Nöthen Hilfe zu leisten, indem er gleichsam aus diesem heiligen Tabernakel uns zuruft: „K o m m e t z u m i r A l l e,

*) Apocal. 21, 3.

die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken.“*)).

Aber wie finden wir die hochheilige Stätte, an der dieses höchste Gut aufbewahrt wird? Wer wird uns dahin führen, und uns den heiligen Tabernakel zeigen? Auf eine ähnliche Art werden wir dahin geführt, wie die Weisen aus dem Morgenlande geführt wurden zu jener Stelle, wo der göttliche Heiland als Kindlein ruhte. Ein Stern, der ihnen im Morgenlande erschienen war und die Geburt des Weltheilandes, des Königes der Könige, verkündigt hatte, führte sie nach Judäa, hier kamen sie nach Jerusalem, und endlich führte sie derselbe Stern gegen Bethlehem, wo der Thron des neuen Königes in seinem Ballaste, den er sich hienieden gewählt, aufgeschlagen war. „Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis er über dem Orte, wo das Kind war, ankam und still stand“**).

So führt auch uns gleichsam ein freundlicher Stern zu dem Gnadenorte, wo der göttliche Heiland in dem heiligsten Geheimnisse in unserer Mitte weilet. Dieser liebevolle Stern, der uns zu der heiligen Stätte geleitet, ist uns jenes Licht, welches gewöhnlich das ewige Licht genannt wird.

Das römische Rituale ordnet an, daß vor dem Tabernakel, in welchem das allerheiligste Sakrament aufbewahrt wird, bei Tag und Nacht mehrere, oder wenigstens Eine Lampe beständig brenne***). Das römische Ceremoniale für Bischöfe schreibt zwar vor, daß vor dem

*) Matth. 11, 28.

***) Matth. 2, 9.

***) Lampades coram eo (Tabernaculo) plures, vel saltem una die noctuque perpetuo colluceat. Ritual. Rom. loc. cit.

Altare, oder vor der Stätte, wo das heiligste Sakrament aufbewahrt wird, wenigstens fünf Lampen seien, wovon, wenn nicht alle, doch mindestens drei den ganzen Tag angezündet sein sollen *), vorzüglich, wie der Commentator zum römischen Rituale bemerkt, zur Winterszeit und in der Nacht, damit, wenn vielleicht die eine erlöschen sollte, doch die andere brennend erhalten werde **). Indessen ist es nach der oben angeführten Anordnung des römischen Rituals zureichend, wenn auch nur Eine Lampe vor dem Allerheiligsten bei Tag und Nacht angezündet ist.

Wir haben schon aus dem vierten Jahrhunderte Nachrichten darüber aus dem Morgen- und Abendlande, daß in den Kirchen auch außer der gottesdienstlichen Feier bei Tag und Nacht ein Licht unterhalten wurde. Der heil. Epiphanius erzählt in seinem Briefe an Johannes, Bischof von Jerusalem, daß er auf einer Reise in einer Villa, Anblatha genant, eine brennende Leuchte gesehen, und auf die Frage, was dieß für ein Ort wäre, die Antwort erhalten habe: es sei die Kirche ***). Im Abendlande ist hiefür Zeuge der heilige Paulinus, der von einem Diebe erzählt, welcher das in der Kirche brennende Licht auslöschte, weil es ihm wohl bekannt war, daß es zur Nachtszeit öfters von selbst erlösche ****).

Ein beständig brennendes Licht finden wir auch im Tempel zu Jerusalem. Im Inneren der Stiftshütte stand der kostbare, goldene Leuchter, worauf sieben Lampen angebracht waren, die mit reinem Olivenöle gefüllt beständig brennend unterhalten werden mußten. Die Besorgung dieses Lichtes, welches also auch ewiges Licht war,

*) Caeremon. Ep. libr. 1. cap. 12. §. 17.

***) Baruffaldus. Comment. ad Ritual. Rom. De Sanctissimo Eucharistiae Sacramento. Tit. 23. §. 6. n. 70-72.

****) Epist. ad Joannem Hierosolym. in fine.

*****) Carm. de S. Felice. natal. XI. vers. 468.

bildete eine der wichtigsten Einrichtungen der Priester*). Doch brannten nicht immer alle sieben Lampen. Nach Josephus Flavius waren gewöhnlich bei Tag drei, in der Nacht alle sieben Lampen angezündet**). Zufolge einer jüdischen Tradition, welche im Talmud Jeruschalmi. (Joma fol. 43, 3.) aufbewahrt ist, soll vierzig Jahre vor Zerstörung des Tempels, also zu jener Zeit, wo der Heiland öffentlich lehrte, die mittlere Lampe ausgelöscht seyn, da sie doch sonst niemals erloschen sey***).

Die Lampen der Kirche werden am Charfreitag während des Gesanges „Exultet“ mit von der dreizackigen Kerze entlehntem, also mit einem geweihten Lichte angezündet, und sodann sollen sie fortan das ganze Jahr ohne Unterbrechung brennend unterhalten werden, wie es die Congregation Sac. Rit. durch ein Dekret vom 22. August 1699 verordnet, außer es wäre eine Kirche so arm, daß

*) Exod. 27, 21.

***) Antiquit. libr. 3. c. 8. §. 3.

***)) Lightfoot. hor. hebr. ad Matth. 26, 3. — Fast bei allen heidnischen Völkern finden wir eine besondere Ehrfurcht vor dem Feuer. Es war ihnen ein Symbol der Gottheit. Die Perser unterhielten am heiligen Orte ein ewiges Feuer, vor dem sie zu bestimmten Stunden Gebethe verrichteten; und in Rom mußten eigene Jungfrauen das heilige Feuer zu Ehren der Vesta beständig unterhalten. Wehe der Vestalin, wenn durch ihre Schuld das heilige Feuer erlosch! Man sah dieses als ein übles Zeichen an, das Unglück verkündigte, und die schuldige Vestalin wurde wegen ihres Versehens mit Ruthen gezüchtigt. Auch Amerika hatte seine Sonnenjungfrauen der Inka's, welche das heilige Sonnenfeuer zu besorgen hatten. Man sieht hierin, wie die Menschen in dem Feuer wegen seiner Reinheit und Allgemeinheit die Idee des Göttlichen zu versinnlichen und zu beleben suchten.

sie die hiezu nöthigen Ausgaben nicht bestreiten könnte *). Die Theologen bezeichnen es fast allgemein als ein schweres Vergehen, wenn durch eine schwer schuldbare Nachlässigkeit des Priesters, oder desjenigen, dem diese Sorge übertragen ist, jenes Licht Einen Tag, oder einige ganze Nächte nicht brennen würde**).

Zur Füllung der Lampen vor dem Allerheiligsten soll Olivenöl verwendet werden. An Orten, wo man dieses Del nicht erhalten könnte, ist die Erlaubniß des Ordinarius einzuholen, um ein anderes Del gebrauchen zu dürfen***).

Das Licht, welches wir vor dem Allerheiligsten unterhalten, ist uns ein Symbol der Gegenwart des Gottmenschen in dem Altarssakramente, der das unzugängliche Licht bewohnt und die Finsterniß unseres Verstandes erleuchtet; mithin ist die beständige Unterhaltung dieses Lichtes auch ein beständiges Bekenntniß unseres Glaubens an die permanente Gegenwart Jesu in diesem Geheimnisse. Die vor dem heiligen Tabernakel brennende Lampe ist wie eine stille Wache bei dem Grabe des Erlösers, und mahnt uns, daß hier derjenige wohnt, der mit ewiger Liebe uns geliebt, und seine Liebe in diesem Sakramente uns fortan zeigt. Sowie einstens den Menschen Feuerflammen die besondere Gegenwart Gottes anzeigten, als z. B. dem Moses der brennende Dornbusch, und im neuen Bunde den Aposteln am Pfingstfeste die feurigen Zungen: so zeigt uns die heilige Kirche durch dieses Licht die gnadenreiche Gegenwart des Gottmenschen an.

*) Quart. p. 1. tit. 20. dub. 11.

***) Sti. Alphonsi de Ligorio Theologia moralis libr. 6. tract. 3. de Eucharistia. §. 248. n. 3.

***) Baruffald, loc. cit. n. 73.

Diese kleine, immer loderende Flamme ist aber auch für uns ein Zeichen der Ermunterung zur inbrünstigen, nie erlöschenden Liebe und Andacht, mit der wir unserem göttlichen Heilande zugethan seyn, und ihn in diesem größten Wunder seiner Liebe anbethen sollen. Gleich jener Flamme soll das heilige Feuer der Liebe zu Jesu in unseren Herzen nie erlöschen. Zu diesem Heiligthume können wir stets unsere Zuflucht nehmen, und dem Herrn alle unsere Anliegen vertrauensvoll vortragen, so daß wir wahrhaftig sagen können: „Nec est alia natio tam grandis, quæ habeat deos appropinquantés sibi, sicut Deus noster adest cunctis obsecrationibus nostris“ *).

Darum, christliche Seele! wenn du das Haus Gottes betreten, und mit dem geweihten Wasser dich besprenghast, richte deinen Blick nach jener heiligen Stätte hin, vor der sich die brennende Lampe befindet; und hast du dieses Licht erblickt, so möge dein Herz erfreut werden, gleichwie die Weisen mit großer Freude erfüllt wurden, als sie von Jerusalem gegen Bethlehem ziehend den Stern erblickten, der sie zur Krippe des Kindleins Jesus führte. Ahme dann auch das Beispiel dieser Weisen nach, nähere dich in Demuth, Andacht und Liebe dem Gnadenorte, falle auf deine Knie nieder vor deinem Heilande, bethen ihn an mit heiliger Inbrunst und bringe ihm die Opfer deines Herzens dar. Wie wirst du dich dann einstens freuen, wenn du Jesum, denn du hier auf dem Altare in dem heiligsten Sakramente anbethest, in jener himmlischen Glorie auf dem Throne seiner Majestät schauen wirst! Dort wirst du in ihm die ewige Ruhe finden; dort wird dir das ewige Licht leuchten.

*) Deuter. 4, 7.

XVIII.

Versuch einer Ehrenrettung des vielver- kannten Mittelalters.

Zur Erwägung und zum Nutzen für unsere Zeit.

Von Dr. J. B. Salfinger.

(Fortsetzung.)

§. 4.

Von den namhaftesten Gelehrten und Schriftstellern
während des elften Jahrhunderts.

Wir suchen noch einmal zuerst die Griechen heim, denn noch ist das Licht der heiligen Wissenschaft dort nicht erloschen, bis endlich eine weltliche Selbstherrschaft wie eine erst flügge gewordene Motte hineinprallte, es heillos verlöschte und sich dabei die Flügel verbrannte.

Wir treffen diesmal im Oriente noch

I. Den so vielseitig in der Wissenschaft thätigen Mönch Michael Psellus. Er war aus den Griechen der berühmteste Theolog, der geschickteste Arzt und der ausgezeichnetste Geschichtschreiber seines Jahrhunderts. Schon als Knabe von 5 Jahren ward er als ein Wunderkind angestaunt und brachte es durch sein Talent und unermüdeten Fleiß bis zum Rufe des Gelehrtesten im Oriente; seine zahlreichen Schriften zogen ihm später das Prädikat πολυγραφώτατος zu. Eine Zeit lang bekleidete er die Stelle eines Senators am Hofe zu Constantinopel bei Michael Dukas, dessen Erziehung er einst leitete. Als aber nach wenigen Jahren des Dukas Regierung zu Ende ging,

begab sich PSELLUS in ein Kloster, worin er unter rastloser schriftstellerischer Thätigkeit uralte wurde und erst im Jahre 1110 das Zeitliche segnete. Seine vorzüglichsten, noch vorhandenen Schriften sind: *Commentarius in cantata canticorum*; *capita de trinitate et persona Christi*; *scholia in oracula Chaldaica*; *brevis dogmatum Chaldaicorum declaratio*; *synopsis legum (metricè composita)*; *libellus de septem synodis œcumenicis*; *de lapidum virtutibus*; *de quatuor mathematicis scientiis: arithmetica, musica, geometria et astronomia*; *de victus ratione*; *introductio in sex philosophiæ modos* und noch vieles Andere in Versen und in Prosa, das theils verloren ging, theils in Bibliotheken noch als Handschrift verborgen liegt. Schade, daß dieser eifrige Gelehrte, wo er als Theologe auftritt, überall mit solch' befangener Hitze der schismatischen Einseitigkeit das Wort zu reden sich abmüht, so daß er in seinen *capitulis de trinitate* das Ausgehen des heiligen Geistes zugleich vom Vater und vom Sohne immer nur beharrlich läugnet und abspricht und alles mühsamen Suchens ungeachtet keinen dogmatischen Grund für diesen schismatischen Eigensinn aufzufinden vermag.

Häufig wird dieser PSELLUS mit einem andern MICHAEL PSELLUS verwechselt, der sich gleichfalls um die Wissenschaft als Schriftsteller seine Verdienste erwarb, aber schon im 9. Jahrhunderte lebte und darum von uns bereits dort gehörigen Ortes angeführt wurde.

II. MICHAEL CERULARIUS, Patriarch zu Constantinopel, gab seinem Vortreter PHOTIUS so wie einerseits in seinem halsstarrig feindlichen Auftreten gegen die römische Kirche, so aber auch andererseits an Wissenschaft und Gelehrsamkeit wenig nach. Außer vielen Briefen und einer reichhaltigen Sammlung von kirchlichen Verordnungen hinterließ er sein *edictum synodale adversus Latinos*, worin er (ein Beweis, wie sich Gelehrsamkeit auch

bei der verkehrtesten Gesinnung sünden kann) den Papst in den Bann zu legen strebte. Gerularius hat eigentlich das durch Photius herbeigeführte Schisma perennirend gemacht, verdient allen Nachruf schlechter Gesinnung gegen die heilige Kirche; allein als Schriftsteller, als welcher er zur Aufhellung damaliger Verhältnisse noch unsern Forschungen gute Dienste leistet, konnte er hierorts von uns so wenig als Pselus und Photius, übergangen werden. Er starb um das Jahr 1060. Wir begegnen nun

III. Dem Annalisten Georg Cedrenus, einem griechischen Mönche, der sich durch sein Compendium historiarum (vom Anfange der Welt bis zum Jahre 1057) ein nicht unwichtiges Verdienst erwarb. Dieses Geschichtswerk gab zuerst Wilhelm Xilander 1566 mit lateinischer Uebersetzung und Noten heraus. Nähere Lebensumstände dieses Cedrenus sind uns nicht bekannt, außer daß er seine Lebenstage in einem Kloster zubrachte und mit dem Jahre, wo er seine Annalen abbricht, bald auch das Zeitliche verließ.

Ein ächt schismatischer Schriftsteller, wie die beiden Erzväter Photius und Gerularius, war

IV. Nicetas mit dem Beinamen: Pectoratus, ein Mönch und Priester im Kloster Studium zu Constantinopel. In solcher Gesinnung schrieb er sein lib. adversus Latinos de azymis, de sabbathorum jejuniis et de nuptiis sacerdotum, die sich noch bis zu uns erhalten haben (bei Canisius in lect. antiq.) nebst vielen andern Streitschriften gegen die römische Kirche, die er jedoch, wie Baronius berichtet, nachdem er seine Verkehrtheit selbst einsehen lernte, mit eigener Hand dem Feuer überantwortete. Außerdem sind seine centuriæ tres capitum asceticorum noch griechischen Textes in der Hofbibliothek zu Wien vorhanden, und sein Carmen jambicum in Simeonem juniorem præceptorem bei Allatus in den diatribis de Simeonum scriptis zu finden. Auch

von Nicetas ist uns nichts näheres bekannt, als sein literarischer Nachlaß und daß er um die Mitte des 11. Jahrhunderts lebte.

V. Theophylaktus, Erzbischof zu Aechrida in der Bulgarei, machte sich nicht nur als eifriger Glaubensprediger jenes damals noch größtentheils heidnischen Landes, sondern auch durch mehrere hinterlassene Schriften verdient, um so anerkannterwerther, als er in seiner theologischen Feder sich stets von allen schismatischen Zänkereien rein zu erhalten wußte. Er starb um das Jahr 1080.

Nach des Fabrizius bibl. Græc. sind seine hinterlassenen Schriften folgende: Commentarii in 12. Prophetas minores, in 4 evangelia, in acta Apostolorum, in epistolas Pauli; eine institutio regia und mehrere Briefe.

Auch in diesem Jahrhunderte müssen wir, wenn wir zu unserer Umschau wieder in das Abendland zurückkehren, unsere Einklehr zuerst in den Klöstern nehmen.

VI. In St. Gallen, das uns im vorigen Jahrhunderte schon eine so reichliche Ausbeute eintrug, schließt sich uns sogar ein höchst zuverlässiger Wegweiser durch die Gebiete unseres Faches an, der uns bereits dem Namen nach bekannte Historiograph Ekkehard IV., an, und wir können nicht umhin, seinem Namen hiefür gleich das rechte Verdienst angedeihen zu lassen. Er war ein Schüler des seligen Notker Labeto, in klassischer Bildung so wie im rein theologischen Wissen gleich bewandert und ausgezeichnet. Sein größtes Verdienst aber erwarb er sich nebst dem, daß er lange die Klosterschule selbst leitete, durch die Fortführung der schon von Rupert in die Arbeit genommenen Chronik seines Klosters St. Gallen. Sie führt den Titel: De casibus monasterii St. Galli in Alemania und wir verdanken es dieser Schrift, daß uns das um die Wissenschaft so hoch verdiente Streben jener denkwürdigen Männer, die wir oben aufgezählt haben, nicht ganz und gar verdeckt blieb, wie das sicher-

lich bei anderen Klöstern, die doch nicht minder verdienstreich wirkten, doch nur darum der Fall ist, weil uns die Chroniken derselben fehlen. Sein liber benedictionum, dessen Ildephons von Arr in seiner Geschichte des Canton St. Gallen (1. Th. S. 297) gedenkt, und das neben vielen kirchlich üblichen Segenssprüchen auch verschiedene Gedichte auf religiöse Mysterien, kirchliche Feste, kurze Aufschriften auf heilige Denkmäler und christliche Begräbnißplätze zc. enthält, ist nicht in den Druck gekommen. Dieser verdienstvolle Chronist verläßt uns um das Jahr 1070, wo er das Zeitliche segnete.

Noch aber bleibt uns ein zweiter fast gleichzeitiger Historiograph desselben Klosters, nämlich

VII. *Hepidannus*. Er schrieb die Annalen vom Jahre 709 bis 1044 oder setzte sie wenigstens bis dahin fort, wenn sie schon vor ihm ein uns noch unbekannter Arbeiter angefangen hat. Auch das Leben der heiligen Eremitin Wiborada in zwei Büchern, welches den Actis Sanctorum zum 2. Mai einverleibt ist und Goldast und du Chesne in den Druck legten, hat unsern *Hepidannus* zum Verfasser. Er starb um das Jahr 1088.

Nachdem uns in St. Gallen für dieses Jahrhundert die Geschichtschreiber verlassen, wollen uns auch wir nicht mehr länger dort aufhalten und unsern Weg nach dem benachbarten Kloster Reichenau, wo wir vor 200 Jahren schon reges Leben bemerkt und in kurzer Anführung gewürdigt haben, einschlagen. Hier waltet zum Beginn des Jahrhunderts und dann volle 40 Jahre hindurch

VIII. Der verdienstreiche Abt *Berno*, Wiederhersteller des Klosters und zugleich des erneuten Glanzes der Wissenschaften in demselben. Kaiser Heinrich II. hatte ihn aus dem Kloster zu Bräm (nach *Bruscus*; andere lassen ihn aus St. Gallen kommen) anberufen, um das alte Reichenau, das nun durch *Imos* Unwesen in Ruinen lag, wieder zu heben. *Berno* entsprach den Er-

wartungen seines Kaisers und dem heißen Sehnen der in Fessel gelegten Wissenschaft. Er selbst war ein Mann des Friedens, ein großer Denker, berühmt durch seine Beredsamkeit und ausgezeichnet in der Dichtkunst und der ihr so nahe verwandten Musik. Aber den vorzüglichsten Glanz verschafft ihm (wie Egon in seinem Werke de viris illustr. Aug. div. berichtet), seine gediegene theologische Bildung und seine ausgezeichneten Kenntnisse in der kirchlichen Musik, die er auch als Schriftsteller für seine Mit- und Nachwelt nutzbringend zu machen wußte. Noch sind von ihm vorhanden: lib. de officio missae; vita sancti Udalrici Augustani Episcopi; tractatus de adventu domini; de jejunio sabbathi et 4 temporum; officium de S. Udalrico mit vielen Hymnen; de varia Psalmorum atque cantuum modulatione; Prologus in Tonarium; Tonarius; de causa tonorum und viele Briefe, größtentheils de vera laude regis, die er nämlich bei Gelegenheit der durch Papst Benedikt VIII. erfolgten Krönung seines Kaisers, welcher er beiwohnte, abfaßte. Eines der verdienstlichsten Werke, seine historia Alemanorum, ist leider verloren gegangen, konnte jedoch glücklicher Weise noch vom fleißigen Tritheinius für die Abfassung seines reichen Chronicons benützt werden. Berno starb den 7. Juni im Jahre 1048.

Unter Bernos gesegneten Leitung kam

IX. Der nachmals so berühmt gewordene Hermannus Contractus als Knabe von 7 Jahren in das Kloster zu Reichenau. Er war ein Sohn des Grafen Wolfrad von Wehringen und bekam den obigen Zunamen, weil er in seiner frühesten Kindheit von schmerzlicher Gie-dergicht hart mitgenommen am ganzen Körperbau verzogen (contract) war, so daß er ohne fremden Beistand sich nicht einmal von seiner Stelle bewegen konnte. Amüsant ist es, hier bemerken zu müssen, wie einige, um sich den Beinamen Contractus zu erklären, biographischer No-

tizen von ihm gar nicht bedurften; sondern mittelst untrüglichen Hypotheseninstinkt gleich wußten:

Her mann us werde Contractus genannt, weil man späterhin sein von ihm verfaßtes Chronikon zusammengezogen und contrahirt, d. h. in ein Compendium gebracht habe. Mabillon aber erzählt vielmehr (in seinen Annalen ord. Benedict. t. N. p. 273), daß unser Hermann bis zum siebenten Jahre nicht nur am Leibe, sondern auch am Geiste gar schwach und gebrechlich war, und über diese stiefmütterliche Ausstattung der Natur gar betrübt, sich in solchen Anliegen vertrauensvoll an die Gottesmutter gewendet und um Heilung gebeten habe. Die himmlische Gnadenmutter, erzählt Mabillon weiter, habe aber dem kleinen Hermann die Wahl hingestellt, ob er am Leibe, oder aber vielmehr am Geiste in hoher Gnadenwirkung geheilt werden wolle — und dieser habe das Letztere vorgezogen. Daher zeigte es sich und bewies sich denn auch, daß, so gebrechlich und verkrüppelt auch das Aeußere unsers Hermann verblieb, desto gesünder und kräftiger sein frei und kühn aufstrebender Geist sei, so daß dieser alle Hindernisse und die Lahmheit des Körpers besiegte und den gebrechlichen Mönch zum Mann der Bewunderung umschuf. Bald hatte er sich durch ausgezeichnetes Talent und unermüdeten Fleiß in der lateinischen und griechischen, ja, was damals doch unter die größten Seltenheiten gehören mußte, in der arabischen Sprache zu einer solchen Kenntniß und Meisterschaft empor gerungen, daß er dieselben wie seine eigene Muttersprache sprechen und was bei letzterer, der Deutschen nämlich, damals noch kaum gleich möglich war, auch schreiben konnte. Auch die hebräische Sprache machte er sich bis zu einer solchen Fertigkeit eigen, daß er die heil. Schrift des alten Bundes größtentheils im Urtexte auswendig wußte. Dabei ist er einer der ausgezeichnetsten Dichter, den noch unsere Zeit bewundern muß, geworden, hat sich in der Theo-

logie, Philosophie, Geschichte, Musik, Mathematik und Astronomie einen solchen Ruf erworben, daß ihn nicht nur seine Zeit anstaunte, sondern daß er sich auch, als Schriftsteller nämlich, in fast allen diesen Fächern ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst um die Erweiterung unsers Wissenskreises erwarb. Alles dieses zusammen genommen ist doch auch, im Vorbeigehen gesagt, abermals ein Beweis, welch' eine gediegene Lehrschule damals im Kloster zu finden war, die dem lahmen siebenjährigen Knaben solche Geschenke zu biethen wußte. Als er selbst nachmals das Amt eines Lehrers übernahm und durch längere Zeit hindurch auf die verdienstlichste Weise verwaltete, wußte er selbst wieder solche Schüler zu Männern heranzuziehen, daß viele davon zu den höchsten kirchlichen Würden gelangten. Das Gemüth und die herzlichste Zuneigung seiner Schüler wußte er sich, wie Egon, und sein freilich viel späterer Biograph Uffermann melden, durch eine unwiderstehliche Freundlichkeit, bewunderungswürdige Milde und besonders durch die Kramhaftigkeit seines Vortrags und das Selbstdurchdrungensein von dem, was seine Worte lehrten, dergestalt zu gewinnen, daß sie an ihm wie an einem Orakel hingen, und auf jedes seiner Worte geschworen hätten. Doch, der so kräftige und überwältigende Geist wußte aus der von Geburt aus wankenden Hütte des Leibes, der immer der Einsturz drohte, schon beim 41. Lebensjahre auswandern, um in den ewigen Wohnungen des reinsten Lichtes ewiger Wahrheit, wo er sich allein zu Hause finden mußte, einzuziehen. Hermann starb am 24. September 1054 und sein Leichnam wurde in seiner Familiengruft zu Meshausen beigesetzt.

Unter seinen eben so gediegenen als zahlreichen und mannigfachen Werken stellen wir seine himmlisch anmuthigen Hymnen, aus denen uns das in unser Brevier aufgenommene wunderliebliche „Salve Regina,“ und das ge-

haltreiche „Alma redemptoris mater“ am bekanntesten sind, oben an. Auch der jetzt noch in unseren Choralbüchern bestehende unübertrefflich schöne Tonsatz derselben rührt von ihm her. Diesen folgen viele höchst anmuthige Lebensbeschreibungen von Heiligen und sein Buch de virtutibus. Außerdem schrieb er theologischen Inhalts nach eine Abhandlung de octo vitiis principalibus als Gegenstück zu dem vorgenannten Werke und verschiedene Briefe. Seine übrige schriftstellerische Hinterlassenschaft gehört der Prosaliteratur an. Dahin gehören: Sein Chronikon vom Anfange der Welt bis 1053, das beste und für die Geschichtsforschung das bedeutungsvollste Werk, so aus jener Zeit herüber noch zu haben ist. Berthold von Constanz setzte es bis zum Jahre 1065 fort und Hermanns Biograph, der schon genannte P. N. Aemilian Usseriman aus dem nun aufgehobenen Kloster St. Blasien im Schwarzwalde hat im Jahre 1790 eine höchst dankeswerthe Ausgabe derselben veranstaltet. Ueberdies beschrieb er in Monographien die Thaten der Kaiser Conrad II. und Heinrich III. und gab der Nachwelt noch folgende schriftliche Beweise seines allseitig bis zur Meisterschaft ausgebildeten Talentes in folgenden theils kleineren, theils größeren Werken: De musica lib. I.; de monochordo; de conflictu sine Rythmomachia lib. I., de geometria lib. I.; de quadratura circuli lib. I.; de astronomia lib. I.; de compositione astrolabii lib. II.; de mensura astrolabii lib. I.; de utilitate astrolabii lib. II.; de eclipsibus solis et lunæ lib. I.; de computo lib. I.; und endlich noch de physiognomia lib. I.

Zu dieser kurzen Skizze von Hermanns Leben und Wirken brauchen wir wohl als nach weiterer Würdigung kein eigenes Epiphonem mehr beizusetzen, so wie wir dieses überhaupt theils der Kürze wegen mehrentheils unterlassen, theils für überflüssig halten, im gerechten Vertrauen, daß sich der denkende Leser selbst seinen guten Theil dabei denken werde.

Hätten wir nicht im Kloster zu Reichenau an diesem Hermann allein, so zu sagen, für dieses Jahrhundert genug und Alles, was wir zu unserem Beweise brauchen, gefunden und wollten wir noch weitere und genauere Umfrage halten, so würde es kaum viele Mühe machen, noch mehrere Namen aufzufinden, die nicht unwürdig da stünden. Der eigene Bruder Hermanns, *Werinher*, und dessen Freund und Ordensbruder, *Liuther*, die zur selben Zeit nach Jerusalem wallfahrteten in der doppelten schönen Absicht, ihre Andacht und Gottfrendigkeit noch mehr zu beleben und zugleich ihren Wissenskreis durch fromme Forschungen auf dem heiligsten Erdgebiete noch mehr zu erweitern — wären gleich hier aufzuführen, wenn sie noch von dorthier zurückgekehrt und die Resultate ihrer Forschungen auch uns noch hätten mittheilen können. So aber fanden beide in ferner Hierosolymitanischer Erde (nach *Neugart* in *Sakeldama*) ihr Grab.

Bevor wir von den Ufern des Bodensee's scheiden, sollten wir auch an der Domschule zu *Constanz* nicht, ohne einzusprechen, vorübergehen; denn dieselbe hat unter ihren ausgezeichneten Vorstehern *Adalbert* und *Berthold* sich zu einer solch' bedeutenden Thätigkeit aufgeschwungen, daß ein großes Verdienst für die Festhaltung der Wissenschaftslicbe in jener Zeit auch derselben zugemessen werden muß. *Berthold* ist uns bereits als Fortsetzer von Hermanns vortrefflicher Chronik bekannt, welcher er auch noch die Geschichte seiner Tage vom Jahre 1055 bis 1100 hinzufügte. Er wird häufig auch *Bernold* und *Bernard* genannt, bekleidete die Würde eines apostolischen Penitentiaris und war ein wackerer Anhänger des Papstes *Gregor VII.* im Streite mit *Heinrich IV.* Sein Sterbjahr fällt in's folgende Jahrhundert (1110). Seine Schriften, die zu Gunsten *Gregors VII.* meistens gegen *Heinrich IV.* gerichtet waren, sind unter dem Titel: *opuscula pro Gregorio VII.* und

„de vitanda excommunicatorum societate,“ ersterer von Gretsfer (1609), letztere von Tenguagel 1612 zu Ingolstadt durch den Druck veröffentlicht worden. Nahe neben Constanz, an der Rheinbrücke, auf schwäbischem Gebiete stand damals auch das ansehnliche Benediktiner-Kloster Petershausen (Petri-domus) mit seiner doppelten Klosterschule (seit 980). Auch dort ließen sich schon um jene Zeit Namen finden, deren Gedächtniß dem Jahrhunderte, in welchem sie lebten, durch den Ruf ihrer Gelehrsamkeit immerhin zu den größten Zierden gereichen. Da jedoch dieselben mehr durch bloß mündlichen Lehrvortrag und Heranbildung später auftretender Gelehrten, als durch schriftstellerische Thätigkeit der Nachwelt nützten, so wollen wir in unserer Aufzählung die beiden theologischen Lehrer Bernhard und Rudpert nur dem Namen nach erwähnen. Es ergeht uns übrigens hier, wie bei der übrigen, noch bei weitem überwiegenden Mehrzahl der damals schon in der schönsten Blüthe dastehenden und als solche, gleich eben so vielen Sonnen, in die Welt hinausleuchtenden Dom- und Klosterschulen. Lagen uns von demselben solche schätzbare Chroniken vor, dergleichen wir über St. Gallen durch Ekkehard IV. übernommen haben oder Denkschriften, wie eine solche der verdienstvolle Egon uns in seinem Werke *de viris illust. Augiæ divitis*, über Reichenau hinterließ, so dürfte es nicht fehlen, daß wir aus den meisten derselben zu allen Jahrhunderten ihres Bestehens, Namen an's Licht ziehen könnten, die den berühmten Notkern und Ekkehard den St. Gallens und dem bewunderungswürdigen Hermann von Reichenau an die Seite gesetzt zu werden verdienten. So, um hier nur ein Beispiel aus unserer nächsten vaterländischen Umgebung anzuführen, könnte das nun aufgehobene Benediktinerstift Mondsee unseren Katalog mittelalterlicher Gelehrten mit den preiswürdigsten Namen bis zur gerechten Verwunderung unserer Leser vermehren

und zieren, wenn das uns zwar vorliegende *Chronicon Lunælacense* (*Pedeonti* ann. 1748) nur etwas mehr wäre, als eine erst nach 1000 Jahren seiner Gründung in Eile zusammengeworfene Compilation diplomatischer Schriften und Urkunden, wie man sie eben noch in einer oder der andern Ecke des durch Stürme und Unruhen nach unten und über geworfenen Hausarchives fand.

Daß aber in eben diesem uns so nahe gelegenen Mondsee Männer der Wissenschaft gleichzeitig und ähnlich jenen von St. Gallen und Reichenau gelebt und gewirkt haben, mag aus der folgenden kurzen Anführung erhellen, die wir einem *Panegyricus* entnehmen, den der Benediktiner *P. Naimund Joyli* von Kremsmünster dem genannten Stifte hielt, als es im Jahre 1749 noch in der schönsten Blüthe stehend das tausendjährige große Jubelfest seiner Errichtung feierte. Derselbe führt die Ueberschrift: „*Plenilunium Luniacense*, das ist: „Mondsee im Vollmond in seiner Stiftung, Frommheit und Trübsalen“ und enthält nahe am Anfange des zweiten Theils folgende Einführung: „Eine Sonne zu Mondsee war schon der erste Vorsteher dieses Stiftes, *Dypportunus*, welcher nicht nur einer der Gelehrtesten seiner Zeit gewesen, sondern auch in dem Kirchenrath zu Dingolfing der erste aus allen Aebten genannt wird. Des anderten Mannseischen Abtes *Henrici* Weisheit war so hell scheinend, daß ihn *Thassilo*, der bairische Herzog, mit *Arno*, Bischof zu Salzburg, als einen Abgesandten zu dem römischen Papste *Adrian* abgeordnet.

Lambertus, das 4te Mannseische Oberhaupt, wird unter die ersten der Achaischen Kirchenversammlung gezählt, und *Luitboldus*, ein Mannseischer Mönch, war einer der besten Geschichtsschreiber und Boeten seiner Zeit ic.“ — Doch wie schon bemerkt, nicht jeder Achilles fand seinen Homer und noch weniger fand jedes auch noch so hoch verdiente Kloster seinen Chronikenschreiber.

Nur wenige derselben trugen diese Ehre davon, und wir müssen uns daher bei unserem Gange nothgedrungen wieder nur an die alten zurückwenden, die wir zum Theile schon aus dem vorigen Jahrhunderte her kennen. Dahin gehört vorzugsweise auch das im französischen Gebiete gelegene Clugny. Des dortselbst noch zum Eingange dieses Jahrhundertes als Abt regierenden heiligen Odilo haben wir im vorigen §. bereits erwähnt. Unter ihm lebte und schrieb in stiller Klosterzelle der bekannte Historiker

X. Rudolph Glaber. Er war anfangs im Kloster St. Germain d'Auxerre und kam vom hohen Rufe des heiligen Abtes Odilo angezogen nach dem damaligen Centralpunkte der wissenschaftsförderlichen Benediktiner in Frankreich nach dem Erzstifte Clugny. Er schrieb dortselbst seine Geschichte oder vielmehr „denkwürdige Geschichten“ vom Jahre 900 bis 1045 in 5 Büchern, dem größten Theile nach, was damals noch mehr zu den Seltenheiten gehörte, vom profanen Standpunkte aus, und widmete sie seinem Abte Odilo. Dieselbe nahm zuerst du Chesne in seine Sammlung auf. Außerdem ist von ihm eine Lebensbeschreibung eines heiligen Abtes Wilhelm, vorhanden. Er starb um die Mitte dieses Jahrhundertes.

Dem heiligen Abte Odilo folgte in gleicher Würde und auf gleichem Pfade der Tugenden

XI. Der heilige Abt Hugo I., dessen Thätigkeit, wenn auch keine schriftlich niedergelegten Beweise in eigenhändig geschriebenen Worten mehr vorliegen, doch nachmalige Biographen Hugo II. u. a., eben so sehr, wie seine ausgezeichnete Frömmigkeit hervorgehoben haben. Er war ein Sohn des Grafen Dalmace von Samur in Burgund. Während er zu Chalons studierte, hörte er von dem ausgezeichneten Leben und Streben der Mönche von Clugny und beschloß sich denselben anzuschließen.

Wissenshaft und Gottesdienst füllten schon die ganze Zeit seiner heranreifenden Jünglingsjahre aus und er war, als er in das Mannesalter übertrat, auf diesem Doppelpfade schon bis zu einer solchen Stufe vorgeschritten, daß ihn, erst 25 Jahre alt, das Kloster einstimmig sich zum Abte auserkor. Bald genoß er bei den höchsten geistlichen und weltlichen Fürsten ein solches Ansehen, daß ihn der damalige Kaiser Heinrich III. als Taufpathen für seinen Kronprinzen Heinrich IV. wählte. Zwei seiner Schüler und Ordensuntergebenen gelangten nachmals zur Würde des heiligen apostolischen Stuhles, nämlich die beiden vortrefflichen Päpste Urban II. und Paschalis II. Selbst Hildebrand, der nachmalige Papst Gregor VII., welcher, als Hugo obgleich noch sehr jung, die Würde eines Priors bekleidete, im nämlichen Kloster mit ihm zusammenlebte, gehörte seinen vertrautesten Herzensfreunden an. Als Hildebrand zur päpstlichen Würde gelangt war, blieb Hugo stets sein erwählter Legat durch ganz Frankreich und er übertrug ihm mehr als Einmal in geistlichen Angelegenheiten das Schiedsrichteramt. Aber auch sein Taufpathe Kaiser Heinrich IV. wendete sich Behufs einer Aussöhnung mit Gregor an ihn und wenigstens von Hugo's Seite nicht ohne Erfolg. Später, als er von seinem eigenen Sohne entsetzt wurde und flüchtig herumirren mußte, war es abermals Hugo, dem er in einem schmerzvollen Briefe sein Elend und seinen Kummer klagte. Alphons von Spanien wendete sich im Strette mit seinem Bruder Sancho an ihn, um eine Aussöhnung einzuleiten, die ihm auch gelungen war. Papst Victor II. sendete ihn als seinen Legaten nach den Concilium von Lyon. Stephan X., Victor's Nachfolger, wünschte nichts Anderes, als in Hugo's Händen zu sterben und Alexander II. übertrug ihm als seinem bevollmächtigten Legaten die Untersuchung und Schlichtung verschiedener kirchlicher An-

gelegenheiten. Die Congregation von Clugny zählte unter ihm über 10000 Mönche. Er selbst genoß während seiner mehr als 60jährigen Amtsführung schon als Vorsteher einer solchen riesengroßen geistlichen Körperschaft das größte Ansehen in kirchlichen Versammlungen, wohnte vielen Concilien bei und seine berathende Stimme vermochte stets ein großes Gewicht zu geben, wo es sich um die Verbesserung der kirchlichen Disciplin oder um die Erzielung heiliger Absichten handelte. So wirkte er auf der Synode zu Rheims, wohin er als Reisegefährte des Papstes Leo IX. kam, eifrig gegen die eingeriffene Simonie und gegen den verderblichsten Fleck am damaligen Klerus, gegen den Concubinat. Auf der Synode zu Clermont war er in heiliger Begeisterung thätig für das von Papsst Urban II. seinem rüstigen Schüler, vorgeschlagene heilige Unternehmen eines Kreuzzuges, das auch bald zur Ausführung kam. Er starb im Jahre 1109 den 29. April und wurde später vom Papste Calixtus II. der Zahl der Heiligen heigeschrieben. Sein Leben, von Hugo II. um das Jahr 1160 verfaßt, ist in den Actis Sanctorum beim 29. April zu finden. —

Daß auch Hildebrand als Schriftsteller und gelehrter Cluniacenser hier seinen Platz fände, wäre ganz der Ordnung unseres Ganges gemäß; weil jedoch das spätere Auftreten dieses merkwürdigen Mannes als Papsst Gregor VII. eine selbstständige Epoche und einen völligen Umschwung der Dinge bildet, auf den auch seine schriftlichen Leistungen größtentheils abzielten, so wollen wir uns die Erwähnung seines Namens auch in dieser Hinsicht pro coronide unsers Paragraphes versparen. — Früher noch als die von uns erwähnten Cluniacenser machte sich in Deutschland in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts

XII. Der heilige Bruno, Bischof von Würzburg, (Herbipolensis) als Schriftsteller bekannt. Er war ein

Sohn des Herzogs Conrad von Kärnthen und somit ein Geschwisterkind des Kaisers Conrad II. und Brudersohn des Papstes Gregor V. Gleich ausgezeichnet mit dem Adel seiner Geburt war auch der Adel seines Geistes und der Glanz seiner Tugenden. Schärfe des Verstandes und eifrige Liebe zu den Wissenschaften machten seinen frommen und heiligen Wandel und sein thätiges Wirken nur noch um so segensreicher. Er verfaßte Commentare über den Pentateuch, die Psalmen und alle Cantica des alten und neuen Bundes, schrieb Erklärungen über das „Vater unser,“ „das apostolische Glaubensbekenntniß, so wie über das Athanasische und sogenannte Ambrosianische Symbolum.“ Er fand seinen Tod an unserem österreichischen Donauufer im Schloße Persenbeug, dem Städtchen Ups gegenüber, als er mit Kaiser Conrad, der seines weisen Rathes nie entbehren konnte, nach Ungarn reisen wollte, um in der dort aufgeregten Empörung die Ruhe und den Frieden wieder stiften zu helfen. Der Kaiser, Conrad, hatte nämlich mit ihm auf dem genannten Schloße, welches damals Reichhild, die Witwe Adelberts, Grafen von Ebersberg bewohnte, seine Herberge genommen. Nach dem Nachtmale begab sich der Kaiser nach einem alten Gartenhause, welches die freie Aussicht auf die Donau gewährte; ihm folgten der Bischof Bruno und Ahlmann, Abt des nahegelegenen Klosters Süssenstein. Bald darauf erschien auch die gräfliche Witwe, um dem Kaiser einer Bitte wegen zu Füßen zu fallen. Conrad hieß sie aufstehen, und als sie zögerte, beugte er sich zu ihr, um sie aufzurichten, auch der Bischof und der Abt traten herzu; da fing der alte morsche Boden an unter ihren Füßen zu wanken und stürzte krachend unter ihnen zusammen. Den Abt und die Gräfin zog man leblos aus den Trümmern, der Kaiser war unverfehrt geblieben, Bruno aber so hart beschädigt, daß er nach acht Tagen, es war am zweiten Pfingstfesttage (27. Mai) des

Jahres 1045 verschied. Innocenz IV. schrieb ihn auf Ansuchen des Bischofs Hermann der Zahl der Heiligen bei. —

Dieser heilige Bruno ist nicht zu verwechseln mit dem deutschen Geschichtschreiber

XIII. Bruno dem Sachsen, zur Zeit Gregors VII. Dieser war Benedictiner=Mönch in einem sächsischen Kloster und schrieb eine historia de bello Saxonico vom Jahre 1073—1082 (herausgegeben von Freherus in seinen Script. rer. Germ. T. I.) Dieses Werk ist für die Geschichte jener Zeit vom höchsten Werthe, da uns sonst keine so richtigen Aufschlüsse über dieselbe zu Gebote ständen und denselben noch überdieß alle betreffenden Aktenstücke und Urkunden beigelegt sind. Seine Feder ist übrigens ganz und entschieden auf Seite des Rechtes von Gregor VII., obgleich sie auch in aller Treue und Wahrheit die vorkommenden Fehler und Mißgriffe des römischen Hofes keineswegs zu bemänteln strebt. Spätere sächsische Annalisten haben Bruno's Werk stets fleißig benützt, so wie es auch das Chronicon Magdeburgense ganz, nur mit Hinweglassung der eingestreuten Aktenstücke, in sich aufnahm. Bruno scheint noch in demselben Jahre gestorben zu sein, bei welchem seine Geschichtschreibung sich endet.

Früher als Bruno schrieb Ademar von Limoge, ein Benedictinermönch, seine Chronik der fränkischen Monarchie vom Jahre 486 bis 1029.

Als Schriftsteller trat im 11. Jahrhunderte auch

XIV. Cardinal Humbert besonders im Streite gegen die sich Lostrennenden Griechen hervor. Er war aus Burgund gebürtig und anfangs Benedictiner zu Toul. Papst Leo IX. hatte ihn auf seiner Reise durch Frankreich getroffen und bald seine seltene Rednergabe und seinen Reichthum an theologischen Kenntnissen kennen gelernt, er erhob ihn alsbald zu höheren kirchlichen Würden und im Jahre 1054 ward es Cardinal Humbert, dem in

Begleitung des gelehrten Cardinals Junianus (nachmaligen Papstes Stephan X.) das schwierige Amt eines apostolischen Legaten nach Constantinopel übertragen wurde, um das durch Michael Cerularius wieder heraufbeschworne Schisma zu dämpfen. Humbert hielt sich bei dieser Aufgabe höchst wacker und gewandt in mündlichen Vertheidigungsreden und in schriftlich abgefaßter Polemik; doch die aufgerührten Orientalen waren selbst durch diese Waffen nicht mehr von ihrer wahrhaft blinden Verleumdungswuth gegen die lateinische Kirche abzubringen. Unter Stephan X. wurde Humbertus in gleicher Eigenschaft, als römischer Legat nämlich, nach England abgeordnet, um eine zwischen den Erzbischöfen von York und Canterbury sich erhobene Zwistigkeit beizulegen. Er starb im Jahre 1073, nachdem er der heiligen römischen Kirche als eine der kräftigsten Schutzwehren gegen Ketzerei und Schisma mehr als ein halbes Jahrhundert treu und redlich gedient hatte.

Seine hinterlassenen Schriften sind größtentheils gegen die zur Zeit des Michael Cerularius erhobenen Beschimpfungen der lateinischen Kirchendisziplin gerichtet. Am bekanntesten hievon ist sein Tractat de azymo et fermentato. Auch die auf dem Concil zu Rom (1059) dem Irrlehrer Berengar vorgelegte Abschwörungsformel soll den Cardinal Humbert zum Verfasser haben. —

Mit gleich hoher kirchlicher Würde betraut und mit demselben und wohl noch erfolgreicheren Eifer fast gleichzeitig eine der schönsten Zierden der römischen Kirche, war

XV. Der heilige Petrus Damiani. Dieser berühmte Cardinal wurde im Jahre 1006 zu Ravenna von sehr dürftigen Eltern geboren. Ob jene adelig waren oder gemeinen Standes, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, indem das ihm häufig zugelegte Prädikat de Honestis schon aus dem Grunde nichts beweiset, weil nach Bennots und Anderer Forschung Petrus de Honestis

eine von Petrus Damiani ganz verschiedene Person ist. Derselbe nämlich lebte noch im 12. Jahrhunderte († 1119) und war Abt des Klosters S. Maria de Portu in unserem Ravenna. Daß der usuelle Ausdruck des Breviers „honestis parentibus natus“ nichts für die Abstammung aus einer adeligen Familie mit dem Prädikate „de Honestis“ beweiset, ist einleuchtend. Schon wenige Tage nach des Petrus Geburt starb sein Vater und hinterließ sehr viele Kinder, dabei aber ein so geringes Vermögen, daß die betrübte Witwe aus Verzweiflung beschloß, durch Verfagung ihrer Muttermilch den baldigen Tod ihres neugebornen Kindes herbeizuführen, was auch geschehen wäre, wenn sich nicht eine menschenfreundliche Nachbarsfrau des armen halbentseelten Säuglings erbarmt und nicht die vor Trostlosigkeit fast verloschene Mutterliebe wieder von Neuem angefaßt hätte. Späterhin nahm den kleinen Petrus zwar dessen ältester Bruder zu sich, doch auch er hielt ihn so hart und schlecht als irgend den fremdesten Bettelungen und zwang ihn, sich durch Schweinehüthen seine kümmerliche Nahrung zu verdienen. Allein schon in dieser so sehr in den Schlamm gedrückten Lage zeigte sich der nach dem Höheren und Himmlischen strebende Sinn des für eine höhere Bestimmung heranreisenden Knaben. Als er nämlich eines Tages irgend eine Goldmünze auf freiem Felde fand, verwendete er dieselbe nicht, um sich seinen irdischen Hunger zu stillen, sondern reichte dieselbe einem Priester dar, auf daß er durch die Darbringung des heiligen Messopfers überirdischen Trost und Segen des Himmels für ihn herabziehen möge. Und siehe, diese kindlich fromme Verwendung zog nebst dem himmlischen auch den zeitlichen Segen auf ihn hinab. Nach Verlauf einer kurzen Zeit nämlich kam sein anderer Bruder, Namens Damian, von welchem er sich nachmals aus Dankbarkeit auch seinen bekannten Zunamen beilegte, von einer sehr langwierigen Reise

nach Ravenna zurück, nahm sich nicht nur seiner brüderlich an, sondern ließ ihm anfangs in seinem eigenen Hause, dann theils zu Faenza theils zu Parma wissenschaftlichen Unterricht ertheilen, den der junge Petrus mit solcher Liebe und Leichtigkeit aufgriff, daß er in Kurzem alle seine Lehrmeister übertraf, selbst das Amt eines Lehrers übernahm und sich bald zu einem solchen Ruhme von Gelehrsamkeit empor schwang, daß sein Name nicht nur im ganzen Lande bekannt, sondern seine Freundschaft auch selbst von Fürsten und Großen gesucht wurde. Doch sein Streben war von Jugend an nicht nach irdischem Glanz und Ruhm, sondern vielmehr nach der höchsten überirdischen Vollkommenheit gerichtet. Dem zu Folge suchte er durch die eifrigst angewendeten Tugendmittel den sündlichen Leib seinem unsterblichen Geiste, diesen aber und sein ganzes Wollen und Sein dem höchsten Gesetze Gottes unterzuordnen. Die Lection des römischen Breviers (23. Febr.) gibt eine erbauliche Aufzählung von ascetischen Uebungen, Werken christlicher Wohlthätigkeit und frommer Gebete, die er von Jugend auf bis an sein Ende fleißig geübt hatte. Seine Sehnsucht nach stiller Zurückgezogenheit in Gott trieb ihn bald in das vor noch nicht langer Zeit durch Ludolph, einen Schüler des heil. Romuald, gestiftete Camaldulenser-Kloster a S. Croce, und wurde so eine der zierendsten Kronen des durch die ganze Zeit seines Bestehens so hochverdienten Camaldulenser-Ordens. Allein auch von dieser Einsamkeit aus verbreitete sich bald der Ruf seines streng heiligmäßigen Wandels und der ausgezeichneten Wissenschaft, die sich bereits durch zahlreiche von ihm verfaßte Schriften zu bethätigen anfang, so zwar, daß ihm Papst Leo IX. bereits durch wiederholte Briefe und Zuschriften seine Hochschätzung und Liebe zu erkennen gab. Der wissenschaftsfreundliche Papst Stephan X. (juxta Brev. R. IX.) ging noch weiter und nöthigte ihn 1058 die Cardinalswürde anzunehmen, indem er ihn zu-

gleich zum Bischof von Ostia und zum Dekan des heiligen Collegiums ernannte. Als die Grafen von Tusculum nach Stephans X. Tode ihren Anverwandten Johannes Mincio, unter dem Namen Benedikt X. auf den apostolischen Stuhl erhoben, widersezte sich Petrus einem solchen Eindringen mit der freimüthigsten Entschiedenheit und beförderte so die Wahl des bald nachfolgenden Nicolaus II. Unter seinem Pontifikate ließ er sich seine redlichen Bemühungen, die kirchliche Disciplin wieder in ihre Würde einzusetzen, auf das eifrigste angelegen sein und Petrus Damiani war es, der durch unausgesetzte Mahnungen in Predigten, Sendungsreisen und von heiligem Ernste diktirten Schriften den bald folgenden großen kirchlichen Reformator Gregor VII. den Weg zur Hebung der damals so sehr ins innerste Mark der kirchlichen Disciplin einpressenden Laster, der Simonie und des Concubinats, bahnte und nachmals mit größter Energie verfolgen und bis zum vorgesteckten Ziele hin verfolgen half. Schon fing man von verschiedenen Seiten her an, dem feurigen Cardinal ein zu hohes Selbstgefallen an seiner Würde anzustimmen und ihm bei seinem heiligen Streben für die Herbeiführung kirchlicher Ordnung die ehrfürlichsten Absichten anzudichten, siehe! da rümicirte Petrus seine bisherige so einflußreiche Cardinalswürde und wollte sich wieder in seine stille Celleneinsamkeit zurückbegeben, aus der er gekommen war. Papst Nicolaus II. soll ihn wegen dieses der Kirche damals wahrhaft zum unerseßlichen Verluste gereichenden Ansinens zur Strafe und Buße eines solchen Begehrens aufgelegt haben, 36500 mal den Psalm „Miserere“ mit beigefügter Geißlung zu bethen. Der demüthige Petrus unterzog sich derselben in kindlicher Einfalt und vollendete sie binnen Jahresfrist. Zugleich leistete er und erfüllte auch, wie der Erfolg zeigt, treulich das Versprechen, seiner heiligen Kirche, ungeachtet er alle Ehrenwürden nieder-

legte, bis an sein Ende die redlichsten Dienste und Bemühungen zu weihen. Wir treffen ihn daher fortan noch auf derselben Bahn beschäftigt, sehen ihn wiederholte Sendungsreisen nach Frankreich (Clugny) und Deutschland (zu Heinrich IV.) unternehmen, um die schwierigsten Differenzen auszugleichen. In ähnlicher Angelegenheit schickte ihn zuletzt der Papst nach seiner Vaterstadt Ravenna, wo sich Erzbischof Wibert zur kaiserlichen Parthei geschlagen hatte; auch hier trat er nach guter Verrichtung seinen Rückweg an, allein, nahe bei Faenza überfiel ihn seine Todeskrankheit in Art eines hitzigen Fiebers, und er starb dortselbst am 23. Febr. des Jahres 1072. Die katholische Kirche verehrt ihn als Heiligen und feiert sein Fest als das eines Kirchenlehrers seit Leo XII. der ein solches ursprünglich nur vom Samalduenser-Orden gelübtes Offizium auf die ganze Kirche ausdehnte. Sein Leben hat am gründlichsten der Datorianer Jacob Laderchi zu Rom beschrieben und anno 1702 herausgegeben.

Unter seinen zahlreichen Schriften, die sich für jene Zeit durch ein sehr schönes Latein empfehlen, sind folgende am bemerkenswerthesten: 8 libri epistolarum; sermones juxta mensium ordinem distributi; vitæ Sanctorum; de eleemosyna; de horis canonicis; contra clericos intemperantes; de vita eremitica, de fuga dignitatum ecclesiasticarum; expositio mystica libri Geneseos und viele kleinere Tractate, wozu ihm Zeitbedürfnisse und Lebensumstände eben die Veranlassung bothen. Am vollständigsten sind seine Werke durch den Syracusaner Constantin zu Venedig anno 1744 in 4 Folio-bänden erschienen. In der früher (1663) zu Paris herausgekommenen Auflage finden sich eine Menge ihm unterschobene Sachen, darunter die „Constitutiones Portuenses,“ die unserm eingangs erwähnten Petrus de Honestis angehören, so wie sich denn auch in seine, übrigens

dem Hauptinhalte nach genuinen Schriften manche Passus, wie: Daß die Seelen des Fegefeuers an Sonntagen eine ganz eigene Erquickung und gleichsam Ausflüge in Gestalt kleiner Vögel genößen u. s. w. erst später aus dem Genius eines und des andern Abschreibers sich mögen eingeschlichen haben. Hat man ja auch dem so ausgezeichnet erleuchteten Albertus Magnus späterhin so viele Absurditäten und Faseleien alter Weiber in die Schuhe geschoben, daß sich im Zeitalter der französischen Encyclopädisten sogar Einer bewogen fühlte, eine solche Hinterlassenschaft unter dem Titel: „Oeuvres du Petit Albert“ der Nachwelt zur Ergötzlichkeit in eigener Sammlung kund zu geben. Doch über diese Discretion des Nachmittelalters werden wir uns gehörigen Orts noch eigens auszusprechen Gelegenheit finden.

Verschieden von Petrus Damiani ist ferner auch sein Zeitgenosse gleichen Namens, gleicher kirchlicher Würde und fast gleicher Sinnesart, nämlich

XVI. Der Cardinal Petrus mit dem Beinamen Ignens. Dieser war dem vornehmen Geschlechte der Aldobrandini zu Florenz entsprossen und begab sich in seiner frühesten Jugend in das durch seinen Verwandten, den heiligen Johannes Gualbertus so eben gestiftete Benedictiner-Kloster Valombrosa in einem der schattigsten Thäler von Toskana gelegen. Später setzte ihn der heilige Gualbertus, nachdem er ihn auf dem Wege der Demuth, Gottesfurcht und Weisheit schon so weit fortgeschritten sah, dem Kloster zu Passignano als Prior vor, und dort war es, wo er sich durch ein eben so wunderbares als abentheuerliches Factum den Beinamen des „Feurigen“ zugezogen hat, und welches Factum man auf folgende Weise berichtet: der damalige Erzbischof von Florenz, Petrus von Bavia, auf dem Wege der Simonie zu jener Würde gelangt, hatte sich durch einen höchst ärgerlichen und lasterhaften Lebenswandel hart an der heil.

Kirche versündigt. Diesem Uebel konnte das reine Auge des heil. Guibertus nicht mehr länger gleichgültig zusehen und er schickte seinen noch rüstigeren Vetter, den Prior von Passignano, nach Rom, um dort die gerechten Anklagen gegen ein solches Vergerniß vorzubringen — mit dem nach unseren Begriffen gar wunderlichen Erbitten, die Wahrheit der vorgebrachten Beschuldigung mittelst einer öffentlichen Feuerprobe zu erhärten. Ungeachtet sich nun Alexander II. geweigert hatte, eine solche Art der Beweisführung genehm zu halten, so war dennoch das Volk von Florenz unabweislich darauf bestanden. Dem zu Folge soll dann Petrus mit einem Crucifix in der Hand durch einen brennenden Scheiterhaufen in Gegenwart unzähliger Zuschauer hindurch gegangen sein und dadurch für den inermidirten florentinischen Bischof die Suspension, sich selbst aber den Beinamen Ignemus erwirkt haben. Unter Papst Gregor VII. gelangte er 1073 zur Cardinalswürde und zu der eines Bischofes von Albano, ward oft zu Sendungsreisen nach den italienischen Provinzen, so wie auch nach Deutschland und Frankreich verwendet, und leistete bis in sein hohes Alter der Sache der Kirche die eifrigsten und redlichsten Dienste in Abschüttlung des durch den Mangel an Kirchenzucht und durch das Uebergewicht weltlicher Einnengung auferlegten und hart drückenden Joches. Er starb im Jahre 1088, nachdem er mannigfache Schriften, als: *de tempore; contra Simoniacos, de certamine suo, de suis legationibus etc.* hinterlassen hatte. —

XVII. Ein dritter Petrus mit dem Zunamen Wilhelm, gleichfalls Cardinal, lebte fast in demselben Jahre als Kanzler und Bibliothekar in Rom. Als Schriftsteller erwarb er sich durch die Fortsetzung der von Anastasius angefangenen Lebensbeschreibung der Päpste (von Nicolaus I. bis Paschalis II.) sein Verdienst.

(Fortsetzung folgt.)

XIX.

Bemerkungen

über die

von dem Abgeordneten Beda Piringer

am 3. Juli 1848 zu Frankfurt am Main
gehaltene Rede.

Wenn Jene, denen unser österreichisches Volk sein Vertrauen geschenkt hat, um seine Interessen bei der deutschen National-Versammlung zu Frankfurt zu vertreten, Beweise ihrer Thätigkeit für das allgemeine Wohl an den Tag legen, so ist dieß allerdings eine erfreuliche Erscheinung, selbst dann Achtung verdienend, wenn auch ihre Vorschläge nie zur Ausführung kommen sollten.

Ein solcher Vorschlag ist Gegenstand der Rede des Abgeordneten Beda Piringer, hervorgegangen aus der Ansicht, daß bei den dermaligen abnormen und mißlichen Zuständen unseres Vaterlandes nur durch das, was er Erweiterung desselben nennet, gründliche Hilfe zu hoffen sei.

Unter dieser ^{1.)} „Erweiterung des Vaterlandes“ versteht der Redner „die Gründung von gleichberechtigten „Colonien mit Leitung, Ueberwachung und Unterstützung „der Auswanderung.“ Er sieht diese Maßregel für nothwendig und leicht ausführbar an. Dadurch werde, wie er glaubt, auch Deutschland in jedem Sinne vergrößert und verstärkt, eben so auch unser Verfassungswerk gegründet und befestiget werden.

Da wir gegen diesen zwar wohlgemeinten Plan schon an sich große Bedenken haben, auch überdieß in dessen Entwicklung gar manches Unstatthafte, mit dem jetzigen

Zeitgeiste Fraternalisirende, Unhistorische endlich auch Unkirchliche uns unangenehm berührt hat, so können wir nicht umhin, uns über dieses Alles näher auszusprechen, und ohne die Absicht des Redners verdächtigen zu wollen, unsere fast durchgängig abweichende Meinung zu begründen.

Wir fragen nun zuerst: Wo werden wir den Platz finden, auf welchen Deutschlands Colonien überzustedeln wären? Der Redner beantwortet diese Frage ^{2.)*}), indem er entweder auf eine sehr absolutistische Weise auf faktische Besitznahme menschenleerer Länderstrecken ohne weitere Anfrage hinweist, oder, wenn man dieß, wir meinen aus guten Gründen, doch nicht wollte, auf Ankauf von den bisherigen Eigenthümern. Sein Augenmerk ist dabei vorzüglich auf Amerika gerichtet.

Nun aber scheint uns die Besitznahme ungeheurer menschenleerer Ländereien ohne Rücksprache mit denen, die darauf Ansprüche machen, wenn sie gleich selbe derzeit nicht bewohnen, eine Unterlage zu sein, der es an allem festen Grunde fehlt. Eine feindliche Besitznahme läßt sich weder im Hinblick auf die amerikanischen Freistaaten, noch auf die freien Stämme der älteren Bewohner denken. Erstere, deren Bevölkerung sich seit nur 20 Jahren mit einer unglaublichen Raschheit vermehrt hat, wissen gar wohl, daß noch kein Stillstand zu erwarten ist, den sie auch sicher nicht wünschen; sie müssen sich daher Raum, vielen Raum vorbehalten, damit ihrer ferneren Ausbreitung nichts im Wege stehe. Letztere, ohnehin täglich mehr in ihre Wälder zurückgedrängt, würden neue, erst im Entstehen begriffene, also noch schwache Colonien auf eine Weise beunruhigen, die ihrem Aufkommen jedenfalls gefährlich wäre, und sie würden hierin nur dem natürlichen Triebe der Selbsterhaltung folgen. Die Amerikaner aber würden diese älteren Bewohner aus Politik weit eher unterstützen, als

*) Am Schlusse folgen die angeführten Stellen der Rede wörtlich.

den fremden Colonisten zu Hilfe kommen. Oder werden sie es wohl ruhig dulden, daß sich ihnen ein Nachbar an die Seite setze, der, wenn er Gedeihen findet, ihnen und ihrer Industrie nachtheilig werden, und wenigstens ihrer wachsenden Größe Einhalt thun müßte, um so mehr, als es ja auf einen dem deutschen Mutterlande nützlichen Verband der Colonien abgesehen sein soll, nicht aber auf Verschmelzung mit Amerika und den Interessen dieser Freistaaten. So sehr es daher einer zu seinem Vortheile dahin geordneten Auswanderung geneigt ist, solchen Colonien würde es sicher feindlich entgegen stehen, und daher Alles aufbiethen, deren Zusammenhang mit Deutschland zu hemmen; es würde daher unfehlbar zu zerstörenden Reibungen kommen, denen entweder die Colonien unterliegen, oder welche deren Verschmelzung mit den benachbarten Amerikanern herbeiführen würden. Wir sehen daher in Amerika für Deutsche, zu Deutschland bleibend gehörige Colonien keine Aussicht. Will man statt dorthin seine Blicke auf Neuhoolland oder etwa auf die Südsee-Inseln richten? Auch dort stehen ähnliche Hindernisse entgegen, auch dort werden Andere ihre eifersüchtige Macht geltend machen, der Deutschland nie gewachsen sein wird, und die alten Bewohner dieser Inseln, die man wohl doch nicht auf Art der spanischen Eroberer in Mexiko wird behandeln wollen, werden dem Aufblühen deutscher Colonien eben so wenig förderlich sein.

Selbst wenn durch Kauf und allseitig gütliches Uebereinkommen eine friedliche Besitznahme der erforderlichen Ländereien möglich würde, so daß sich die Colonisten ruhig festsetzen könnten und ihre Niederlassungen gesichert wären, bliebe, je besser sie gedeihen würden, ihr Bestand durch die Eifersucht anderer Mächte stets gefährdet, welche in der Herrschaft des Meeres mächtig, lange und fest begründet, zahlreiche Mittel in Händen haben, sie zu quälen, zu bedrücken, oder endlich sie ganz zu verderben.

Wollte aber das deutsche Mutterland diese durch lange Zeit höchst kostspieligen Colonien um jeden Preis festigen und erhalten, so müßte es sich doch auf eine ihm selbst gefährliche, und doch kaum je zum erwünschten Ziele vollständig führende Weise schwächen.

Sezen wir jedoch den glücklichsten Fall der Ueberwindung aller Hindernisse, was zeigt uns die Geschichte bei so weit entlegenen Colonien bis auf die neueste Zeit? England konnte ungeachtet eines hartnäckigen Kampfes die Trennung Amerika's nicht hindern. Alle Opfer an Geld und Blut waren vergeblich. Frankreich ist es mit seinen überseeischen Besitzungen nicht anders ergangen: das von ihm selbst in Amerika gegebene Beispiel fand seine Nemesis. Und Spanien ist in den letzteren Jahren ein gleiches Loos zu Theil geworden. Es scheint das unvermeidliche Schicksal der Colonien zu sein, daß sie einmal zu Kraft und Bestand gekommen, sich fühlen, und an der Abhängigkeit vom Mutterlande um so weniger Behagen finden, je mehr dieses von ihnen Vortheile genießen will. Ist zudem dieses nicht im Stande, ihnen bei jeder drohenden Gefahr schnell und kräftig zu helfen, so lockern sich die Bande um so mehr, und feindliche Gewalten haben dann ein um so leichteres Spiel. In unserer so bewegten Zeit würde aber solcher Trennungs-Proceß noch um viel schneller erfolgen, als in früherer.

Wir sind daher überzeugt, daß die Ausführung des Planes, in dem sich unser Redner nicht wenig zu gefallen scheint, eine beinahe unmögliche, und eine dem deutschen Vaterlande ungeheure Summen ohne Aussicht auf Zinsen raubende Unternehmung wäre, deren Erfolg höchstens der Vorübergehende sein könnte, daß dem Ueberflusse an Bevölkerung auf einige Zeit abgeholfen würde.

Wir verwundern uns, daß der Redner, der so viele geschichtliche Daten und Namen anzuführen weiß, die unabweislichen Fingerzeige der Geschichte in dieser Sache so

wenig berücksichtigt hat; wir wenigstens sehen bei seinem Plane, wenn auch gleichberechtigter Colonien für die Gegenwart: Mangel an Raum, unerschwingliche Kosten, dann eine kümmerliche, das Mutterland schwächende Existenz, und für die Zukunft entweder den Untergang oder das Aufgehen der Colonien in ihrem Nachbarlande, oder endliches Losreißen vom Mutterlande, das sodann für alle seine Opfer das Leere Nachsehen hat. Was die besondere Berücksichtigung dereinst wieder in der alten Heimath zu Gunsten derjenigen betrifft, die in der neuen dem Vaterlande heldenmüthige Dienste geleistet, ließe sich auch dagegen gar Manches einwenden.⁵⁾ Demungeachtet bekennen wir, daß es sicher dem Redner nicht zur Unehre gereicht, wie er mit jugendlichem Feuer eine ihm theure Idee verfolgt, von der er für das deutsche Vaterland Heil erwartet. Hat doch mancher kühne Vorschlag wohl schon hie und da zu glücklichen Resultaten geführt. Nur Schade, daß sich der Redner in der weiteren Entwicklung seines Planes nicht nur auf dem Rechtsgebiete, sondern auch auf kirchlichem Boden mehrmals ungemein verirrt.

Er glaubt, durch sein Colonial-System werden⁴⁾ die Vorrechte der Geburt und des Reichthums, die Mißverhältnisse zwischen Herrschaft und Dienstboten, kurz, zwischen persönlichem Werthe und Verdienste und andererseits zwischen Lohn und Wohlbefinden möglichst ausgeglichen. Die Gleichheit werde sich von selbst geben. Aber jene Zustände, welche hier der Redner durchgängig für Mißverhältnisse erklärt, sind so alt als die Welt, sind sogar theils in der natürlichen Ordnung gegründet, theils von der freien Bewegung der Menschheit so unzertrennlich, daß sie weder durch philanthropische Versuche, noch durch momentanen Umsturz des Bestehenden, noch durch Veränderung der Orts-Verhältnisse sich aufheben lassen. Die ganze Geschichte, jede Welt- und Menschenkenntniß zeugt dafür und bestätigt nirgends derlei sanguinische Erwartungen, wie

ſie der Redner ausſpricht. Ueber die Aufhebung der eigent-
lichen Sklaverei und Leibeigenschaft kommt die Menſch-
heit nicht hinaus. Was koſtet ſelbſt in unſeren Tagen
noch die Unterdrückung des unmenschlichen Sklavenhandels!

Die Art und Weiſe aber, wie in dieſer Rede die
Entſtehung der Guts- und Grundherrſchaften erklärt wird,
nämlich im Allgemeinen durch Raub und Gewalt^{5.)}, iſt nicht
nur ein beinahe muthwillig in das angehäuſte geiſtige Brenn-
materiale unſerer Tage geſchlendertes Brand, und
geeignet den Widerſtand gegen Ordnung und Eigenthums-
Rechte zu ſanctioniren, ſondern auch, da die Landesge-
ſchichte für die Sache weit rechtlichere und friedlichere Ent-
ſtehungs-Arten anzugeben weiß, ſehr unhiſtoriſch.

Iſt ſchon eine ſolche Anſicht über Verhältniſſe, die
auf ihrem guten, und hiſtoriſch feſt begründetem Rechte
beruhen, durchaus unerfreulich, ſo iſt es im hohem Grade
betrürend zu ſehen, wie der Redner mit einer gewiſſen
Leichtigkeit ſelbſt auf Gewaltſtreiche hindeutet, ohne daß
auch nur von ferne ein Widerwille dagegen, oder ein hei-
liger Schauer zu erkennen iſt. Wenn er von Abſchaf-
fung der Feudallaſten ſpricht^{6.)}, ſei es durch Ablöſung,
Entſchädigung, oder: „wie man will,“ ſo liegt ſeine Gleich-
gültigkeit gegen ganz und gar widerrechtlichen Umſturz
des hierin Beſtehenden ziemlich offen am Tage. Wenn
er „Recht lehren und auslegen für überflüßig hält^{7.)}, wäh-
rend es in einer Metamorphoſe begriffen iſt, deren End-
geſtalt nicht abzusehen iſt,“ ſo ſcheint er keinen Begriff zu
haben, daß es heilige und unwandelbare Rechts-Princi-
pien gebe, et certos denique fines, quos ultra citraque
nequit consistere rectum, die weder durch Reichstage noch
durch Barrikaden umgeſtürzt werden können. Wenn er
zum Behufe der Erſparniſſe für den Staat den Beamtenſ-
Witwen und ausgedienten Staatsdienern^{8.)} ſtatt der Pen-
ſionen, Land und Geräthe zu deſſen Bearbeitung anweiſet,
die aber natürlich, um nicht wieder die „Mißverhältniſſe

zwischen Herrschaft und Dienstboten herbeizuführen“ das Land selbst bearbeiten müßten, so ist ein solcher Vorschlag nicht nur ganz widersinnig, sondern auch herzlos, ja grausam zu nennen, und möchte uns fast an die chinesische Kleinkinder-Bewahranstalt, oder auch an jene wilden Völker erinnern, die ihren ausgedienten Alten die Wohlthat erweisen, sie todt zu schlagen. Doch der Redner beweiset sich hier nur als einen ⁹⁾ „Republikaner von echtem Schrott und Korn,“ der dem Vaterlande zum Opfer die eigenen Söhne zu enthaupten nicht Anstand nähme. Mögen immerhin die auf seine Weise versorgten ausgedienten Staatsdiener und Beamtenwitwen im neuen Vaterlande ihrem Glende erliegen, „sie sterben ja für das Vaterland“ ¹⁰⁾. Dulce est pro patria mori! Ob der Redner schon auf dieser Höhe der Vaterlandsliebe stehe, wollen wir ihm selbst zu beurtheilen überlassen. Wir verlangen uns wenigstens nicht, für das Vaterland zu verhungern, und sagen ganz profaisch mit einem deutschen Gelehrten: Süß ist es für das Vaterland zu sterben, aber es ist auch süß, für dasselbe zu leben und zu arbeiten. Von Abschaffung der Jagd und Jagdrechte, die wie manches Andere einst um theures Geld, sogar zur Erleichterung der Unterthanen angekauft wurden, von Abschaffung mancher Regalien spricht der Redner mit einer das Rechtsgefühl verletzenden Gleichgültigkeit. Es ist, wie wir meinen, wohl doch ein Unterschied, ob man der Gewalt weichend nicht gegen den Strom zu schwimmen wage, oder ob man solchen Zustand als etwas ganz natürliches voraussetze.

Nebst mancherlei Verirrungen dieser Art verfällt der Redner im Eifer für seinen Erweiterungs-Plan des Vaterlandes auch in bedeutende Widersprüche mit sich selbst. Während er mit Recht eine zu weit getriebene Güterzerstücklung der Bauern-Besitzungen tadelt ¹²⁾, zeigt er sich den großen Güter- und Aecker-Complexen der adeligen Grundbesitzer nicht geneigt. Wohl hat beides wichtige Gründe

gegen sich, doch nicht der Art, daß dasjenige, was bei Bauerngütern als Nachtheil erkannt wird, bei adeligen Grundbesitzern gutgeheißen wäre, die Extreme sind überall zu vermeiden, aber Alles über einen Leisten zu schlagen, führt eben so wenig zum Besten. Wir tadeln z. B. die noch häufig vorkommende Accumulation von drei bis vier Bauernhöfen in Einem Besitzer, wo jeder für sich allein eine Familie hinreichend zu ernähren im Stande wäre, so sehr als wir der Existenz großer Güter-Complexe in verhältnißmäßiger Anzahl geneigt sind, damit in Fällen der Noth doch Einige seien, die mit größeren Vorräthen den Uebrigen helfen können, und die nicht durch jeden Unfall sogleich für längere Zeit zu Grunde gerichtet sind.

Hat der Redner in dieser Hinsicht die Sache zu wenig vielseitig ausgesprochen, so hat er sich in einer anderen offenbar widersprochen.

Er deutet auf Abschaffung der Feudallasten, Aufheben der Robboten und Zehente der Hörigkeit hin, und zugleich trägt er wieder auf „unwiderruflichen Erbpacht,^{15.)}“ auf Entrichtung eines bestimmten mäßigen Pachtzinses bei jeder Besitzveränderung an. Aber ist denn das Meiste von dem, was man jetzt abgeschafft wissen will, im Grunde etwas Anderes, und ist es nicht auf ähnliche, oder sogar oft ganz gleiche Weise entstanden? Darum möchten wir seinen neuen Erbpachtzinsen und Veränderungsgebühren wohl ohne alle prophetische Gabe nicht den zehnten Theil der Dauer der bisherigen Einrichtungen geben.

Wenn er ferner die Uebel unserer Zeit nur im Hunger und in Uebersättigung sucht, so dürfte das wohl einen Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, ja an Beurtheilung unserer nächsten Erlebnisse verrathen. Jener Egoismus, jene Feilheit für alles Schlechte, jene moralische Verkommenheit, jener Mangel an geistiger Kraft, jener Geist der Widersetzlichkeit und Unordnung, der heut

zu Tage so unverhohlen hervortritt, geht aus anderen Quellen hervor. Irreligiösität, lange schon genährt, Stolz, Habsucht, sittliches Verderben, daraus sind die jetzt so grell hervortretenden Uebel entstanden, die schon früher, jedoch minder schamlos und gewaltsam hervortraten. Meint der Redner, daß nur der Hunger^{14.)} treibt, Angriffe auf fremdes Eigenthum zu machen, daß die gänzliche Unmöglichkeit anderer Genüsse auf Unzucht und widernatürliche Laster hinführt, so möge er hinsehen, wo Betrug, Raub, Bestechungen, Unterdrückung im Großen so häufig geübt wurden von solchen, die wohl die Unerfättlichkeit ihrer Habsucht und Schwelgerei, aber gewiß nicht der eigentliche Hunger dazu verleitete; er möge hinsehen, wohin er selbst gedeutet hat: die von ihm gerügten Orgien von Versailles, St. Cloud, Trianon, denen man wohl auch spätere und nähere hinzufügen könnte, können ihn deutlich überzeugen, daß nicht die Unmöglichkeit, sich andere Genüsse zu verschaffen, dazu geführt hat.

Da aber der Redner allen Grund des Uebels im Hunger und in Uebersättigung findet, so darf es uns auch nicht wundern, daß er in eine beinahe menschenfeindliche Strenge verfällt, die man einem katholischen Prediger wohl als düsteren Pietismus auslegen würde, daß er wider die Assemblées, Gutées, Bal-parés und dergleichen, gegen die Landhäuser der Reichen mit ihren Altanen, Fontainen, Guirlangen u. s. w. eifert, sie nicht sehen kann ohne an Versailles, Chaschojo-Selo erinnert zu werden.^{15.)} Wir unsererseits sind nicht so strenge und meinen, so lange man dem Bürger und Landmanne seine Hochzeitmale, seinen Fasching- oder Ernte-Schmaus im Kreise seiner Hausgenossen und Nachbarn nicht verargen mag, soll man auch den Fürsten und Reichen ihre Landhäuser und Assembléen vergönnen. Uns würde daher auch der Anblick eines Versailles oder Escorial, ja auch eines Chaschojo-Selo so wenig aus unserer heiteren Laune bringen, als es im

kleineren Maßstabe der eines Schönbrunn oder Mirabell gethan hat, heinebens finden wir aber die Seitenhiebe auf das Czarenreich, das uns wahrlich dazu keine Ursache gibt, wirklich schon etwas abgenützt, und auf keinen Fall zu irgend einem vernünftigen Ziele führend.

Wie weit endlich eine fixe Idee von der klaren Einsicht in die einfachsten und natürlichsten Dinge ablenken könne, davon liefert der Redner einen Beweis in seinem Urtheile über den Mißbrauch der Presse. Ihm geht dieser Mißbrauch nur aus dem Unvermögen, ohne Bestechlichkeit, ohne Fürsten- oder Volkschmeichler zu sein, den ehrlichen Lebensunterhalt zu verdienen, aus Mangel an Interesse und Bedürfniß: verständig und edel zu sprechen, — hervor.^{16.)} Ein solches Urtheil in unseren Tagen zu widerlegen, wäre wahrlich ein Mangel an Achtung gegen die Urtheilskraft jedes vernünftigen Lesers.

Doch nicht bloß gegen Menschenkenntniß, Geschichte und Erfahrung, nicht bloß auf dem Rechts-Gebiete, sondern auch auf dem kirchlichen Boden hat sich der Redner ungemein verirrt, wir sagen: verirrt, weil jede andere Bezeichnung einen schwereren Vorwurf gegen ihn, der katholischer Priester ist, ausdrücken würde.

Wenn er es gleich dormalen noch nicht an der Zeit finden konnte, sich zu den kirchlichen Interessen zu wenden, so zeigt er uns doch in dem, was er in dieser Hinsicht vorübergehend in den Lauf seiner Rede eingeflochten, daß die Kirche in ihm nie einen geeigneten Vertreter ihrer Rechte, noch der katholische Lehrbegriff einen Vertheidiger finden werde. Zuerst begegnen wir auf religiösem Gebiete einer Zusammenstellung von Gegensätzen, welche bei weitem mehr auf rednerischen Effekt, als auf naturgemäßen und logischen Zusammenhang berechnet und gegründet erscheint, in welcher die erregenden Schlagwörter unserer Tage uns eben kein Vertrauen einflößen können.^{17.)}

Auch wir wollen nicht Aberglaube und Bigotterie, so wenig als der Redner, wenn wir gleich nicht, wie er, unbedingte Religions-Freiheit^{18.)} wünschen, die wir uns nur unter der Voraussetzung denken können, daß dem Staate, oder eigentlich den jeweiligen Trägern der bürgerlichen Ordnung, im Grunde jede Confession gleichgültig sei, ein Zustand, welcher der katholischen Kirche durchaus nicht wünschenswerth sein kann.

Aber was soll denn Gutes aus jenen Schlagwörtern unserer Zeit hervorgehen, die aus unlauterer Quelle hervorgegangen nirgends Heil bringen können. Sollen auch wir einstimmen in jenes blinde Schmähen über Ultramontanismus, das im Grunde doch nur gegen den Zusammenhang der Kirche mit ihrem sichtbaren Oberhaupte gerichtet ist, da ein ächter nicht verwerflicher Ultramontanismus für den Katholiken unvermeidlich ist*). Sollen die armen fast vogelfrei gewordenen, geächteten Jesuiten, denen man doch nirgends einen rechtlichen Prozeß machte, die man nicht einmal anhörte, auch vor uns keine Ruhe haben? Will man einstimmen in das Geschrei gegen den Cölibat, da man von römischer Enthaltfamkeit spricht? Will man Wallfahrten und Reliquien-Verehrung verächtlich machen, indem man sie mit Kluge in eine so zweideutige Verbindung bringt, die nothwendig ein ganz anderes Licht darauf werfen muß, als in welchem sie vom katholischen Standpunkte aus die gediegenen historisch-politischen Blätter erblicken? Wozu wird beim Hinblicke auf Amerika neben der heutelustigen Selbstsucht der Groberer auch auf grausame Bigotterie hingedeutet, da doch die Geschichte lehrt, daß die Beutelustigen sich wenig um Religion bekümmerten, hingegen die Diener der Kirche mit aller Kraft unermüdeter Liebe den gewaltthätigen

*) Man sehe die neueste kleine Schrift des gelehrten Ringseis „Manifest der Ultramontanisten in Baiern.“

Maßregeln und der Härte gegen die Ureinwohner entgegen arbeiteten. In allen diesen vornehm hingeworfenen Worten finden wir nichts als Weisrauch dem Zeitgeiste geopfert, aber nicht eine Spur einer katholischen Gesinnung. Und da es in unserer Zeit mit Händen zu greifen ist, wie derlei Aeußerungen verstanden werden, so sollte ein Redner doch vorsichtiger und klüger sein, wenn ihm anders nicht für jeden Preis um den Beifall seiner liberalen und radikalen Zuhörer zu thun ist; und sympathisirt er wirklich mit Jenen, die an so zweideutiger Hinstellung Gefallen finden, so ist er wohl Alles Andere eher, als was man glaubte, voraussetzen und wünschen zu dürfen.

^{19.)} Der Redner will ferner mehr Religion, aber dabei ein geringeres Maß von Dogmatik und Gottesdienst. Möge er uns doch jene Dogmen bekannt machen, die ihm überflüssig scheinen! Die Kirche ist sich in ihren Dogmen stets gleich und konsequent geblieben, und eine konfessionelle Vereinigung auf dem Grunde der Schwämmerung kirchlicher Glaubenslehre mag wünschen oder erwarten, wer da wolle; ein Katholik kann dazu nie die Hand bieten. Was die kirchliche Feier des Gottesdienstes betrifft, welche der Redner vermindert wissen möchte, so ist wohl das, was die Kirche hierin von jedem Katholiken unerläßlich fordert, gewiß nicht zu viel; daß aber religiösen Gemüthern etwas mehreres wünschenswerth ist, und der für gute Eindrücke auch durch die Sinne empfänglichen Natur des Menschen auch das Ihrige gegeben werden soll, wird kein Vernünftiger läugnen wollen. Darum müssen wir die Forderung: „weniger Gottesdienst“ zu unserer des Guten hierin wahrlich nicht zu viel thueden Zeit für eine unpassende, ja sogar gefährliche halten. Was wir aber besonders eine sehr leichtfertige Behandlung der heiligsten Angelegenheit des Menschen, der Religion, nennen möchten, sündet sich darin, daß der Redner von der Ausführung seines Vorschlages auch Vereinbarung der

getrennten Religions-Meinungen²⁰⁾ erwartet. Die religiöse Ueberzeugung ist weder dem Katholiken noch dem Akatholiken eine bloße Meinung oder Ansicht, nein, sie ist und soll sein ein fester Glaube, für den man Gut und Blut hinzugeben bereitet ist; und eine solche fernhafte Gesinnung gleicht sich durch Uebereinstimmung in äußerer Lage und Bedürfnissen nicht aus; eher kann mehr oder weniger Indifferentismus eine Folge davon sein, dem der Redner wohl doch kaum das Wort wird sprechen wollen. Ungeachtet des gegenseitigen Bedürfnisses, ungeachtet der gemeinschaftlichen Erinnerung an die Heimath,²¹⁾ würde sich auch in der Fremde der confessionelle Hader nicht verlieren. Mögen immerhin die weiten Einöden, die Gebirgshöhen, die einsame Lebensart religiösen Eindrücken gedeihlich sein, so gehört doch schon ein empfänglicher Grund dazu; die Eindrücke knüpfen sich doch stets an das schon Gegebene an, und der Tempel der Natur macht den äußeren gemeinschaftlichen Cultus nicht entbehrlich, wo sich doch stets wieder die Trennung offenbaren wird. Die Erwartungen des Redners hierin werden von Oesterreichs Gebirgländern bis in die Schweiz, und von da bis zu den Strömen und Einöden Amerika's hin widerlegt. Wie sich überhaupt gleich und gleich gerne gesellt, so verbinden sich trotz aller äußeren Verhältnisse diejenigen stets inniger, die einen gleichen Glauben zugethan sind, und zwar desto mehr, je mehr ihnen an ihrem Glauben gelegen ist; wohl mag ein leidliches Mitsammenleben endlich erfolgen, aber fremde Einflüsse bleiben nicht aus. Oder müssen nicht heut zu Tage noch in Amerika, wie bei uns, die Katholiken, wollen sie die Ihrigen schützen und nicht zu Allem schweigen, beständig auf Abwehr der vielfältigen Angriffe gefaßt sein? Oder sind etwa die Berichte über die Religiosität und Toleranz der Bewohner der amerikanischen Freistaaten, die nach Tausenden in ihren einsamen Maierhöfen, oft im Schooße einer großartigen Natur

leben, so erfreulich? Heißt dort nicht, wenn von Confession die Rede ist, he is an american, so viel, als er ist keiner aus allen zugethan, oder bezieht sich etwa die Frage: how much is he worth, auf den sittlichen Werth, und nicht vielmehr auf Geld und Gut eines Menschen, deren sich dort Viele um gar nichts, als um das make money bekümmern? Die Fortschritte der katholischen Kirche in Amerika beruhen auf ganz anderen Gründen und Verhältnissen, als auf denen irdischer Bedürfnisse, oder zufälliger äußerer Umgebung.

Und so zeigt sich denn klar, daß die Ansichten des Redners weder auf dem Felde der Politik und des Rechtes, noch auf kirchlichem Gebiete sich gegründet erweisen. Daß er für Deutschlands Wohl sein Scherflein beizutragen Willens war, finden wir lobenswerth, daß er für eine vorgefaßte Meinung begeistert ist, finden wir begreiflich, selbst den Mangel an Erfahrung und Menschenkenntniß wollen wir entschuldigen. Daß er bei vieler Kenntniß geschichtlicher Daten und Namen in den Geist der Geschichte nicht tiefer eingedrungen, und sie für ihn keine bessere Lehrmeisterin geworden ist, verdienet kein Lob; daß ihm jedoch über dem Bestreben, sich geltend zu machen und der Zeit zu huldigen, auch rechtliche und kirchliche Gesinnung abhanden gekommen ist, gereicht ihm um so gewisser zum Vorwurfe, als seine Sendung entschieden anders lautete. Denn mit vielen seiner Aeußerungen dürfte er eher den Beifall der Wühlenden als jenen der Wählenden errungen haben. Jedenfalls wird er in Frankfurt sicherer wandeln, als jene, welche die Rote der Hölle dem Tode geweiht hat.

**Wortgetreue Citate aus der Rede des Deputirten
Beda Wisinger.**

- 1.) „Das gebildete Europa soll Colonien gründen, welche durch regelmäßige Dampfschiffahrten, gleichsam wie durch wandernde (?) Wasserstrassen mit dem europäi-
schen Theile des gemeinsamen Vaterlandes zusam-
menhängen und verbunden bleiben.“ — „Man soll
durch Gründung von gleichberechtigten Colonien und
durch Leitung, Ueberwachung und Unterstützung der
Auswanderung das zu kleine Vaterland erweitern.“
Seite 4, oben.
- 2.) „Was einst der Machtspruch eines Königes gethan,
das thue nun der Machtspruch eines Volkes: Es
erkläre einige tausend Quadrat-Meilen menschen-
leerer Länderstrecken kurzweg für „mein“! oder wenn
es das nicht will, so kaufe es selbe von ihren bis-
herigen sogenannten Eigenthümern, z. B. um eine
Million Thaler wird eine beträchtliche Strecke
zu haben sein.“ S. 4, unt.
- 3.) „Natürlich versteht es sich von selbst, daß, wer dem
Vaterlande in seiner neuen Hälfte als Jüngling hel-
denmüthige Dienste geleistet, Anspruch erwerbe, der-
einst als Mann in der alten Heimath besondere
berücksichtigt zu werden.“ S. 9, unt.
- 4.) Es sollen: „Die Vorrechte der Geburt und des Reich-
thums — die Mißverhältnisse zwischen Herrschaft und
Dienstbote, kurz die Mißverhältnisse zwischen per-
sönlichem Werthe und Verdienste und andererseits
zwischen Lohn und Wohlbefinden m i t g l i c h s t ausge-
glichen werden.“ — „Während durch Auswanderung
und Gründung selbstständiger Familien viele Knechte,
Gesellen, Diener, Mägde in die Möglichkeit versetzt
werden, nun selbst Herren, Meister, Frauen, Haus-

mütter zu werden, werden umgekehrt, allmählig durch verhältnißmäßige Verminderung der arbeitenden Hände viele Herren, Frauen, Fräulein genöthiget werden, selbst das zu verrichten, was sie bisher durch jene verrichten ließen, weil sie sich der Arbeit schämten, oder sie nicht verstanden" u. S. 5, ob.

- 5.) „Die Guts- und Grundherrschaften sind bekanntlich im Allgemeinen dadurch entstanden, daß irgend ein Kriegsgenosse, Räuber, Rittersmann ein nächstes bestes Stück Land in Besitz nahm, und es durch Leibeigene (Hörige), denen er das tägliche Brod und je nach Laune auch tägliche Mißhandlungen zukommen ließ, bearbeitete, bis allmählig diese Sklaverei mehr oder minder aufhörte.“ S. 8, unt.
- 6.) „Manche von Ihnen wollen den Adel, seine Titel und Vorrechte aufheben: schaffen wir die Feudal-lasten ab (durch Ablösung, Entschädigung, oder wie man will), und erweitern wir das Vaterland durch Organisirung der Auswanderung in eine neue Hälfte des deutschen Vaterlandes, und wir haben den Adel, seine Titel und Vorrechte faktisch aufgehoben.“ S. 5, in der Mitte.
- 7.) „Nicht das alte Staatsrecht scharfsinnig auslegen, sondern neue staatsrechtliche Verhältnisse gründen, wird helfen. Wozu auch Recht lehren, oder auslegen, während es in einer Metamorphose begriffen ist, deren Endgestalt nicht abzusehen ist?“ S. 11. unt.
- 8.) „Wie viel würde z. B. ein Staat ersparen, wenn er in der Lage wäre, anstatt so viele Pensionen an Beamten=Witwen (sic.), ausgediente Staatsdiener (sic.), jährlich auszubezahlen, den Pensionisten Land und die Geräthe zu dessen Bearbeitung anzuweisen, und dafür anstatt der Pension noch eine Steuer zu bekommen.“ Vergl. hierher auch 4.) S. 7, infra medium.

- 9.) „Eine Republik besteht aus Republikanern; und unter einem Republikaner von ächtem Schrot und Korn denke ich mir einen Mann, der einen inneren Drang, ein unabweisliches Bedürfnis, eine Gluth hat, gleich einem Brutus, einem Manlius, einem Cato, dem Vaterlande alles, Gut und Blut zu opfern, und seinem Gesetze zum Opfer die eigenen Söhne zu enthaupten. Schaffen Sie eine Republik aus solchen Männern, und ich will Feuer vom Himmel über den herabfließen, der sich ihr nicht anschließt“. S. 6, in der Mitte.
- 10.) „Ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln, die Schädlichkeit klimatischer Einflüsse u. in der neuen Heimath für die Einwanderer zu hemmen — wird im Verlaufe der ersten Generation noch mancher Ankömmling dem neuen Klima zum Opfer fallen. Und hat man nur die Wahl zwischen Tod durch Hungertyphus, Verkümmerung, Bajonette und Kartätschen auf der einen, und Tod durch gelbes Fieber, schädliche Bodenausdünstung, unzufugende Nahrung auf der andern Seite, und gilt es auf jeden Fall zu sterben: so wähle man die letztere Todesart, weil sie das einzige Rettungsmittel gegen den politischen Tod des Vaterlandes ist. Man sterbe für das Vaterland!“ S. 11, unt.
- 11.) „Wir werden, wenn Jagd und Jagdrechte und andere Regalien abgeschafft werden, bald einen Ueberfluß an Jägern und Jagdliebhabern bekommen, die z. B. in Amerika hinlänglich Arbeit und Belustigung finden.“ S. 9, untere Hälfte.
- 12.) „Die hie und da bereits zu weit getriebene Gütertrennung.“ S. 5, in der Mitte. „Zu weit getriebene Güterzerstückelung verarmter Bauern.“ S. 9, oben. „Wenn die Möglichkeit geschaffen sein wird, daß sich der Dienstbote anderwo selbstständig ansäßig machen

könne, so werden die ungeheuren (?) Güter und Aeckerkomplere der adeligen Grundbesitzer von selbst zerfallen.“ S. 5, in der Mitte.

- 13.) „Wenn — — Robboten und Zehente aufgehört haben“ u., und „Schaffen wir die Feudallasten ab.“ S. 5, oben; und andererseits: „Was der adelige Grundbesitzer nicht selbst, oder durch gut bezahlte Dienstboten wird bearbeiten können, das wird er verkaufen, oder in unwiderruflichen Erbpacht verwandeln müssen.“ S. 5, in der Mitte.

„Kaufte man größere Länderstrecken, und überließe sie parzellenweise an freie Erbpächter gegen Entrichtung eines bestimmten mäßigen Pachtzinses bei jeder Besitzveränderung, so würde man sich und Andern unverstiegbare Einnahms-Quellen geschaffen haben, und ein Wohlthäter der Menschheit geworden sein.“ S. 8, unten.

- 14.) „Wer ist der Verbrecher, das Gesetz oder der Uebertreter desselben, wenn Hunger und nur der Hungertrieb, auf fremdes Eigenthum einen Angriff zu machen? wenn man bei gänzlicher Unmöglichkeit, sich einen anderen Genuß zu verschaffen, sich der Anzucht ergibt, und auf die widernatürlichsten Mittel verfällt, den abgestumpften Sinnen immer wieder neuen Genuß abzuzwingen.“ S. 7, oben. Und noch weiter oben ist von den Orgien von Versailles u. die Rede.

- 15.) „Ich meine das Salon- und Etiquettewesen, all die grands Dinners, Soirées, Assemblées, Goutés, Bal-parés, und alle diese Schweiß und Steuer kostenden Heilmittel gegen die lange Weile des Müßiggangs.“ S. 6, unten.

„Wenn ich gewisse Landhäuser sehe, so fallen mir unwillkürlich die Villen und Brücke von Bajä, fällt mir Versailles, Czarskojo-Selo, oder dergleichen ein.“ S. 11, oben.

- 16.) „Sie führen die Pressfreiheit ein, und thun wohl daran: vermindern Sie aber ja auch die Versuchungen und Neigungen, sie zu mißbrauchen. Vermehren Sie die Möglichkeiten, ohne Bestechlichkeit, ohne Fürsten- oder Volksschmeichler zu sein, den ehrlichen Lebensunterhalt verdienen zu können, und diese Freiheit wird das segensreichste, wohlthätigste Institut werden. Die Presse wird der Wächter der wahren Freiheit, der ächten Aufklärung werden, anstatt ein käuflicher Knecht der Zügellosigkeit, der Scharfrichter der Mäßigung zu sein. Vermehren Sie das Interesse und Bedürfniß, verständig und edel zu sprechen: erweitern Sie das Vaterland!“ S. 6, unt.
- 17.) „Je länger und hartnäckiger man einen Zustand oder eine Meinung aufrecht zu erhalten sucht, desto plötzlicher und massenhafter bricht gerade das Gegentheil davon herein. Ohne mönchisch = heidnische Lächerlichkeit, keine christlich = römische Guthalsamkeit; ohne allgemein herrschendes Faustrecht, keine allgemeine Verbreitung der Klostersasyle; ohne Vergötterung der Möncherei, keine Verabscheuung der Mönche; ohne Tezel'schen Katholicismus, kein Luther'scher, Calvin'scher Protestantismus; ohne jesuitischen Ueberd. h. Ueberglauben, kein Voltair'scher Unglaube; ohne Unglauben, kein Ultramontanismus; ohne Ultramontanismus, kein Radicalismus; ohne (mißverständene) alleinseligmachende Kirche, kein Indifferentismus; ohne Ketzergericht, keine Zittel'schen Anträge; ohne heiligen Rock, kein Ronge.“ S. 4, in der Mitte.
- 18.) „Wir wollen unbedingte Religions-, Glaubens- und Gewissensfreiheit, wünschen Versöhnung und, wo möglich! Wiedervereinigung der getrennten Confessionen.“ S. 6, unt.

- 19.) „Wir wollen — — — mehr Religion, (vielleicht weniger Dogmatik und Gottesdienst): erweitern wir das Vaterland.“ S. 6, unt.
- 20.) „Zwei Ideen sind es — — — Die eine heißt (mirabile dictu!) Vereinigung der religiösen Meinungen zu einem Bekenntnisse, wenn Sie wollen, Kirche, und ist wissenschaftlicher (?) Natur, so daß sie nur in ihrem Resultate die Politik berührt; die andere ist die eben ausgesprochene politische“ (nämlich die Erweiterung des Vaterlandes). S. 13, oben.
- 21.) „In der Fremde schmiegen sich die Herzen und Gemüther aneinander, und der confessionelle Hader, welcher in der alten Heimath gerade unter schlichten redlichen Leuten am stärksten ist, dürfte vielleicht gerade und nur in der Fremde durch das gegenseitige Bedürfniß nach Mittheilung und Muthilfe durch die gemeinschaftliche Erinnerung an die alte Heimath seine Schärfe verlieren, und durch die Annäherung der Gemüther dürfte zuletzt auch vielleicht eine Vereinbarung der getrennten Religions = Meinungen herbeigeführt werden.“ — „Man ist nirgends so religiös, als in der Einsamkeit, z. B. „einer nächtlichen Wanderung, einer weiten Einöde, einer Gebirgshöhe gestimmt.“ S. 6, unten.

XX.

Die Geächteten.

(Sonnettencyclus.)

I. Jesus Christus.

Ich nenne dich, du Namen voller Süße
O Jesu! Du sollst an der Spitze stehen,
Vom Kreuz' herab auf deine Treuen sehen
Von wo auch meinem Lied Begeist' rung fließe.
Geächteter! voll Wunden und voll Risse,
Gingst sterbend Du auf des Kalvaria's Höhen,
Wir hören Dich für Deine Mörder flehen,
Daß auch auf sie Erlösung sich ergieße.
Was hast auf Erden Du gesucht? gefunden?
Verachtung, Spott und Hohn und Todeswunden.
Das war Dein Lohn! — Wer kann was anders nennen?
Was wollen wir, die ernst sich Dir verbunden?
Soll süßer uns des Lebens Becher munden?
Was Anders werden uns, die Dich bekennen?

II. Paulus. Saec. I.

Du stehst vor mir, Du Held in voller Schöne,
Zuerst hast auf Dich selber Du vertrauet,
Bis Er erbarmend auf Dich niederschauet.
Des Schreckens hörst Du, dann der Gnade Löhne,
Und nun gehörst Du unter seine Söhne!
Das Kreuz der Schmach, vor dem dem Feinde grauet,
Das ist der Stein, auf dem Du bist erbauet,
Dein Wunsch, daß man Dich für den Heiland höhne.
Wer kann von Christi Liebe mich wohl scheiden?
Wird's Trübsal, Angst, Gefahr, Verfolgung, Leiden,
Das Schwert? Er lehret all dieß uns bestiegen.

Es ruffst Du aus! Er wird mit Muth uns kleiden,
 Und ziemen ja als Lohn nicht Erdenfreuden,
 Es ist der Lohn für die, die für ihn kriegen.

III. Ignatius. Saec. II. a. 108.

Belastet steht er da mit Eisenketten;
 Wer ist es wohl? Ein Greis mit Silberhaaren;
 Doch süßer Fried' entstrahlt dem Aug', dem klaren.
 Aus tiefer Seele hörst du ihn beten.
 Es ist Ignaz. Kann nichts sein Leben retten?
 O nein! Er will den Glauben treu bewahren,
 Der Christusträger will vor Christi Schaaren,
 Vor seinem Heiland nimmermehr erröthen.
 Der Weizen Gottes, das nur ist sein Sehnen,
 Zermahlen ward' er von der Bestien Zähnen,
 Daß er als reines Brot vor ihm erscheine.
 So steht er freudig bei des Pöbels Höhlen
 Der Löwen-Rachen sich entgegen gähnen,
 Ihr Leib ward Grab der heiligen Gebeine.

IV. Cyprianus. Saec. III. a. 204.

Warum entsagtest Du dem Weltgelüste,
 O Laszcius! der Ehre und dem Ruhme?
 Und nahtest muthig Dich dem Heiligthume?
 Die Wahrheit war's, die aus ihm Dich begrüßte.
 Was gab sie Dir? die Acht, zum Haus die Wüste?
 Sie bot Dir an: der Christen Kreuzesblume,
 Verlangte, daß in Dir das Fleisch verstumme,
 Und daß dein Herz zum tapfern Kampf sich rüste.
 Es tönt Dein Wort noch jetzt in unsern Ohren,
 Zum Streiter Christi warest Du geboren.
 Es predigt Deinen Glauben auch Dein Leben,
 D'rum hat der Herr zum Martyr Dich erkoren;
 Nicht war dein Blut, das für ihn floß, verloren,
 Du hast im Tod noch Zeugniß ihm gegeben.

V. **Athanasius.** Saec. IV. a. 373.

Erwach' mein Lied zu eines Helden Preise,
 Der für des Sohnes Gottheit, seine Ehre,
 Und zur Bewahrung seiner reinen Lehre
 Gefämpft hat auf dem ganzen Erdenkreise.
 Erhebt wohl vor der Acht der wahrhaft Weise,
 Entfließt darum ihm wohl des Grames Zähre,
 Scheut er als Haus das Grab, der Wüste Leere,
 Genüget trock'nes Brot ihm wohl zur Speise?
 Ich küsse dich, du Staub von Deutschlands Erde,
 Die einst des Christus-Helden Fuß betreten,
 Da Trier ihn begrüßte als Verbannten,
 Getrennt vom Vaterland und seiner Heerde.
 O Athana's, wie schön sind deine Ketten!
 Der Ruhmeskranz, den Dir die Feinde wanden!

VI. **Joannes Chrysostomus.** Saec. V. a. 407.

Wie hängt das Volk doch an des Jüngling's Munde,
 Wie die erschreckten Herzen hörbar schlagen,
 Ob ihrer Schuld selbst die Verstockten zagen.
 Man höret nichts als Seufzer in der Kunde,
 Johannes ist's der Pred'ger ernster Kunde.
 Byzanz ruft ihn als Bischof. — Wird er's wagen,
 Auch dort die Wahrheit ohne Scheu zu sagen?
 Er zeigt mit Muth auf jede faule Wunde.
 Da sehet ihr der Hölle Mächte brüten;
 Die irdischen, die längst im Hasse glühten,
 Erheben sich. — Ob er wohl unterlieget?
 Verbannung lehrt ihn seiner Feinde Wüthen,
 Schleppt ihn zu den Armeniern und Scythen,
 Er stirbt im Glend, aber unbesieget.

VII. **Sermenegild.** Saec. VI. a. 586.

Sermenegild! so nah' dem Königsthron,
 Die Wahrheit leuchtet Dir mit sanftem Strahle

Und zieht Dich zu des Himmels Hochzeitmahle,
 Was galt dagegen eine Fürstenkrone.
 Und weil Du Dich geweiht dem Gottessohne,
 Wählst Du den Kerker für die Fürstenhalle,
 Das Brot der Thränen in dem Erdenthale,
 Und von des Vaters Hand den Tod zum Lohne.
 Ja, Du warst Christi werth! — Du hast entsaget
 Für deinen Glauben allen Erdenbanden,
 Dich so zu deinem Gotte aufgeschwungen,
 Und fruchtbar war Dein Blut! — Denn sieh es taget
 Durch Dich gar bald schon in Iberiens Landen,
 Dein Tod hat deines Volkes Heil errungen.

VIII. Martinus I. Saec. VII. a. 654.

Wer widersteht des Kaisers Machtgebote?
 Darf Konstans nicht den Glauben auch befehlen?
 Ist er nicht Herr von allen Christenseelen?
 Wer wagt zu widersprechen, wenn er drohte?
 Es ist Martin, gestärkt von seinem Gotte,
 Ein Greis; doch will den Tod er lieber wählen
 Und weiß sich gegen Leiden auch zu stählen,
 Und folget gern der wilden Krieger Rotte.
 Des sechsten Pius Vorbild sei begrüßet!
 In Chersones erlagst Du zwar dem Leiden,
 Doch wiest Du keinen Schritt von Deinem Glauben.
 Ob ein Tyrann auch Zornesblicke schießet,
 Mag er Verfolgung, auch den Tod bereiten,
 Wann wird dem Petrus er die Wahrheit rauben?

IX. Bonifazius. Saec. VIII. a. 755.

O Bonifaz! Apostel der Germanen,
 Was führt Dich über's Meer? Der Liebe Schwingen,
 Sie drängt, ein hohes Ziel Dich zu erringen,
 Du wack'rer Krieger unter Christi Fahnen!
 Du predigst Ihn auf nie betret'nen Bahnen,

Und bald hört Christo dort man Lieder singen,
 Wo sonst nur Wodan's Ruf und Schwerter klingen,
 Gesegnet ist Dein Lehren und Dein Mahnen!
 Du eilst als Greis an Friesenland's Gestade,
 Den Tod dort oder Seelen zu gewinnen,
 Du willst ihr Heil, dir Deinen Lohn erwerben.
 Die Mörder finden Dich am Duell der Gnade,
 Und betend, segnend scheidest Du von hinnen,
 Wie Du gelebt; — Kannst Du wohl schöner sterben?

X. Friedrich, Bischof von Utrecht. Saec. IX. a. 833.

Du Radbod's Enkel, Königen entsprossen,
 Du hörtest grausen Schlachtenruf ertönen;
 Der schwache Ludwig kriegt mit seinen Söhnen,
 Und Judith ist's, die Del in's Feu'r gegossen.
 Da zeigst Du Dich von Gottes Geist umflossen,
 Du trittst vor sie, mag sie Dich auch verhöhnen,
 Sprichst ernst und wahr, wie's nicht die Schmeichler können;
 Doch Wahrheit ist ein feltner Gast bei Großen.
 D'rum schwört sie Rache Dir. Von ihr gesendet
 Fand Dich der Dolch an des Altars Stufen,
 In Deinem Blut stillt sie des Hasses Toben.
 Du knietest da zu Deinem Gott gewendet,
 Im Tode noch ertönt Dein gläubig Rufen:
 Im Land der Lebenden will Gott ich loben!

XI. Wenceslaus. Saec. X. a. 908.

Ludmilla hat zum Christen ihn erzogen;
 Sie wollte ihn den süßen Glauben lehren,
 Empor sein Herz zu seinem Heiland kehren,
 Und fand in ihrer Müh' sich nicht betrogen.
 Wie? Stürmen auch auf ihn des Hasses Wogen?
 Kann auch die Krone nicht dem Leiden wehren?
 Will Christus ihn mit seinem Kreuze ehren?
 Spannt gegen ihn Verfolgung ihren Wogen?

Die Mutter selbst, für ihre Götter glühend,
 Sie drückt den Dolch in ihres Sohnes Hände,
 Sucht ihn zum Brudermorde zu entflammen.
 In stiller Nacht in Gottes Tempel knieend
 Fleht Wenzel auf zum Herrn um Gnadenspende;
 Der Mordstahl blinkt — der Heilige sinkt zusammen.

XII. Gregorius VII. Saec. XI. a. 1055.

War's Hochmuth, als einst von des Tempels Hallen
 Ambrosius den Theodos gewiesen?
 War's Hochmuth, daß als Papst Du dich bewiesen,
 Heinrich zur Buß', mußt' nach Kanossa wallen?
 War nicht auch er, gleich jenem tief gefallen?
 Du warst ein Ambros. Heinrich hat's bewiesen:
 Er war zu klein, gleich Theodos zu büßen.
 D'rum soll Dein Lob, o starker Mann erschallen!
 Du wiehest nimmer von der Kirche-Rechten,
 Du kämpfdest für des Heiligthumes Reinheit,
 Du konntest wohl — Dein Recht nicht untergeben.
 Mag immer Bosheit Dich und Flachheit ächten,
 Mag Dich mit Koth bewersfen die Gemeinheit,
 Du wirst als heil'ger Held stets vor mir stehen.

XIII. Thomas Becket. Saec. XII. a. 1170.

Und wieder steht ein Held vor meinen Blicken,
 O Thomas Du! In König Heinrich's Tagen
 Wer sah wohl je Dich weichen oder zagen?
 Du ließeest nichts von Deinem Recht verrücken,
 Mocht' in's Exil Dich auch der König schicken,
 Und Dich bedrängen mit der Deinen Klagen,
 Und Deinem Herzen tiefe Wunden schlagen,
 Dich zu besiegen, konnte ihm nicht glücken.
 „Ein einz'ger Priester ist in meinen Landen
 Mit dem ich nimmer kann in Frieden leben,
 Ist Niemand der mich von dem Mann befreiet?“

Rief Heinrich aus. Die Zornesworte fanden
 Leicht offene Ohren, Hände, die nicht beben,
 Vor einem Mord. Er war dem Tod geweiht.

XIV. Elisabeth von Thüringen. Saec. XIII. a. 1227.

Ein wack'res Weib gefell' ich euren Reihen,
 Elisabeth gehört zu den Erkornen;
 Denn ihre Krone war geschmückt mit Dornen!
 Auch ihr, der Heil'gen, will ein Lied ich weihen.
 Viel Trübsal ließ der Herr ihr angedeihen;
 Doch dient sie nur zur Tugend sie zu spornen
 Und keine Thrän' gehört zu den verlorren,
 Die sie geweint. Ihr ward der Preis der Treuen.
 Arm, Jesu! bist den Kreuzweg Du gegangen,
 Und da Du kamst zu Deinem Eigenthume;
 Die Deinen haben Dich nicht aufgenommen.
 Elisabeth! gestillt ist Dein Verlangen,
 Du wurdest gleich dem Heiland, Deinem Ruhme,
 Und bist durch's Kreuz zu Deinem Lohn gekommen.

XV. Joannes von Nepomuk. Saec. XIV. a. 1383.

Jetzt preißt mein Lied den Martyrer der Beichte.
 Es konnten and're durch Bekennen fliehen,
 Er hat gestieget, denn — er hat geschwiegen,
 Ob Wenzel auch in Zorneswuth erbleichte.
 Er droht mit Volkern, den Mann Gottes scheuchte
 Die Drohung nicht, nicht Schmeicheleien wiegen
 Ihn ein. S'ist schwer mit Heiligen zu kriegen,
 Denn ihnen dienet Gottes Wort zur Leuchte.
 Und nun empfangen ihn der Moldau Wellen,
 Es tragen Engel sanft den Leib hernieder;
 Und wie ein Schlummerlied umsäuseln ihn die Weste,
 Und sieben Stern' sieht man sein Haupt erhellen;
 Ein gold'nes Licht umfängt die heil'gen Glieder,
 Die Seel' entleilet zu des Himmels Feste.

XVI. Lidwina von Sydam. Saec. XV. a. 1433.

Was bot Dein Bräut'gam Dir für Hochzeitgaben
 Lidwina Dir, die sich ihm ganz geschenket,
 Die den Gekreuzigten allein nur denket?
 Womit weiß er die treue Magd zu laben?
 In jedem Glied ist Leiden eingegraben,
 Ein jeder Tag mit bitt'rer Gall getränktet,
 Dein Leben ist in Schmerzen ganz versenket
 Und Leiden ist Dein Wirken und Dein Haben.
 Wie bist Du stark, 'o Jesu! in den Schwachen,
 Wie weißt Du selbst das Leiden zu versüßen,
 So daß darnach sich Deine Treuen sehnen.
 Doch, nach der Prüfung! -- Seliges Erwachen!
 Wie da des Lohnes Ströme sich ergießen,
 Wie Engel Christi Dienerin dort krönen!

XVII. Thomas Morus. Saec. XVI. a. 1535.

Wie lang, sprach Morus zum betrübten Weibe,
 Wie lange, glaubst du wohl, könnt' ich noch leben?
 Wohl zwanzig Jahr'. -- Und dafür soll ich geben
 Die Ewigkeit? Um solchen Preis betäube
 Ich mein Gewissen nicht. Im Tod auch bleibe
 Ich Gott treu. Wer soll wohl die Stimml' erheben
 Für's Recht, wenn Morus nicht? Soll er erbeben,
 Dafür zu sterben? Daß sein Ruhm zerstäube?
 Es naht der Greis, geschwächt, am Stabe wankend,
 Daß er das Haupt dem Henkerschwerte beuge.
 Doch ist der Geist in ihm nicht überwunden,
 Noch ein Mal Gott für seine Gaben dankend
 Hat er zugleich -- der Wahrheit edler Zeuge --
 Der Erde und des Himmels Lohn gefunden.

XVIII. Fidelis a Sigmaringa. Saec. XVII. a. 1622.

Entsagt hast Du der Welt und ihren Ehren,
 Es decket nun den Leib die rauhe Kutte;

Daß nicht des Lebens Lust Dich überfluthe,
 Wählst Du die Armuth und der Buße Zähren.
 Und fängst nun an zu leben und zu lehren,
 Und aufzuräumen in des Irrthums Schutte;
 Den Acker Christi selbst mit Deinem Blute
 Zu düngen, ist Dein Sehnen, Dein Begehren.
 Erfüllet ward Dein Wunsch; — Es hebt erbittert
 Die Höl' ihr Haupt, entsendet ihre Knechte,
 Zum Abfall oder Tode Dich zu bringen.
 Der Propaganda erster Martyr, — zittert
 Er wohl? Er ist von tapferem Geschlechte,
 Nie kann der Tod den Glaubenskünder zwingen.

XIX. Pius VI. Saec. XVIII. a. 1799.

Was führt den Greis hinauf zum Alpenrande?
 Der Eifer treibt von Süd ihn nach dem Norden
 Zum Kaiser hin. — Was ist ihm dort geworden?
 Demüthigung in höflichem Gewande. —
 Was führt den Greis hinauf zum Alpenrande?
 Umringt ist er von wilder Kriegerhorden,
 Man legt's d'rauf an, durch Elend ihn zu morden,
 Die neue Freiheit schmiedet seine Bande.
 Ja, dankbar sind sie nicht über den Bergen! —
 Das erste Mal fand dort er kalte Herzen,
 Das zweite Mal den Tod. — O falsche Freiheit!
 Der wahren Freiheit Martyr schickst Du Schergen,
 Ihn sah' Valence in Noth und Todeschmerzen,
 Doch oben strahlt sein Ruhm in ew'ger Neuheit.

XX. Clemens August. Saec. XIX. a. 1845.

Wie? Wagst Du Vied dich auch in uns're Zeiten?
 Die doch von Toleranz ganz überfließen,
 Wo Volksbeglückter viel zu sagen wissen —
 Wie stellt's Gott an, sich Zeugen zu bereiten?
 Man macht ihm's leicht. — Der Irrthum kann sich breiten,

Der Wahrheit aber wird das Wort entrißen;
 Man nennt das Ding die Freiheit der Gewissen.
 — Es hat die lichte Zeit auch dunkle Seiten. —
 Ich brauche einen Namen nur zu nennen,
 Ihn, der sein Herz hat himmelwärts gestellt, *)
 Ja, Clemens, Dich! Auch Du starbst in Verbannung.
 Warum? Um deinen Glauben zu bekennen.
 Es hat Dein Wort den Nebel aufgehellet,
 Den Launen war es zum Erwachen Mahnung.

XXI. Jesuiten. Saec. XIX. mortui? in fine mundi.

Num kommt die finstere Windsbraut hergestlogen.
 Sie brauset: Nieder mit den Jesuiten!
 Die Pfaffen fort mit ihrem düstern Brüten
 Der Fortschritt naht heran auf raschen Wogen.
 O armes Volk, wie wirst Du doch betrogen!
 Man raubt Dir mit dem Glauben auch die Sitten,
 Verspricht mit Seegen Dich zu überschütten.

*) Bekannt ist folgendes von Clem. August selbst verfaßte kleine Gedichtchen, das er täglich zu beten pflegte, genannt:

Die Himmelsuhr.

Stell himmelwärts, stell himmelwärts,
 Wie eine Sonnenuhr Dein Herz;
 Denn wo das Herz auf Gott gestellt,
 Da geht es mit dem Schlag. Da hält
 Es jede Prob' in dieser Zeit
 Und hält sie bis in Ewigkeit.

Es geht nicht vor, es geht nicht nach,
 Es schlägt nicht stark, es schlägt nicht schwach,
 Es bleibt sich gleich, geht wohlgemuth
 Bis zu dem letzten Stündlein gut,
 Und steht's dann still in seinem Lauf
 Zieht's unser lieber Herrgott auf.

O armes Volk, wie wirst Du da belogen!
 Doch ihr, ihr haltet fest am Kreuzesstamme
 Und hohlet Muth euch dort von dem Gerechten;
 Es beuget nimmer euch der Sturm darnieder,
 Denn euch erfüllt die helle Glaubensflamme.
 Sie mögen hassen euch, verfolgen, ächten;
 Darin erkennt ihr euch als Christi Brüder.

XXII. Schluß.

Was gibst Du hier den Deinen wohl zum Lohne,
 O Jesu! der Du einst am Kreuz verschmachtet?
 Denselben Lohn, den Du auch nicht verachtet,
 Empfangen sie! Es ist — die Dornenkrone.
 Was gibt die Welt? Weut sie wohl süße Wonne?
 Nein, herber Schmerz und Angst und Tod umnachtet
 Den treuen Knecht, der nach dem Himmel trachtet,
 Er wird ihr oft zum Schauspiel und zum Hohne.
 Doch, — wenn man liebt, so ist's nicht schwer zu leiden —
 Den liebt, der einst die Krone wird vertauschen,
 Hier Galle, dort gibt süßen Wein zu trinken.
 Seh't! wie in Glanz sich die Bekenner kleiden!
 Und horcht! Wie der Vergeltung Flügel rauschen!
 Hinan! Hinan! — Auch un're Kronen winken!

S i r o w y .

Theologisch : praktische
Quartalschrift.

Redigirt und herausgegeben

von

Dr. Joh. Bapt. Schiedermayr, Domkapitular,

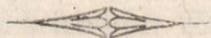
und

Augustin Reehberger, k. k. theol. Professor

Erster Jahrgang.

Viertes Heft.

(Der Reinertrag für wohlthätige Zwecke.)



Linz, 1848.

Druck von Joh. Huemer's Witwe.

In Commission bei Quirin Haslinger.

XXII.

Das Purgatorium,

geschichtlich nachgewiesen durch alle christlichen Jahrhunderte bis zum tridentinischen Concilium.

Von

Joseph Strigl,

Dechant.

Das Himmelreich, die katholische Kirche auf Erden, ist auch in Anbetracht der Entwicklung ihrer Glaubenslehren gleich einem Senfkörnlein. Es gibt keine katholische Glaubenslehre, die nicht im alten Testamente vorgebildet, angedeutet, oder selbst schon geübt worden wäre. Noch mehr, es läßt sich sogar nachweisen, daß die katholischen Glaubenslehren selbst von den besseren heidnischen Philosophen schon geahnet wurden. Ganz natürlich. Die menschliche Seele ist von Geburt aus eine Christin, d. h. sie trägt überall und immer die Ebenbildlichkeit Gottes an sich, und mit der Ebenbildlichkeit Gottes die angeborne Empfänglichkeit und sogar das Ahnungs-Vermögen für alle von Gott gegebenen Mittel des Heiles der Erlösung. Wir werden daher bei der Nachweisung der katholischen Glaubenslehren aus der heil. Ueberlieferung durch alle christlichen Jahrhunderte immer auf das alte Testament und auf Aussprüche heidnischer Schriftsteller hinweisen.

Wir beginnen hinsichtlich der katholischen Lehre vom Fegfeuer, Reinigungsort, mit dem Worte Jesu:

1. „Wer wider den Sohn des Menschen redet, dem wird vergeben werden; wer aber wider den heiligen Geist redet, dem wird weder in dieser, noch in der künftigen Welt vergeben werden.“ Matth. 12, 32. Markus 3.

Die künftige Welt war den Juden die messianische Welt hier und dort, wie das Himmelreich sich auf die Zeit hier und dort zugleich bezieht; so doch, daß bald die eine, bald die andere Beziehung vorherrscht. Nach dem heil. Augustinus, Gregorius, Beda und Bernhardus ist hier die dortige Zeit, das Fegfeuer verstanden, in welchem alle verziehenen schweren Sünden abgebüßt, alle läßlichen verziehen und abgebüßt werden. (Allioli heil. Schrift zur angeführten Stelle).

Der Gottmensch und alle seine Zeitgenossen dem Fleische nach, nahmen also an, daß es Sünden gebe, die auch noch im andern Leben, nach dem Tode gebüßt, und ausgesöhnt werden können; aber auch Sünden für deren Tilgung nach dem Tode keine Hoffnung mehr wäre. Dieser Glaube, den Jesus hier offen und feierlich bestätigt, stützte sich auf Thatfachen und zwar solcher Menschen, die gewiß nur das annehmen, was schon allgemein und von jeher angenommen wurde, nämlich auf die Handlungsweise eines ganzen Kriegsheeres.

2. Judas, der Makkabäer, hatte 12000 Drachmen, die er bei seinem Heere sammeln ließ, nach Jerusalem geschickt zum Sühnopfer für jene im Treffen Erschlagenen, welche gewisse Kleinode, die dem Gözen von Jamnia waren gewidmet gewesen, erbeutet wurden. Solche zu sich nehmen, war im Gesetze ausdrücklich verbothen.

Der h. Verfasser dieses Buches der Makkabäer, der Abfall des XVI. Jahrhunderts schon voraussehend, bemerkt gelegentlich über diese den Glauben und die Liebe des Judas ehrende Handlung Folgendes: „Er nahm ge-
 „rechte und geziemende Rücksicht auf die Auferstehung der
 „Todten. Denn wenn er nicht gehofft hätte, daß die,
 „welche gefallen, auferstehen würden, so schiene es ja
 „überflüssig und eitel für die Verstorbenen zu berthen. Viel-
 „mehr dachte er, daß eine sehr große Gnade denen vor-

„behalten sei, welche in Frömmigkeit entschlafen sind. Es ist also ein heiliger und heilsamer Gedanke für die Verstorbeneu zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden.“ II. Buch. 12, 43—46.

Es war also der Glaube eines ganzen Kriegsheeres, daß die Opfer, (so wie andere gute Werke) zu einer seligen Auferstehung (zur Verherrlichung des Leibes und der Seele) den in Frömmigkeit (im Bunde mit Gott, in der Gnade) Verstorbenen verhelfen. Die ganze Stelle liefert einen klaren Beweis für die katholische Lehre von dem Dasein eines Reinigungsortes für die im Stande der Gnade mit noch nicht vollkommen abgebüßten Sünden Verschiedenen, und von der Wirksamkeit des Gebetes und der guten Werke zu ihrer Erlösung (Allioli). Das Buch der Makkabäer wurde schon im V. Jahrhundert (494) auf einem Concilium zu Rom bei welchen 70 Bischöfe gegenwärtig waren, von Gelasius II. durch ein Dekret in die Zahl der heiligen Bücher verzeichnet.

Wenn das Buch der Makkabäer nicht im Kanon der Hebräer aufgenommen ist, so ist der einfache Grund, weil der Kanon der Hebräer schon unter Esdras, somit lange vor den Makkabäern, geschlossen worden war.

Alle Protestanten nehmen übrigens die geschichtliche Richtigkeit desselben an.

3. Josephus Flavius gibt uns in der Geschichte des jüdischen Krieges cap. 91. diese Lehre deutlich zu verstehen, indem er dort sagt, daß die Juden für die Selbstmörder keine Gebete verrichten.

4. Auch die Stellen Tob. IV., 18. Baruch VI., 26. Sirach VII., 37. deuten an, daß man bei den Juden glaubte, daß solches, bei den Gräbern der Abgeschiedenen, den Armen gereichte Labfal, gleich einer Art von Fürbitte für die Seelen jener, zur Erleichterung ihrer Läuterungsleiden gereiche. Augustinus Brief an Aurelius, Bischof zu Karthago. Epist. 64.

Was müßten wir von Jesu, dem Gottmenschen urtheilen, der diesen Gebrauch, für die Verstorbenen zu beten, bei seinen Landsleuten, dem Fleische nach, fand; der voraus sehen mußte, daß alle Christen, ihre Jahrhunderte hindurch, bei der täglichen Erneuerung des hochheiligen Opfers des Altars dasselbe thun würden! — Wenn erwiesen ist, daß die Apostel den Kirchen den Unterricht gegeben haben, so muß man annehmen, daß Jesus diese Übung gut geheißen, und seinen Schülern empfohlen habe. So sehen wir denn nach in den Schriften der heiligen Apostel:

5. Im II. Briefe des h. Paulus an Timotheus lesen wir folgende Stelle: „Barmherzigkeit beweise der Herr dem Hause (der Familie) des Onesiphorus, denn oft hat er mich erquickt, und sich meiner Bande nicht geschämt. Vielmehr suchte er mich, als er nach Rom gekommen war, emsig auf, und fand mich. Der Herr gebe ihm, daß er Erbarmung finde vor dem Herrn an jenem Tage.“ Sowohl daraus, daß der Apostel der (hinterlassenen) Familie des Onesiphorus die Barmherzigkeit Gottes anwünscht, als aus den Worten: „Der Herr gebe ihm, daß er Barmherzigkeit finde an jenem Tage,“ dann aus der ganzen Weise, wie er von Onesiphorus redet, schließen wir mit Grund, daß Onesiphorus jüngst gestorben war, seitdem er dem Apostel diese Liebesdienste gezeigt hatte. Calmet haltet diese Stelle für einen stehenden Beweis für das Fegfeuer und für den uralten Glauben, daß wir Lebende den Verstorbenen durch das Gebet zu Hülfe kommen können.

6. Selbst Grotius in seinen annot. ad Consult. Cassandri, Tom. IV. f. 626. Grotius, dieser protestantische Gelehrte, äußert, nach der ihm eigenen Wahrheitsliebe, diese Vermuthung.

7. Im ersten Briefe desselben Apostels an die Corinth. cap. 3, 11–15. lesen wir: „Eines jeden Werk wird

„offenbar werden, denn der Tag des Herrn wird es an's
 „Licht bringen, weil es im Feuer wird offenbar werden;
 „und wie das Werk eines jeden sei, wird das Feuer er=
 „proben. Wenn Jemandens Werk, welches er darauf
 „(W. 11.) gebaut hat, besteht, so wird er Lohn empfan=
 „gen. Brennt aber Jemandens Werk, so wird er Scha=
 „den leiden: er selbst aber wird selig werden, jedoch so,
 „wie durch Feuer.“

Mit Berufung auf die Uebereinstimmung aller hh. Väter, ja sogar auf die unfehlbare Erklärung des Kirchenrathes zu Florenz (letzte Sitzung) legt Allioli diese Stelle so aus: „Ein solcher Mensch, der mit besleckten Werken vor dem göttlichen Richter erscheint, wird, nachdem er Schaden gelitten hat, d. h. gereinigt worden ist von seiner vergänglichen Eigenheit, die ewige Seligkeit im Himmel, in welchen nichts Beslecktes eingehen kann, erlangen; doch nur durch eine Reinigung, die der Reinigung durch Feuer ähnlich ist. Es heißt: wie durch Feuer, weil die Reinigung ein Feuer sein kann, ohne deßhalb unser elementarisches Feuer zu sein. — Bemerke also wohl: das Feuer, wovon der Apostel hier spricht, kann nicht sein das Feuer der Trübsale auf der Welt; denn er redet von einem Feuer, das am Gerichtstage, also nach dieser Zeit des Lebens, brennt. Es kann auch nicht bedeuten die bloße Prüfung des Richters, denn er prüfet nicht nur, sondern macht auch brennen, so daß der Brennende leidet. Es kann ebensowenig das Feuer der Hölle sein; denn der in jenem Feuer Brennende wird, nachdem er Schaden gelitten, selig. Es kann einzig und allein nur sein das Feuer nach dem Tode, im Reinigungsorte, Fegfeuer genannt, welches noch in der Zeit zur Läuterung der nicht ganz reinen, abgeschiedenen Seelen brennt, bis es mit dem allgemeinen Gerichte und dem allgemeinen Weltbrande (II. Petri 3, 10—13.) endet. Wie nämlich der vollkommenen Befreiung der Natur (Römer 8, 19.) die

Reinigung durch irdisches Feuer vorhergeht (II. Petri 3, 10), so geht auch der vollkommenen Erlösung und Befeligung der Begnadigten die Läuterung durch eine Art von Feuer nach dem Tode, wenn sie nicht schon hienieden durch das Feuer der Trübsal, der Verläugnung und Abtödtung gegangen waren, vorher. Dieses Feuer hört mit dem allgemeinen Gerichte auf, und brennt gleichsam in dem allgemeinen Naturbrande aus, weil auf diesen die Verwandlung der Natur folgt (II. Petri 3, 12—13.), diese aber eine vollkommen gereinigte Menschheit voraussetzt (Röm. 8, 19), und eine gereinigte Menschheit keines reinigenden Feuers mehr bedarf.“

8. Wir übergehen viele andere Stellen aus den Briefen der hh. Apostel, welche vom Fegfeuer reden und nothwendig so erklärt werden müssen als z. B. I. Cor. 15, 29. Phil. 2, 10. und schließen mit einer Bemerkung, die nicht übersehen werden darf: Weder Jesus nach den Evangelien, noch die Apostel in ihren Briefen wollten absichtlich eine vollständige Lehre über das Fegfeuer geben; sie kamen in den citirten Stellen nur zufällig darauf zu sprechen. Die vollständige Lehre vom Fegfeuer ist nicht in den heiligen Schriften enthalten, sondern in der heiligen Ueberlieferung von Jesu und den heiligen Aposteln uns übergeben worden. Das selbe gilt ja auch von allen andern Glaubenslehren der katholischen Kirche.

9. Dieser Glaube an einen Reinigungsort für abgelebte Seelen muß aus heiliger Ueberlieferung göttlicher Offenbarung über die ganze Erde sich verbreitet und erhalten haben, weil wir ihn beim auserwählten Volke sowohl, als bei den Heiden finden. Die Perser, Indianer und Amerikaner schreiben oft schauerliche Bußwerke vor, um die Verbrechen der Verstorbenen zu sühnen. Ja ein heidnischer Schriftsteller läßt sich sogar in eine Beschreibung des Reinigungsortes ein und sagt: „Ihr Zustand ist Angst und Sehnsucht, Schmerz und Freude.

Umschlossen von Nacht und Banden können die Seelen nicht aufwärts schauen, sie folgen der Begierlichkeit des Leibes, im Innern der zähen Gewohnheit anklebend. Durch marternde Strafe wird das Verderbliche an ihnen gebüßt.“
(Virgil Aeneis.)

10. Die Juden hatten auch die besondere Meinung, der Reinigungs-Zustand dauere für eine Seele in der Regel nur Ein Jahr. Während dieser Zeit, meinten sie, können die Seelen zurückkehren zu ihren Leibern, zu Personen, mit denen sie bei Lebzeiten in näherer Verbindung standen, und sich ihnen offenbaren. Daher beteten die Juden viel im ersten Jahre des Todes für ihre Verstorbenen, um ihnen Vinderung zu verschaffen. Die Ungeheimheiten des jüdischen und heidnischen Aberglaubens weggedacht, finden wir überall und zu jeder Zeit den Glauben, daß der gerechte und barmherzige Gott zwischen Himmel und Hölle noch einen Ort der Buße gegeben habe.

11. Gegen das Ende des II. Jahrhunderts blühte in der Kirche Quintus Septimius Florens Tertullianus, geboren in Karthago, Sohn eines Hauptmanns in den Schaa-
ren des Proconsuls der Provinz Afrika. Er mag geboren worden sein ungefähr um das Jahr 160. Der heilige Hieronymus belehrt uns, daß er, der ein Heide gewesen, ein katholischer Priester geworden. Aus welchen Ursachen Tertullian von der katholischen Kirche später abfiel und zur Irrlehre des Montanus übergegangen sei, ist schwer zu bestimmen. Doch darf man auch, ohne zu fürchten ihm Unrecht zu thun, beklagen, daß er aus Stolz fiel; denn Niemand fällt von der Kirche ab, der mit Demuth, im Gebete, mit Mißtrauen auf sich, mit Vertrauen auf Gott, nach der Wahrheit strebt. In folgenden zwei Schriften, die er noch als Katholik verfaßte, bezeugt er aber den Glauben an ein Fegfeuer mit den deutlichsten Worten.

Im Büchlein vom Zeugnisse der Seele (de testimonio animæ) heißt es im Kapitel 58: „Wenn wir unter jenem Kerker, welchen das Evangelium anzeigt, den Ort der Abgeschiedenen, und unter dem letzten Heller auch einen geringen Fehler verstehen, den sie dort als Hinderniß der Auferstehung büßen müssen: so wird Niemand zweifeln, die Seelen denken noch an Etwas im untern Aufenthalte, doch so, daß ihnen die vollkommene Auferstehung auch im Fleische vorbehalten bleibt.“

Im Buche de Coron. cap. 4, lesen wir: „Wir opfern für die Verstorbenen in den Geburtstagen der Märtyrer und an ihren Jahrestagen.“

12. Der heil. Clemens von Alexandrien blühte zur Zeit des Kaisers Severus. Er soll aber auch noch zur Zeit des Antoninus Caracalla gelebt haben; also am Ende des II. und Anfangs des III. Jahrhunderts. Dieser liebenswürdige Mann schrieb im I. 7. Strom. 23. folgende Worte nieder: „Der wahre Christ erbarmet sich auch über jene, die nach dem Tode noch Strafen ausstehen, die jetzt gezwungen sind zu bekennen.“

Stromaton Logoi (σρωματων λογοι), die Teppiche, wie der heilige Clemens dieses sein größtes Werk nannte, ist voll des mannigfaltigsten Inhaltes katholischer Wahrheiten. Am Ende des Buches spricht er eine Bemerkung aus, die dem Zwecke dieses Aufsatzes nicht fremd bleiben darf. Er begegnet nämlich dem Einwurfe, den so Heiden als Juden von den Irrlehrern hernahmen, welche die Kirche spalteten, und zeigt, daß alle Irrlehren jünger seien als die katholische Kirche, welche eigentlich so alt ist, als das gefallene Geschlecht der Menschen, indem von der Verheißung eines Erlösers, die Gott den ersten Menschen machte, bis zum allgemeinen Gerichte keine Lücke gelassen ist.

13. Origenes, Sohn eines Märtyrers für die katholische Wahrheit, des Leonidas nämlich, Lehrer auf der christlichen hohen Schule zu Alexandria, wo er Männer bildete,

welche Säulen im Tempel Gottes wurden, deren Namen im Buche des Lebens aufgezeichnet waren, ehe sie in den Jahrbüchern der Kirche glänzten, Origenes, dessen heißes Verlangen nach Schmach und Pein für den Namen Jesu nicht ungestillt blieb, gibt in seiner 8. Homilie über das Buch Levitikus Kap. 3. der katholischen Lehre vom Fegfeuer folgendes Zeugniß: „Von jenen Flecken, die nach
 „diesem Leben mit uns hinüber gehen, hängen einige den
 „Seelen so an, daß sie nicht vertilgt werden können,
 „andere hingegen sind einer Reinigung fähig; worüber
 „jener hohe Priester urtheilt, dem nichts verborgen sein
 „kann; er wird die Seelen vertheilen, je nachdem er ent=
 „weder vertilgbare Flecken, oder unvertilgbare an ihnen
 „bemerken wird.“

Origenes geboren 185 nach Christi Geb., starb a. 253.

14. Der heil. Cyprian, Bischof von Karthago, der gerade sechs Tage vor dem Tode seines Freundes, des heiligen Papstes und Bekenneres Cornelius, die Palme des Martyrthums errang, (er wurde enthauptet den 14. September 258), schreibt in seinem 52. Briefe also: „Es
 „ist ein Anderes, stehen, um Vergebung zu erlangen und
 „ein Anderes, zur Herrlichkeit eingehen: ein Anderes, in den
 „Kerker geworfen werden, aus welchem keine Erlösung,
 „bis der letzte Heller bezahlt ist, und ein Anderes, auf
 „der Stelle den Lohn des Glaubens und der Tugend er=
 „halten, und wieder ein Anderes, durch lange Schmer=
 „zen gequält, rein gewaschen und langsam durch das Feuer
 „geläutert werden.“

Im 34. Briefe schreibt dieser heilige Blutzuge: „Wir
 „opfern für den verstorbenen Celerin jederzeit, so oft wir
 „am Jahrtage das Andenken an das Leiden der Marty=
 „rer feierlich begehen.“

Und im 66. Briefe: „Keiner soll einen Kleriker als
 „Vormund, oder Verwalter ernennen; sollte sich jemand
 „dessen unterfangen, soll für ihn nicht geopfert werden;

„auch soll das Hochopfer für sein Hinscheiden nicht gefeiert werden.“

15. Die heil. Perpetua, die nach größter Wahrscheinlichkeit um das Jahr 203 zu Karthago des Martyrtodes starb, hatte einen Bruder gehabt, der Diokrates geheißen hat, und 7 Jahre alt, an einem Krebsse im Gesichte gestorben war, welcher allen, die ihn gesehen, Grauen erregt hatte. Nun geschah es ihr nach einigen Tagen ihrer Verurtheilung, daß sie auf Einmahl mitten im gemeinschaftlichen Gebete der heiligen Bekenner, die mit ihr im Gefängnisse waren, den Diokrates laut nannte, ohne doch an ihn gedacht zu haben. Das hielt sie für einen Wink für ihn zu beten, und sie flehte viel zu Gott für ihn, mit vielen Seufzern. In nächst folgender Nacht hatte sie eine Erscheinung. Sie sah den Diokrates hervor gehen aus einem düstern Orte, wo viele andere waren. Er schien sehr zu leiden von Hitze und von Durst, sah unsauber aus und bleich, hatte noch im Gesichte die Wunde, an der er gestorben war. Sie betete für ihn; es war ein großer Zwischenraum, der sie von ihm trennte und sie konnten nicht zu einander kommen. Bei ihm war ein großes, volles Wasserbecken, dessen Rand ihm über den Kopf ging, und er streckte sich umsonst, um daraus zu trinken. Das machte ihr Kummer. Da erwachte sie und erkannte, daß ihr Bruder leide, war aber voll Vertrauens, daß Gott ihr brünstiges Gebet für ihn erhören würde, mit welchem sie täglich anhielt, bis sie mit ihren Bandegenossen in den Kerker des Lagers geführt wurde, weil sie, den Soldaten zur Ergötzung, mit den wilden Thieren kämpfen sollte, am Jahrtage des Cäsar Getha. Perpetua betete Tag und Nacht mit Thränen für ihren Bruder. Eines Tages, da sie in harten Banden des Stockes saß, ward ihr in einem Gesichte derselbe Ort, den sie düster gesehen hatte, als hell gezeigt, und in ihm sah sie den Diokrates, der sauber und wohlgekleidet sich erfrischte. Wo die Wunde ge-

wesen, war eine Narbe. Der Rand des Wasserbehälters war jetzt so niedrig, daß er dem Knaben nur an die Mitte des Leibes reichte, und auf dem Rande lag eine Trinkschale, aus welcher er trank, ohne daß das Wasser in ihr abnahm. Dann ging er davon, um nach Weise der Kinder zu spielen. Und Perpetua erkannte, daß er von seiner Strafe befreit worden. Ruinart, Act. Martyr. cinc. et selecta. Wenig Märtyrer sind von der Kirche so geehrt worden, wie Perpetua und ihre Genossen, die heilige Felicitas, diese heldenmüthigen Frauen. Der heilige Augustin nennt sie oft mit Ehrfurcht und mit heiliger Freude und nennt ihre Namen zugleich mit Zyprian und Laurentius, ja mit dem Erstlingsmartyrer, Stephanus.

Im berühmten, alten römischen Kalender, von dem man glaubt, daß er zur Zeit des Papstes Liberius, im Jahre 354 geschrieben worden, werden nur römische Märtyrer genannt, mit Ausnahme von dreien, und diese drei sind Felicitas, Perpetua, Zyprian, alle drei aus Afrika.

Ja, der uralte Canon der heiligen Messe nahm die Namen Felicitas und Perpetua auf, und täglich wird Gott von unseren Altären angerufen, uns zu ihrer und anderer Knechte und Mägde Gottes seligen Genossenschaft gelangen zu lassen. Augustinus belehrt uns sogar, daß man die Märtyrer-Alten der heil. Perpetua öffentlich in den Kirchen vorzulesen pflegte.

Selbst diejenigen nun, welche dieses Gesicht der heil. Perpetua für einen bloßen Traum halten wollen, mögen aus ihm ersehen, wie der Glaube an einen Läuterungsort der Seelen nach dem Tode, deren Leiden durch die Gebete der Lebenden verkürzt werden können — gleichsam in das Fleisch und Blut, in das Leben der Christen ganz übergegangen war.

Denjenigen, welchen die Kindheit des Knabens auffällt, bemerkt der heil. Augustinus in seiner 28. Rede: „daß dieser Knabe nach der Taufe sich verfühndiget habe.

Denn Kinder dieses Alters können die Wahrheit reden oder lügen, Jesum Christum bekennen, oder verläugnen. Deswegen müssen Kinder solchen Alters bei ihrer Taufe das Glaubensbekenntniß hersagen, und Fragen, die an sie geschehen, selbst beantworten. Wer weiß ob dieses Kind zur Zeit der Verfolgung, nach seiner Taufe, sich nicht etwa von seinem gottlosen Vater zu einigen heidnischen Handlungen habe verleiten lassen, und deswegen zu dieser Pein verurtheilt worden sei, aus welcher selbes nur seine Schwester, die für Christus zu sterben im Begriff stand, durch ihr Gebet erlösen konnte.“

16. Um das Jahr 292 wurde in der Oberthebais von heidnischen Eltern geboren Pachomius, nachher ein heiliger Abt, mit dem heiligen Antonius Begründer des Klosterlebens. Athanasius, Bischof von Alexandria, dieser wunderbare Fels des katholischen Glaubens, dem keiner seiner Zeitgenossen gleich kam, hatte eine große Verehrung für den heiligen Pachomius und machte ihm im Jahre 333 zu Tabenna einen Besuch. Das gleiche that der heilige Makarius, der Alexandriner.

In der Ordensregel, welche Pachomius seinen Mönchen gab, welche Ordensregel in einer lateinischen Uebersetzung des heil. Hieronimus auf uns gelangt ist, lesen wir eine eigene Richtschnur über die Verstorbenen. War ihrer Mönche einer gestorben, so blieb die ganze Bruderschaft die Nacht bei der Leiche, und las in der heil. Schrift. Folgenden Tags ward der Todte begraben, auf einem Berge, der eine Stunde Wegs vom Nile lag. Das ganze Kloster begleitete die Leiche mit Gesang, selbst die Schwachen ließen sich lieber führen, als daß sie dem Gestorbenen die letzte Pflicht nicht hätten erweisen wollen. Für den Todten ward das hochheilige Opfer dargebracht. Auch die Verwandten durften seiner Bestattung beiwohnen, so wie auch den Klosterbrüdern manchmal erlaubt war, Theil zu nehmen an der Bestattung ihrer Verwandten.

Als Pachomius eines Tages nach Pines, in eines seiner Klöster ging, fand er bei seiner Ankunft, daß man die Leichendienste für einen in Laugigkeit verstorbenen Ordensmann hielt. Weil er den Zustand des Todten kannte, ergriff er folgendes Mittel, um jenen, die ihm ähnlich sein mochten, einen gerechten Schrecken einzulößen. Er befahl vom Psalmingesange abzulassen, und die Kleider, worin der Leichnam gehüllt war, in's Feuer zu werfen, indem er sagte: „Ehren würden seine Qualen nur vermehren; allein die Schmach, welche seinem Leibe angethan wird, kann Gott bewegen mit seiner Seele mehr Mitleid zu haben.“

17. Im Jahre 349 oder 350 starb der h. Maximus, Bischof zu Jerusalem. Zum Nachfolger ward Cyrillus ihm geordnet, den die Kirche den Heiligen zuzählt. Er war Priester der Gemeinde zu Jerusalem, und wir sehen, daß Maximus ihm den öffentlichen Unterricht anvertraut habe, da er als Priester seine 23 Katechesen hielt, welche bis auf uns gelangt sind. Diese Katechesen haben einen großen Werth wegen ihrer Gründlichkeit und Schönheit und weil sie wichtig sind als Zeugnisse heiliger Ueberslieferung.

Ueber die Richtigkeit dieser Katechesen sind Katholiken wie Protestanten einverstanden. Mosheim, der protestantische Gelehrte, sagt gerade heraus, daß diejenigen, welche diese Katechesen nicht dem Cyrillus zuschreiben wollen, vom Parteigeiste befangen zu sein scheinen. (Mosheimii Inst. Hist. Eccl.) So erkennt auch Baumgarten die Richtigkeit derselben an, wie schon vor ihm unter den Calvinisten der gelehrte Blondel und unter den Anglikanern, der verdienstvolle Bischof Pearson, ausdrücklich gethan haben. (Sieg. Jakob Baumgartens „Auszug der Kirchengeschichte.“)

In seiner letzten mystagogischen Katechese nun, erinnert er seine Zuhörer, wie bei der Feier der heiligen

Geheimnisse der Heiligen des alten und des neuen Bundes erwähnt werde, auf daß auch durch deren Fürbitte unser Gebet Gott angenehm werde; und wie gebetet werde für die abgeschiedenen Gläubigen, weil, sagt er, deren Seelen große Erleichterung erhalten durch das Gebet, welches zugleich dargebracht wird mit dem hohen und heiligen Opfer des Altars: „Wir bitten,“ sagt er, „für die Gestorbenen zu Gott, indem wir Ihm Jesum Christum selbst zum Opfer darbringen, der für unsere Sünden gestorben, auf daß er, der so barmherzig und so gut ist, ihnen gnädig sein möge, wie auch uns.“

18. Der heil. Ephräm wurde unter der Regierung Konstantins, des Großen, also im Anfange des dritten Jahrhunderts zu Edessa, oder wie Sozomenes will, zu Nisibis in Mesopotamien geboren. Er starb im Jahre 378. Ganz Edessa beweinte ihn. Der heilige Gregor von Nyssa, welcher Ephräms Leben geschrieben hat, redet ihn, den Verstorbenen also an: „O du, der du jetzt an den Stufen des göttlichen Altars, vor dem Fürsten des Lebens stehst, wo du mit den Engeln die hochheilige Dreieinigkeit anbethest, gedenke unser aller, und ersieh uns die Vergebung unsrer Sünden!“ Als er auf seinem Sterbebette lag alt und lebensfatt, und die Bürger Edessas und seine Jünger weinend um ihn standen, sprach er: „Ich sterbe bald. Darum vernehmet es alle! Ich hinterlasse euch ein Testament, als ein Zeichen der Gnade, die mir aus Barmherzigkeit geschenkt worden in der Lehre der Wahrheit. Gedenket meiner in eurer heiligen Fürbitte, besonders ihr, die ihr mich gekannt habet. Ach! die Stricke des Todes umfassen mich, mein Lauf hienieden ist vollbracht. Ich fürchte das Schelten des Gerichtes. Erbarmet! geh' nicht in's Gericht mit deinem Knechte. Und nun begehre ich nocheinmal, meine Brüder, daß ihr nach meinem Aus- und Eingange meiner gedenket, meiner eingedenkt seid in eurem Gebete. Kommet her, drückt meine

Augen zu, leget eure Hände darauf. Bestattet mich, begleitet mich mit Psalmen und Gebeten. Wenn dreißig Tage um sind, so haltet mein Gedächtniß. Denn den Todten fruchtet das Gebet der noch lebenden Heiligen.“

So bittet der sterbende Ephräm inständigst, daß für seine Seele gebetet, und oft das heilige Opfer für sie dargebracht werde.

Der heil. Ephräm ist ein Lehrer der Kirche. Solchen Werth legte das Alterthum auf die Schriften dieses heiligen Lehrers, daß sie schon 14 Jahre nach seinem Tode in den Kirchen Syriens öffentlich nach den göttlichen Schriften verlesen wurden; ja selbst in den griechischen und lateinischen Uebersetzungen, in andern Ländern.

Des Lobes dieses Mannes, der sich selbst für nichts hielt, sind alle Schriftsteller seiner Zeit voll und der nächstfolgenden. (Gregorius Nyss. de Ephrem. Hieronimus de vir. illustr. Theod. Hist. Eccl.)

19. Durch nichts wird die Lehre vom Fegfeuer, und der Glaube daß wir Lebende durch das heil. Meßopfer und durch das Gebet und andere gute Werke zur Erlösung der armen Seelen mitwirken können, so in ein helles Licht gestellt, als durch das, was uns der heilige Augustinus im IX. Buche seiner Bekenntnisse im Kap. 7, 8, 9, erzählt. Wir ordnen Folgendes in das vierte Jahrhundert, weil die heil. Monika im Jahre 388 starb.

Nachdem uns der heilige Augustinus das gottselige Gespräch, das er zu Ostia an der Tiber mit seiner Mutter, der heiligen Monika geführt, erzählt hatte, fährt er also fort: „Indeß verflossen kaum fünf Tage, oder nicht vielmehr, so erkrankte sie an einem Fieber. Und während ihrer Krankheit fiel sie eines Tages in eine tiefe Ohnmacht, und ward auf eine kurze Zeit ihres Bewußtseins beraubt. Wir eilten hinzu; doch bald kam sie wieder zu sich, blickte uns Umstehende, mich und meinen Bruder an und sprach, als ob sie fragen wollte: „wo war ich!“

Und als sie sah, wie sehr wir von Traurigkeit niedergeschlagen waren, sagte sie: „Werdet ihr hier eure Mutter begraben?“ Ich schwieg und hemmte meine Thränen. Mein Bruder aber sagte etwas, als ob er wünschte, daß sie nicht in der Fremde, sondern im Vaterlande sterben möchte, als wäre dieß tröstlicher. Als sie dieß hörte, warf sie einen ängstlichen Blick auf ihn, der ihn gleichsam strafte, daß er Aehnliches dächte; sah mich an und sprach: „Sieh, was er spricht!“ Und bald darauf sprach sie zu uns beiden: „Begrabet diesen Leib wohin immer, nichts soll euch die Sorge um ihn kümmern; das Einzige bitte ich euch, daß ihr am Altare des Herrn meiner gedenket, wo immer ihr sein möget.“ Und als sie dieß durch Worte, so gut sie konnte erklärt hatte, schwieg sie und heftiger griff ihre Krankheit sie an.

Den neunten Tag ihrer Krankheit im 56. Jahre ihres Alters, und im 33. Lebensjahre des heiligen Augustinus ward diese gottesfürchtige und fromme Seele der heiligen Monika, ihrem Körper entlöset. Und sieh, so erzählt Augustinus weiter, der Leib ward zu Grabe getragen, und wir gingen und kehrten zurück ohne Thränen. Denn nicht einmal während jener Gebete, die wir zu dir sandten, als das Opfer unserer Erlösung dir dargebracht war für sie, indeß, der dortigen Sitte gemäß, der Sarg so lange neben das Grab gestellt ward, ehe man ihn versenkte; nicht einmal während dieser Gebete, weinte ich, sondern den ganzen Tag ertrug ich diese Traurigkeit in meinen Innern, denn ich hemmte den Strom meiner Thränen, und nur allein ich wußte, wie sehr es mir das Herz preßte.

Jetzt, so schließt Augustinus die Erzählung von dem Absterben seiner Mutter, jetzt, da mein Herz geheilt ist von jener Wunde, jetzt gieße ich dir, unser Gott! für deine Dienerinn, eine weit andere Art von Thränen aus, die meinem Geiste entquellen, erschüttert ob der Betrachtung der Gefahren jeder in Adam sterbenden Seele. Wiewohl

sie in Christo lebendig ward, und ob auch vom Fleische noch nicht aufgelöst, also lebte, daß dein Name in ihrem Glauben und in ihren Sitten gepriesen ward, so wage ich es dennoch nicht zu behaupten, daß seit jener Zeit, als du durch die Taufe sie wieder gebarst, ihrem Munde kein Wort entkommen sei wider dein Gebot. Ich also mein Lob und mein Leben! Gott meines Herzens! flehe nun, eine kurze Zeit der guten Werke meiner Mutter vergessend, wofür ich dir freudig danke — um Vergebung ihrer Sünden! Erhöre mich durch die Arznei unserer Wunden, Jesu am Kreuze, der nun zu deiner Rechten sitzend, dich bittet für uns. Ich weiß es, daß sie Barmherzigkeit übte, und daß sie ihren Schuldigern die Schulden von Herzen vergab; so vergib denn auch du ihr ihre Schulden, wenn sie deren sich zuzog in den vielen Jahren seit ihrer Wiedergeburt in der heil. Taufe.

Vergib ihr, Herr! ich bitte dich flehentlich, vergib ihr, und geh' nicht mit ihr in's Gericht!

Und ich glaube, gethan hast du bereits, weßhalb ich zu dir flehe; dennoch o Herr! verschmähe das freiwillige Opfer meines Mundes nicht. Denn als der Tag ihrer Auflösung herannahte, dachte sie nicht daran, daß ihr Körper mit großer Pracht bestattet, oder mit Spezereien vor Fäulniß bewahrt werden möchte, noch verlangte sie auch ein zierliches Denkmal, oder ein Grab in ihrem Vaterlande. Nicht dieß empfahl sie uns; dieß allein verlangte sie, daß wir ihrer eingedenk wären an deinem Altare, welchem sie, ohne Unterbrechung eines Tages, diente, so lange sie wußte, daß dort das heilige Opfer gespendet wird.

Im Frieden also ruhe sie mit ihrem Manne, vor welchem und nach welchem sie keinen vermählt war, und dem sie diente, dir Früchte tragend in Duldsamkeit, auf daß sie auch ihn dir gewänne. Und flöße, o Herr! flöße es deinen Dienern, meinen Brüdern, deinen Söhnen, mei-

nen Herren ein, welchen ich mit Stimme und Herzen und durch meine Schriften diene, daß, so viele derselben dieß lesen, an deinem Altare eingedenk seien deiner Dienerin Monika, und des Patritius, ihres einstigen Gatten, durch deren Fleisch du mich in dieses Leben einführtest, wie, weiß ich nicht. Gedenken mögen sie im Gefühle der Andacht meiner Aeltern in diesem vergänglichen Lichte und meiner Brüder vor dir dem Vater in der katholischen Mutter, und meiner Mitbürger im himmlischen Jerusalem, nach welchem die Pilgrimschaft deines Volkes sich sehnt, vom Ausgang bis zur Heimkehr, auf daß mittels dieser Bekenntnisse ihre letzte Bitte an mich, durch das Gebet Vieler, reichlicher ihr erfüllt werde, als durch mein Gebet allein.“ So dachte, lehrte, schrieb, handelte Augustinus, dieser heilige Kirchenlehrer, Bischof von Hippo in Afrika. Wenn alle Zeugnisse für die katholische Lehre vom Fegfeuer verloren gegangen wären, und nur dieses allein sich erhalten hätte, wer müßte nicht dieses Einen Zeugnißes wegen diese Glaubenslehre annehmen, und mit Liebe darnach thun!

20. Acht Jahre nach der heil. *Monika*, am 17. Januar 395 nach Christi Geburt starb *Theodosius*, der Große, Alleinherrscher des römischen Reiches. Er starb zu Mailand. *Ambrosius* der Heilige, große Erzbischof von Mailand hielt ihm 40 Tage nach seinem Tode die Leichenrede. Sein Herz ergießt sich in Liebe beim Andenken des großen und gottseligen Kaisers. Er zweifelt nicht, daß er schon der ewigen Wonne sich erfreue; gleichwohl empfiehlt er ihn dem Gebete der Gläubigen mit den rührendsten Worten. Alle Schriftsteller, die heidnischen wie die christlichen, vereinigen sich im Lobe dieses großen und guten Kaisers. *Theodosius* war untadelhaft in seinen häuslichen Verhältnissen, als Sohn, als Neffe, als Gemahl und als Vater. Der heilige *Ambrosius* meldet auch von ihm, er habe in seinen letzten Stunden sich mehr mit dem Wohl der Kirche beschäftigt, als mit dem Leiden seiner

Krankheit (Ambr. sermo de diversis). Heilige, heilsame Furcht! erhabene Vorstellung von hoher Heiligkeit, die erforderlich, um zur Anschauung Gottes zu gelangen!

21. Antigonus, ein sehr angesehener Mann, begleitete zur Zeit des großen Theodosius, mit dem er verwandt war, eine Rathsherrnstelle in Konstantinopel. Er starb in der Blüthe seiner Jahre im Rufe der Heiligkeit. Die griechische Kirche feiert sein Andenken am 11. Januar. Seine Gattin Euphrasta, die erst 22 Jahre zählte, blieb Witwe. Auch ihr Andenken feiert die griechische Kirche mit dem ihres heiligen Gemahls. Um nun den, ihr lästigen, Brautwerbern zu entgehen, zog sie nach Egypten auf eines ihrer dortigen Landhäuser. In der Nachbarschaft ihres dortigen Aufenthaltes ward sie mit gottseligen Jungfrauen bekannt, die in einem Kloster beisammen wohnten, und ein sehr strenges Leben führten. Der heilige Wandel dieser Jungfrauen flößte ihr Vertrauen ein, und sie wollte ihnen gewisse jährliche Einkünfte anweisen, wofür die gottseligen Jungfrauen des Antigonus, ihres verstorbenen Gemahls, in ihrem Gebete gedenken sollten. Allein die Vorsteherin des Klosters gab ihr zur Antwort: „Wir haben allen zeitlichen Gütern und allen Bequemlichkeiten des Lebens entsagt, um Gottes Reich dafür zu erhalten. Wir sind arm und in der Armuth wollen wir auch sterben. Indes werden wir eures verstorbenen Gemahls im Gebete doch nie vergessen.“ Sie nahmen nichts von ihr an, als ein wenig Oehl um das Licht in ihrem Bethsaale zu unterhalten, und etwas Weihrauch, um ihn auf dem Altare zur Ehre Gottes anzuzünden.

Welche Demuth, welche Zartheit, welche Liebe! Solche Tugenden erzeugt die katholische Glaubenslehre vom Fegfeuer, und solche Tugenden handeln auch nach diesem Glauben, der den erhabenen Vorstellungen von Gott wie den richtigen Vorstellungen von der Natur des Menschen am vollkommensten entspricht.

22. Unter diesen großen und so liebenswürdigen Männern und Frauen des IV. Jahrhunderts begegnet uns aber auch ein gewisser *Netius*, der mit seinen Anhängern gegen das Jahr 340 zu den Irrthümern des *Arius*, der während der Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses eines unnatürlichen Todes starb, unter andern auch noch den hinzufügte: daß es unnütz sei, zu beten, und das heilige Opfer für die Verstorbenen zu entrichten.

Netius zeugt so für das Vorhandensein und für die Ausübung der kathol. Lehre vom Fegfeuer und sagt uns zugleich, daß die Irrlehrer das XVI. Jahrhunderts, welche die armen Seelen damit aus dem Fegfeuer erlösen, daß sie sagten, es gäbe gar keinen Reinigungsort nach dem Tode — nur seinen Unrath wieder aufgewärmet hätten.

23. Schon im III. und IV. Jahrhundert waren die *Diptychen* üblich, d. h. Verzeichnisse der Gestorbenen, vorzüglich der gestorbenen Bischöfe, deren Andenken die Kirche feierte, und ihre Seelen Gott empfahl. Solche Verzeichnisse mußte ein *Diakon* der Kirche halten und aufbewahren. Sie haben ihre Namen von zweifach zusammengelegten Pergament, so wie *Diplome*. So ließ der *Patriarch* von *Antiochia*, *Flavian*, um die Herzen der *Eustathianer* zu gewinnen, die Namen beider verstorbenen Bischöfe dieser Parthei (398 n. Chr. Geb.) des *Paulinus* und *Cyagrius*, in die *Diptychen* seiner Kirche eintragen. Was auch von gutem Erfolge war, obwohl die gänzliche Vereinigung der *Eustathianer* mit den *Katholiken* erst bei dem *Patriarchen* *Kalendion* im Jahre 482 geschah. (*Cyrill. Alexandr. Epist.*) (*Theod. Hist. Eccl. V. 35. und III. 5.*)

Daher schreibt sich auch der schöne und gewiß wirksame Gebrauch in der heil. kathol. Kirche, daß fast täglich, vorzüglich aber an den *Quatemberzeiten* und *Allerseelentagen* die Lebenden für die lieben Verstorbenen namentlich bitten lassen. Eine Übung, so nützlich für

die Lebenden als heilsam für die Verstorbenen. Jeder Name ruft ja: „Heute mir, morgen dir! Ich bin gestorben, du mußt sterben; auf den Tod' aber folgt das Gericht!“

24. Johannes Chrysostomus, hochgefeierter Name! Kirchenlehrer, Patriarch zu Konstantinopel, eine Säule und Grundfeste der kathol. Wahrheit, war der Sohn eines Feldobersten Namens Sekundus. Er wurde geboren zu Antiochia im Jahre 347. Er starb in der Verbannung den 14. Herbstmonat im Jahre 407. Er stärkte sich zur Reise in die Ewigkeit durch den Empfang des allerheiligsten Altars sakramentes, sagte noch seinen gewohnten Spruch: „Ehre sei Gott in allen Dingen!“ zeichnete sich mit dem heiligen Kreuze, sprach: „Amen!“ und es verstummte der goldene Mund. Hören wir nun den heil. Chrysostomus. In seiner 3. Homilie über den Brief des heil. Apostel Paulus an die Philipper, nennt er das Gebet für die Verstorbenen bei dem heiligen Messopfer geradezu eine Anordnung der Apostel. „Es ist nicht ohne Ursache,“ sind seine Worte, „von den Aposteln schon verordnet worden, daß unter dem allerheiligsten Geheimnisse, das ist unter dem heiligen Opfer der Verstorbenen gedacht werde, denn sie glaubten, daß die Verstorbenen dadurch großen Nutzen haben: denn wenn das ganze Volk der Gläubigen dasteht, wenn die Priesterschaft den Altar umgibt, wenn alle ihre Hände erheben, wenn das allerheiligste Opfer gegenwärtig ist, wie sollte Gott sich wohl nicht erbitten lassen für diejenigen, welche im Glauben, in der Gnade aus diesem Leben geschieden sind.“

So redeten, so predigten, so schrieben die größten d. h. die gelehrtesten und heiligsten Kirchenväter der ersten Zeiten. Könnten wir heut zu Tage deutlicher bekennen, daß die Kirche für die Erlösung der Seelen das heilige Opfer des Leibes und Blutes Jesu verrichte?

25. Auch mögen wir alle uralten Denkmäler unter-

suchen, die man nur vom heiligen Messopfer gefunden hat, so wird man allezeit finden, daß der Priester die heiligen Gaben auf dem Altare für die Lebendigen und Verstorbenen aufopferte, daß nach der allerheiligsten Wandlung die Namen der Verstorbenen abgelesen wurden, welche an dem heil. Opfer Theil haben sollen: man wird finden, daß es für die größte Strafe angesehen war, wenn erklärt wurde, daß Jemand nach seinem Tode des Gebetes und des Opfers sollte beraubt sein. Es war um die Mitte des V. Jahrhunderts, daß der heil. Rustikus, Bischof zu Narbonne in Frankreich, seinen Archidiacon Hermes mit einem Schreiben nach Rom sandte, in welchem Schreiben er den heiligen und großen Papst Leo verschiedene die Kirchenzucht betreffende Fragen vorlegte. Aus den hierauf von Leo, dem heil. Papste, erlassenen Dekretalen sehen wir, daß der heil. Rustikus sich auch Rathsch erholte, wie es mit jenen zu halten wäre, die außer der Kirchengemeinschaft, im Kirchenbanne nämlich waren. Der große und heil. Papst antwortete: „Was jene betreffe, welche ganz nahe am Ende ihres Lebens sich zur Buße gemeldet, aber von dem Tode überrascht, nicht durch Darreichung der heil. Eucharistie die vollkommene Losprechung erhalten hätten, so müsse man solche dem Urtheile und der Barmherzigkeit Gottes überlassen, aber nicht für dieselben beten.“

Wie konsequent! der Glaube lehrt, daß nur jene Seele die in der Gnade von hinnen scheidet, noch einer Hilfe durch Fürbitte und Opfer fähig ist; die Liebe aber verdammt Niemanden. Wie zart!

Der heil. Papst Leo, der Große, starb im hohen Alter, nachdem er die Kirche Jesu durch 21 Jahre in den schwersten Stürmen der Zeit eben so weise, als kraftvoll regiert hatte, am 11. April 461. Er hatte mit den Irrlehren des Donatus, des Nestorius, des Eutyches, der Pelagianer und Halpelagianer; dann mit dem Hunnen-Könige Attila und mit dem Vandalen-Könige Genseric zu thun.

26. Oder ist es vielleicht angenehmer von den ältesten Feinden der katholischen Kirche die katholische Wahrheit zu hören?

Der sehr gelehrte Abbé de Trevern in seinen freundschaftlichen Erörterungen über die Kirche von England und die Reformation überhaupt, sagt geradezu: „Man kann die Behauptung aufstellen, daß vor dem XVI. Jahrhunderte in den christlichen Kirchen keine einzige Liturgie bestand, in welcher nicht das Andenken und das Gebet für die Verstorbenen vorkäme.“

Die Liturgien z. B. aller Nestorianer an der Küste von Malabar und von Chaldäa haben sogar eine eigene Messe für die Verstorbenen.

Die Liturgie der Nestorianer an der Küste von Malabar lautet folgendermaßen: „Erinnern wir uns unserer Väter, Brüder und aller Gläubigen, welche im Schooße des wahren Glaubens aus dieser Welt geschieden sind. Bitten wir den Herrn, daß er sie lossprechen, ihnen ihre Sünden und Pflichtvergeffenheiten nachlassen und sie würdig machen möge, die ewige Glückseligkeit mit jenen Gerechten zu theilen, die seinem göttlichen Willen Folge geleistet haben.“

Die Nestorianer haben ihren Namen von Nestorius, Bischof zu Konstantinopel, der um das Jahr 430 lehrte, daß in Christo eben so wohl zwei Personen, als zwei Naturen wären, und daß Maria nicht eine Gottesgebärerin, sondern eine bloße Mutter Christi, als Mensch wäre. Diese Irrlehre wurde aber auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Ephesus verdammt. Nestorius starb in der Verbannung, versault bei lebendigem Leibe.

Sehr wahr und sehr schön sagt Friedrich von Kerz in seiner Fortsetzung der Geschichte der Religion Jesu Christi von Stolberg, Band XVI. Seite 5. „Vermessenes Grübeln über das unerforschliche Geheimniß der beiden Naturen in Jesu Christo brachte Nestorius zum Falle.“

„Die in ihrer erhabenen Einfalt so durchaus göttliche, den Verstand, wie das Herz gleich entzückende Religion Jesu hat und hatte nie einen gefährlichern Feind, als den unmässigen, aus Stolz entspringenden Hang auch dasjenige wissen zu wollen, was jenseits der Grenzen der menschlichen Erkenntniß liegt; begreifen zu wollen, was nur durch den Glauben erschaut, von dem grübelnden Verstande niemals gelöst, aber von einem reinen, von Liebe zu Gott entflammten Gemüthe freudig geglaubt wird.“

27. Einer der berühmtesten Männer der letzten Hälfte der vierten und ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts ist auch Arsenius. Er war von Geburt ein Römer, aus einer Familie, die in ihrer Verwandtschaft mehrere Senatoren zählte. Sorgfältig war seine Erziehung und mit glühendem Eifer bewarb er sich von frühester Jugend um Tugend und Wissenschaft. Er war auch in der griechischen wie lateinischen Literatur bewandert, vorzüglich in den heil. Schriften. Kaiser Theodosius, der Große, vertraute ihm die Erziehung seiner zwei Söhne, Honorius und Arkadius an, erhob ihn zur Senatoren = Würde, wies ihm ein prachtvolles Gefolge an, und gab ihm 100 prachtvoll gekleidete Diener. Aber alles das war für die Größe seines Geistes und Herzens nichts. Arsenius verließ den Hof, begab sich in die Einsamkeit und starb dort in einem Alter von 95 Jahren, von denen er 55 in der Einöde zubrachte. Sterbend sagte er zu den Umstehenden: „Ich bitte eure Liebe, mir eines zu gewähren, daß ihr nämlich nach meinem Tode bei dem heiligen Opfer meiner gedenket. Möchte ich doch, wenn ich in meinem Leben etwas gethan habe, was meinem Gotte wohlgefällig sein sollte, ihn durch seine Barmherzigkeit besitzen! —“ Die Weisheit, Wissenschaft und Tugend des Arsenius war am kaiserlichen Hofe zu Konstantinopel in so gesegnetem Andenken, daß Theodosius, wie nach dem Tode des Vaters, Arkadius, ihn auffuchen ließen und auf alle mögliche, aber

gleichwohl vergebliche Weise ihn in ihre Nähe zu locken suchten.

Wenn es die Religion Jesu erlaubte, so müßte man die Mönchen und Mönchlein unsrer Zeit, die sich erfrechen den Glauben solcher Männer einen Köhler=Glauben zu nennen, verachten.

28. Wir schließen die Zeugnisse für die katholische Lehre vom Fegfeuer aus dem fünften Jahrhunderte mit der Bemerkung, daß nicht ohne entscheidende Gründe ein Sakramentarium der römischen Kirche dem heiligen Papste Gelasius I. zugeschrieben wird. Dieses Sakramentarium enthält nicht nur allein Formeln, die bei der Spendung der heiligen Sakramente gebraucht werden, sondern auch Messen für das ganze Jahr, worunter mehrere für die Verstorbenen.

Papst Gelasius I. starb nach einer Regierung von 4 Jahren und 8 Monaten, am 19. November 496. Die Kirche hat ihn den Heiligen gezählt, und seine hohe Weisheit, sein erleuchteter Eifer, die Festigkeit seines Charakters verbunden mit Demuth und ungeheuchelter Frömmigkeit, geben ihm alle Jahrhunderte hindurch die gerechtesten Ansprüche auf die stete, ununterbrochene Verehrung der gesammten katholischen Christenheit.

29. Alles, was in der ersten Stadt der alten Welt, in Rom nämlich, die Aufmerksamkeit der Menschen gewöhnlich zu fesseln pflegte, vereinigte in sich Gregor, Sohn des Senators Gordian; glänzende Geburt, angeheure Reichthümer, Wohlgestalt des Körpers, Talent und Kenntniße. Kaiser Justinian II. übertrug ihm die Prätur Roms, welche Würde Gregor ganz ausfüllte.

Nach dem Tode seines Vaters stiftete er sechs Klöster in Sicilien und ein siebentes zu Rom, in seinem eigenen Hause. Im Jahre 575 nahm er selbst in demselben das Ordenskleid des heil. Benedikt; neun Jahre darauf wählte ihn die ganze Gemeinde einstimmig zum Abte. Von sei-

ner unerbittlichen Strenge mit der er jede Verletzung irgend einer, von dem großen Ordensstifter gemachten Regel ahndete Folgendes:

Einer seiner Mönche, Namens Justus, war ein sehr geschickter Arzt, und hatte durch seine Kenntniße in der Arzneikunde nicht nur den Brüdern, sondern dem Abte selbst, viele und sehr wesentliche Dienste geleistet. Endlich ward Justus selbst krank. Die Krankheit machte schnelle Fortschritte und nach wenigen Tagen war der Zustand des Kranken schon höchst gefährlich. Seinem Bruder, ebenfalls Arzt zu Rom, der ihn in seiner Krankheit behandelte, entdeckte nun Justus, daß er drei Goldstücke besitze, solche aber, weil die Ordensregel es verbiethe, sehr sorgfältig verborgen habe. Das Geständniß des Kranken wurde bald bekannt. Unverzüglich wird nun Alles sorgfältig durchsucht, und nach langen Suchen werden endlich die drei Goldstücke in einem mit Arznei gefülltem Gefäße gefunden. Voll des gerechten Eifers läßt Gregor, der Abt, sogleich allen Mönchen verbieten, den Kranken ferner mehr zu besuchen; nur dessen Bruder, dem Arzte, ward es gestattet, seine Besuche auch ferner noch fortzusetzen. Aber Justus fühlte sich seinem Ende nahe; es verlangte ihn nach dem Beistande der Brüder. Jetzt erst wird ihm gesagt, daß seines heimlich gesammelten Mammons wegen, der Abt den Brüdern verboten habe, ihn zu besuchen. Diese Worte waren für den Sterbenden ein Donnerschlag, aber sie erzeugten Früchte ernster Buße. Justus bekannte laut sein Verbrechen, bat Gott, den Abt und seine Brüder um Verzeihung, und starb bald darauf unter allen Zeichen der tiefsten Reue und innigsten Zerknirschung.

Der heilige Abt wollte aber an den Gefallenen noch eine Strafe ausüben, die in den Gemüthern aller seiner Mönche einen bleibenden, unauslöschlichen Eindruck zurücksasse. Statt also die Leiche des Justus auf den gewöhn-

lichen Begräbnißplatz beerdigen zu lassen, ward auf des Abtes Befehl an einem unsauberen Orte eine Grube gegraben und der entseelte Körper hineingesenkt, das Gold aber wurde demselben mit den mit Fluch beladenen Worten: „Möge dein Geld sammt dir verderben!“ nachgeworfen. Für den Verstorbenen durfte weder gebetet noch das heil. Opfer dargebracht werden.

Gregor hatte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht; seine Strenge verbreitete unter sämmtlichen Mönchen einen heilsamen Schrecken; und da die Regel ihnen verschiedene Kleinigkeiten zu besitzen erlaubte, so durchsuchten sie sorgfältig jetzt Alles, ob ja nicht etwas Verbothenes sich darunter befände; alle ihre kleinen Habseligkeiten brachten sie zu dem Prior des Klosters, legten sie zu den Füßen nieder und bethenerten ihm, daß sie auf seinen Wink, alles freudig hinzugeben bereit wären.

Als Gregor sah, daß sein wohlthätiger Zweck erreicht wäre, ließ er den Prior wieder zu sich rufen. „Es ist Zeit,“ sagte er ihm, „daß wir den Leiden unseres verstorbenen Bruders, so viel es in unsern Kräften steht, zu Hilfe kommen. Man bringe von Morgen an, dreißig Tage nach einander, für ihn jeden Tag das heilige Opfer, und alle Brüder versammeln sich täglich diese Zeit hindurch zum gemeinschaftlichen Gebete für die Ruhe seiner Seele.“ Nach Vollendung dieser Gebete und heiligen Opfer ward den Brüdern die Offenbarung, daß die hingeschiedene Seele des Justus entsündigt, die Zeit ihrer Strafe abgekürzt und nun in den Ort ewiger Ruhe eingegangen sei. Seit dieser Zeit (589) werden die Messen, welche an dreißig auf einander folgenden Tagen, für die Seele eines Gestorbenen gelesen werden, die Gregorianischen genannt. Mit dem heil. Gregor, dem Großen, hatte die Fülle aller Kräfte und Fähigkeiten durch 13 Jahre den päpstlichen Stuhl besetzt. Er starb im 65. Jahre seines Alters am 12. März 604. Kein Papst und nur wenige

der Väter haben die Welt mit so vielen Schriften bereichert als der heilige Papst Gregor der Große. Seinen Namen nennt die ganze Welt mit Ehrfurcht und Bewunderung.

30. Während der Regierung Pelagius des II. wurden mehre Concilien in Gallien gehalten. Die merkwürdigsten davon sind: Das Concilium von Lyon 581, zwei Concilien zu Macon, endlich die Synode von Auxerre im Jahre 582. Verschiedene aus dem Heidenthume herrührende, abergläubische Gebräuche gaben die Veranlassung zu mehreren Verordnungen dieser Synode. 45 Canons wurden von den versammelten Vätern gemacht. Der XVII. heißt wörtlich: „Für Selbstmörder sollen keine Opfer angenommen werden.“

31. Das Fegfeuer ist kein Freihafen für alle Arten von Sündern, auch kein Polster auf der Bahn des Heils. Nur läßliche Sünden, die die Gnade Gottes in uns noch nicht ausgelöschen haben, können dort nachgelassen; nur die unvollendete, genugthuende Buße für schon nachgelassene Todsünden kann dort vollendet, oder durch das Gebet und Opfer der Lebenden abgekürzt werden. Die reinigenden Schmerzen des Fegfeuers sind nicht gering. Der große, heilige Papst Gregor sagt geradezu: „Lieber wollte ich alle Leiden der Erde, bis an das Ende der Welt erdulden, als nur einen Tag die Qualen des Fegfeuers.“ Das darf uns nicht wundern. Betrachten wir nur die Strafen, womit Gott, der Herr diese Sünde belegte, und zwar schon im alten Testamente. In eine Salzsäule ward Loth's Weib verwandelt, weil sie eine läßliche Sünde aus Vorwitz begangen hatte. Moses und Aron, diese großen Diener Gottes, die so große Wunder gethan, so große Drangsale erlitten hatten, das Volk Israel aus Aegypten zu führen, mußten beide in der Wüste sterben, und nicht gestattet ward ihnen, in das Land der Verhei-

fung einzugehen, weil sie einen leichten Fehler aus Furcht und Mißtrauen begangen hatten. Vorwizig blickten die Bethsamiten zur Arche des Bundes auf, und fünfzig derselben wurden auf der Stelle mit dem gähnen Tode bestraft. Wahrlich ein überaus großes Uebel muß die läßliche Sünde sein, da der so gütige und barmherzige Gott selbst in seinen geliebtesten Kindern sie so strenge bestraft, wie getreu sie ihm auch gedient haben. Ganz natürlich, denn die läßliche Sünde ist eine Verachtung und Beleidigung Gottes auf eigene Weise.

1. Durch die läßliche Sünde wird die Seele entstellt; und tilgt sie auch das Ebenbild Gottes nicht gleich der Todsünde, so verdunkelt sie dasselbe gleichwohl, und die Seele gleicht dadurch einem schönen Angesichte, das mit Aussatz und Geschwüren bedeckt ist.
2. Ferner wird die Seele dadurch krank, schwächlich und gelähmt. Auch mindert diese Sünde die Liebe, nicht zwar dem Umfange, wohl aber der Thätigkeit nach; denn sie mindert das Feuer der Liebe und wirkt, daß zwischen Gott und der Seele eine gewisse Kälte eintritt.
3. Auch hemmt und verhindert sie die Wirkungen der Gnade, verfinstert das Erkenntniß-Vermögen, verführt den Willen, weckt die Leidenschaften auf und entflammt die Begierlichkeit. Eine Folge dieser Untreue ist, daß Gott der Seele sich nicht mehr mit der nämlichen Freundlichkeit und Vertraulichkeit mittheilt, seinen süßen, innerlichen Trost ihr entzieht; ihr nicht mehr so vielfältige und so mächtige Gnaden ertheilt, wie zuvor; sie nicht mehr mit so großer Sorgfalt leitet, mit so starker Kraft beschützt, und mit so zarter Liebe anregt und erwärmt.
4. Die schrecklichste und gefährlichste Wirkung der läßlichen Sünde aber ist, daß sie ihrer Natur nach zur Todsünde, wie die Krankheit zum Tode führt. Und

dieß ist eine Glaubenswahrheit; da der heilige Geist uns versichert, daß, wer auf geringe Fehler nicht achtet, zuletzt in große verfällt.

Nun verstehen wir, was der heil. Augustinus sagt: „es sei besser, daß das Weltall untergehe, als daß eine einzige läßliche Sünde begangen werde.“

32. In unserem Missale pro defunctis heißt es bei der Messe, die am Sterbe- oder am Begräbnistage eines Dahingeshiedenen gelesen wird, daß am dritten, siebenten und dreißigsten Tage des Gestorbenen die dort aufgeführten Gebete sollten genommen werden. Unsere Vorfahrer, sagt Anton Jeanjean in seiner Rede von der Messe für die Verstorbenen — pflegten den dritten, den siebenten und dreißigsten Tag nach dem Hintritte eines Menschen dem Opfer und dem Gebete zu widmen. Am dritten Tage kamen sie, und wohnten dem heil. Sühnungsopfer bei, um Jesum zu bitten, daß, gleichwie er am dritten Tage glorreich von den Todten auferstanden, und alle Seelen aus der Vorhölle siegend mit sich zur Herrlichkeit herausgeführt, er also auch die Seele des Verstorbenen zu sich in die ewige Seligkeit rufen wolle. — Am siebenten Tag kehrten sie wieder zum Grabe und wiederholten Opfer und Gebete. Sie erinnerten sich an die unermessene Güte des Allmächtigen, welcher, da er Himmel und Erde erschaffen hatte, den siebenten Tag durch die Ruhe geheiliget; sie baten ihn, er möchte auch also die Seele des Verstorbenen mit seiner seligen Ruhe beglücken, und zu dem ewigen Sabbathe aufnehmen. — Am dreißigsten Tage wurde alles dieses abermals erneuert. Sie hatten dieses von den Kindern Israels erlernt, welche ihre Todten, deren Gedächtniß geehrt war, dreißig Tage beweinten: so wurde Moses, so Aron dreißig Tage betrauert.

So eifrig, so standhaft waren die Gläubigen seit den ältesten Zeiten in der Andacht für die Abgestorbenen, bei dem heiligen Opfer, welches für sie wiederholt verrichtet wurde.

33. Der heilige Erzbischof Isidorus von Sevilla war einer der gelehrtesten und heiligsten Männer seiner Zeit. Er war der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache wohl kundig, er war die Seele beider Kirchenversammlungen zu Sevilla im Jahre 619 und zu Toledo im Jahre 633. Bei den vielen Arbeiten als Erzbischof schrieb er auch noch mehrere gelehrte und nützliche Schriften. Vor allen zeichnet sich aber die Regel aus, die er den Mönchen seiner Klöster gab. Sie ist eine Art von Commentar über jene des heil. Benedikts und zugleich ein sprechender Beweis von der Gelehrsamkeit und Heiligkeit des Erzbischofes. Hinsichtlich der verstorbenen Brüder bestimmte die Regel: „Wenn ein Bruder im Herrn gestorben, so soll für die Ruhe seiner Seele, noch bevor der Leib beerdiget wird — das heilige Opfer dargebracht werden. Am ersten Tage nach Pfingsten aber soll für alle im Laufe des Jahres gestorbenen Brüder ein feierliches Todtenamt gehalten werden.“

Der heilige Isidor starb im Jahre 636 nachdem er etwa drei Tage vorher in der Kirche eine öffentliche Beichte seiner Sünden abgelegt und die heil. Wegzehrung empfangen hatte.

34. Um die nämliche Zeit lebte Johannes, genannt der Almosengeber, Patriarch zu Alexandria. Er war aus Cypren gebürtig, wo sein Vater Epiphanius mehrere Jahre Statthalter dieser Insel gewesen. Seine Milde war beispieellos, sein Leben engelrein. Es gibt kein Werk der Barmherzigkeit, das der heilige Patriarch nicht mit gleicher Liebe übte. Zur Zeit einer Pest in Alexandria war er unermüdet in seinem Besuchen der Kranken und Sterbenden; er sorgte für deren leibliches wie geistiges Wohl, labte die Körper und stärkte die Seelen und drückte denjenigen, die gleichsam in seinen Armen starben, mit eig'ner Hand die Augen zu. Für die Beerdigung der Todten war er dann nicht minder besorgt, und daß ja die

Seelen der Dahingeschiedenen nicht vergessen, sondern alle mögliche Hilfe ihnen auch noch Jenseits zu Theil wurde, veranstaltete der seeleneifrige Patriarch sogar Collekten zu Seelenmessen für die Ruhe der Verstorbenen. Der Ertrag solcher Collekten ward, wie gewöhnlich, wieder zum Nutzen der Armen verwandt; denn für das Auskommen seiner Geistlichen hatte Johannes hinreichend gesorgt; auch waren sie alle, durch das Beispiel ihres heiligen Bischofes, von dem nämlichen Geiste der Nächstenliebe und Uneigennützigkeit beseelt. Beontius, Bischof von Neapolis, in Palästina, ein jüngerer Zeitgenosse des heiligen Johannes, hinterließ uns dessen Lebensbeschreibung. Er versichert, Alles, was er erzähle, aus dem Munde des Menas, ersten Dekonomen der Kirche von Alexandria gehört zu haben.

35. Wir enthalten uns des Urtheiles über Thatsachen, die einen uralten Glauben und eine allgemeine Übung voraussetzen und fügen nur mehr das an, was der heilige Isidor im I. Buche von den gottesdienstlichen Übungen, Kapitel 15 sagt:

„Nachdem in der Kirche durch die ganze Welt für die Ruhe der verstorbenen Gläubigen das Opfer dargebracht und Gebete verrichtet werden, so glauben wir, daß es die Apostel sind, welche uns diesen Gebrauch mittelst der Tradition zurück gelassen haben, denn die Kirche beobachtet ihn an allen Orten, und es ist gewiß, daß, wenn sie nicht der Meinung wäre, die Gläubigen könnten die Vergebung ihrer (läßlichen) Sünden erlangen, so würde sie gewiß keine Almosen sammeln zur Erleichterung ihrer Seelen, und Gott nicht das Opfer für sie darbringen.“

Ist eine Vernunft, die das Gegentheil schließt und denkt, nicht krank, sehr krank?

36. Nachdem wir für die katholische Lehre vom Fegfeuer vom Morgen-, wie vom Abendlande ein Zeugniß vernommen haben, so wollen wir auch noch die wichtigste

und einflußreichste, außerkirchliche Person dieses Jahrhunderts um ihre Meinung fragen. Was hielt dennoch Mohamed von einem Reinigungs-Orte der anderen Welt? Am 10. April 569 um die Mittagsstunde gebar die Witwe Abu einen Knaben, der von seinem erfreuten Großvater den Namen Maha=mad (der Erwünschte), oder wie wir zu sprechen pflegen, Mohamed erhielt. In seinem 44. Lebensjahre (614) trat er als Prophet auf, und am 17. Juni 632 gab er wieder um die Mittagsstunde, den Geist auf.

Die das mildeste Urtheil über Mohamed fällen, nehmen allgemein an, daß seine Absicht die Zerstörung des Götzendienstes war. Er schuf sich deswegen eine neue Religion, die eigentlich eine Zusammensetzung von Entstellungen dessen ist, was ihm aus dem Christenthume, aus dem Juden- und Heidenthume beliebte. Daher kommt es denn, daß wir unter seinen Glaubens-Lehren auch einen Reinigungs-Ort finden. Dem Moslem, wie er sich auch betragen haben mochte, wurde der endliche Eingang in das Paradies versprochen, sobald er seine Sünden, oder Verbrechen in einem Reinigungs-Orte abgebußt habe, wo er nicht über 7000 Jahre zubringen sollte. Mohamed selbst empfahl sich vor seinem Tode noch, von der Kanzel herab, dem Gebete der Gläubigen. Capitän Philips, der mehrere Jahre in Konstantinopel gelebt hat, erzählt in seiner Reisebeschreibung interessante Details über die Ceremonien der Muselmänner bei der Bestattung ihrer Leichen. So erzählt er uns, daß ein Priester, bei der Leiche stehend, so bete: „Und du, großer, glorreicher Gott! wir flehen dich ohnmächtig an, wolle die Erde deinem Diener leicht machen, und möge er bei dir Gnade und Barmherzigkeit finden, Amen!“ Auch die Rede, die der muselmännische Priester bei der Leiche hält, schließt mit einem Gebete: „Und nun möge Gott, dein Herr, der große und glorreiche Gott, der eines Tages alle Todten aus ihren Gräbern wecken wird, voller Güte und Barm-

herzigkeit für dich sein; möge er deine Antworten gütig aufnehmen und dich den Weg des Heils führen; möge er dir die Gunst bewilligen seiner göttlichen Majestät und seinem Propheten zu nahen und möge seine Gnade ewig mit dir sein. Amen!"

Die Idee von einer Reinigung, Läuterung nach diesem Leben fand Mohamed auch im Heidenthume und zwar in der Lehre von der Seelenwanderung. Anfangs war sie bei den Aegyptiern freilich nichts, als eine sehr scharfsinnig ausgedachte, symbolische Vorstellung der Unsterblichkeit der Seele. Die nachstehenden Weisen bedienten sich dieser Vorstellungsart, um rohe Völker, auf die ohnehin die Schicksale der Thiere lebhafter wirkten, weil sie dieselben besser beobachteten, von den Lastern zurückzuhalten; nachher ward sie eine freilich unglücklich gewählte Vorstellung der Reinigung der Seele, und ihrer Vorbereitung zu dem Genusse der Glückseligkeit. Selbst unsere gallischen Vorfahre dachten so. Cæsar de bello gallico VI. 14. Plato hat diese Lehre nach seiner blühenden Phantasie besonders ausgeschmückt. Was ist endlich des Sokrates bessernde Hölle anders, als ein Reinigungs-Ort?

37. Der berühmteste Mann zu Ende des VII. Jahrhunderts war Beda, genannt der Ehrwürdige. Er wurde in einem Dorfe des Bisthums Thurham im Jahre 673 geboren. Guthbert, ein Schüler Bedas, hat uns einen Bericht über den Tod dieses heiligen, gelehrten Mannes hinterlassen, in einem Briefe an seinen Studiengenossen, den Mönch Guthwin.

Der Anfang dieses Briefes lautet also: „Guthbert deinem in Christo Jesu geliebten Mitschüler Guthwin, ewiges Heil in unsern Herrn! Ich habe mit Vergnügen das kleine Geschenk empfangen, welches du mir zu schicken die Güte hattest. Dein Brief hat mir auch viele Freude gemacht, weil ich darin gefunden, was ich sehnlich verlangte, daß du nämlich für Beda, den wahren Diener

Gottes, unsern Vater und Lehrer, gebetet, und das heilige Opfer entrichtet hast. Die Liebe, die ich zu ihm habe, heißt mich über sein Hinscheiden aus dieser Welt einen kurzen Bericht geben, den du, wie ich weiß, von mir erwartest.“

Dieser Bericht, welcher uns die Krankheit und das schöne Verhalten des Kranken beschreibt, schließt wie folgt: „Um die neunte Stunde gab er mir den Auftrag, alle Priester des Klosters herbei zu rufen. Als sie versammelt waren, vertheilte er Pfeffer, Tücher und Weihrauch, die er in einer Schachtel hatte und bat sie, seiner vor Gott eingedenk zu sein, und nach seiner Meinung Messe zu lesen, was ihm auch alle versprachen. Niemand war, der nicht weinte, als er uns ankündigte, daß wir ihn bald nicht mehr sehen würden. Hierauf setzte er sich auf den Boden seiner Zelle, der Kapelle gegenüber, wo er zu beten pflegte. Mit den Worten: „Ehre sei dem Vater, dem Sohne und dem heil. Geiste!“ entschlief er ruhig im Herrn.“ Er starb den 26. Mai 735.

Dieser fleißige Mann, Beda, der Ehrwürdige, schrieb außer grammatischen, arithmetischen, physischen, astronomischen, chronologischen und moralischen Werken eine sehr wichtige Geschichte der englischen Kirche, die mit Julius Cäsars Zeit anfängt, und bis zum Jahre 731 fortgeht; Commentarien fast über das ganze alte und neue Testament, Homilien, Reden, Traktate, ein Martyrologium u. s. w.

Fuller sagt von Beda: „Er schimmerte wie ein Licht mitten unter einem unwissenden und verkehrten Geschlechte.“ Von sich selbst sagte Beda, daß er sein größtes Vergnügen im Lernen, Lehren und Schreiben fand.

38. Im VIII. Jahrhunderte wurden unter dem Pontifikate Papst Paulus zwei Nationalconcilien gehalten, das Eine zu Attigni (765), das Andere zu Gentilli, nahe bei Paris (767). Auf den ersten, auf welchem die Ver-

sammlung sehr zahlreich war, machten die darauf anwesenden Bischöfe und Aebte sich gegenseitig das Versprechen, daß, wenn Gott einen von ihnen aus dieser Welt abrufen würde, jeder dreißig Messen für den Verstorbenen selbst lesen und noch überdieß eine gewisse Anzahl Psalmen und Messen von andern Priestern wolle beten und lesen lassen.

Ueber dieses Zeugniß der Geschichte für das Fegfeuer sagt Friedrich von Kerz: „Es ist erfreulich, von der uralten, ehrwürdigen Tradition der Kirche in Ansehung der Gestorbenen von den Zeiten der Apostel an in allen Jahrhunderten Spuren zu finden. Die Lehre vom Fegfeuer, d. h. von einem Reinigungs-Orte, wo die Abgestorbenen, des beseligenden Anschauens Gottes beraubte Seelen des frommen Gebetes ihrer, noch hier auf Erden wallenden Brüder bedürfen, ist demnach keine, zeitlichen Vortheils wegen, erst später erfundene Neuerung, sie ist so alt als das Christenthum, und war, wie wir wissen, selbst dem Volke des alten Bundes nicht fremd.

Aber für die Verstorbenen zu beten ist nicht bloß ein heilsamer, frommer Gebrauch; es ist noch weit mehr, es ist eine von der Liebe gebotene, mithin heilige Pflicht, der wir uns um so weniger entziehen sollen, da auch jene Seelen, deren Bußzeit unser Gebet abkürzen soll, einst nach ihrer völligen Entsündigung, ebenfalls für uns beten, und wir gewiß schon oft, ohne daß wir es selbst wissen konnten, die Wirkungen solcher, alsdann so viel vermögenden Fürbitte werden empfunden haben. Wenn wahre Liebe nie bloß für eigenes, sondern oft sogar noch weit mehr für fremdes Wohl besorgt ist, zudem auch Christus selbst uns belehrt, mithin uns befohlen hat, nicht bloß für uns selbst, sondern für alle unsere Brüder — und dieß bleiben auch die Verstorbenen, denn sie leben ja Gott — der Gott der Todten ist — zu dem himmlischen Vater flehen; so sollte kein wahrer Katholik, es

sei, daß er dem hochheiligen Meßopfer beiwohne, oder in einsamer Kammer sein Herz vor dem Allwissenden ausgieße, je sein Gebet schließen, ohne der Abgestorbenen zu gedenken, und auch für diese hilfsbedürftigsten aller seiner Brüder die Erbarmung des Allerbarmers herabzuflehen.

Wenn übrigens die von uns getrennten Confessionen den frommen, von der Kirche so sehr empfohlenen Gebrauch für die Verstorbenen zu beten und sogar heilige unblutige Opfer für sie Gott darzubringen zu einen Gegenstand witzigen Gespöttes machen; so hat dieß wahrhaft nichts zu sagen. Es ist ja blos ein Beweis, daß sie entweder das nicht kennen, was sie schmäheln, oder daß es ihnen an Gründen gebricht, die großen Wahrheiten zu entkräften, die jenen zu Grunde liegen.“

Elende Liebe, die mit diesem Leben abstirbt; stolzer Dünkel, der da glaubt, der Fürbitte nicht mehr bedürftig zu sein! Aber der Stolz und die Unwissenheit sind immer die Eltern des Widerspruches.

39. Schließen wir dieses VIII. Jahrhundert mit den zwei größten Männern, wenn nicht aller, doch vieler christlichen Jahrhunderte.

Im Jahre 795 am 25. Dezember starb *H a d r i a n I.*, mit gleichem Rechte der Große, wie der Heilige genannt. In einer, das Maß aller früheren wie nachfolgenden Päpste übersteigenden, beinahe 24jährigen Regierung, entwickelte *Habrian* nicht nur alle Tugenden eines erleuchteten und heiligen Papstes, sondern auch alle Talente und Eigenschaften eines wahrhaft großen, christlich = staatsklugen, durch Geist und Herz ausgezeichneten Regenten. Bloß durch der Tugend Allgewalt, und seine, über Alles hervorragende Persönlichkeit fesselte er den großen Regenten *Karl* mit unauslößlichen Banden der Freundschaft.

Ueber den Verlust dieses seines Freundes vergoß *Karl der Große* vielleicht mehr Thränen, als er über den Grabhügel seines eigenen Vaters geweint hatte. Was

war aber sein Trost und was gebot ihm seine Liebe für den Verstorbenen zu thun? In allen Kirchen seines Reiches ordnete er für den großen Verstorbenen prächtige Exequien an, in allen Städten und Flecken ließ er reiches Almosen austheilen, und schrieb auch an den ehrwürdigen König Offa von Mercien, daß er zu Seelenmessen für den Verstorbenen, eine Menge Messgewänder und andere Erfordernisse an die Bischöfe Englands gesandt, nicht, sagt Karl, als ob er zweifle, daß Hadrians reine Seele nicht jetzt schon der beseligenden Anschauung Gottes genieße, sondern bloß um seine Liebe, Treue und Dankbarkeit gegen seinen, ihm unvergeßlichen, väterlichen Freund zu beweisen.

Dieser schöne Gedanke Karls, dieses größten Regenten, daß er mit den vielen und prächtigen Exequien für den Papst Hadrian, seinem Freunde auch seiner Liebe, Treue und Dankbarkeit Statt thun wollte, führt uns auf folgende Betrachtung. Sollte es nämlich Jemanden zum Anstoße sein, daß die Kirche Stiftungen für die Seelenruhe Verstorbener Jahrhunderte fortbestehen lasse, ja, gar nie aufhebe, obwohl von der Barmherzigkeit Gottes, wie von der Frömmigkeit des Stifters zu hoffen wäre, daß die Seele desjenigen, für die geopfert wird — lange in die Ruhe des Herrn heimgegangen sei? O engherzige Grübele! Möchten alle Menschen so leben, daß sie verdienten, wie Henoach hinweggenommen zu werden! Aber in dem, nicht dringend genug erwünschlichen Falle, daß die Seele, für die geopfert wird, schon in den Himmel aufgenommen worden sei, wissen wir, daß sie alle diese Opfer, als eben so viele Dank-, Lob- und Preis-Opfer für ihre Erlösung dem göttlichen Lamm darbringen wird. Es wird auch die Seligkeit der Seele vermehren, wenn sie nach ihrem Tode durch die fromme Stiftung zur größeren Ehre Gottes noch fortwirkt auf Erde, zur Erbauung ihrer hienieden noch wallenden Brüder und Schwestern.

Diese heiligen Stiftungen sind die schönsten Vergißmeinnicht unserer Schwäche, Gefahr und Sterblichkeit. Der gottselige Thomas von Kempis sagt: „Wenn ein Priester die heilige Messe liest, so verehret er Gott auf das Höchste, erfreut er die Engel, erbaut er die Kirche, leistet er Hilfe den Lebendigen und bringt den Verstorbenen die ewige Ruhe zuwege; überdieß macht er sich selbst aller Gnaden theilhaftig (Nachfolge Christi IV. Buch, 5. Cap.) Kann, muß das nicht von Jedem gesagt werden, der ein heiliges Messopfer stiftet, ja der auch nur dem heiligen Opfer mit Andacht nach dieser Meinung beiwohnt?

Die auffallendsten Gebräuche, die bei einer Seelenmesse, oder einem Seelenamte beobachtet werden müssen, sind folgende: Der Priester betet beim Eingange der heil. Messe den Psalm nicht, in welchem David sich freuet in den Tempel des Herrn einzutreten; weil die Kirche sich erinnert, daß die Seelen noch nicht in die Freude des Herrn, in das Himmelreich eingegangen sind. — Bei dem ersten Gebete bezeichnet er nicht sich selbst, wie sonst, sondern das Buch mit dem heil. Kreuze: und dieses bedeutet, daß das unblutige Opfer des Kreuzes nicht sowohl für die Lebenden, als für die leidenden Seelen vorgenommen werde. — Der englische Lobgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe“ — wird nicht angestimmt, zwischen der Epistel und dem Evangelium erschallt kein Alleluja! zum Zeichen der Trauer, weil die Seelen noch nicht mit den Engeln vor dem Throne des Lammes stehen, und ihnen noch nicht gestattet ist, das ewig tönende Alleluja abzusingen. — Nach abgelesenen Evangelium küßt der Priester das Evangelium nicht, weil die Abgestorbenen, für welche er opfert den Kuß des ewigen Friedens und der gänzlichen Vereinigung von Gott noch nicht empfangen haben. — Bei der Opferung des Weines wird das Wasser mit dem Kreuze nicht gesegnet: weil das Wasser eigentlich die lebendigen Gläubigen vorstellt, und doch die erste Wirkung dieses

Opfers nicht den Lebenden, sondern den Verstorbenen für dieses Mahl zugeeignet wird. — Vor der Communion spricht der Priester zwar dreimal: „Du Lamm Gottes, welches du hinnimmst die Sünden der Welt,“ aber er setzt nicht hiezu: „erbarme dich unser,“ sondern: „gib ihnen die ewige Ruhe!“ damit wir erkennen, daß das Blut des unschuldigen Lammes eigentlich für das Heil der Verstorbenen, zur Minderung, zur Auslöschung der reinigenden Flammen gleichsam ausgegoßen werde. — Der Segen wird am Ende über das Volk nicht ausgesprochen, alle dadurch zu warnen, daß der geringste Fehler, die mindeste Sünde, ein Hinderniß sei, von Gott gänzlich mit den Segen beseliget zu werden, so wie es den Seelen geht, welche wegen einiger Unvollkommenheiten von dem Ueberflusse des ewigen Segens noch einige Zeit entfernt sind. —

Alle diese Ceremonien und Gebräuche erheben unser Herz zu Gott, erweichen unser Mitleid zu den Seelen, entzünden den Geist zur wahren Andacht, und zeigen uns, mit was für Gesinnungen man dem allerheiligsten Meßopfer für die Abgestorbenen beiwohnen solle.

40. Wer kennt nicht den Präzeptor Karl des Großen, mit dem er an Wiederherstellung der Wissenschaften in Frankreich so fleißig arbeitete? — Alkuin wurde geboren im Jahre 737 bis 38 und starb 804. Ruitgardis, Gemalin des Kaisers machte im Jahre 800 eine Andachtsreise nach Tours und starb auf dieser Reise. Der Kaiser schien untröstlich. Alkuin suchte ihn in einem Briefe zu trösten. Am Schluß seines Briefes lesen wir folgendes: „Was weinst du also über das, was durchaus unvermeidlich ist. Die Zeit wird doch noch heilen, was die Vernunft nicht heilen kann. Laßt uns unserer Geliebten reiche Almosen aus Liebe nachsenden. Laßt uns das Opfer des Heils für sie entrichten. Wenn wir uns der Dürftigen auf Erde erbarmen, so wird sich der Herr auch über jene erbarmen, und was wir im Glauben für sie thun, uns nützlich werden lassen.“

„Gott, unser Herr! Jesus, mild und voll Erbar-
mung! Erbarme dich derer, die du von uns nahmst! Du
bist ja die rechte Arznei für alle unsere Wunden. Du
hingst für uns am Kreuze, du sitzt zur Rechten des Va-
ters, und bittest für uns. O, ich kenne deine Erbarmung!
sie will alle Menschen selig haben. Laß ihr alle ihre Sün-
den nach, die sie nach der Taufe, diesem Heilsbade, be-
gangen hat! Verzeihe, o Herr! verzeihe, wir bitten Dich,
gehe nicht mit ihr ins Gericht: oder vielmehr, laß die
Barmherzigkeit im Gerichte siegen! denn Dein Wort ist
wahr, das den Barmherzigen Barmherzigkeit versprach.
Du selbst gabst ja den Menschen das Gefühl des Mit-
leidens in's Herz und es heißt von dir: „Ich werde mich
über den erbarmen, über den ich mich erbarmen will.“
So erbarme dich denn deines Geschöpfes, damit dich dein
Geschöpf preise und deinen Erbarmungen ein ewiges Lob-
lied singe!“

Wie schön spricht hier Alkuin, ein durch Gelehr-
samkeit und Frömmigkeit leuchtender Mann die trostvolle
Lehre vom Fegfeuer aus! Gebet, gute Werke, das heil.
Mehopfer sind die von Gott gegebenen Mittel den Ver-
storbenen zu Hilfe zu kommen.

Der gelehrte Fürstabt Frobenius zu St. Em-
meran in Regensburg hat uns mit der vollständign
Sammlung der Alkuinischen Werke beschenkt. Sie erschien
im Jahre 1777 zu Regensburg.

41. Ein Zeitgenosse Alkuins und einer der berühm-
testen Männer des IX. Jahrhunderts war auch Wil-
helm, Herzog von Aquitanien. Er starb den 28. Mai
812 in seinem von ihm erbauten Kloster im Thale von
Gellon. Ueber den Tag und die Stunde seines Todes
ward ihm eine besondere Offenbarung. Sogleich schrieb
er dieß seinem gekrönten Freunde, dem Kaiser Karl dem
Großen. Dasselbe schrieb er auch beinahe an alle Klö-
ster Frankreichs, bezeichnete ihnen den Tag, an dem er

sterben würde, und hat alle inständig, sie möchten an diesem Tage für ihn beten, und das heil. Opfer für ihn verrichten.

Wilhelm war einer der größten Feldherrn und Staatsmänner seiner Zeit, er war auch in der Grammatik, Dialektik, Rhetorik, in der Philosophie, Geschichte, in der heil. Schrift und in den Schriften der heil. Väter wohl unterrichtet.

So begegnen uns in jedem Jahrhunderte Männer, die durch ihre tiefe, ausgebreitete Gelehrsamkeit, ihre hohen Würden und Verdienste und ihre große Tugenden uns Ehrfurcht und Bewunderung einflößen, bei denen wir, als auf den Höhen der menschlichen Gesellschaft, die katholische Lehre von einem Reinigungsorte in der Ausübung sehen. Aber eine höchst widerliche Stimmung des Gemüthes ergreift uns, wenn wir uns neben diesen wahrhaft großen, weil tugendhaften Männern der sogenannten Reformatoren erinnern, denen es meistens an gründlicher Gelehrsamkeit, oder an Frömmigkeit, oder aber an beiden zugleich fehlte. Gott vergebe es jenen Lehrern, die wahrlich aus bloßer Rechthaberei den Sterbenden den unaussprechlichen Trost rauben, den die Kirche in diesem Augenblicke ihren Kindern reichet, indem sie selbe hinweist auf einen Reinigungsort und sie an das Versprechen Gottes erinnert: Er wolle das geknickte Rohr nicht abbrechen und den glimmenden Docht nicht vollends auslöschen; indem sie ihn versichert, daß in die Hölle ebenfalls nichts eingehe, was nicht vollendet böse ist; daß es demnach einen Mittelzustand gebe, in welchem das unvollendet Gute durch die Gnade Gottes vollendet wird, wo, der Gemeinschaft der Heiligen wegen, alle Heiligen im Himmel und alle Christen auf Erde, einstimmig Gott bitten, er möchte die Unvollendeten durch den Einfluß seiner wirksamen Gnade nur recht bald vollenden; in der unbezweifelten Zuversicht, daß Gott das einstimmige Gebet der Liebe nicht verschmähen werde; besonders, wenn

wir dieses Gebet da verrichten, wo wir ihm das Veröhnungsoffer seines geliebten Sohnes darbringen. (Urchristenthum von Franz Geiger, Chorherr und ehemaliger Professor der Theologie zu Luzern.)

42. Das Concilium zu Chalons, einer Stadt an der Saone in Frankreich, welches im Jahre 813 gehalten wurde, belehrt uns im 39. Canon, daß einige Priester an manchen, vielleicht an Festtagen, die Erinnerung an die Verstorbenen ausließen. Dieß wird nun auf genannter Kirchenversammlung als ein, der heiligen Ueberlieferung zuwiderlaufender Mißbrauch gerügt. „So wie,“ sagen die Väter im 39. Canon, „so wie kein Tag ausgenommen wird, an welchen nicht für jede Anliegenheit Gott, der Herr angefleht wird, so darf auch kein Tag ausgenommen werden, ohne daß für die Seelen der Verstorbenen Gebete bei der Feier der heil. Messe zu Gott gesendet werden. Diesen uralten Gebrauch hat ja die katholische Kirche von jeher gehalten.“

Die Liturgien enthalten den Glauben aller Kirchen. Durchwanderten wir alle Gegenden der Welt und durchsucheten wir alle Missalien der katholischen Kirche, so würden wir überall im Canon der Messe das Gebet für die Verstorbenen finden. Fragt man um das Alterthum dieses Canons, so kommt man mit den deutlichsten Belegen bis in das IV. und III. Jahrhundert hinauf. Wem daran liegt hierüber gründliche Ueberzeugung zu bekommen, der lese: Geschichte der liturgischen Bücher von Pet. Jos. Förster. Er wird dort sehr annehmbare Beweise finden, daß sogar das I., II. und III. Jahrhundert schon liturgische Bücher gehabt habe. Unser Gott ist ja ein Gott der Ordnung. Paulus I. Cor. 11.

Die Dogmen keiner Religion, Eine ausgenommen, können die Probe der Wissenschaft aushalten.

Es wird kein Katholik mehr so unwissend sein, daß er meine, daß die heil. Messe nur alsdann für die Ver-

storbenen wirksam sei, wenn der Priester mit schwarzem Gewande an den Altar tritt. Nein, alle heilige Messen können den Verstorbenen nützen, wenn sie auch schon an den freudigsten Festtagen, an den Gedächtnistagen der Heiligen Gottes, mit vielfarbigem, kostbaren Messgewande verrichtet werden. Das Blut Christi, das Opfer des Sohnes Gottes selbst ist es ja, was den Seelen hilft. Ja das heil. Messopfer wird niemals gehalten, ohne daß der Priester nach der heil. Wandlung, vor dem Gebete des Herrn, der Verstorbenen gedenket, und die allgemeinen Wirkungen desselben ihnen zueignet. Doch hat die Kirche verordnet, daß an gewissen Tagen die heil. Messe mit solchen äußerlichen Gepränge gehalten werde, an welchen die Gläubigen sehen, daß dieser Gottesdienst vorzüglich für die Todten verrichtet werde, wo dann, was Freude und Frohlocken bedeutet, ausgelassen, Alles, was aber Trauer und Andacht erwecket, beobachtet wird.

Ueberall und im Allem fühlen wir das Wehen des heiligen Geistes in unsrer heil. Kirche.

43. Eine der merkwürdigsten und in ihren Folgen auch eine der wohlthätigsten Erscheinungen des X. Jahrhunderts ist unstreitig die Entstehung des Klosters von Clugny. Wilhelm der Gütige, Herzog von Aquitanien, eingedenk der vielen ihm und seinem Hause von Gott zugeflossenen Wohlthaten, gründete dieses nun so berühmte gewordenene Benediktiner-Stift.

Merkwürdig für den Zweck dieser Schrift ist die Stiftungsurkunde, welche der Herzog ausfertigen ließ. Nach einem kurzen Eingange über den, Gott wohlgefälligen Gebrauch großer Reichthümer, sagt der Herzog: „Allen jetzt lebenden Christen, wie allen auf sie folgenden Generationen sei es hiermit Kund gethan, daß ich Herzog Wilhelm und meine Gemalin Engelberga, aus Liebe zu Gott und unserm göttlichen Erlöser Jesu Christi, die mir gehörige, am Ufer der Ahrone gelegene Herrschaft Clugny

den heil. Aposteln Petrus und Paulus geschenkt haben. Wir machen diese Schenkung zuerst aus reiner Liebe zu Gott, dann für das Heil der Seele meines verstorbenen Herrn, des Königs Endes, meines Vaters, meiner Mutter und Tante Avana, welche mir in ihrem Testamente diese Herrschaft vermacht hat; endlich für das Heil meiner eigenen Seele wie auch meiner Gemalin, meiner Brüder und Schwestern, meiner ganzen Dienerschaft, und aller meiner Unterthanen; und da ein gemeinschaftliches Band der Liebe alle Christen mit einander vereint, so bringen wir auch für alle Gläubigen, die jemals lebten, jetzt noch leben, und künftig leben werden, bis an das Ende der Tage, diese unsere Herrschaft Clugny Gott zu einem wohlgefälligen Opfer dar, und wollen, daß zu Ehren der beiden heil. Apostel auf derselben unverzüglich ein Kloster erbaut, und nach der Regel des heil. Benedikt eingerichtet werde.“

Die Urkunde ist vom Jahre 910 und vom Herzoge Wilhelm, von Engelberga seiner Gemalin, zwei Bischöfen, und mehren weltlichen Herren unterzeichnet. (Geschichte der Religion Jesu, fortgesetzt von Friedrich v. Kerz. B. 31. S. 389.)

Was sind das für großartige Denkmähler unseres heiligen Glaubens! Von der Majestät des Domes bis zur armen Kreuzsäule am Fußwege prediget uns die Kirche in ihren Darstellungen unseren heiligen Glauben — unsern heiligen Glauben, der in immer thätiger Liebe selbst keine Marken des Todes kennt.

Jenem schmutzigen Gedanken, als wenn nur die Reichen diese Hilfe für ihre leidenden Seelen sich erkaufen könnten, müssen wir hier begegnen, indem wir erinnern, daß nie für Jemand Verstorbenen gebetet oder geopfert wird, ohne aller christgläubig Verstorbenen zu gedenken. Nennt auch der opfernde Priester im Canon der heil. Messe nach der Wandlung diejenigen Verstorbenen, für

welche er insbesondere betet, so fleht er doch auch jederzeit den Allerhöchsten durch Christum Jesum an: er wolle sich auch aller jener Seelen erinnern, welche in dem Glauben verschieden, im Frieden und in der Freundschaft Gottes, im Stande der Gnade gestorben sind; er wolle allen, wenn sie noch nicht vollkommen gereinigt wären, ihre Schuld und Strafe vergeben, sie zum ewigen Lichte, zur ewigen Seligkeit aufnehmen.

Die Liebe des katholischen Christen ist keine engherzige Liebe.

44. Im Jahre 973 starb Kaiser Otto I. Ueber den Tod dieses großen Monarchen trauerte wohl Niemand mehr, als der heilige Ulrich, Bischof zu Augsburg. An Otto I. verlor das Reich einen weisen und eben so tapfern als kriegskundigen Regenten, die Kirche einen mächtigen und gerechten Beschützer, der heilige Bischof aber einen warmen, ihn mit Liebe ehrenden Freund.

Und wie ehrte Ulrich das Andenken seines gekrönten Freundes? Für die Seele des großen Verstorbenen ließ Ulrich öffentliche Gebete anstellen, viele heilige Messen lesen, und er selbst brachte nicht nur jeden Tag, so lange er noch lebte, für die Ruhe seines verstorbenen Kaisers das heilige Opfer dar, sondern erschöpfte sich gleichsam auch in reichen Almosen, die er zu dem nämlichen Zwecke unter alle Armen des Hochstiftes vertheilen ließ.

Wir bemerken hier, daß Ulrich der erste ist, der von der Kirche förmlich heilig gesprochen wurde. Es geschah dieses in einem am Ende Jänners 991 zu Rom gehaltenen Concilium. (Gesch. der Religion Jesu fortgesetzt von Friedr. v. Kerz. B. 31. S. 460.)

45. Ch' Otto I. im September 965 seinen Marsch über die Alpen nach Italien antrat, besuchte er noch seine heilige Mutter, Mathilden, die in Nordhausen, wo sie ein Kloster gestiftet, sich aufhielt. Wir können uns nicht enthalten, die Abschieds-Szene, wie sie Friedrich

v. Kerz im B. 30. S. 404, seiner Fortsetzung der Gesch. der Religion Jesu erzählt, hier aufzunehmen, um so mehr, da sie dem Zwecke dieser Schrift dienet.

Als nämlich die, für Otto und Mathilde gleich traurige Stunde der Trennung schlug, gingen beide mit einander in die Kirche. Nach vollendetem Gottesdienste sprach Mathilde zu ihrem Sohne: „Nocheinmahl, geliebter Otto! empfehle ich deiner Fürsorge dieses Kloster. Hier in dieser Stadt gebar ich einst deinen Bruder Heinrich, den ich nur deswegen, weil er den Namen deines Vaters trug, so zärtlich lieben mußte. Hier öffneten sich auch zum erstenmahl die Augen deiner Schwester Gerberga dem Lichte der Sonne. Für das Seelenheil deines Vaters, wie deines Bruders stiftete ich dieses Kloster. Liebst du also deine Mutter, so Sorge für dasselbe. Ich ahne und fühle es, wir sprechen uns heute zum Letztenmahle in diesem Leben. Laß also das Andenken an deine Mutter dich stets auch an dieses Kloster erinnern.“ Otto umarmte seine in Thränen zerfließende Mutter, ihr betheuernd, daß jeder ihrer Wünsche ihm heilig sei, er daher auch gewissenhaft jeden derselben erfüllen werde. Mathilde begleitete nun ihren Sohn bis vor die Kirchenthür. Als aber Otto sein Pferd bestiegen hatte, kehrte sie wieder in die Kirche zurück, warf sich auf die Erde, benetzte mit ihren Thränen und bedeckte mit ihren Küssen die Stätte, wo Otto, ihr Sohn gestanden. Graf Witicho, Zeuge dieses, jedes Menschenherz tief ergreifenden Auftritts, eilte dem Kaiser nach und meldete ihm was geschehen. Sogleich kehrte Otto um, eilte in die Kirche zurück, stürzte zu den Füßen seiner Mutter und sprach: „Theure, holde Mutter! wie soll, wie kann ich jemals diese kostbaren Thränen vergelten?“ Nur mit Gewalt konnte sich endlich Otto von seiner theueren Mutter losreißen.

Welch' eine Mutter, Welch' ein Sohn! Welch' heilige, zarte Gefühle flößt eine Religion ein, die uns

lehrt, ja befehlt, in thätiger Liebe alle triumphirenden, Leidenden und streitenden — alle schon seligen, der Seligkeit noch harrenden, nach Seligkeit hiernieden noch ringenden Lieben in unser Herz aufzunehmen, verehrend, fürbittend und dienend diese große Bruderschaft in unsern Herzen zu tragen! O großer, erhabener und erhebender Glaube! O immer und überall thätige Liebe, die keine Grenze der Zeit noch des Raumes kennt! O Hoffnung! welchen Trost, welche Stärke, welche Aussicht gewährest du einer Seele, die nach ihrem Glauben liebt, lebt und stirbt.

46. Aus dem XI. Jahrhunderte belegen wir die katholische Lehre vom Fegfeuer mit einem großen Zeugnisse und zwar der sogenannten griechischen Kirche. Das Schisma der Griechen ward erst vollkommen verwirklicht unter dem Patriarchate des Michael Cerularius, welcher die lateinischen Kirchen zu Konstantinopel schließen ließ. Eigentlich sollte man diese Religions-Gesellschaft nicht nach dem Lande oder nach der Nation, morgenländische, griechische Kirche nennen (beide Benennungen passen nicht mehr), sondern man sollte sie photianische Kirche nennen, von Photius, welcher zuerst mit dem Papste brach, weil er den hohen Titel eines ökumenischen Patriarchen, wonach seine Ehrsucht trachtete — von demselben nicht erhalten konnte. Doch keine von der katholischen Kirche in der Zeit abgefallene Religions-Gesellschaft nennt sich gerne nach den Namen ihres Gründers, weil das Gewissen ihnen sagt, daß jede Religion, welche den Namen eines Menschen, eines besonderen Landes, oder Volkes führt, nothwendig falsch ist.

Hier fragt es sich nur, haben die Griechen bei ihrer unseligen Trennung von der allgemeinen Kirche die katholische Lehre vom Fegfeuer behalten, oder nicht? Die Griechen des Patriarchates von Konstantinopel bedienen sich schon durch mehr als 1100 Jahre zweier Liturgien, von denen die eine den Namen des heil. Basiliius, die zweite

jenen des heil. Chrysostomus führt. In beiden kommt nachstehendes Empfehlungsgebet für die Verstorbenen vor: „Wir opfern dir auch für die Ruhe und für die Befreiung der Seele deines Dieners N. N., damit sie sich in dem Orte des Lichtes befinde, wo es weder Schmerz noch Wehklagen gibt, und damit du ihr, o Herr! die Ruhe verleihst an jenem Orte, wo das Licht deines Angesichtes glänzet.“

Und diese Liturgie wird nicht nur allein von den griechischen Kirchen des ottomannischen Reiches, welche von den Patriarchen von Konstantinopel abhängen, sondern auch von allen abendländischen, in Rom, in Calabrien, in Apulien, in Georgien, in Mingrelieu, in Bulgarien und in ganz Rußland befolgt.

Allgemeine Katechismen enthalten die Norm des Glaubens. So schlagen wir denn noch den großen Katechismus der Russen von den Jahren 1643, 1662 und 1672 auf, welcher große Katechismus anfänglich orthodoxes Bekenntniß der Russen, späterhin aber vom Patriarchen des griechischen Ritus orthodoxes Bekenntniß der morgenländischen Kirche betitelt wurde. Im 7. Artikel des Symbols lesen wir: „Die Seelen können nach dem Tode weder durch ihre Reue, noch durch irgend eine Handlung von ihrer Seite das Heil und die Vergebung ihrer Sünden erlangen; sondern bloß durch die guten Werke und die Gebete der Gläubigen und vorzüglich durch das unblutige Opfer, welches die Kirche täglich für die Lebendigen und für die Verstorbenen darbringt.“

Wir ordnen dieses große Zeugniß für die katholische Lehre vom Fegefeuer deswegen in das XI. Jahrhundert, weil im Jahre 1054 es war, als Papst Leo IX. seine Legaten nach Konstantinopel sandte, welche den Michael Cerularius in Bann thaten, wodurch das Schisma, welches Photius anfang, vollendet wurde. Wir nennen dieses Zeugniß groß, weil es das Bekenntniß einer, von

uns ausgegangenen christlichen Kirche ist, die bei 70 Millionen Seelen zählt.

47. Im XI. Jahrhunderte war es auch, daß man anfang den Gedächtnistag aller abgestorbenen, leidenden Seelen im Fegfeuer am nächsten Tage nach dem hohen Feste Allerheiligen zu begehen. Der erste war der heilige Odilo, Abt zu Clugny, er starb im Jahre 1049. Gewiß, ein preiswürdiger Gedanke. Der Grund und die Endabsicht, warum der Allerseelentag dem Festtage aller Heiligen geradezu nachfolgt, ist, die enge Verbindung der triumphirenden, leidenden und streitenden Kirche zu zeigen, welche jetzt durch die Gefahren und die Strafen der Sünde von einander getrennt, durch das unendliche Verdienst Jesu Christi in Glauben und Hoffnung vereint, auf Erde streitend, im Fegfeuer leidend, dereinst mit den Heiligen in ewig unvergänglicher Liebe im Himmel triumphiren wird. Es sind viele Glieder, aber nur ein Leib; wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder. Alle vereinen sich, den Schmerz des leidenden Gliedes zu lindern, zu stillen; es wird nur das unheilbare, todte Glied dereinst von dem lebendigen Leibe auf ewig verstoßen werden. (Die deutschen Päpste von Const. Höfler. Regensburg 1839.)

48. Noch erzählen wir aus diesem Jahrhunderte einen rührenden Zug aus der Kindheit des Kardinal-Bischofes von Ostia in Italien, des heil. Petrus Damiani. Er wurde geboren gegen das Jahr 988 und starb am 22. Februar 1072. Wegen der glänzenden Reinheit der Lehre, die er in allen seinen Schriften als ein Denkmahl seines Eifers, seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit der Nachwelt hinterließ — wird er gleichsam als ein Kirchenvater angesehen.

Als er noch als Jüngling die Schweine hütete, fand er ein Goldstück. Er brachte dasselbe einem Priester mit der Bitte, daß dieser das Opfer der heil. Messe für die Seele seines Vaters darbringen möchte. Gewiß zeigte

Petrus durch diese Handlungsweise, die wir eben nicht der Nachahmung wegen erzählt haben wollen, daß seine Seele über die Niedrigkeit seines Standes erhaben war.

Es ist nicht zu läugnen, daß sich auch hierin Mißbräuche eingeschlichen haben und daß diese Lehre, die eine Quelle des Trostes ist, zu einer Quelle der Habsucht gemacht werden, oder daß dieser schöne Glaube in Aberglauben ansarten konnte. Das sind aber dann Fehler des Individuums, wofür weder die Lehre an sich, noch die Kirche kann. Schon der heil. Augustinus eiferte gegen verschiedene Mißbräuche, die schon zu seiner Zeit, im IV. Jahrhunderte eingeschlichen waren, als z. B. im Buche: *de cura gerenda pro mortuis*; dann vorzüglich in *Enchiridio*. Tom. VI.

Mit gefundenem Gelde soll man nach den jetzt bestehenden Gesetzen verfahren. Auch wie immer erworbenes fremdes Eigenthum wird nicht restituirt, wenn man davon Messen lesen läßt, wenn auch zum Troste desjenigen, dem man es schuldig ist. Wer zum Troste der armen Seelen das heilige Opfer Gott darbringen läßt, um bei einer an sich ungerechten Handlung, z. B. beim Einschwärzen verbotener Waaren, glücklich zu sein, der lästert Gott und betrübt gleichsam die Seelen im Reinigungsorte, da er sie zu Mithelfern des Schlechten machen wollte. Aber an Mißbräuchen wird sich nur derjenige stoßen, der es sich einmal zum traurigen Geschäfte gemacht hat, eine Lehre zu lästern, die er aus strafbarer Trägheit kennen zu lernen unterläßt.

49. Im Stiftbrieße des Klosters Heiligenkrenz von Leopold dem Heiligen, welcher von vielen benachbarten Abeligen mitgefertiget und vom Jahre 1136 datirt ist — kommen auch folgende Worte vor: „Wir wünschen, daß diese unsere Schenkung und die Stiftung dieses Klosters nicht nur zur unserm Heile, zum Frieden und zur Ruhe, sondern auch zum Heile unserer, in

Christo ruhenden, Aeltern dienlich sei, und hoffen, daß es bei der göttlichen Güte für unsere Gebrechlichkeit einigermaßen nützlich sein werde, wenn wir, da wir selbst keine Frucht eines guten Werkes bringen, die Ulme, die Weinrebe, von unserem Vermögen unterstützen.“

In jener Urkunde, nach welcher der heil. Leopold alle Güter des Stiftes St. Florian in der Niedmark von allen beschwerenden Zinsen und Zöllen befreite, welche Urkunde vom 9. Juni 1115 datirt ist, heißt es ausdrücklich, daß er dieses zu Ehren der heiligen Gottesgebärerin Maria und des heil. Martyrers Florian, dann zum Seelenheile für sich und seine Eltern thue. Der heil. Leopold starb am 15. November 1136. Unter dem 8. Jänner 1137 schrieb der frommen Agnes, der hinterlassenen Markgräfin, Papst Innocenz II. einen Trostbrief, in welchem folgende Worte stehen: „Damit aber seiner Seele fernere Hilfe zu Stande komme, so lassen wir es an uns nicht ermangeln, Gott, den Allmächtigen, fortan für ihn im inständigen Gebete anzuflehen. Wir sprechen dieses an Euch, edle Frau! in diesem apostolischen Briefe offen aus, wünschen aber zugleich recht angelegentlich, daß Ihr den Schmerz, welchen die göttliche Vorsehung durch das Absterben dieses so frommen Mannes über Euch brachte, nicht mit Eurer Betrübniß vermehret, sondern vielmehr mächtig sorget, daß Mutter und Kinder einander die zärtliche Liebe und größte Ehrfurcht beweisen, daß Ihr mitsammen in Friede und Eintracht lebet.“

Eine andere, für solche, die es thun können, nicht erläßliche Weise, den Verstorbenen zu Hilfe zu kommen, ist das Stattthun der christlichen Gerechtigkeit. Wer durch Bande der Natur, oder andere Bande der menschlichen Gesellschaft einem Verstorbenen zu besonderer Liebe und Dankbarkeit verbunden ist, und weiß, daß der Verstorbene Jemanden einen Schaden an Ehre oder Vermögen zugefügt hat, der noch nicht gut gemacht, so erstatte

er, soviel in seinen Kräften steht, an des Verstorbenen Statt, besonders, wenn das Ganze, oder auch ein Theil des Vermögens von dem Verstorbenen auf ihn übergegangen ist.

Eine so edle, großmüthige Handlung der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zugleich kann Gott nicht unbelohnt lassen.

Kinder werden ihre Verstorbenen, vielleicht wegen Nachlässigkeit in der Erziehung im Fegfeuer leidenden Eltern am besten trösten, wenn sie den ihnen dadurch zugefügten Schaden durch entsprechende Frömmigkeit zu ersetzen suchen.

So will es die christliche Liebe, daß jeder sich bemühe, eigene und fremde Sünde zu tilgen und zu büßen, eigenen und fremden Schaden zu heben, eigenes und fremdes Heil zu befördern für Zeit und Ewigkeit.

50. Im Jahre 1148 im 54. Jahre seines Alters starb der heil. Malachias, Erzbischof zu Armagh in Irland. Der heil. Bernhard, sein Freund im Leben, sein Beistand im Tode, hat dessen Leben beschrieben. Der heil. Erzbischof war gerade auf einer Reise nach Rom, und er kehrte im Kloster des heil. Bernhard in Clara — Bassa ein. Hier erkrankte, hier starb er. Als man ihm Arzeneien antrug, sagte er: „Ich will zwar die Arzeneien nehmen, aber sie werden mir nichts nützen; ich werde in eurem Kloster sterben. Ich lege meine Seele in die Vaterhände Gottes und erwarte nach meinem Tode eine große Hilfe von dem Gebete, das die Lebenden am Aller-Seelentage für die Verstorbenen verrichten.“

51. Das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert liefert uns einen höchst traurigen Beweis, in welch' grauenvolle Irrthümer, in welchen Wahnsinn jene gerathen, welche die heil. Schrift allein mit Ausschluß der heiligen Ueberslieferung als Grund und Quelle ihres religiösen Glau-

bens annehmen, und bloß ihre Vernunft, nicht die unfehlbare Kirche als entscheidende Richterin erkennen.

Wir meinen die Albingenser und Waldenser. Petrus Waldus, ein reicher Kaufmann zu Lyon, bekam im Jahre 1160 einige Bücher der heiligen Schriften, besonders die 4 Evangelien aus dem Lateinischen in seine Muttersprache übersetzt. Diese Uebersetzung nun, die er fleißig las, dann der gähe Tod eines seiner Mitbürger in seiner Gegenwart, erzeugten in ihm überspannte Begriffe der Frömmigkeit, so daß er auf der Stelle sein Vermögen den Armen austheilte, und ohne oberhirtliche Sendung anfang das Evangelium zu predigen. Er und seine Anhänger behaupteten, daß alle Diener der Kirche, die etwas eigenthümlich besitzen, sich gegen das Gebot Christi veründigen: „Ihr sollt kein Gold besitzen.“ Sie erkannten kein Oberhaupt der Kirche, verwarfen die Ehrenbeichte, die Krankenöhlung, die Verehrung der Bilder, die Ceremonien des öffentlichen Gottesdienstes, den Ablass und endlich das Fegfeuer. Sie behaupteten, daß man durch eine schwere Sünde, jede, auch weltliche Macht verliere; daher ein Priester, mit einer schweren Sünde auf sich, nicht lossprechen, auch nicht gültig consecriren könne, wohl aber ein Laie, wenn er nur gerecht ist. Diese Irrlehren, die soviel Unheil und Unordnung in der menschlichen Gesellschaft anstifteten, wurden schon auf der dritten lateranensischen Kirchen-Versammlung, die am 5. März 1179 anfang, und durch mehrere folgende Concilien verdammt.

So müssen selbst die Irrlehrer durch ihr Längnen der Wahrheit für das Dasein derselben vom Anfange an zeugen. Wir führten absichtlich im IV. Jahrhunderte einen Aetius und im XII. Jahrhunderte einen Petrus Waldus auf, und enthalten uns mehrere zu nennen, deren Namen mit ihren Irrthümern verschwunden sind, um nicht Eckel zu erregen.

Wechselnde Meinungen gehören dem Irrthume an. Eine Richtschnur, welche jede Veränderung unmöglich macht, konnte nur von der Wahrheit gezogen werden, die sich nimmermehr verändert. Nur die katholische Kirche ist immer die nämliche. Immer sagte sie: „Keine Neuerungen! Es bleibe bei dem, was von Anbeginn an überliefert ward!“ Sich davon zu überzeugen bedarf es weiter nichts, als den Faden der Ueberlieferung aufzunehmen, den die Apostel zurückließen. Der Katholik wird in jedem Jahrhunderte und in jeder Sprache sich zu Hause fühlen.

Wie sieht es aber mit denen aus, die die Kirche verlassen haben. Wenn wir uns alle Irrthümer zusammen denken, die Stolz und Dummheit durch 18 Jahrhunderte ausgebrütet, so sehen wir den Teufel (die Pforten der Hölle) in einem Harlekins-Gewande, voll zusammengesuchter, abgetragener Flecke von den verschiedensten Farben. Weder Scherz noch Spott ist hier am rechten Orte. Aber was wird denn jetzt in den protestantischen Religions-Gesellschaften noch gelehrt? Ein Christenthum ohne Sacramente, ein Evangelium ohne Glaubenslehren, eine Verfassung ohne kirchlichen Einigkeitspunkt — eine bloß menschliche Sittenlehre. Nichts ist abgeschmackter, als sagen: „Christliche Confessionen,“ sind sie christlich, warum denn nicht einig? Die Masse des Volkes, die aus Geburt, nicht aus Wahl dem Irrthume anhängt, beirrt den vernünftigen Katholiken nicht; aber, daß so ausgezeichnete Männer, denen weder Fähigkeiten, noch Mittel, die Wahrheit zu erforschen, fehlen — von der Kirche getrennt bleiben? — Tertullian fragt hingegen: „Prüfen wir etwa den Glauben nach den Personen, oder die Personen nach dem Glauben?“

52. Es sei uns erlaubt, aus der Menge der Zeugnisse für die katholische Lehre vom Fegfeuer, die das XIV. Jahrhundert uns anbietet nur eines und zwar ein mystisches auf-

zunehmen. Wir thun es, um auch hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der Zeugnisse Allen zu genügen. Als man schrieb 1314, lebte in der Stadt Sinna ein sehr wackerer Mann, Namens Jakobus; derselbe gehörte zu den Bornehmsten der Stadt, und seine Frau hieß Kapa. Sie hatten eine Tochter, Katharina genannt, welche sehr schön und von Kindheit an mit dem heiligen Geiste erfüllt war. Als diese außerordentliche Jungfrau, die in ihrem Leben so viel Wunderbares erfahren, und selbst Wunderbares gethan hatte, nach einiger Abwesenheit von Senis wieder nach Hause kam, fand sie ihren Vater in den letzten Zügen liegen, welcher ihres Besuches sehr froh zu ihr sprach: „Liebe Tochter! ich muß von hinnen scheiden, und weiß, daß ich ein großer Sünder bin; du aber bitte deinen Herrn Christum für mich, daß er meiner Seele gnädig sei.“ Die Tochter erwiderte: „Vater, vertraut nur Gottes Barmherzigkeit, so werdet ihr nicht verloren gehen.“ Sofort ging sie an eine heimliche Stätte, fiel zur Erde, und betete unter Vergießung vieler Thränen, daß ihres Vaters Seele weder in die Hölle, noch in dem Reinigungsfeuer gepeinigt werden möge. Christus aber antwortete ihr und sprach: „Was du begehrest, kann dir nicht gewährt werden. Dein Vater hat sehr saumselig gelebt; darum muß seine Seele gereinigt werden, bevor sie meine Heiligkeit sieht.“ Katharina sprach: „Ich bitte dich, lieber Herr! lege meines Vaters Strafe auf mich, auf daß, gleichwie du genug gethan hast für alle Sünden der Welt, ich genug thun möge für die Sünde meines Vaters.“ Da antwortete ihr Christus: „Ich habe dein Gebet erhört, und der Sünde deines Vaters soll nicht weiter gedacht werden.“ Von Stunde an ging Katharina wieder zu ihrem Vater, welchen sie in sehr großer Seelenangst liegen fand. Sie aber redete ihm sehr tröstlich zu, und als er bald darauf verschied, sah sie seine Seele von den Engeln gegen den Himmel führen. Sie selbst aber ward

von der Zeit an sehr oft mit der Krankheit geplagt, welche die Kolik heißt.

Deßgleichen vernahm sie, als sie nach einer abermaligen Abwesenheit wieder nach Senis kam, daß ihre Mutter so eben gestorben sei, ohne daß sie mit den heiligen Sakramenten wäre versehen worden. Als bald begab sie sich in ihr Gebet, und bat mit großer Inbrunst für ihrer Mutter Seele. Christus antwortete ihr: „Deine Mutter ist gerichtet und im Stande der Gnade, doch muß sie zuvor im Fegfeuer gereinigt und geläutert werden.“ Sie sprach: „Lieber Herr, du hast befohlen, Vater und Mutter zu ehren; darum bitte ich dich, daß du meine Mutter erlösen mögest um der großen Marter willen, die du am Holze des Kreuzes erduldet hast.“ Christus antwortete: „Eben darum, weil ich dich erkoren habe, und du mir lieb bist, geziemt dir nicht Etwas zu bitten, was meiner Gerechtigkeit entgegen ist.“ Noch ließ Katharina nicht nach und sprach: „Lieber Herr! die Barmherzigkeit ist dir so eigen, wie die Gerechtigkeit, mildere die eine durch die andere, und laß meiner Mutter Seele wieder zu ihrem Leibe kommen, damit sie Buße thue in dieser Welt.“ Christus erwiederte: „Du bittest etwas sehr großes, jedoch um der Liebe willen, die zwischen uns beiden statt hat, muß ich dich erhören.“ Von der Stunde an stund die Mutter, zu Jedermanns Verwunderung, wieder auf von ihrer Krankheit, war gesund an allen ihren Gliedern und dankte Gott und ihrer Tochter.

Nach dem Tode einer gewissen Palmerina, für die Katharina so dringend gebetet, daß Gott ihr Barmherzigkeit erweisen möchte, erschien ihr diese Seele in der entzückendsten Schönheit ihrer Neuschaffung, und sie vernahm dabei folgende Worte: „Sieh, wie schön ist die Seele. Durch dich habe ich die Verlorne wieder erlangt. Sollte man eine Mühe und Beschwerde scheuen, um eine solche Seele zu gewinnen? Wenn ich, die Quelle aller Schön-

heit, auf die Erde herab kam, und mein Blut vergoß, um die Seelen zu erlösen, wie vielmehr solltet ihr für einander beten, daß keine Seele verloren gehe.“

Katharina starb den 29. April 1380 im 33. Jahre ihres Alters. Ueber dergleichen Außerordentlichkeiten geradezu absprechen, ist sehr bequem; es heißt sich die Mühe ersparen, das innere und äußere Leben so hoch begnadigter Personen im Zusammenhange zu betrachten und zu würdigen. Wir wollten aber in dem Erzählten nur wieder die reine Lehre der katholischen Kirche vom Fegfeuer zur Anschauung gebracht haben. Eine andere Heilige dieses Namens, Katharina von Genua soll uns im nächsten Jahrhunderte noch tiefere Aufschlüsse über das Leiden der armen Seelen im Fegfeuer geben.

53. Wer immer über das Fegfeuer so reden hören will, wie wenn Gott selbst redete, der lese die Abhandlung vom Fegfeuer von der heiligen Katharina von Genua, welche Abhandlung von den gelehrtesten und heiligsten Männern so hoch gepriesen wird, und kein, selbst bloß nach weltlicher Wissenschaft, aufgeklärter Kopf, ohne Befriedigung weglegen kann.

Katharina war eine Tochter Jakobs Fiesci, eines Sohnes Roberts, der ein Bruder gewesen des großen Papstes Innocenz des IV. und der Franziska von Nigro, aus einem alten, berühmten Geschlechte Genuas. Geboren 1447, gestorben 1510.

Der heilige Franz von Sales schätzte diese Abhandlung der heiligen Katharina ungemein, und empfahl sehr, sie zu lesen. Nachdem er jene Prediger tadelte, welche gewohnt seien den Gläubigen immer nur die Pein jenes Ortes vorzustellen, gibt er uns in einem Auszuge von genannter Abhandlung einen Begriff von dem Frieden und der Ruhe, welche die Seelen nothwendig dort genießen müssen, denn:

1. seien die Seelen dort in einer beständigen Vereinigung mit Gott.

2. Ihr Wille sei so vereinigt mit dem göttlichen, daß sie nichts anderes verlangen, als was Gott will, sogar, daß, wenn ihnen der Himmel offen stünde, sie sich lieber in den Abgrund versenken würden, als daß sie mit Mackeln, die ihnen noch ankleben, vor den Augen Gottes erscheinen möchten.

3. Geschehe die Reinigung mit ihrem Willen und aus Liebe, weil es dem Allerhöchsten so gefalle, weshalb sie gerne so lange dort verharren, als es Gott wolle.

4. Seien sie außer Stande, mehr eine Sünde zu begehen, auch ohne alle Versuchungen zum Bösen.

5. Lieben sie Gott mit einer Liebe über Alles, mehr als sich selbst und zwar mit einer vollkommen reinen, von allem Eigennutze geläuterten Liebe.

6. Empfangen sie großen Trost von den heiligen Engeln.

7. Seien sie ihrer ewigen Seligkeit versichert, und ihre Hoffnung könne dadurch nimmermehr eine Täuschung sein.

8. Bei der höchsten Pein genießen sie dennoch den höchsten Frieden.

9. Es ist sehr zu beachten, daß, soviel auch von Gott erleuchtete Seelen von dem Frieden reden, dessen die Seelen im Fegfeuer sich erfreuen, sie dennoch den Zustand der armen Seelen immer auch einen peinvollen nennen.

Wir wollen hier nicht von der Meinung derjenigen reden, welche eine Pein annehmen, die durch eine materielle Einwirkung auf die Seele hervorgebracht wird, obwohl diese Meinung eben nichts an sich hat, was der Vernunft oder der Natur der Gegenstände widerspricht. So wie auf dieser Welt nicht die Leiber leiden, sondern die Seele in und durch den Leib, so können die Seelen im Reinigungsorte mittelst eines Feuers leiden, welches die Allmacht Gottes schuf. Was also hier der Leib der Seele ist, das ist dort der Seele das Feuer.

Doch wir wissen ja, daß in diesem Leben das moralische Leiden schon viel schmerzvoller ist, als das physische. Was mag in dem Innersten einer von den Beschwernissen der irdischen Hülle entfesselten, in der Gnade Gottes geschiedenen Seele vorgehen, wenn sie sich der Anschauung Gottes beraubt sieht — der Anschauung Gottes, zu dem sie sich durch die Natur hingezogen fühlt, mit dem sie durch die Gnade vereinigt, und für welchen sie durch den Beruf der Seligkeit bestimmt ist!

Wenn schon eine Seele, noch im Leibe lebend, durch die Zerstreungen und Genüße dieser Welt nicht befriedigt zu Gott, als dem Ziele ihrer Ruhe aufstrebet, was geschieht erst dann, wenn nach Ablegung der irdischen Hülle Gott allein ihr Antheil, ihr Glück und ihr Alles bleibt? So schnell eilt kein Stein, von der haltenden Hand entfesselt, zu seinem Ursprunge, der Erde, als eine Seele, entkleidet der irdischen Hülle zu ihrem Gott hinan eilt, und ach! welch' ein Schmerz für sie — sich dann von Gott zurück gewiesen zu sehen. Ist erst die Seele mit Gott durch die Gnade verbunden, wie groß muß dann das Feuer der Sehnsucht sein, in freier, in ihrem Aufschwunge zu Gott ungefesselter Liebe, mit Ihm sich zu vereinen! — Und nicht können! Denken wir endlich noch, daß die Seelen in der andern Welt ihres Berufes der Seligkeit sich vollkommen bewußt sind, sich erinnern alles dessen, was Gott Vater, Sohn und heiliger Geist gethan hat, sie in der Tugend zu vollenden, daß sie ihre selbstverschuldeten Unvollkommenheiten erkennen, erkennen in einem helleren Lichte, einer wirksamern Gnade; eingedenkt alles dessen, sage ich, welchen Schmerz müssen sie empfinden!

Wenn schon die nicht gestillte Sehnsucht einer sinnlichen Liebe tödtet vor Schmerz, wenn die heilige Liebe heiliger Seelen die ganze Welt von sich weist, ja Armuth, Trübsal, Verfolgung, den Martyrer-Tod für nichts achtet, ja freudig duldet, um ihre Sehnsucht nach Gott be-

friedigt zu sehen — was mögen die Seelen im Fegfeuer empfinden, die nicht mehr die Sünde, sondern nur unvollendete Buße zurückhält! —

54. Am Morgen des 3. Decembers 1563 begann die 25. und letzte Sitzung des heiligen, allgemeinen Conciliums zu Trident. Das feierliche Hochamt wurde von dem Bischöfe von Sulmona, die lateinische Predigt aber von dem Bischöfe von Nazianz und Coadjutor von Famagusta gehalten. Nach Beendigung derselben bestieg der celebrirende Bischof die Kanzel, um von derselben die Dekrete über das Dogma (Glaubenssatz) abzulesen, welcher folgenden Inhalts war: „Da die Kirche auch in dem gegenwärtigen Concilio in Gemäßheit der heiligen Schrift „und nach der alten Tradition der Väter gelehrt habe, daß „es einen Reinigungsort (Fegfeuer, purgatorium) gebe, „und daß die in demselben zurückgehaltenen Seelen durch „die Gebete der Gläubigen, besonders aber durch das Messopfer Erleichterung erhielten, so möchten die Bischöfe „darauf sehen, daß die reine Lehre der Väter und der „Concilien vom Fegfeuer gepredigt werde, wobei die subtilen Streitfragen, welche zur Erbauung nichts beitragen könnten, sollen ausgelassen werden. Die ungewissen Sachen aber, welche den Anschein von Falschheit an sich tragen, soll nicht auszubreiten erlaubt sein. Diejenigen aber, welche der Neugierde angehören, zum Aberglauben führen, und einer schmutzigen Gewinnsucht halber vorgetragen werden, sollen als Aergerniß erregend „und nachtheilig verbothen werden. Die Bischöfe sollen „dafür wachen, daß die Messopfer, Gebete, Almosen und „andere fromme Werke, welche von den Lebenden für die „Seelenruhe der Abgestorbenen zu geschehen pflegen, auf „eine fromme und andächtige Weise, nach dem Sinne der „Kirche vollzogen werden, und daß dasjenige, was in Folge „eines Vermächtnisses, oder aus irgend einem andern „Grunde geschehen muß, von denjenigen, denen es zusteht, „genau und ordentlich verrichtet werde.“

Die Nahmen derjenigen, die diesen Glaubenssatz, so wie alle übrigen Glaubenssätze und Anordnungen, die auf diesem heiligen, allgemeinen Concilio festgestellt wurden — unterschrieben, sind 255: Vier Legaten, zwei Cardinäle, drei Patriarchen, fünfundzwanzig Erzbischöfe, einhundertachtundsechzig Bischöfe, neununddreißig Procuratoren abwesender Bischöfe, sieben Aebte, sieben Ordensgeneräle und viele Doktoren und Bothschafter der weltlichen Fürsten. Der Strom der heil. Ueberlieferung, der von den heil. Aposteln an in viele Arme sich theilte, und den ganzen Erdkreis mit dem Wasser des Heils bewässert, findet sich in einem heiligen, allgemeinen Concilio gleichsam wieder in einen Strom vereinigt.

Wenn irgend ein Schauspiel erhehend ist, so ist es die Versammlung von Bischöfen aus allen Theilen der Welt unter dem leitenden Oberhaupte, dem römischen Papste, wie sie die Einheit des überall hin verbreiteten und deswegen katholischen Glaubens untersuchen und in bestimmten Worten dann aussprechen. Selbst bloß menschlich genommen kann es in dem, was wahr ist, keine höhere Berufung mehr geben. Wer Entscheidungen, auf diesem Wege gefaßt, noch verwirft, der hat die Vernunft weggeworfen und ist für das Vernehmen einer Wahrheit nicht mehr fähig. Alle Beschlüsse der allgemeinen Concilien, welche die Lehre betreffen, sind unwandelbar, denn es sind Aussprüche der unfehlbaren, vom Geiste der Wahrheit, vom Heiligen Geiste in aller Wahrheit geleiteten Kirche.

Durch diese göttliche Kraft und göttliche Gnade ist die Kirche im Besitze der Wahrheit, welche sich in dieser Einen Kirche durch achtzehnhundert Jahre bereits verjährt hat.

55. Wenn nun die Unterscheidungslehren sich nachweisen lassen, als geglaubt und geübt in der katholischen Kirche durch alle Jahrhunderte, wenn wir sie sogar in

den von uns getrennten Kirchen, wie in der Griechischen, finden, wenn, was noch mehr ist, die Juden sie schon übten, die ältern heidnischen Weisen sie schon ahnten und in ihren Dichtungen aufnahmen, wenn endlich selbst Mohamed aus dem Christenthume sie borgte, wenn selbst die natürliche Vernunft sich genöthiget fühlt, sie anzunehmen, was aus den Schriften vieler gepriesener Philosophen, die nicht unserer Kirche, vielleicht keiner Confession angehören, sich darthun läßt — wenn nun alles das bei den Unterscheidungslehren Statt findet, wie ist es möglich, daß die im Glauben von uns getrennten Brüder solches nicht einsehen, nicht finden und nicht zurückkehren zur Kirche, von der sie ausgegangen, welche Kirche wie ein Leuchthurm auf unerschütterlichem Fels, trotz aller Umwandlungen in religiöser, politischer und physischer Welt — unwandelbar in ihren Dogmen, über Alles erhaben, wahrhaft göttlich dasteht — wie kommt es, fragen wir, daß ein so aufgeklärtes Jahrhundert nicht Eins wird in dem Einen Nothwendigen?

Ach, du arme Vernunft! Wieviel vermag nicht über dich Gewohnheit, Trägheit, Stolz, Eigensinn, falsche Scham!

Aber es ist nicht so. In dem unübertrefflichen Werke, „das Resultat meiner Wanderungen durch das Gebiet der protestantischen Literatur von Dr. Julius Höninghaus. Aschaffenburg 1837“ werden wir freudig überrascht, daß die gelehrte protestantische Welt katholisch denke, wenn uns auch dabei die Wehmuth beschleicht, daß sie dessen ungeachtet protestantisch bleibt. „Die Mehrzahl der Menschen ist weder des Himmels, noch der Hölle würdig. Sehr natürlich wird die christliche Dogmatik von dieser Seite zur Annahme eines Mittelzustandes hingetrieben, in welchem weder die Seligkeit des Himmels, noch die Qual der Hölle herrscht, ein Fegfeuer, dessen Bevölkerung aus den angegebenen Ursachen sehr groß sein muß,

und in welchem alle Hoffnung eines besseren Schicksals nicht verschwunden ist. Wenn im protestantischen Lehrbegriffe von Graden der Seligkeit und Verdammniß geredet wird, so sucht man sich dadurch in der Verlegenheit zu helfen; die unterste Stufe der Seligkeit und der geringste Grad der Verdammniß berühren einander; ein Mittelzustand ist vorhanden.“ Köppen.

„Was ist denn in der christlichen Religion, das uns hindert diesen Unterschied anzunehmen? Was uns hindert? Als ob nicht der größere Theil der Christen ihn wirklich angenommen hätte! Jenen Mittelzustand, den die ältere Kirche glaubt und lehrt, hätten unsere Reformatoren, ungeachtet des ärgerlichen Mißbrauches, zu dem er Anlaß gegeben hatte — nicht so schlechthin, wegwerfen sollen.“ Lessing.

„Nichts in der ganzen Natur geschieht durch einen Sprung und das gilt auch von dem menschlichen Geiste. Und wo sind diejenigen, die ohne Unvollkommenheit und Schwachheit in jenes Leben hinüber gehen können? Die Schrift sagt: Es wird nichts Gemeines in's Himmelreich eingehen. Was soll man endlich von denen sagen, die sich erst auf dem Todtbette bekehren, denen man wohl die Gnade der Vergebung nicht wird absprechen können, die aber doch nicht anders, als durch eine wunderbare Metamorphose Neigungen, die ihnen so lange zur Natur geworden sind, in der kurzen Zeit ihres noch übrigen Lebens ganz austilgen, tugendhafte Fertigkeiten, die ihnen bisher ganz fremd gewesen, nicht erlangen und manchen Ersatz, den sie zu leisten hätten, nicht haben leisten können. Sollte für diese nicht ein solcher Mittel- und Läuterungszustand, oder, wie wir ihn sonst nennen, nothwendig, und da die Wahrheit feststeht: „es wird nicht hineinkommen in's Himmelreich irgend ein Gemeines — eine Wohlthat sein?“ Horst.

„Der größte Theil Menschen ist weder gut noch böse genug den Himmel oder die Hölle zu verdienen; folglich

hat es Gott gefallen, einen Mittelzustand anzuordnen, in welchen die Seelen durch einen gewissen Grad der Leiden gereinigt werden.“ Johnson.

„Der Ausdruck Feuer, Fegefeuer (purgatorium) ist wenigstens als Bild für die Leiden des Zwischenortes sehr passend. Purgatorium an sich heißt nur Reinigungs=Drt, Mittel oder Stand.“ Von Meyer.

„Deßwegen ist aber die menschliche Hilfe nicht ausgeschlossen, die im Gebete und im Namen Jesu überhaupt liegt.“ Eschenmayr.

„Das Gebet für die Verstorbenen ist eine der ältesten und bewährtesten Uebungen der christlichen Religion.“ Scheldon.

„Es war, ich möchte sagen, schon von den Zeiten der Apostel her üblich, und sollte von den Protestanten nicht als unnütz verworfen werden; sie sollten das Urtheil der ursprünglichen Kirche ehren, und eine Uebung annehmen, die durch den ununterbrochenen Glauben, so vieler Jahrhunderte bestärkt ist. Wir können behaupten, daß die Gebete für die Verstorbenen nicht unnütz, sondern heilsam sind.“ Forbes.

„Diese Sitte belebt den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, zieht den schwarzen Schleier vom Grabe zurück, und eröffnet eine Verbindung zwischen dieser und jener Welt. Wäre sie beibehalten worden, so würden wir wahrscheinlich nie so vielen Unglauben unter uns gehabt haben. Ich kann keinen Grund finden, warum von einer Particularkirche, die keine Ansprüche auf übernatürliche Gaben machen kann, und so ferne von der ersten Zeit des Christenthums ist, ein Gebrauch, der nicht verdammt ist, der vielmehr wie wir nach der heiligen Schrift zu glauben Ursache haben, früher stattfand, der in dem apostolischen Zeitalter, in den Zeiten der Wunder und Offenbarung geübt wurde, der in den Glaubensartikeln nicht vergessen, und niemals für unbedeu-

tend erklärt worden ist, ausgenommen von dem Häretiker Arianus, der offenbar zu den Zeiten des heiligen Augustin gebräuchlich war und bis zum 16. Jahrhundert geübt worden ist, aufgegeben, oder bei Seite gelegt werden könne. Wenn wir von unserer Seite nichts für die Verstorbenen thun, wenn wir für sie zu beten unterlassen, wenn wir ihrer nicht mehr, wie früher geschah, beim heiligen Abendmahle gedenken, so wird von unserer Seite der Verkehr, den die Gemeinschaft der Heiligen, wie jeder Verein voraussetzt, vernachlässigt, und kann man also sagen, daß wir in der Gemeinschaft der Heiligen verbleiben? Und wenn wir uns also auf diese Weise von dem edelsten Theile der allgemeinen Kirche entfernt halten, kann man dann nicht von uns sagen, daß wir unsern Glauben verstümmeln und die Hälfte eines Artikels des christlichen Glaubens wegstoßen.“ Collier.

Lauter protestantische Gelehrte. Es fehlt wenig, daß sie in diesem Punkte katholisch sind. Der sehr fleißige, sehr gelehrte Herr Verfasser „das Resultat meiner Wanderungen“ u. citirt genau dieser Gelehrten Werke nach Auflage, Band und Seitenzahl.

56. Nun sei uns nur noch erlaubt, ein Beispiel aus dem Leben einer hochgestellten Engländerin und dann das Testament eines der gelehrtesten Protestanten hier aufzuführen.

„Ich wollte mich,“ sagt die Herzogin von York in ihrer Deklaration, „über diese Materien mit den zwei geschicktesten Bischöfen Englands, Dr. Scheldorn, Erzbischof von Canterbury, und Dr. Blandfort, Bischof von Worcester, besprechen, und sie gestanden mir ganz unverholen, daß die römische Kirche mehre Lehren behauptete, von denen zu wünschen sei, sie wären in der englischen Kirche beibehalten worden, dergleichen sind: die Lehre von der Beichte, von welcher man nicht läugnen kann, daß sie von Gott selbst anbefohlen worden sei und

jene des Gebetes für die Verstorbenen, welche eine der ältesten und bewährtesten Uebungen der christlichen Religion ist, daß sie für ihre Person diese Uebung einzeln beibehalten, ohne öffentlichen Gebrauch davon zu machen.“

57. In der fortgesetzten Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen auf das Jahr 1738 u. s. f. lesen wir auch einen Auszug von der letzten Willensmeinung des berühmten Molanus. „Ich ordne hiemit, daß meine Erben den Sarg mit 6 Hütern Tag und Nacht bewahren, die in unserm Kloster (Lofum) hergebrachte, auch in der Schutzschrift der Augsburger Confession erlaubte und gegen den Ketzer Arius nicht für unnütz erklärte Fürbitte durch vier arme bejahrte Mannspersonen, jedem gegen Erlegung von 6 Reichsthälern drei Monate lang dafselbst anordnen; hierin bestehend, daß ein jeder für meine Seele Abends und Morgens ein Vater unser nebst dem 130. und 50. Psalm täglich mit Andacht beten, und damit von der Zeit meiner Auflösung drei volle Monate fortfahren soll, alsdann und nicht eher seine Reichsthäler aus den Händen meiner Erben — empfangen. Von 1000 Reichsthälern soll die jährliche Zinse unter 45 Arme den 17. April ausgetheilt werden, dafür ein jeder nach empfangenem Reichsthäler knieend ein Vater unser für meine Seele beten soll. — Am Tage meiner Begräbniß soll eine Stipende ausgetheilt und von jedem Armen ein Vater unser knieend für meiner Seele Ruhe gebetet werden.“

58. „Nimmermehr,“ so sagt Carl Friedrich Ge-
rault, ehemaliger Justizrath zu D** in seiner Schrift:
„Die Ursache meiner Ueberzeugung und des Uebergangs
zur kathol. Kirche“ — „nimmermehr werde ich die merk-
würdigen Worte des sterbenden Melanctons vergessen,
die er zu seiner alten, erlebten Mutter sprach.“ Mein Sohn,
sagte diese zu ihm, da er wirklich auf dem Todsbette lag,
mein Sohn, du siehst daß du nun die Welt verlassen und
dem höchsten Richter Rechnung über deine Lebensfrist ab-

legen muß. Du weißt, daß ich katholisch war, aber du hast mich bewogen, daß ich meinen Glauben geändert und einen andern, welcher dem Glauben meiner Väter zuwider ist, angenommen habe. Derowegen beschwöre ich dich bei dem lebendigen Gotte, daß du mir anitz sagest, welches der beste Glaube sei: verbirg mir's nicht! — „Mutter,“ war die Antwort Melanchtons, „die neue Lehre ist die angenehmste, die alte aber die sicherste.“ Nun wälzte er sich und sprach noch mit heller Stimme:

„Hæc plausibilior, illa securior!“

Diese Erzählung findet sich auch in Florimond's Kezergesch. B. IV. c. 9. Abschn. 9. Das Leipz. Lex. Tom. 3. pag. 412 und andere, als Melchior, Adam in vita germ. Theolog., pag. 333. und Iselin im allg. Lexicon 3. Theil, pag. 462. behaupten zwar, daß Melanchton diese Worte zu seiner alten Mutter im Jahre 1529 gesagt habe, da er vom Speyer'schen Reichstage zurückkehrte und dieselbe das letztemahl besuchte.

Wer darin Recht habe, ist gleichgiltig. Melanchton sprach sie, ihre Kraft bleibt die nämliche.

Ach, was hilft es aber, wenn alle von der katholischen Kirche getrennten Brüder mit Lessing, im theologischen Nachlaß S. 55. 56., eingestehen: „Ich kann unmöglich vorsätzlich taub seyn, wenn das ganze Alterthum mir einmüthig zuruft, daß unsere Reformatoren unter dem ihnen so verhassten Nahmen „Ueberlieferung“ viel zu viel weggeworfen haben; — oder wenn sie mit Münscher, Handbuch der Religion, Theil I. S. 344., bekennen: „Aus allen bisher angestellten Untersuchungen geht als Folge hervor, daß die Protestanten, wenn sie gegen die Tradition, Ueberlieferung, kämpfen, die unbefangene Geschichte nicht auf ihrer Seite haben“ — was hilft es? —

Ach, daß es alle einsehen möchten: Der Glaube ist ja eine Gabe Gottes, die in Demuth und Gehorsam erfleht werden will.

XXIII.

Versuch einer Ehrenrettung des vielver- kannten Mittelalters.

Zur Erwägung und zum Nutzen für unsere Zeit.

Von Dr. J. B. Salfinger.

(Schluß des ersten Abschnittes.)

Wir lassen nun als Fortsetzung des 4. §. und zugleich als Schluß des ersten Abschnittes nur noch einige Gelehrte, wohl auch wieder nur die namhaftesten derselben, im Laufe des eilften Jahrhunderts folgen, und zwar, weil uns die Zeit der periodischen Drucklegung schon etwas hart drängt, gleich in ungezwungener Reihe, wie sie uns eben bei erster Zusammenstellung entgegen getreten sind. Demnach in der numerischen Aufzählung fortfahrend, nennen wir

XVIII. Marian Scot. Von Geburt, wie der Name verräth, ein Schottländer, wanderte er um das Jahr 1050 nach Deutschland herüber, und soll, wie Einige berichten, zuerst einige Zeit hindurch in Regensburg über Mathematik und Verständniß der heiligen Schrift docirt haben. Späterhin begab er sich nach Köln in ein Kloster und bald hierauf in die berühmte Benediktiner-Abtei zu Fulda und endlich auf Befehl des Erzbischofes von Mainz, der zugleich Abt jenes Klosters war, nach Mainz, wo er anno 1086 im 58. Jahre seines Alters starb. Er schrieb ein Geschichtswerk, von Christi Geburt an bis zum Jahre 1083, bei welchem er vorzüglich dem Eusebius, Cassiodor und dem heil. Beda folgte. Nebst eigenen Zugaben vermehrte er dieses Geschichtswerk auch

noch mit vielen Documenten, die uns sonst vielleicht für immer unbekannt geblieben wären, und verdient vorzüglich darum eine besondere Würdigung, weil nach seinen Citaten die eben genannten historischen Werke abermals unter sich verglichen und dadurch näher an's Licht gesetzt werden können. Marian's Werk hat im 12. Jahrhunderte *Do dechin*, ein deutscher Gelehrter und Priester zu Begeinstein (derselbe, der auch durch seine Reisebeschreibung, der Wallfahrt nach Jerusalem, bekannt ist) bis zum Jahre 1200 fortgesetzt. Es erschien zuerst 1587 zu Basel im Drucke. Ueberdieß schrieb Marian Scot: *de gestis regum Anglorum; de computo universali; de emendatione calculi Dionysiani; commentarios in Psaltem regium; Annotationes in epistolas S. Pauli*, und eine Evangelien-Concordanz, — welche Werke aber von späteren Schriftstellern wohl häufig citirt und benützt wurden, aber bis jetzt nur fragmentweise im Drucke erschienen sind. — Als ebenbürtiger und wegen genauerer Sichtung noch schätzenswertherer Historiker und Chronist trat gleichzeitig in Deutschland

XIX. Lambert von Aschaffenburg hervor. Bereits Priester im Benediktiner-Kloster zu Hirschfeld unternahm er im Jahre 1058 eine Reise nach Palästina, auf welcher er beinahe ein volles Jahr zugebracht hatte. Im Jahre 1072 kam er nach dem Kloster St. Peter zu Saalfeld in Thüringen, welches zur selben Zeit Erzbischof Annoni von Köln den bis dahin dortselbst lebenden Chorherrn abgenommen und den Benediktinern eingeräumt hatte. Lamberts Aufgabe war, unter den neuen Ankömmlingen eine geregelte Ordensdisciplin einzuführen. Er entledigte sich derselben auf's ehrenvollste, gab sogar den Bitten der neu angestellten Ordensbrüder nach und blieb hinfort ganz in ihrer Mitte bis zu seinem Lebensende.

Gleich dem vorgenannten Marian Scot schrieb auch

er ein umfassendes Geschichtswerk, vom Anfange der Welt bis auf seine Zeit (1077), wobei er jedoch die alte Geschichte nur in gedrängtester Kürze durchläuft, dafür aber die Begebenheiten, die seiner Zeit näher lagen, oder die er vielmehr selbst erlebte (*de rebus gestis Germanorum*) vom Jahre 1055 angefangen, mit großer Genauigkeit aufzeichnet. Seine Aufzeichnung mit jener „*de bello Saxonico*“ vom Geschichtsschreiber Bruno zusammengestellt, setzt die Wirren jener Zeit in das hellste Licht, so zwar, daß, weil letzteres zu Gunsten Gregors VII. ausfällt, sich beide von protestantischen Literarhistorikern die Anschuldigung über ultramontane Parteilichkeit seit drei Jahrhunderten her ununterbrochen gefallen lassen mußten. Lambert schrieb übrigens einen sehr zierlichen, wahrhaft suetonischen Styl, den ihm keine Partei wird absprechen können. Nikolaus von Syghe, Benediktiner zu Erfurt, setzte dessen Geschichte nachmals bis über die Hälfte des 15. Jahrhunderts fort, worauf sie Pistorius in seinem Sammelwerke „*de scriptoribus rerum Germanicarum*“ zuerst durch den Druck veröffentlichte. Lambert's verfaßte Chronik des Klosters zu Hirschfeld findet sich in Auszügen bei Mader's Werke: „*de antiquitatibus Brunsvicensibus*.“

In gleicher Wirksamkeit war

XX. Adam von Bremen thätig. Er war zu Meissen in Sachsen geboren und gelangte im Jahre 1067 zur Würde eines Rectors der Domschule im Erzstifte zu Bremen. Bald hierauf unternahm er eine Missionsreise zu den Völkern des europäischen Nordens, erwarb sich durch seinen heiligen Eifer und seine Wissenschaft die besondere Gunst des damaligen dänischen Königes Swen II. und sammelte sich auf dieser Reise viele Documente und kirchengeschichtliche Nachrichten, die er nachmals zu einem höchst schätzenswerthen Geschichtswerk der nordischen Reiche verarbeitete unter dem Titel: „*Historia ecclesiastica*

ecclesiarum Hamburgensis et Bremensis vicinarumque septemtrionalium ab anno 788 ad annum 1076.“ Das Buch: „De Dania ceterisque regionibus Arctios“ gehört mehr einer von ihm eingeleiteten nordischen Sagensammlung, als dem Resultate seiner sonst sehr aufrichtigen Geschichtsforschung an.

Als Chronist desselben Jahrhunderts muß

XXI. Sigbert von Gemblours aufgeführt werden, ein gelehrter Benediktiner im Kloster Gemblours in Brabant. Nachdem er die zur selben Zeit ziemlich in Verfall gerathene Schule von Metz wieder aufgerichtet und wieder in sein Kloster zurückgekehrt war, verlegte er sich vorzüglich auf schriftstellerische Thätigkeit, besonders im Fache der Geschichte, setzte die von Hieronymus bis 381 fortgeführte Kirchengeschichte des Eusebius bis auf seine Zeit, d. i. 1112, fort, und verfaßte einen höchst schätzenswerthen Traktat „de scriptoribus ecclesiasticis,“ worin er kurz das Leben und die Leistungen von mehr als 170 Autoren beschreibt und uns auch eben hiedurch für die gegenwärtigen Anführungen die namhaftesten Dienste leistete. Mehrere Lebensbeschreibungen von Heiligen, die er verfaßte, finden sich in den Actis Sanctorum. Außer diesen beiden Hauptwerken hinterließ er noch manigfache Aufsätze, als das Buch Ecclesiastes in heroischen Versen; lib. decemnovennis über die kirchliche Zeitrechnung; lib. de vitis Romanorum Pontificum, bei welchen jedoch, wie es die im vorausgegangenen Jahrhunderte zu Rom statt gehaltenen Wirren und Scandale nicht leicht anders mit sich bringen konnten, eine offenbare Abneigung gegen die Päpste seine Feder leitete und eine große Leichtgläubigkeit in Allem, was den üblen Ruf derselben vermehren half, zur Schau tritt, daher es ihm auch mehr zusagte, im Kampfe zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. das Recht auf Seite Heinrichs zu suchen. Viele Briefe von ihm und viele seiner Abhand-

lungen in Form von Reden sind bisher ungedruckt geblieben. Sein geschichtliches Werk gab am vollständigsten 1608 Albert Miräus heraus, während Fabricius die Sammlung de scriptoribus ecclesiast. seiner Litterärhistorie einverleibte.

Um die Wissenschaft machte sich mehr als je einer
 XXII. Lanfrank, der Lehrer des großen Anselm, verdient. Er war aus seinem Geburtslande Italien (Pavia), nachdem er sich zu Bologna in allen Zweigen der Wissenschaft, besonders in der Philosophie und Dialektik ausgebildet hatte, nach Frankreich gewandert, trat zuerst zu Auranthes als Lehrer auf und verfügte sich nachmals in das neu gestiftete Benediktiner-Kloster Bec in der Normandie, das ihm nachmals seinen ganzen Aufschwung und wissenschaftlichen Ruhm zu verdanken hatte. In Berengar's Streitigkeiten verwickelt begab er sich nach Rom, um dortselbst dessen gefährliche Ansichten dem Apostolischen Stuhle zur Entscheidung vorzulegen, in Folge dessen demnach auch letztere in der Synode zur Vereitel verworfen wurden. Auch dem anno 1059 unter Nicolaus II. abgehaltenen Concil im Lateran wohnte er bei. Eine Anklage von seinen ihm als Prior untergebenen Mönchen im Kloster zu Bec, an denen er ihren ihm bei weitem zu geringe scheinenden Eifer für die Wissenschaften oft mit Strenge tadelte, beim damaligen Beherrscher der Normandie, Wilhelm dem Eroberer, gab Veranlassung, daß er zur höchsten kirchlichen Würde in England, zum Erzbischof von Canterbury, erhoben wurde. König Wilhelm schätzte nämlich den Angeklagten um der Wissenschaft willen mehr, als die klagenden Mönche und ließ diese Gelegenheit nicht vorübergehen, für sein Reich einen Mann zu gewinnen, der schon da nals eine der schönsten Zierden Englands zu werden versprach. Lanfrank täuschte auch solche Erwartungen nicht; denn außerdem, was er als höchst gewandter Staatsmann und Kirchenhirt zunächst für das

Wohl seiner Diözese und mittelbar des ganzen Reiches leistete, muß an ihm vorzüglich das Verdienst hervorgehoben werden, der Wissenschaft durch das Streben, derselben in jedem Zweige eine philosophische Grundlage unterzubauen, zu jener Höhe empor geholfen zu haben, auf der wir sie nachmals unter seinem großen Schüler, dem heiligen Anselm, emporgehoben und fest stehen sehen. In Bruckers historia philosophorum wird ihm zwar vorgeworfen, daß er zu viel auf dialektische Spitzfindigkeiten gehalten und solche für philosophische Waare an seine Schüler feil gebothen und abgesetzt habe; allein, schon der einzige Anselm, einer der größten unter den wenigen taugenden Philosophen, widerlegt diesen Tadel, abgesehen, daß Lanfrank weit entfernt in solchen Spitzfindigkeiten sein Heil zu suchen, vielmehr, wo er etwas gründlich erweisen wollte, auf alle Auctoritäten sich gestützt wissen wollte, wie dessen Klage über Berengar in folgenden Worten beweist: „Relictis sacris auctoritatibus ad dialecticam confugium facis, ruft er ihm zu: mallem audire ac respondere sacras auctoritates, quam dialecticas rationes (de euch. c. 7.) Nach häufigen Kämpfen und wohl auch vielfachem Mißkanntwerden in seinem Eifer für wissenschaftliche Begründung der Kirchenlehre starb er den 24. Mai 1089. Seine hinterlassenen Schriften nebst dessen Lebensbeschreibung von Lucas d'Achery zu Paris 1648 herausgegeben, sind im wesentlichen folgende: „De corpore et sanguine domini; commentarii in Psalmos et S. Pauli epistolas; de cellanda confessione; lib. sententiarum; de dialectica; sermones, epistolæ etc.

Aber größer noch als dieser Meister war dessen Schüler und baldiger Nachfolger im Erzbisthume, nämlich:

XXIII. Der heilige Anselm. Er war zu Nosta in Piemont im Jahre 1034 geboren. Seine fromme Mutter Ermenberg leitete dessen Erziehung zur echt kind-

lichen Frömmigkeit, während sein Vater Gundulph mehr auf weltlichen Glanz und Ruhm drang und sich eben hierdurch nie recht die wahrhaft kindliche Zuneigung seines eigenen Sohnes, Anselm, erwerben konnte. Ja, als während Anselms Jünglingsjahren seine Mutter gestorben war, ging die durch innere Zerklüftung eines ganz irdischen Sinnes herbeigeführte Abneigung des Vaters zu seinem Sohne so weit, daß sie in einen völligen Haß ausartete. Dem seiner einzigen festen, mütterlichen Stütze beraubten Jünglinge blieben nun noch zwei Wege übrig, entweder auf der gleichen irdischen Bahn, wie sein Vater, zu gehen, und sich so dessen Zuneigung zu gewinnen; oder aber an dem sanften Sternenlichte der Tugend, auf das ihn seine fromme Mutter stets hinleitete, in stiller Ergebung in Gott das Himmlische zu suchen. Anselm war so glücklich, das Letztere zu wählen, und wo menschliche Hülfe gewichen war, übernahm nun Gott seine Erziehung.

Anscheinend rathlos und verzweifelnd ergriff er aus seinem eigenen Geburtslande die Flucht, zog ohne Plan und selbstbewußte Absicht über den Mont-Cenis unter mannigfachen Beschwerden und selbst Todesgefahren nach Burgund, wo ihn Gottes Führung zu seinem und Tausender seiner Mitmenschen Heil gegen das Kloster Bec in der Normandie lenkte, in welchem der gottesfürchtige Abt Hellaug und der erleuchtete Lehrer Lanfrank lebten. Welchen Unterricht dort Anselm in Tugend und Wissenschaft erhielt und wie er sich denselben zu Nutzen machte, würde zu weitläufig sein, auseinanderzusetzen, und wir verweisen in dieser Erörterung auf Dr. J. A. Mohler's vor trefflichen Aufsatz: „Anselm, Erzbischof von Canterbury“ (in dessen gesammelten Schriften und Aufsätzen, herausgegeben von Dr. Joh. Jos. Ign. Döllinger, Erster Band III.) Es braucht auch kaum erwähnt zu werden, daß der heil. Anselm das Amt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit mit gleichem Fleiße auch als Erzbischof von

Canterbury fortsetzte. Tag und Nacht war sein tiefer Geist auf überirdischem Gebiete beschäftigt und die Morgenröthe fand ihn gar oft mit der Fortsetzung desselben erhabenen Gedankens besetzt, der sich eben mit einbrechender Stille der Nacht seines hellen Geistes bemächtigt hatte. Seine angeborene Neigung für die Speculation und sein entschiedener Beruf für dieselbe, förderte zuerst als Resultat einer unermüdeten wissenschaftlichen Forschung sein berühmtes Monologion und Proslogion zu Tage, in welchen Abhandlungen er sich, allerdings schon im vorhinein fest im Glauben wurzelnd, mit aller Schärfe und Kraft des Gedankens zur Erkenntniß von Gottes Dasein und Eigenschaften emporzuschwingen suchte. Der bekannte ontologische Beweis für das reële Dasein Gottes gehört ganz dem heiligen Anselm als erstem Urheber an. Im Allgemeinen (denn, wollten wir gründlich zu Werke gehen, müßten wir ein umfassendes Buch schreiben), war der Hauptzweck von Anselm's speculativer Thätigkeit, den christlichen Glauben mit den Resultaten einer bescheidenen Vernunftforschung als durchaus harmonierend darzustellen, oder, was christliche Speculation überhaupt ist und auch nur sein kann, das depositum fidei auch in's innerste Heiligthum des persönlichen Selbstbewußtseins einzuführen und es mit demselben in die heimlichste und unzertrennbarste Verbindung zu setzen. Gilt bei einem solchen heiligen Streben, das wohl Gottes und seines Ebenbildes, des Menschen, gleich würdig genannt werden muß, stets die Voraussetzung, daß die Erkenntniß aus dem Glauben und nicht erst der Glaube aus der Erkenntniß hervorgehe, so kann und muß das Resultat desselben auch von Seite der heil. katholischen Kirche nur als eine Gabe des Himmels angesehen und begrüßt werden, die uns in der Wüste unserer immer mehr um sich wuchernden Schwachgläubigkeit gleich dem von Gott gespendeten Manna vor dem geistigen Hungertode errettet. So bei Anselm, dem

Vater der speculativ scholastischen Theologie, dem die Ausdrücke: „credo, ut intelligam; fides præcedit intellectum“ u. s. f. in seinen zahlreichen Schriften gleichsam zum lenkenden Wahlspruche geworden sind, während er anderseits ausruft: „nil, nisi negligentia mihi videtur, si postquam confirmati sumus in fide, non studemus, quod credimus et intelligere.“ „Anselm vereinigte (bemerkte Gams Freib. Klxf. Art. Anselm) in sich jene zwei Geistesrichtungen, in welche die spätere Theologie auseinanderging, die rationelle und die mystische; und es ist schwer zu bestimmen, in welchem dieser beiden Gebiete er größer und bewunderungswürdiger dasteht. In seinen Gleichnissen und Homilien, besonders aber in seinen Meditationen und Gebeten offenbart er ein tiefes, von der Liebe zu Christus durchdrungenes und erfülltes Gemüth; bald seufzt er im Gefühle des Sündenelendes, bald erhebt er sich zum Danke und zu unendlicher Freude an der Erlösung. Die Darstellung ist voll Schwungkraft und Leben, voll der erhabensten Gedanken und Bilder und zugleich voll Süßigkeit und Zartheit. Sein reicher und hinterlassener Briefwechsel zeugt einerseits von seinem großen Einflusse und seiner bewunderungswürdigen Thätigkeit und gewährt anderseits ein klares Bild des sittlichen und religiösen Zustandes jener Zeit. In dreifacher Hinsicht ragt Anselm als leuchtendes Vorbild in der Kirchengeschichte hervor: 1.) als Geist, der in sich das Bild seines Heilandes ausprägt; 2.) als Kloostervorsteher und Kirchenfürst, der das christliche Leben in weiten Kreisen gefördert, der für die Freiheit der Kirche aus weltlichem Drucke gelitten und gestritten und eine bessere Zeit angebahnt hat; 3.) als Schriftsteller, der der Theologie seiner Zeit einen Aufschwung und Umschwung gegeben und einen Samen ausgestreut hat, der Früchte trägt für jede Zeit.“

Seine theologischen Forschungen und seine schriftstellerische Thätigkeit setzte er bis zu seiner letzten Lebens-

stunde fort, welche für ihn in seinem 76. Jahre den 12. April 1109 herangerückt war. Der große Heilige entschlummerte zur ewigen Ruhe, als sein Vorleser am Sterbebette eben aus dem Evangelium des heil. Lukas die schönen Trostworte des scheidenden Heilandes abgelesen hatte: „Ihr aber seid es, die ihr bei mir ausgeharrt habt in meinen Prüfungen, darum sichere ich euch das Reich zu, wie es mir mein Vater zugesichert hat, daß ihr esset und trinket an meinem Tische.“ Sein Leben hat der Benediktiner Cadmer, durch längere Zeit als Amanuensis desselben stets um ihn, beschrieben.

Ein specificirter Katalog seiner hinterlassenen Schriften müßte zu weitläufig werden, daher wir nur die bekanntesten derselben hier wiederholen, als: Monologion und Proslogion; de fide SS. Trinitatis et de incarnatione Verbi; cur Deus homo? de conceptu virginali et originali peccato; de processione Spiritus sancti; de casu diaboli; de veritate; de voluntate; de voluntate Dei; de libero arbitrio; lib. homiliarum et meditationum; orationes; hymni et officium de B. M. V. nebst vielen Briefen und verschiedenen kleinen Abhandlungen, als: de pace et concordia; de Grammatico; de presbyteris concubinariis; de nuptiis consanguineorum. Noch auf dem Todtbette begann er eine höchst sublime Abhandlung: de concordia præscientiæ et prædestinationis et gratiæ Dei cum libero arbitrio — und Gott schenkte uns seiner lesenden Nachwelt noch die Gnade, sie ihm bis vor seinem letzten Athemzuge noch auch vollenden zu lassen. Die verläßlichste und vollständigste Sammlung von Anselm's Werken ist die von Gabriel Gerberon 1721 zu Paris veröffentlichte.

Seit Anselm ist wohl keiner aufgestanden, der ihm auf gleich wissenschaftlichem Gebiete die Wage hielt, man müßte sich denn in neuester Zeit in speculativer Gehaltmessung auf den immer noch zu sehr vereinzelt ste-

henden großen Denker Dr. Anton Günther in Wien berufen.

Außer unserem berühmten Anselm von Canterbury haben wir noch etliche seiner gleichzeitigen Namensgenossen als Gelehrte des elften Jahrhunderts zu erwähnen und zwar

XXIV. seinen ausgezeichneten Schüler Anselm von Laon, einen der berühmteren Theologen des Mittelalters. Nachdem er in dem uns schon bekannten Benediktiner-Kloster Bec vom großen Lehrer Anselm von Canterbury in der scholastischen Theologie (besten Sinnes) herangebildet und so selbst zum Meister in derselben befähigt worden war, begab er sich um das Jahr 1076 in der Eigenschaft eines theologischen Lehrers nach Paris und lehrte dortselbst mit einem so glänzenden Beifalle, daß er neben Wilhelm von Champeaur zur Gründung der damals entstehenden Völkeruniversität (universitas nationum) wesentlich beitrug. Denn schaarweise strömten Jünglinge aus allen Nationen herbei und das zum großen Theile wegen Anselm's ausgezeichnete Lehrfähigkeit. Beweis hiefür ist die Thatsache, daß bei seiner Rückkehr nach Laon viele aus denselben ihm auch dahin nachfolgten, darunter der berühmte Petrus Abälard, der seinen philosophischen Lehrstuhl verließ, um eine Zeit hindurch bei Anselm von Laon Theologie zu studieren. Seitdem sehen wir in Frankreich um eine der berühmteren Domschulen mehr erblühen und dieß ist die von nun an viel besuchte Theologenschule von Laon, der unser Anselm als Scholastikus vorstand. Sein Eifer für die theologischen Wissenschaften und sein Lehrberuf in denselben war so aufrichtig, daß er, um nicht in denselben gestört zu werden, alle ihm angetragenen kirchlichen Würden ausschlug und bis zu seinem Ende, bis zum Jahre 1117, als Lehrer und Vorsteher der Schule zu Laon in unermüdeter Thätigkeit anhielt. Seine berühmteste Schrift-

liche Arbeit ist die mühsame Abfassung einer glossa interlinearis, die ganze heilige Schrift umfassend, welches Werk nebst der von *Walafrid Strabo* verfaßten glossa ordinaria als exegetisches Hauptwerk des ganzen Mittelalters berühmt und wenigstens unter dem Klerus gewisser Massen volkstümlich wurde. Die verläßlichste Ausgabe davon erschien 1634 zu Antwerpen, nachdem sich die Presse schon in den ersten Jahren nach ihrer Erfindung (1502 bis 1508 zu Basel) derselben bemächtigt hatte. Auch mehrere Commentare, als: in *Matthæum*, *epistolas Pauli*, *apocalypsin et cantica canticorum*, die häufig dem heiligen *Anselm* von *Canterbury* zugeschrieben werden, scheinen ihm als Verfasser anzugehören.

XXV. *Anselm* von *Lucca*, Neffe des würdigen Papstes *Alexander II.* Er war 1036 zu *Mantua* geboren und folgte, als sein Oheim 1061 auf den apostolischen Stuhl gelangt war, demselben auf dem früher inne gehaltenen Bischofsstuhle von *Lucca* nach. Von seinem würdigen Oheim darauf hinlänglich vorbereitet half er den wichtigen Kampf, der nachmals unter *Gregor VII.* über die rechte Abgränzung zwischen weltlicher und kirchlicher Gewalt und um die sichere Begründung der letzteren auf der Grundlage einer geordneten *Disciplin* geführt werden mußte, in mehreren Schriften vorbereiten und mitkämpfen und erwarb sich in denselben zugleich den Namen eines für seine Zeit höchst beachtenswerthen Gelehrten. Er selbst hatte früher zu seinem Bischofsstuhle vom Kaiser die Investitur mit Ring und Stab erhalten; allein kaum sah er den eifrigen *Petrus Damiani* und den starken *Hildebrand* mit Gewährhaltung seines päpstl. Oheims gegen eine solche Verkehrung der Rechtsbegriffe ankämpfen, so rechnete er sich die Annahme desselben auf solchem Wege zur Sünde an, legte sein Amt nieder und ging als einfacher Mönch, der eine ernste Sühne zu vollbringen habe, nach *Clugny*. Doch *Gregor VII.*, schon seit

länger sein vertrautester Freund, rief ihn wieder zurück und setzte ihn mit rechtmäßiger Gewalt abermals auf seinen alten Bischofsstuhl. Ja als dieser große Nachfolger des h. Petrus im Gril den Tod herannahen sah, war unser Anselm einer derjenigen, die sein sterbender Mund als tüchtig bezeichnete, nach ihm das Ruder Petri zu ergreifen und durch die damals so hoch aufgethürmten Wogen zu lenken. Im Jahre 1081 wurde Anselm jedoch von der kaiserlichen Partei, welcher er in seinem festen Anhalten an die kirchlichen Grundsätze feindlich gegenüberstehen mußte, abermals vom bischöflichen Stuhle entfernt und verlebte sonach einige seiner letzten Jahre bei der berühmten Markgräfin Mathilde, deren Gewissensrath er war. Endlich wurde er wieder zur Würde eines päpstlichen Legaten in der Lombardie erhoben, in welcher er im Jahre 1086 zu Mantua das irdisch bewegte Leben mit dem ruhigen und seligen Jenseits vertauschte; denn die katholische Kirche fand sich veranlaßt, ihn als einen der wackersten Kämpfer nach seinem Hinscheiden den triumphirenden Siegerschaaren heizuzählen, indem sie ihn als einen Heiligen verehrt und sein Fest auf den 18. März als seinen Todestag festsetzte. — Seine hinterlassenen Schriften sind folgende: *Defensio pro Gregorio VII.* in 2 Büchern; *meditationes metricæ de gestis Domini nostri J. Ch.*; *de oratione Dominica*, *Ave Maria et Salve Regina* (in *Bibl. Lugdun.* Tom. 18. et 27.). Ferners eine *oratio ad consolationem Dominae Comitissæ Mathildis*, et *oratio (sive preces) ad corpus Christi*, „quam dicta domina dicebat, quando communicare volebat“ (bei *Andreas Notta* in dessen *Notizie istoriche di S. Anselmo.* Veron. 1733). Endlich verfaßte er auch eine *Canonensammlung*, von der jedoch nur ein Theil in *Holstenii Collectione veterum aliquot hist. eccl. monumentorum* aufbewahrt wurde.

Weitere Namens- und Zeitgenossen endlich sind:

Der Scholastiker Anselm von Lüttich um das

Jahr 1045, als Schriftsteller durch seine Geschichte der Bischöfe von Lüttich bekannt,

Anselm von Gemblours, der die von uns oben erwähnte Chronik seines Ordensgenossen Sigbert bis auf sein Todesjahr 1137 fortsetzte, und endlich

Anselm von Rheims, ein Benediktiner, der das so genannte *itinerarium* des Papstes Leo IX. verfaßte.

Anselm von Havelberg wird uns im folgenden Jahrhunderte als Theilnehmer an den Kreuzzügen näher bekannt werden.

In Norddeutschland sehen wir im Beginn dieses Jahrhunderts neben Fulda und Hildesheim die Schule zu Paderborn aufblühen, dessen reges wissenschaftliches Leben der Biograph des Stifters Meinwerk (1009 bis 1036) in folgender schönen Stelle also schildert: „*Studiorum multiplicia sub eo florere exercitia, quando ibi musici fuerunt et dialectici enituerunt, rhetorici clarique grammatici, quando magistri artium ibi exercebant trivium, quibus omne studium erat circa quadrivium. Ubi mathematici claruerunt et astronomici, habebantur physici atque geometrici. Viguit Horatius magnus atque Virgilius, Crispus Salustius et urbanus Stadius, ludusque fuit omnibus, insudare versibus et dictaminibus jucundisque cantibus.*“

Wir haben uns als denjenigen Namen, der unsere Aufzählung der denkwürdigeren Männer des 11. Jahrhunderts würdig schließen soll,

XXVI. Papst Gregor VII. aufbehalten und zwar, wie es die Anlage unserer gegenwärtigen Abfassung fordert, zunächst nur in Beziehung seiner Verdienste um die Förderung von Geisteskultur und Wissenschaft; obgleich wir gestehen müssen, daß es uns eben so schwer ankommt, als es uns ungeschickt anstehen wird, den gelehrten Hildebrand ganz vom Papste Gregor zu trennen und uns nur der einzige Ausweg bleibt, daß wir ihn als tüchti-

gen Canonisten in praktischer Ausführung gleichfalls mit in der Reihe der Gelehrten gelten lassen. Doch zur Sache.

„Zu Saone lebte ein Zimmermann, im rechtlichen Wandel von der Arbeit seiner Hände. Er hieß Bonizo. Ihm wurde, man weiß nicht genau in welchem Jahre, ein Sohn geboren, den er Hildebrand nannte“ mit diesen Worten beginnt Boigt sein Werk: „Hildebrand als Papst Gregor VII. und sein Zeitalter.“ Dieser Knabe setzte einst in der Werkstätte seines Vaters mit Sägespänen die weissagenden Worte Davids zusammen: „Er wird herrschen von Meer zu Meer“ und gab überhaupt schon sehr frühzeitig seine ausgezeichnetsten Geistesgaben kund. Bonizo führte ihn daher zu dem ihm ohnedies verwandten Abte des Klosters zur heil. Jungfrau auf dem Berge Aventinus zu Laurentius (dem ersten Heiligen jener Zeit, wie Petrus Damiani bemerkt) um seinen Geist in den Wissenschaften und seinen Charakter in Tugendübung ausbilden zu lassen. Späterhin kam er nach Clugny, wo er mit jenen ausgezeichneten Männern zusammenlebte, die wir schon oben erwähnten, und in deren Umgang er sicherlich nur aus reinen Quellen zu schöpfen Gelegenheit hatte. Schon als er noch in Zurückgezogenheit dieses Klosters lebte, gab er seinen großen Plan, der nachmals seine Lebensaufgabe wurde, nämlich die Freiheit der Kirche durch innere Erstarfung ihrer Disciplin und durch Losreißung von allen drückenden Fesseln weltlicher Bothmäßigkeit fest und sicher zu stellen, durch folgendes Factum kund. Leo IX., so eben vom Kaiser zum Papste ernannt, kam auf seiner Reise zur Besitznahme des apostolischen Stuhles auch nach dem Kloster zu Clugny. Hildebrand, damals Prior dortselbst, glaubte, eine solche Besitznahme auf rein weltliche Berufung hin müsse die Freiheit der Kirche um so empfindlicher gefährden, als sie vom Oberhaupte selbst preisgegeben werde. Unererschrocken und freimüthig gab er

deßhalb Leo den Rath, in schlichter Tracht ohne päpstliches Abzeichen sich gegen Rom zu verfügen, um dort erst ruhig abzuwarten, ob ihn, wie es eigentlich Rechtsens sei, Clerus und Volk zum Statthalter Christi erwählen werde. Leo fügte sich, nahm aber auch gleich seinen herzhaften Rathgeber mit sich und machte ihn, als er wirklich vom Clerus und Volke auf den apostolischen Stuhl erhoben ward, zum Diakon der römischen Kirche und zum Vorsteher des berühmten Klosters St. Paul. Sowohl dem Leo, als dessen Nachfolgern ist sonach Hildebrand der ausgezeichnetste Rathgeber und Vollzieher der heilsamsten kirchlichen Maßregeln geworden. Beim Tode Alexander II. 1073 herrschte in Rom, wie vor einem Sturme, eine unheimliche Stille. Nach der Beisezung rief der gesammte Clerus und das römische Volk: „der heil. Petrus wählt Hildebrand zu seinem Nachfolger.“ Er bestieg hierauf den heiligen Stuhl auf Andringen der versammelten Cardinäle und selbst nach eingeholter Zustimmung des damaligen Kaisers Heinrich IV. Sein ihm gleichsam angeborner Grundgedanke: „Freiheit der Kirche“ wurde von nun an der Brennpunkt seines gesammten Wirkens, auf welchen alle seine Thaten, Schriften und Worte sich wie die Sonnenstrahlen des Lichtes vereinigten, in dem sein ganzes Leben aurging und für den er seine Lebens-tage und selbst sein schmerzliches Ende im Exil hinopferte. Es würde uns von unserem ganzen Plane ablenken, wenn wir alle Einzelheiten jener großen Lösung seiner Aufgabe nur aufzählungsweise anführen wollten. Auch ist der so genannte Investiturstreit bereits in jeder besseren Kirchengeschichte, wie z. B. in jener von Alzog, mit großer Gewissenhaftigkeit gesichtet und gewürdigt worden. Als Gelehrter und hervorragende Zierde im Flurgarten geistiger, wissenschaftlicher Cultur muß Gregor VII. von Freund und Feind als ein bewundernswürdig helles Talent und als einer der schärfsten Beurtheiler der schwierigsten Löse-

punkte anerkannt werden. Sein feuriges Genie verbunden mit der feinsten Klugheit des Verstandes diktirte ihm Briefe und kirchliche Verordnungen in die Feder, die man heut zu Tage noch eben so sehr ihrer Bündigkeit wegen bewundern muß, als sie sich selbst durch den glänzendsten Sieg, den sie erringen halfen, längst gerechtfertigt haben. Nebst diesen zahlreichen Briefen und Bullen, die ihm allein schon den bedeutendsten Rang als höchst gewandtem Schriftsteller sichern, da sich dieselben fast über jedes Gebiet der kirchlichen Haushaltung verbreiten, hinterließ er auch einen Commentar über die sieben Bußpsalmen und eine expositio in Evangelium St. Matthaei, Werke, die er noch als Prior zu Clugny schrieb.

Gregor VII. starb, wie bekannt, auf seiner Flucht zu Salerno (25. Mai 1085) mit den Worten: „dilexi justitiam et odio habui iniquitatem, propterea morior in exilio.“

„Sein Plan und seine Handlungen“ sagt Alzog „wenn auch nicht frei geblieben von falschen Folgerungen, verdienen ihrer Großartigkeit wegen, dieselbe, wenn nicht eine noch höhere Bewunderung, Achtung und Verehrung, als die Siege der alten (weltlichen) Römer, darum haben ihn auch gerade die edelsten Geister seiner Zeit und der Nachwelt erkannt, gewürdigt und bewundert.“ —

Wir haben nun die Namen und nothwendigen Andeutungen der Lebensumstände und des Wirkens der bedeutendsten Stammhälter der Wissenschaft bis zur Zeit der Kreuzzüge hin, die wir uns Eingang als Raftpunkt unserer weiteren Abhandlung wählten, ihrer Reihenfolge nach aufgezählt. Ist hiebei einer oder der andere unerwähnt geblieben oder zu wenig seinem Verdienste nach an's Licht gestellt worden, so mußte dieses theils absichtlich und wissentlich geschehen, weil wir unsere Leser schon mit dem Vorliegenden allzu weit in's Lange hinausgeführt zu haben fürchteten; theils aber auch unwissentlich und

unfreiwillig, da uns nicht zu allen Quellen, aus denen man, um das vollständigste zu leisten, schöpfen müßte, der Zugang ermöglicht werden konnte. Uebrigens hegen wir das Vertrauen, daß demjenigen Leser, der unsere eigentliche Theses, um deren Versechtung uns der Anlage nach vorzugsweise zu thun ist, im rechten Umfange aufgefaßt hat, auch schon mit diesem Wenigen, was wir in den abgehandelten 4 Paragraphen darzubiethen strebten, ein größeres Genüge geleistet worden sei, als er sich vielleicht zum Vorhinein versprochen haben mochte.

Es liegt uns nun unserem Versprechen nach ob, im Folgenden, bevor wir zum anderten Hauptstücke schreiten, noch von den Werkstätten und dann von den Leistungen eben jener Männer in eigenen kürzeren Abschnitten noch besonders zu reden; weil nur in solcher Bezugnahme die Aufgabe unsers ersten Hauptstückes, wenn auch nicht vollkommen, doch beiläufig und annäherungsweise gelöst werden kann.

XXIV.

Ueber die Wiedervereinigung der Getrennten mit der kathol. Kirche.

(Stimmen über Dr. Gfrörer's Vorschläge — Hurter's Ansicht.)

Mitgetheilt von G. Eugeneder.

Der Wunsch, daß die unselige Glaubensspaltung in Deutschland ihr Ende erreichen möchte, hat von jeher die edelsten Geister bewegt und manche Versuche und Vorschläge zur Erreichung jenes Zieles auf die Bahn gebracht; bis-her noch immer vergeblich. Die große wichtige Frage, eine wahre Lebensfrage für Deutschland, ist noch immer offen. In neuester Zeit hat sie Dr. Gfrörer, der wegen seiner gediegenen Leistungen auf dem Felde der Geschichte, mit Recht gefeierte Professor an der Universität zu Freiburg im Breisgau, wieder aufgegriffen. Denn in seinem Busen schlägt ein deutsches Herz, und schlägt warm für die Größe seines Vaterlandes, und schlägt daher auch für die Heilung des Rißes, der seinem edelsten, innersten Leben die besten Säfte entzieht. Deshalb fühlte er sich gedrungen, in dem Vorworte zu seiner Geschichte der Carolinger, die, nach seiner Ansicht, zur Heilung führenden Mittel anzugeben. Sie sind den Lesern der Quartalsschrift aus dem vorhergehenden Hefte schon bekannt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß seine Vorschläge insbesondere auf katholischer Seite berücksichtigt wurden und mehrfache Besprechung und Würdigung fanden. Ist doch das Ziel derselben ein so wichtiges, ein so wünschenswerthes! Unseres Wissens war es zuerst die Wie-

ner-Kirchenzeitung, die in Nr. 45 jene Vorschläge in weitere Kreise verbreitete, und in Nr. 46 die Bemerkungen des Dr. Schreiber aus Tübingen hierüber mittheilt, nach welchen sie mit Freude begrüßt und aller Beachtung würdig erachtet werden, wenn man sich auch nicht vollkommen damit einverstanden finden sollte, wobei aber auch die großen und vielen Schwierigkeiten, auf welche ein solches Unternehmen überhaupt stossen müsse, nicht verhehlt werden, und die Hoffnung ausgesprochen wird, daß die Milde und Nachsicht der Kirche in solchen Dingen, die den unveränderlichen Glaubensinhalt nicht alteriren, die Protestanten zur Annahme desselben bewegen werde, was Gegenstand des Glaubens ist, wenn es ihnen auch noch anstößig erscheinen sollte.

Nicht viel später gab eine Beilage der Wiener-Zeitung einen von Joseph Chmel unterzeichneten Artikel, der, ebenfalls veranlaßt durch Gfrörer's Vorschläge, die Wiedervereinigung der Getrennten zur Sprache bringt, und über jene Punkte sich äußert, die dem Versöhnungswerke im Wege stehen, und daher von der Kirche aufgegeben werden sollen. Leider vermißt man in diesem Aufsätze die tiefe und gründliche religiöse Ueberzeugung, und den daraus natürlich hervorgehenden Antrieb zur Erstrebung eines so wichtigen Zieles, welche in den Vorschlägen des protestantischen Professors so wohlthunend entgegengetreten, wenn man ihnen auch nicht durchwegs beipflichten kann. Während, um nur Eines, freilich die Hauptsache, aus jenem Aufsätze zu würdigen, Gfrörer den Papst an die Spitze stellt, von welchem er die Zugeständnisse gegeben wissen will, während er diesen somit als den nothwendigen Einigungspunkt betrachtet, in dem das Getrennte sich verbindet, und an den sich also auch die Protestanten anschließen müssen, gleichwie die Katholiken um ihn bereits geeinigt sind: behandelt Chmel den Papst als Nebensache; die Vereinigung der Religionsparteien in

Deutschland ist ihm die Hauptsache und nur „wenn möglich“ soll diese in Verbindung mit Rom bewerkstelliget werden. Er kann sich also eine Vereinigung denken, ohne einigenden Mittelpunkt, oder mit beliebiger Verrückung desselben an einen Punkt der Peripherie. Er läßt nicht den Hausvater gelten, der seine Familie zu Einer macht, und die aus der Fremde heimkehrenden Kinder in sein Haus aufnimmt, in diese Eine Familie aufzunehmen befugt ist; sondern er will auch die Kinder des Hauses aus diesem heraustreten, mit jenen auf freiem Plaze sich versammeln und über ein für beiderseitige Bequemlichkeit einzurichtendes Gebäude sich vereinbaren sehen, und dann erst versuchen, ob auch mit dem auf die Seite geschobenen Hausvater eine Verständigung möglich sei. Während Gfrörer durch die unabweislichen Zeugnisse der Geschichte sich gedrungen fühlt, die gegenwärtige Zerrißtheit des deutschen Vaterlandes aus dem Lostrennen der Einen Hälfte von dem Mittelpunkte des Glaubens herzuleiten, und daher die Mittel vorschlägt, die die Trennung heben sollten, versucht Schmel durch einen neuen Riß das Uebel zu heben, indem er die Absonderung auch des katholischen Theiles von dem Stuhle Petri als ein nicht bloß zuläßiges, sondern geradehin anzunehmendes, wenn für die Einigung nothwendiges Auskunftsmittel annimmt, falls Rom den deutschthümlichen Einheitsplänen nicht sofort beistimmen sollte. Aus dieser einzigen Probe erhellt genugsam, daß der Verfasser des Artikels Gfrörer's Worte nicht begriffen habe, noch überhaupt befähigt sei, in der so wichtigen Angelegenheit mitzusprechen.

Auch in den Kathol. Blättern aus Tirol (I. September=Hest. 1848) und wieder in dem III. Hest. der Theol. prakt. Quartalschrift wurden Gfrörer's Vorschläge einer weitläufigen Besprechung und Prüfung unterworfen, und insbesondere auf deren Zuläßigkeit oder bestimmtere Fassung und Modifikation freimüthige Rücksicht

genommen. Der Verfasser beider Aufsätze, welcher, als Konvertit, einestheils die trostlosen Zustände in den akatholischen Bekenntnissen, sowie die Gesinnungen und Wünsche der noch eines christlichen Gedankens Fähigen, aber auch die vielfachen gegen das Eindringen der Wahrheit aus Vorurtheilen aufgeführten Verschanzungen, anderntheils das Wesen der kathol. Kirche und die Befriedigung, die sie dem gläubigen Gemüthe zu bieten hat, und die Forderungen, die sie an ihre Angehörigen stellt, aus eigener Erfahrung kennt, darf immerhin erwarten, gehört zu werden, wenn er in der Einigungssache seine Stimme nehmen läßt, und sie sowohl an den Urheber der Vorschläge selbst, als an das katholische Volk in „offenen Sendschreiben“ richtet.

So hat also die katholische Presse Oesterreichs die merkwürdigen Vorschläge Dr. Gfrörer's nicht bloß nicht ignoriert, sondern sie sowohl der ausgezeichneten Persönlichkeit dessen, von dem sie ausgegangen, als auch ihres irenischen Inhaltes willen mit Freude begrüßt und würdig erörtert. Auch auswärtige katholische Blätter blieben in der günstigen Aufnahme derselben nicht zurück. Ob auch die protestantischen Zeitschriften davon Kenntniß nahmen, und wie sie diesen Einigungs-Versuch beurtheilen, ist, wenigstens mir, bisher nicht bekannt. Ohne Zweifel dürfte er bei seinen Glaubensgenossen keiner so freundlichen Aufnahme sich zu erfreuen haben, als bei den Katholiken.

Allein bei voller Anerkennung der ehrenwerthen Gesinnungen desselben, und selbst angenommen, daß an den aufgestellten Bedingungen nichts auszusetzen wäre; die Frage läßt sich nicht abweisen: ob für die Sache selbst, nämlich für die wirkliche Zustandebingung der Wiedervereinigung daraus ein Erfolg zu hoffen sei? Ob durch derartige Vorschläge und durch die damit angeregten journalistischen Erörterungen ein Schritt zu dem ersehnten Ziele vorwärts gemacht werde? Diese

Frage, welche die praktische Seite der Vereinigung, ohne Zweifel das Wichtigste der Sache, in's Auge faßt, verlangt ebenfalls einige Beachtung, und kann am wenigsten in einer theologisch — praktischen Zeitschrift umgangen werden.

Abgesehen von der Richtung der gegenwärtigen Zeitbestrebungen, die wahrlich, wenn man sich anders aus dem Chorus der Tageblätter und aus den Kammermajoritäten einen Schluß erlauben darf, nach einem ganz anderen Ziele hindrängt, als nach Einigung und Kräftigung im Glauben; sind es insbesondere zwei Bedenken, die eine auf gewisse Bedingungen angebotene Rückkehr zur Mutterkirche, wenn nicht ganz erfolglos, doch sehr unsicher und zweifelhaft erscheinen lassen.

Das erste Bedenken liegt in dem Mangel jeder Autorität auf akatholischer Seite, die nach Innen so viel Anziehungskraft und Einfluß übt, daß sie nach Außen als der Ausdruck und Repräsentant einer gemeinsamen religiösen — nicht indifferenten — Ueberzeugung angesehen werden könnte. Jedermann weiß, wo er diese Autorität in der katholischen Kirche zu suchen habe. Wohin hat man sich aber zu wenden, um eine solche in den nicht katholischen Konfessionen, oder auch nur in Einer derselben, abgesehen von den verschiedenen Gestaltungen derselben in den einzelnen Ländergebieten, anzutreffen? Könnte sie durch eine Anzahl abgeordneter Theologen und Gelehrten ersetzt werden? Oder wenn, bei günstigster Voraussetzung eine sogenannte öffentliche Meinung sich bildete, wäre etwa die Reichsgewalt geeignet, die Wiedervereinigung mit dem heiligen Stuhle in's Reine und in Deutschland zur Annahme zu bringen?

Das zweite Bedenken liegt in der Natur der Sache selbst.

Eine Vereinigung im Glauben — nicht im Unglauben oder Indifferentismus soll herbeigeführt werden. Die

Bedingnisse zu einer solchen Vereinigung können daher nur zweierlei Art sein: solche, welche wesentliche Glaubenssätze, oder solche, welche unwesentliche Dinge abgeändert oder aufgegeben sehen wollen.

Die katholische Kirche ist sich des anvertrauten Besitzes der gesammten göttlichen Offenbarung klar und bestimmt bewußt. Was Gott durch seinen eingebornen Sohn der Welt zu offenbaren sich herabließ, das und nicht mehr und nicht weniger, ist der kostbare Schatz, den die Kirche bewahrt und bewahren muß, will sie sich nicht selbst aufgeben.

Ist daher von einer Wiedervereinigung die Rede, so versteht es sich von selbst, daß jeder Versuch von vorn herein scheitern muß, wenn dazu die Beseitigung oder Abänderung eines Dogma in Vorschlag gebracht wird. Die Kirche kann und darf und wird hierauf nie eingehen, und wem es um den Glauben ernst ist, der wird so Etwas gar nicht in Vorschlag bringen.

In unwesentlichen Dingen, die in das Gebiet des Glaubens nicht gehören, kann eine Abänderung, Beseitigung oder ein Zugeständniß, und somit eine Vereinbarung allerdings Statt finden; ob aber durch ein solches Abhandeln und Mäckeln in religiösen Dingen der heiligen Sache des Glaubens gedient sei, und die Einigung in demselben befördert werde, dürfte schwer zu begreifen sein. Denn, wenn Unwesentliches als eine Bedingung aufgestellt wird, wird es dadurch nicht als Etwas Gewichtigeres, als es an sich ist, betrachtet? Wird eine unwesentliche Disciplinarestimmung nicht eben dadurch zu einer wesentlichen Sache erhoben, wenn sie als das Hinderniß zur Ergreifung der Wahrheit selbst angesehen und behandelt wird? Ist dieses nicht eine Art von Aberglauben? Und läßt sich von diesem ein Gewinn für eine wahre, innere Einigung im Glauben erwarten? Es ist z. B. richtig, daß bei dem Empfange der heil. Communion beide Gestalten zu-

gestanden worden sind, und daher wieder zugestanden werden können; wird aber der Glaube an die Gegenwart Jesu Christi im Altarssakramente hiedurch befördert werden? Hatte der h. Papst Pius V. Unrecht, wenn er die Zurücknahme der für Oesterreich gegebenen Bewilligung des Kelches mit den Worten rechtfertigte: „Wenn diejenigen, die unter zwei Gestalten communiciren wollen, wahre Katholiken wären, so würden sie eher den Gebrauch der katholischen Kirche, als den der Keger schätzen und lieben; warum wollten sie nicht mit Einer Gestalt zufrieden sein, wenn sie glaubten, daß Jesus unter einer jeden ganz zugegen ist?“ — Ist in diesem Falle nicht das Unwesentliche, der Genuß des Abendmals unter Einer oder zwei Gestalten, dem Wesentlichen, der wirklichen Gegenwart Christi im Sakramente der Vorzug eingeräumt; und kann eine solche Verwechslung und Verkehrung einen anderen Erfolg haben, als Schwächung des Glaubens, also Gleichgiltigkeit? Wer denkt hier nicht an die betrübenden Resultate, welche die preussische Union gerade in der Abendmalstheorie zu Tage gefördert; und wahrlich eine Verschiedenheit in der Spendung der Communion, da unter Einer, dort unter zwei Gestalten würde keine erfreulicheren liefern können. Unter dem Scheine, die Einen erhielten mehr, als die andern, würde der gegenwärtige Herr und Gott in den Hintergrund geschoben. Und Gleichgiltigkeit, gerade in dem Mittelpunkte des christlichen Glaubensgebietes, kann nimmermehr zur Einheit führen. Aus diesem, in der Natur der Sache liegenden Grunde waren auch die bisherigen Schritte zu einer Vereinigung der getrennten Religionsparteien ohne nachhaltigem Erfolg; daß sie aber jetzt einen günstigeren haben sollten, wer möchte es behaupten? Mag an der äußeren Erscheinung und Verkleidung mancher Zierrath für überflüssig oder geschmacklos oder abstoßend gehalten und daher eine Beseitigung, Abänderung und gefälligere Ge-

staltung desselben verlangt und auch geleistet werden; wird dadurch die innere Trennung und die eigentliche Ursache der Entzweiung gehoben? Ist nicht zu fürchten, daß durch das Ebnen und Politiren der Schale ein verwundender Druck auf den Kern selbst ausgeübt werde, besonders wenn Schale und Kern in engster Berührung stehen?

Wir können daher bei genauerer Erwägung der Frage die Ueberzeugung nicht gewinnen, daß Bedingnisse und Vorschläge, welche von einem protestantischen Gelehrten, sei seine Persönlichkeit noch so achtenswerth und seine Absichten noch so gut, zur Erzielung einer Wiedervereinigung im Glauben, aus dem Gebiete der journalistischen Erörterung hinaus auf das Ackerland verpflanzt werden, wo sie zur hoffnungsreichen Aernthe zeitigen. Wir können in ihnen höchstens das Klauschen der Schritte aus weitester Ferne vernehmen, die vielleicht auf den Weg lenken, der zum heiligen Tempel, zur Einigung in der Wahrheit führt. Daß dieses geschehe, daß die zur Annäherung geneigten Pilger den rechten Pfad finden, daß die Nebelwand der vorgefaßten Meinungen, die ihrem freien Blicke noch den Durchgang verwehren, sich zerstreuen, und so das Ziel ihnen näher gerückt werde, muß jedes christliche Gemüth nicht bloß wünschen, sondern auch soviel an ihm ist, zu bewirken suchen. Und zu diesem Ende führen wir über die Wiedervereinigung der Getrennten die Ansicht an, welche Friedrich Hurter in seinem Werke: „Geburt und Wiedergeburt“ ausspricht. Wir theilen sie mit, weil der ehemalige Antistes zu Schaffhausen, der, wie er es selbst gesteht, ohne, oft sogar gegen seinen Willen durch eine höhere Hand, dahin gelenkt wurde, daß er dem vollen Lichte der Wahrheit die Augen öffnen mußte, sicherlich als ein gewichtiger Zeuge in der Debatte über diese Frage gehört zu werden verdient, und wohl den meisten Lesern der Quartalschrift das Werk

selbst wegen des ziemlich hohen Preises nicht zugänglich sein dürfte. Wir theilen sie vollständig mit, weil sie den Gegenstand mit einer Gründlichkeit erörtert, der man seine Bestimmung nicht wohl versagen kann, indem sie sich auf eine tiefe Auffassung der Kirche und ihres Verhältnisses zu dem göttlichen Erlöser bezieht, und darum auch das Interesse und die Beachtung jedes Katholiken füglich aussprechen darf. Vielleicht wird in manchem Leser das Verlangen geweckt, das ausgezeichnete Werk selbst, welches die meisten unsre Gegenwart bewegenden Fragen eben so anziehend, als freimüthig und gründlich erörtert, sich zu verschaffen.

Hurter läßt sich nun über die Wiedervereinigung der Getrennten so vernehmen*):

„Indem ich in der Lehre der katholischen Kirche mich umfah, und mir über dieselbe ein bisher ungekanntes, weil nie gesuchtes, Licht aufging, bot sich mir die Frage dar über die Möglichkeit einer Wiedervereinigung der von ihr Getrennten; eine Frage, die schon vielfältig aufgeworfen worden ist, einst die edelsten Geister beschäftigt, selbst Unterhandlungen und Anträge hervorgerufen hat. Se. Heiligkeit, Gregor XVI., hatten eines Tages die Gnade, mir aus zufälliger Veranlassung eine Stelle aus einer Schrift von Grotius vorzulesen, worin derselbe diese Frage äußerer Gründe wegen verneint. Die Protestanten, sagt er, müssen vor Allem erst unter sich geeinigt werden, erst zu einem Ganzen sich gestalten können, um sodann als Solches mit dem Ganzen der katholischen Kirche unterhandeln zu können. Jenes aber sei nicht denkbar, daher auch dieses immerfort unmöglich bleiben werden.“

*) Siehe Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben und Blicke auf die Kirche. Von Friedrich Hurter. 2. Aufl. Schaffhausen 1847. II. Bd. Seite 55. u. ff.

„Leuchtete dieß schon damals, in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts ein, wie muß es nicht jetzt einleuchten, wo der Zustand ein ganz anderer, die innere Auflösung und das Auseinanderfallen auf den höchsten Punkt gediehen ist? Die katholische Kirche bildet noch heutzutage eine Einheit, wie sie es zu Bossuets Zeit bildete; steht aber die protestantische Kirche unserer Tage auch nur noch da, wo sie zur Zeit von Leibnitz und Molanus stand? Wer möchte für eine solche Behauptung einstehen wollen? Damals lag wenigstens in den noch allgemein anerkannten Bekenntnißschriften ein etwelches inneres Bindemittel, ein kräftigeres Aeußeres ging aus der Stellung der Staatsgewalt zu den Kirchen hervor. Jenes ist längst beseitiget worden; dieses will und kann sich nicht mehr geltend machen; Niemand mehr in den protestantischen Kirchen würde der Staatsgewalt eine Befugniß einräumen, in dieser Beziehung sie vertreten zu dürfen. Man sagt nicht zu viel mit der Behauptung, daß bald jedes Individuum, zumal von den Lehrenden, eine besondere Kirche für sich bilde. Keines würde das andere in Glaubenssachen als seinen Bevollmächtigten anerkennen, so wie es auch nirgends ein Individuum gibt, welches hierin die übrigen zu vertreten hätte. Wollte aber eine Staatsgewalt dieses Recht sich beilegen, und würde es auch von ihren sämtlichen Unterthanen ohne allen Widerspruch anerkannt, so könnte doch diese Staatsgewalt bloß für sich allein handeln, und keine andere würde das Eingegangene zugleich für sie verbindlich erachten. Denn es bildet jedes Land oder Ländchen wieder ein gesonderetes Aggregat solcher Kirchen, bloß äußerlich geeinigt durch etwelche Formularien oder Gewohnheiten, und keines fände sich geneigt, einen solchen Akt der Souveränität an den Regenten eines anderen Gebiets abzutreten. Schon von diesem Standpunkte aus betrachtet, sind alle Gedanken an Wiedervereinigung in das Gebiet der Träumereien zu verweisen.“

„Allein, mir scheint, es liege noch ein weit gewichtigerer, tieferer, weil innerer Grund in den einander schlechthin ausschliessenden Principien, auf welchen so die katholische Kirche, als die mancherlei protestantischen Parteien beruhen; Principien, die mit dem Sündenfall, der Welterlösung und dem Wesen der durch diese begründeten Heilsanstalt unzertrennlich zusammenhängen. — Daß Gott den Menschen mit voller Freiheit erschaffen habe, ist nicht allein Lehre der katholischen Kirche, sondern auch der heidelbergische Katechismus lehrt es implicite in dem Ausdruck, daß derselbe „nach Gottes Ebenbild geschaffen sei,“ „explicite aber, indem er sagt: „Gott habe den Menschen also erschaffen, daß er das, was Gott in seinem Gesetz von ihm fordert, thun könnte, er aber habe sich und alle seine Nachkommen aus Anstiftung des Teufels durch muthwilligen Ungehorsam dieser Gaben beraubt.“ Es war also Mißbrauch der Freiheit, welcher den Sündenfall herbeiführte. Um die Folgen desselben aufzuheben, um mit Gott, von dem wir hiedurch uns getrennt hatten, uns wieder zu versöhnen, ist Christus Mensch geworden, und am Kreuz gestorben. Aber er wollte nicht bloß dadurch uns erlösen, daß er die Wirkungen der Sünde beseitigte, sondern ebensosehr, daß er zu der durch ihn bewerkstelligten Versöhnung von eben der Kraft sich bewegen ließ, welche derjenigen, die den Sündenfall veranlaßte, geradezu gegenüber steht. Dieser ist aus der Freiheit, die Erlösung ist aus dem Gehorsam hervorgegangen. Wollte jene zur Gottähnlichkeit sich erheben, so erniedrigte sich das ewige Wort, „welches von Anfang her bei dem Vater war“ und „nahm Knechtsgestalt an“; aber nicht dieß allein, sondern: „Christus **ward gehorsam** bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz.“

„Dieser Gehorsam ist daher nicht allein die Wurzel, sondern noch weit mehr, er ist die innerliche Bedin-

gung der Versöhnung mit Gott. Es sollten durch Christum nicht allein die Folgen der Trennung von Gott, sondern allerförderst sollte dasjenige, worin das eigentliche Wesen derselben besteht, aufgehoben werden. „Denn so wie durch den Ungehorsam eines einzigen Menschen Viele zu Sündern geworden sind, so werden durch den Gehorsam eines Einzigen Viele zu Gerechten.“ Das Hauptmoment der Erlösung liegt somit weniger in dem Kreuzestod selbst, als in dem Gehorsam, in welchem Christus diesem sich unterzog; so wie der Abfall von Gott nicht in dem Genuß der Frucht, sondern in dem Hinwegsetzen über das Verbot — in dem Mißbrauche der Freiheit — lag. Die innere That geht der äußeren immer voran, diese ist nur die sichtbar hervortretende Seite des innerlich bereits Vollzogenen. „Und zwar, da er Gottes Sohn war, hat er an dem, was er gelitten, **Gehorsam gelernt**“; d. h. er hat diesen Gehorsam, wie in der Menschwerdung gegen den Vater, so für alle Menschen erkennbar in seinem Leiden bethätigt.“

„Wenn wir nun die Kirche nicht bloß als ein Summarium von Bekennern Christi, sondern (katholischer Lehre gemäß) als den Körper Christi, dessen verherrlichtes Haupt er ist, betrachten, so ist eine Gemeinschaft der Gnaden, Gaben, Eigenschaften zwischen Körper und Haupt unerläßliche Bedingung der Verbindung, Uebereinstimmung und organischen Einigung. Wir finden diese darin, daß, wie bei dem Haupt und der Thatsache der Welterlösung, so auch bei der durchgebildeten Aneignung derselben von der Kirche in ihrer Gesammtheit, wie sodann in ihren einzelnen Gliedern, der Gehorsam ebenfalls Lebensbedingung und Lebenskraft der Kirche ist und sein muß. Die geistige Ehe der Kirche mit Christo, ihrem Bräutigam, beruht, wie die leibliche zwischen Mann und Weib, darauf, daß er ihr Beschützer und Beschirmer, sie ihm gehorsam sei.“

Deswegen ist es erste Aufgabe der Kirche, alle ihre Glieder in freiem Gehorsam zu Christo ihrem Herrn, und, da sie dessen Stellvertreterin auf Erde ist, gegen sich selbst zu erhalten. Das Eine soll durch die Lehre und alle Mittel, wodurch dieselbe in dem Erlösten zu Wirksamkeit, Thätigkeit und Frucht gelangen kann, das Andere durch alle von ihr angeordneten Disciplinar-Anstalten erzielt werden.“

„Gebietet z. B. die Kirche Enthalttsamkeit an gewissen Tagen, so geschieht es vorzüglich, um im Gehorsam zu üben, und dadurch zweifelsofer mit sich und dem Haupt zu verbinden; legt sie Bußwerke auf, so geschieht es, um Ungehorsam durch Gehorsam zu sühnen; stellt sie es nicht in das freie Belieben eines Jeden, in der Versammlung der Gläubigen sich einzufinden, die Heilmittel auf sich einwirken zu lassen, sondern legt sie dieses dem Christen, dasern er ihr ächter Sohn sein will, als Verpflichtung auf, so gemahnt sie ihn auch dadurch nur um so eindringlicher an den Gehorsam, den er in ihr demjenigen zu leisten habe, der ihn in den Gehorsam des Vaters zurückführen wollte. Denn der Gehorsam ist die Anforderung Gottes, welche durch die gesammte heilige Schrift sich durchzieht; in allen Mahnungen, in allen Verheißungen, in dem, was als Kern und Stern der Gnadenanstalt Gottes, von dem Dämmererschein im Paradies bis hinan zur Lichtfülle auf Golgatha anerkannt werden muß, glänzt als Lichtquell der Gehorsam. Immerdar und in den mannigfaltesten Lauten vernehmen wir den Wiederhall jener Worte: „Will etwa der Herr Opfer und Brandopfer; und nicht vielmehr, daß seiner Stimme gehorcht werde? Besser ist Gehorsam als Opfer, und Aufmerken vorzüglicher, als das Fett von Widbern.““

„Verlangt daher die Kirche, daß bei irriger Meinung, bei verderblicher Lehre, bei abweichendem Gebrauch, bei gewagter Deutung ihrer Aussprüche und Anordnungen, der Mensch ihrem Entscheid, als demjenigen der Träge-

rin und Säule der Wahrheit, sich unterwerfe, so soll dieß in Gehorsam gegen denjenigen sich bewähren, der zu Jenem sie gesetzt hat. Sie lehrt den Gehorsam als höchste und Alle gleichmäßig umfassende Verpflichtung; sie stellt ihn dar unter allen Verhältnissen als Grundbedingung oder Schmuck jeglicher Tugend; sie macht ihn zum alleinigen Bindemittel zwischen dem Kind und dem Vater, zwischen dem Erlösten und dem Erlöser, zwischen dem Menschen und Gott. Der Gehorsam bildet das innerste Getriebe, den eigentlichen Pulsschlag ihres ganzen Organismus, die dynamische Einigung ihres großen Baues. Tritt er bei dem Religiösen durch das feierliche Gelübde in die Reihe der obersten und heiligenden Pflichten, so bekennt sich der Welt-Priester, ja selbst der Jüngling, der erst den Entschluß, zu dem Dienste der Kirche sich befähigen zu wollen, kund gegeben hat, gegen seinen Bischof zu demselben in frei übernommener, dennoch unabweichlich bindender Obliegenheit. Der Gehorsam unterwirft das Beichtkind, welche Stellung sonst in der Welt es einnehme, seinem Beichtvater und lehrt es, dessen Rätthe zu befolgen, dessen Mahnungen sich zu fügen, dessen Zurechtweisungen sich zu unterwerfen, in ihm den Stellvertreter jener höheren, einzig auf dem Gehorsam ruhenden Ordnung zu verehren. Der Gehorsam ist eine solche feste Grundlage der Kirche, ein solches Agens in der Kirche, eine solche gewichtige Forderung der Kirche, daß selbst ihr Oberhaupt demselben sich nicht entziehen darf. Auch der Papst hat seinen Beichtvater, und, will nicht er zuerst das Gefüge der Kirche auflösen, nicht selbst, was er heiliger Obliegenheit gemäß wahren soll, Preis geben, so darf gewiß auch er in dem Augenblick, da er seinem Beichtvater gegenüber erscheint, nicht die Fülle seiner Macht gegen denselben einsetzen, steht dann zumal gewiß in dem, was das Heil seiner eigenen Seele betrifft, sein Beichtvater über ihm. Gewiß hat daher

etne so fromme als geistreiche Ordensschwester die Seele, die durch Alles walten muß, was mit der Kirche in lebendiger Verbindung steht, richtig erkannt, wenn sie mir schrieb: „O wie gut ist es doch, unter dem heiligen Gehorsam zu leben! Man weiß durch ihn den Willen Gottes so klar, so bestimmt. Möchte doch mein ganzes Leben nichts Anderes sein, als ein steter Akt des Gehorsams!“

„Wohin demnach in der Kirche du dein Auge wenden, was du deinem prüfenden Blick unterwerfen, was du zum Gegenstand deiner Forschung machen magst, was in derselben dich anspricht, in Alles verpflichtet sich der Gehorsam, allenthalben wird dir in leisern oder kräftigern Spuren der Gehorsam entgegentreten, und werden Lehre und Anordnung den Gehorsam nicht bloß als Schmuck dir empfehlen, sondern als wesentliche Pflicht auferlegen, zu ächter Tugend in dir ausbilden wollen. Oder nimm diesen Gehorsam hinweg, und du trennst den Körper von dem Haupt; du lösest nicht bloß ein zusammenhaltendes Band, nein, du treibst den einigenden Geist aus; du tödest das Leben, damit der Leichnam auseinanderfalle, zerbröckle, in Staub sich verflüchtige; du wirfst denselben von Golgathas lichtquellenden Höhen nieder in die düstere Einöde des todten Meeres.“

„Diesem entgegen ist das Princip aller protestantischen Parteien: die Freiheit. Hervorgegangen in ihren Gründern aus völliger Abschüttlung des Gehorsams, haben sie die individuelle Freiheit in Glaubenssachen zur letzten Grundlage ihres Systems gemacht. Frei, d. h. entledigt von höherer, bindender und einigender Autorität, soll der Mensch dasjenige erforschen, was er finden mag, und annehmen was ihm zusagt. Ohne es zu wollen (das sein zugegeben), ist ihnen über ihrem Widerstreben gegen die Kirche das Hauptmoment in der Gnadenanstalt Gottes entschwunden; und wie sie auch damals noch

die äußere That der Erlösung mögen festgehalten haben, von der inneren wurden sie abgetrennt, und haben die Beziehung derselben geradezu demjenigen, wodurch sie nothwendig geworden, aufgehoben. Damit verlor dieser erste und letzte, höchste und tiefste Beweggrund der Welt-erlösung seinen bildenden und ordnenden Einfluß auf das Ganze, wie auf den Einzelnen; der Gehorsam, inwieweit er mit der Freiheit sich verschmilzt, trat aus der Kategorie der mit Gott einigenden und die Theilnahme an der Erlösung bedingenden Tugenden in diejenige der bloßen Zierden hinüber, und die Freiheit, als Mutter der neuen Lehre (wie der Gehorsam der Vater nicht bloß aller kirchlichen Lehre und alles kirchlichen Glaubens und Thuns, sondern der Kirche selbst ist), nahm dessen Stelle ein."

„Hiemit (was doch im Vorübergehen berührt werden mag) erklärt sich der rasche Schwung, welchen die Neuerung alsbald gewann, ungleich leichter, als durch die in der Kirche damals zum Vorschein gekommenen Uebelstände und durch das Zusammentreffen der politischen Conjuncturen. Beide zwar dürfen als secundäre Förderungs-mittel nicht unberücksichtigt bleiben. Unläugbar aber lag das Lockende, Bezaubernde und Fesselnde der neuen Lehre darin, daß sie an den, seit dem uranfänglichen Abfall in das Menschenherz gepflanzten Grundtrieb, Gott gleich sein zu wollen, d. h. der subjektiven Freiheit das Uebergewicht über die von Gott geforderten Gehorsam einzuräumen, sich wendete. Das wohlverstandene Christenthum stellt ein gegenseitigen Durchdringen der Freiheit und des Gehorsams, ein Vermitteln von beiden, als höchste Aufgabe. Das durch Mißbrauch der Freiheit von Gott abgefallene Menschengeschlecht sollte erst durch strengen Gehorsam wieder zum richtigen Gebrauch der Freiheit erzogen werden, darum ward das Gesetz (der Zuchtmeister, wie Sanct Paulus es nennt), durch Moses gegeben, um mittelst desselben auf die Gnade, die in Christo erschie-

nen ist (dieweil nur „recht frei ist, wer durch den Sohn frei wird“), vorzubereiten. Alles Walten der Kirche während fünfzehn Jahrhunderten zielte darauf ab, Freiheit und Gehorsam in einen inneren Zusammenhang zu bringen, beide in Einklang zu verbinden, so daß einerseits die Freiheit nicht mehr ungezügelt herrsche, wie sie durch den Sündenfall mit Gott in Widerspruch sich gesetzt, und in dem Heidenthum gewaltet hatte, andererseits der Gehorsam nicht aus knechtischem Geist hervorgehe, wie dieß unter dem Gesetz bewirkt worden. Diese, durch Christum bewerkstelligte Vermittlung aber hat die Reformation, wenn nicht aufgehoben, doch unlängbar geschwächt, indem sie der Freiheit wieder ein solches Uebergewicht einräumte, daß dieselbe im Verlauf der Zeit zu jenem uranfänglichen Hochmuth zurückführen konnte: „ihr werdet sein wie Gott;“ ein Ziel, an welchem wir bereits angekommen sind.“

„Mitteltst der für ihre religiösen Gesellschaften aufgestellten Verfassungen haben im Fernern die Urheber der Trennung durch Beseitigung aller und jeder Autorität die Uebung des Gehorsams geradezu unmöglich gemacht, daher selbst den Begriff davon in geistlichen Sachen völlig verwischt. Sie gehorchen allerdings der über ihnen stehenden Gewalt, aber nur als Staatsbürger, weil sie sich für Staatsdiener halten, und weil jene eine weltliche Gewalt ist. Sie unterziehen sich allerdings einigen Vorschriften oder Beschränkungen, aber bloß deswegen, weil das Herkommen oder die Sitte es fordert, weil, sich darüber hinwegsetzen zu wollen, Aufsehen oder Gerede veranlassen könnte. Einem geistlichen Ansehen zu gehorchen, das würden sie als unvertragsam mit der Freiheit betrachten. Vollends aber einer anerkannten und überwachten Lehre zu huldigen, das gälte ihnen mit Verknechtung des Geistes gleichbedeutend; zumal nirgends unter den von der Kirche Getrennten Etwas gefunden wird, was man

eine geistliche und kirchliche Autorität im eigentlichen Sinne nennen könnte.“

„Wird aber desungeachtet von Gehorsam und selbst in der Weise gesprochen, als ob derselbe in rechter Art nur da zu finden wäre, wo man von der Kirche sich losgerissen habe, so zeigt sich hierin wieder jene Unklarheit, auf welche wir so vielfältig stoßen. Es gibt zweierlei Gehorsam: derjenige des Soldaten gegen seinen Befehlshaber, derjenige des Kindes gegen den Vater; jener hat die Furcht, dieser hat Liebe und Dankbarkeit zur Mutter; jenem steht die Strafe, diesem steht ein Fülle von Wohlthaten zur Seite; jener muß geleistet werden, sobald er gefordert wird, dieser ist nur möglich bei durchaus freiem Willen. Darum soll jener minder preiswürdige Gehorsam für den wahren Christen in diesen vollkommenern verklärt werden, denn das göttliche Wort fordert ihn auf, auch der weltlichen Obrigkeit nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern um des Gewissens willen zu gehorchen. Will man aber nicht glauben, daß der Mensch, welcher in Freiheit seinem Gott und dem von ihm gesetzten Organ, der Kirche, gehorche, auch der Obrigkeit, in welcher er gleichfalls ein Organ Gottes, nur zu anderem Zwecke erkennt, um so freudiger gehorchen werde? Einzig wer hieran gewöhnt ist, wird auch zum Verständniß und zur richtigen Anwendung jener anderen Forderung gelangen, die von Manchen mißverstanden, noch von Mehreren in die Reihe der obsolet gewordenen Sentenzen verwiesen wird: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.““

„Verwandt mit dem Gehorsam, ja bedingt durch denselben, in manchen Beziehungen nur dessen freudiges Bewußtsein und dessen sichtbare Bethätigung, ist eine andere Tugend, die ebenfalls von dem Haupt auf die Glieder übergehen soll: die Demuth. „Er erniedrigte sich selbst““ setzt das göttliche Wort mit Christi Gehorsam in den in-

nigsten Zusammenhang; und in jener „„Gefangennehmung der Vernunft durch den Glauben,““ von der der heilige Apostel spricht, verschmelzen Gehorsam und Demuth in Eines. Ebenso ist anderseits verwandt mit der Freiheit und gleichfalls hervorgehend aus ihr der Hochmuth, dessen Charakter darin besteht, über Alles sich emporheben, auf Alles herabsehen zu wollen. Auch die Demuth nimmt unter der Reihenfolge der christlichen Eigenschaften, der unerlässlichen Forderungen an den Gläubigen in der katholischen Kirche einen ungleich höheren Rang ein, als er ihr in irgend einer andern religiösen Verbindung angewiesen werden kann. Die Kirche allein verlangt, daß jene ebensowohl in der Gesinnung als in der That sich bewähre. Betrachten wir es aber genau, so kann wahrlich keine Regung des wahren, weil freien Gehorsams ohne Demuth stattfinden. Jeder Akt eines Gehorsams, den wir, nicht einer zwingenden und mit empfindlichen Strafen bereit stehenden Gewalt, sondern einem bloß gemahnen- den, auffordernden und liebeich lenkenden Ansehen in innerer Freudigkeit leisten, ist zugleich eine Demüthigung vor diesem Ansehen, indem wir damit bezeugen, daß wir die Einsichten und die Absichten desselben für ungleich erleuchteter und heilsamer erkennen, als alle Schlüsse des eigenen Verstandes und als alle Mahnungen des eigenen Willens. Ja der Glaube selbst, inwiefern er annimmt, was Gott dem Menschen geoffenbaret hat, ist eine fortwährende Bezeugung der in uns wohnenden Demuth. Daher eröffnet auch die katholische Kirche eine wahre Schule der Demuth, welche jenes ewig bleibende Wort: „„Gott widerstrebt den Hochmüthigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade;““ aus dem Gebiete der Lehren in dasjenige der Praxis zu versetzen lehrt; alldieweil aus der Wurzel der Freiheit die Demuth niemals als vollreife Frucht erwachsen kann. Oder werdet ihr bei Menschen, die Glauben haben, die den wahren katholischen

Glauben sich bewahrten, jenen unbündigen, jenen über Alles hinauffahrenden Hochmuth, worin heutzutage jeder Milchbart sich spreizt, womit jeder Fant zum gewichtigen Mann sich blähen zu können wähnt, ebenfalls finden? Was anders hat zwischen sich und die Wahrheit die schauerliche Kluft gesetzt, was anders thürmt gegen sie einen unübersteiglichen Wall auf, was anders sperrt gegen die Einwirkung der göttlichen Gnade sich ab, als der Hochmuth, welcher die unvermeidliche Folge des Irwahn's ist?"

„Bei solchem Widerstreit der Principien, der tiefsten Lebensfaktoren und der Gesammtrichtung, die aus dieser hervorgehen muß, dürfte eine andere Wiedervereinigung der von der Kirche ausgegangenen mit derselben, als auf dem Boden der Gleichgültigkeit (gerade wie in der Union der beiden protestantischen Hauptparteien) mit aller Entschiedenheit zu den unmöglichen Dingen gezählt werden, inwiefern wenigstens jene Wiedervereinigung die Totalität der Getrennten umfassen sollte. Denn könnte die katholische Kirche dem Gehorsam absagen, so würde sie hiemit alle Ansprüche auf ihr Fortbestehen aufgeben; könnte irgend eine der protestantischen Hauptparteien aufhören, die individuelle Freiheit als oberste Besorgniß zu proklamiren, so hätte sie damit der Trennung die Wurzel abgehauen. Ein unbeirrtes Nebeneinanderstehen kann aber nicht Vereinigung genannt werden. Denn wer in wahrer Ueberzeugung in die katholische Kirche eintritt, der muß von allen Dingen geneigt sein, in den Gehorsam zurückzukehren, diesem in Demuth sich zu unterziehen, und jener, Alle von Allen trennenden Freiheit zu entsagen.“

„Ich habe dann früher schon von der Liebe, als nicht bloß von einem Merkmal, sondern als von dem bewegenden Lebenselement der Glieder der Kirche nach außen gesprochen. Die Charitas ist im Grund von innen herausgehend und, da es in der Kirche, als dem Leib Christi, bei gleicher Beziehung Aller zu dem Haupt, kein Oben

und kein Unten gibt, ringsum gewendet, eben das, was von aussen hineingehend, und, nach oben gewendet, der Gehorsam. Der Glaube ist eine innere, verborgene Operation, muß aber offenbar werden, zur Beglaubigung sowohl für sich selbst, als für Andere. Allein er kann durch nichts offenbar werden, als durch Gehorsam und Liebe, welche beide so unzertrennlich sind, als das Doppelgebot: Liebe Gott über Alles, deinen Nächsten wie dich selbst. Gehorsam und Liebe, durch welche beide die Demuth unerläßlich sich durchschlingen muß, sind daher die Siegel des christlichen Sinnes, die Angelpunkte des christlichen Lebens, das Gleichwerden des Gliedes mit dem Haupt, welches als Solches durch nichts Anderes sich darstellt, als durch den Gehorsam gegen oben (den Vater), und durch die Liebe nach unten (die Menschen — welche Sünder und von ihm getrennt waren). Denn das menschgewordene Wort ist allerdings uns „gleich geworden, ausgenommen die Sünde;“ aber es ist uns deswegen gleich geworden, damit wir ihm gleich würden — in Gehorsam und Liebe. Die wahre Gemeinschaft mit ihm kann also nur da bestehen, wo Gehorsam und Liebe ihrem Vollgehalt nach anerkannt, gewürdigt und zu Lebenspotenzen gemacht werden. Wo man den Gehorsam, als des Menschen unwürdig, verwirft, kehrt man in die alte, aus Mißbrauch der Freiheit hervorgegangene Sündhaftigkeit zurück; und wo man die Liebe abschwächt, da wird auch Christus nicht in seiner vollen Bedeutung gewürdigt.“

„Oftmals kreuzen sich wunderliche Begriffe und Vorstellungen über Möglichkeit einer Wiedervereinigung in den Köpfen. Man hört Protestanten häufig sagen: was wir zu wenig haben, das haben die Katholiken zu viel, die Sache wäre bald gethan, wenn die Einen abließen und die Andern annehmen. Sie stellen sich die Sache vor wie einen Markt, bei dem der Eine fordert, der An-

dere bietet, und man allgemach immer näher sich rückt, bis endlich der Handel zum Abschluß gedeiht. So gut es, meinen sie, in der Willkür der Reformatoren gestanden hätte, Einiges zu belassen oder hinwegzuräumen, eben so leichten Kaufs könnte die katholische Kirche hingeben, was ihnen gerade nicht einleuchtet; womit zu gegenseitiger Zufriedenheit Alles leicht sich anordnen ließe. Man möchte solche Aeußerungen die Stimme des praktischen Lebens nennen, die einerseits nicht bis zu der Wurzel der Trennung — dem gänzlichen Verwerfen des Gehorsams, — hinabdringt, anderseits nicht zu der Höhe der Gelehrten, Lehrenden und Weltlichter sich erschwingen kann, um in lächerlichem Wahn zu stolzieren: die katholische Kirche sei geradezu nur Verläugnung des christlichen Glaubens, und es stehe sich nicht Katholik und Protestant, sondern Katholik und Christ gegenüber; die vielmehr in schlichtem Sinn dafürhält, in dem Nothwendigsten und Wesentlichsten sei des Gemeinsamen immer noch sehr viel, daher bloß bei Werthung des Wesentlichen in Unklarheit und Irrthum sich verläuft.“

Ueber die sogenannte Gelübdaufnahme.

Von

Joseph Zaller,

Expositus.

Schlechte Ehen schaffen Sünder,
Gute aber gute Kinder.
Seid daher auf das bedacht,
Was die Ehe heilig macht.

Nach manchen Erfahrungen meines seelsorglichen Wirkens ist in mir oft der Wunsch rege geworden: Könnte ich doch allen meinen Mitbrüdern und Mitarbeitern im Weinberge des Herrn die innig dringende Bitte recht an's Herz legen, sich ja die sogenannte Gelübdaufnahme, („Einschreiben“ nach Reichenberger's Pastoral-Anweisung, 3. Theil, Seite 361. Auflage 1835.) vor der Zulassung zur ordentl. Verkündung recht angelegen sein zu lassen und selbe jederzeit mit großem Eifer, besonderer Genauigkeit und einer gewissen Feierlichkeit vorzunehmen. Die Erfahrung lehrte mich, daß dieses sehr gute Folgen habe. Es liegt dieses auch ganz in der Natur der Sache.

Die Grundlage des Menschengeschlechtes ist die Familie, und der Eckstein im Familiengebäude die Ehe. Soll nicht dieser Grundstein recht vorbereitet und zugerichtet werden? Sollte die mechanische, oder selbst die wie immer feierlich und andächtig vorgenommene Einsegnung zur Erfüllung unserer seelsorglichen Pflicht schon genügen? Zu jedem heil. Sakramente wird von dem erwachsenen Empfänger eine gute Vorbereitung und sorgfältige

Mithilfe bei derselben von dem Priester gefordert, durch die rein bureaukratische Einsicht der schriftl. Dokumente sollte nun wohl der Priester zum Behufe der ordentlichen Verkündung schon genug zur Vorbereitung beigetragen haben? Wo und wie werden die Brautleute die Pflichten und Rechte des Ehestandes kennen lernen, ordentlich und ausführlich, wenn nicht vom Seelsorger? Wie traurig ist es oft von älteren verehrlichen Personen die Klage hören zu müssen: das habe ich nicht gewußt, der Hr. Pfarrer hat beim Betengehen (Gelübdtaufnahme) uns gar nichts gesagt, hat nur die Schriften begehrt, sonst nichts uns bekannt gemacht!

Die bei der öffentlichen ehelichen Einsegnung vorgebrachten Lehren und Ermahnungen gehen wegen der ängstlichen, von der ungewohnten Deffentlichkeit hervorgebrachten Beklommenheit der Brautleute und den vielen an diesem Ehrentage gebräuchlichen Veranstaltungen, wohl auch Veranstaltungen und Lustbarkeiten verloren, wenn sie auch von dem einsegnenden Priester noch so eindringlich und herzlich vorgetragen würden. Und wenn sie auch selbst den tiefsten Eindruck auf das Brautpaar gemacht hätten, so stürmt die Welt, das Fleisch und der Teufel, möchte ich sagen, wenigstens auf dem Lande mit aller Macht auf sie ein, um in den ersten Augenblicken gleich wieder durch lärmende Musik und Geschrei, Tanz und Unmäßigkeit den Eindruck zu vernichten. Auch kann ja da, eben wegen der Deffentlichkeit, von den speziellen ehelichen Pflichten nichts vorgebracht werden.

Es muß also von allen wahren Seelsorgern die Gelübdtaufnahme vor der Verkündigung genau, eifrig und mit heil. Ernste vorgenommen werden, damit die Brautleute ihre neuen Pflichten und Rechte schon vor der eigentlichen Uebnahme derselben genau kennen lernen und sie mit dem festen Vorsatze der treuen Erfüllung derselben am Altare übernehmen.

Ich will mir nicht etwa herausnehmen, andern gelehrteren und erfahreneren Männern Normen und Regel für diese Gelübdaufnahme vorzuschreiben, als ob ich den Dünkel hätte, daß mein Verfahren das beste wäre, sondern nur um jüngern Seelsorgern Fingerzeige und Anhaltspunkte zu geben, werde ich meine Art und Weise der Vornahme dieses wichtigen Amtsgeschäftes angeben:

Den Brautleuten wird gesagt oder sie werden gefragt, an welchem Tage und zu welcher Stunde sie zur Gelübdaufnahme erscheinen können. Ich erwarte sie zur bestimmten Stunde im Talar. Dem Bräutigam und der Braut weise ich in meinem Zimmer Sitze nebeneinander an, sowie den zwei allzeit verlangten Zeugen. An meinem Schreibtische, auf welchem ein Kreuzifix steht, halte ich sitzend an diese vier Personen eine freundlich ernste Ansprache. Die zwei Zeugen, stets eine männliche und eine weibliche Person (gewöhnlich hier Tauf- oder Firmpathen), und verheirathet, die Zeugen, sage ich, werden im Eingange erinnert, daß sie die christl. Pflicht auf sich nehmen, wenn vielleicht die Brautleute im Ehestand die gegebenen Lehren vergessen sollten, dieselben wieder daran zu erinnern, und den Brautleuten trage ich auf, sich bei ihnen Rath zu erholen und ihnen als schon länger verehlichten Personen bei Ermahnungen geneigtes Gehör zu geben.

Durch Beispiele aus dem Leben wird diese Belehrung anziehend gemacht, durch kleine Fragen als: Wollt ihr diese Pflichten also erfüllen? Zeugen, habt ihr das nicht schon im Leben erfahren? die Aufmerksamkeit rege erhalten. Besonders werden den Zeugen solche Fragen gestellt, die sie als Verheirathete aus Erfahrung kennen müssen, immer aber so, daß sie auf keine Weise in Verlegenheit kommen. Dadurch entsteht eine gewisse Vertraulichkeit, so als ob ein Vater mit seinen Kindern recht gut meinend spräche. Von großem Nutzen, aber leider von vielen Pfarrern gar nicht gestattet, ist diese Gegen-

wart der Zeugen. Sie als verheirathete, also schon erfahrene Personen verstehen und merken jetzt diese Lehren besser als die gerade betheiligten, werden auf viele ihrer Pflichten wieder aufmerksam gemacht, können die jungen Eheleute bei sich ergebender Gelegenheit an Manches erinnern, und selbst auch dem Pfarrer als Zeugen dienen, daß er seine Pflicht gethan und die Brautleute aufmerksam gemacht hat auf die allenfalls bestehenden Ehehindernisse, z. B. *Impraegnatio a tertio*.

Um ja keinen wichtigen Theil des Unterrichtes zu vergessen, wie es mir in den ersten Seelsorgsjahren leider geschah, habe ich mir die vorzüglichern Punkte desselben auf einen (zur leichtern Uebersicht) einzigen Bogen Papier geschrieben. Der liegt vor mir und vor dem Kreuzstuhle auf dem Tische; von Zeit zu Zeit blicke ich in denselben hinein, was dem Vortrage einen gewissen Ernst gibt, da ich nicht etwa nur aus mir, sondern wohl aus dem Herzen, aber nach den Vorschriften rede. Besonders erleichternd ist dieser Einblick in die Schriften bei dem Vortrage der speziellen ehlichen Pflichten, und nur dieses wenigstens scheinbare Herauslesen bewahrt mich als Priester vor einer gewissen Verlegenheit bei der Belehrung über die Geheimnisse des Ehestandes.

Ist die Belehrung zu Ende, so sage ich: Jetzt habt ihr noch so und so lang bis zur Copulation Bedenkzeit, scheinen euch diese vorgetragenen Pflichten zu schwer, oder meint ihr sie nicht halten zu können, so tretet zurück und jeder Mensch wird das vernünftig nennen, ihr werdet euch vor unsäglichen Jammer und Elend bewahren. Habt ihr aber am Altare diese Pflichten vor Gott, seinem Stellvertreter dem Priester und zwei Zeugen feierlich zu erfüllen geschworen, dann müssen sie auch bis zum letzten Lebenshauche getreulich gehalten werden, sonst wäre es um Zeit und Ewigkeit geschehen. Wer sein gegebenes Wort nicht hält, heißt vor aller Welt „schlecht,“ wie sollte man

aber wohl den heißen, der das so feierliche Versprechen der treuen Erfüllung aller Ehestandspflichten nicht haltet? Doch ihr werdet es fest und unerschütterlich bis an das späte Ende euer Tage halten, wenn ihr dasselbe am Altare Gottes abgelegt habt. Dadurch werdet ihr euer Lebensglück begründen; dazu Stärke euch (ich besprenge sie mit Weihwasser) durch das heil. Sacrament der Ehe der besondere Beistand des dreieinigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Nun geht hin in Frieden.

In unserer Diözese muß diese Gelübdaufnahme von dem Pfarrer der Braut vorgenommen werden. Dazu sind wohl gute Gründe vorhanden. Nach meiner individuellen Ansicht aber wäre es viel besser, wenn in der Regel das Gelübde allzeit von jenem Pfarrer aufgenommen würde, wo die jungen Eheleute ihren Wohnsitz aufschlagen. Der beständige Anblick des Pfarrers, der ihnen diese Pflichten vorgetragen, würde sie an die Erfüllung derselben von selbst erinnern, sie wären mit ihrem Seelsorger schon mehr bekannt und so zu sagen vertraut; könnten und würden in sich ergebenden Fällen leichter um Rath fragen oder auch an das Gesagte erinnert werden. So aber geschieht es oft, daß der Bräutigam das erste und letzte Mal den Seelsorger der Braut sieht, die Braut oft gar lange nicht einmal den Pfarrhof der neuen Pfarre weiß — beide aber durch keinen äußeren Gegenstand mehr an die bei der Gelübdaufnahme ertheilten Lehren und übernommenen Pflichten erinnert werden. Da für die Gelübdaufnahme durchaus nichts zu zahlen, so könnte durch einen einfachen Erlass des Hochwürdigsten Ordinariats ohne alle Schwierigkeit die Ordnung ungeändert werden.

Doch ich bilde mir nicht ein, daß meine Ansicht die richtigere sei und richte mich nach der alten Vorschrift.

XXVI.

Ueber die Wichtigkeit der Presse und wie wir uns derselben bedienen sollen.

V o n

A. Stießberger.

Der Regent der Völker ist heut zu Tage die Presse; sie diktiert die Befehle, und mit Blitzeseile werden die im Ost ausgebreiteten Gedanken durch sie dem fernen West mitgetheilt: sie durchdringt das Leben der Völker, und je nachdem sie von reiner oder besfleckter Hand bedient wird, kann sie ebensowohl die Verkünderin des Segens, als der Herold des Verderbens werden, so zwar, daß in letzterer Beziehung von ihr, wie vom Thiere in der Apocalypse gesagt werden kann: *Et datum est ei os loquens magna et blasphemias. Et aperuit os suum in blasphemias ad Deum, blasphemare nomen ejus et tabernaculum ejus, et eos, qui in coelo habitant — et data est illi potestas in omnem tribum et populum et linguam et gentem.* Sie ist eine Groß-, ja die Hauptmacht (ob sie der Welt mehr Nutzen oder Schaden bringe, wer weiß es?) und sie kann und darf daher nicht übersehen werden; denn wenn sie auch nicht gerade ein Kind des Katholicismus ist, so kann und muß sie doch eine Dienerin desselben werden. Aufgabe des katholischen Klerus ist es, sich derselben zu bemächtigen, und die Waffen, die sie an die Hand gibt, sich nicht entreißen zu lassen, sondern sich derselben zum Angriffe und zur Vertheidigung zu bedienen. Eine andere Frage aber entsteht, wie dergleichen Schriften eingerichtet werden müssen, daß sie den gewünschten Erfolg hervor-

bringen. Nach meiner Meinung soll man bei Abfassung eines jeden Aufsatzes vor allen Rücksicht nehmen auf jene, für welche er geschrieben wird; und ob man es mit Unterrichteten, — mit Unwissenden oder Halbwissern zu thun habe, oder mit andern Worten, ob man mit Vernünftigen, Unerfahrenen, oder böshaft eingebil deten Menschen verkehren will; jede dieser Gattungen fordert eine eigene Schreibart.

a. Gelehrten ist gut predigen, sagt ein Sprichwort; und wahrlich für selbe ist es einerseits sehr leicht, andererseits aber auch wieder sehr schwer zu schreiben. Dort wo Vernunft herrschet, und wo man sich durch die Aussprüche derselben bestimmen läßt, gehört nur eine offene Darstellung der Wahrheit, und so weit wäre die Sache abgemacht. Jedoch schwieriger ist bei dergleichen Schriften die Form derselben, denn unsere Zeit ist in dieser Hinsicht sehr schwer zu befriedigen, sie begnügt sich nicht mit dem nächst besten Kleide, sondern fordert, daß dasselbe auch passend, die Sache heraushebend, dieselbe zierend sein soll. Daß die Form ein wichtiges Erforderniß zum Gelingen sei, zeigt die Geschichte der katholischen Literatur in den letzten Jahrhunderten. — Wie, hat es in dieser Zeit vielleicht an katholischen Gelehrten gefehlt? — nur die bornirteste Eigenliebe der Gegner wird dieses behaupten. Oder wie, haben wir vielleicht mit ungleichen Waffen gekämpft? O ja! mit ungleichen, nicht aber für uns nachtheiligen. Wir besaßen immer das erste, wichtigste Erforderniß, um den literarischen Kampf siegreich zu bestehen, nämlich die Wahrheit, welche immer Eigenthum der kathol. Kirche blieb, und dennoch wurde die kathol. Literatur so vielfältig von ihren Gegnern überflügelt, daß sich fast die Meinung feststellte, daß wahre Gelehrsamkeit und Katholicismus unvereinbare Begriffe seien. Woher diese Erscheinung? — Wir kannten weder unsere Schätze, noch unsere Stärke, wir verstanden mit jenen nicht zu

glänzen, und fochten mit den besten, jedoch unpolirten Waffen. Was katholische Gelehrsamkeit, wenn sie kräftig in Wort, glänzend in der Pracht der Darstellung auftritt, vermöge, und wie vor der Kraft der Wahrheit die Gebäude der Gegner in Schutt versinken, und ihre Geschosse wie schwaches Rohr zerknicken: zeigen die Schriften hochbegabter, nicht kathol. Männer; eines Görres, dessen Riesenstimme die Grundfesten eines mächtigen Reiches erschütterte, eines Möhler's, dessen ächte großartige Gelehrsamkeit selbst von den Gegnern angestaunt wird; dieses beweisen die historisch-politischen Blätter, die Trägerinnen katholischer Anschauung und katholischen Wissens; ihre und andere dergl. Schriften machen Epoche, und alle gegen sie gerichteten Angriffe dienen nur dazu ihren Sieg zu verherrlichen. — Daß die Form der Schriften für unsere Zeit ein Haupterforderniß sei, beweiset besonders die französische Literatur, in welcher oft aus einem, von einem Deutschen in eine Ecke hingeworfenen Gedanken Bücher verfertiget werden, die wenn sie auch nicht gerade einen Schatz von Weisheit enthalten, doch Aufsehen machen, und gerne gelesen werden, was wohl zu beobachten ist; denn was nützen Schätze aufgehäuft, wenn sie nicht benützet werden? — Wir Deutsche haben uns noch immer nicht von der Meinung losmachen können, daß sich gelehrt durchaus nicht schreiben ließe, ohne dabei un- oder schwer verständlich zu werden; daher die Erscheinung, daß die herrlichsten Köpfe, die größten Genies, sich gar oft eine Sprache bilden, die i h n e n wohl verständlich sein mag, jedoch nicht nach Jedermanns Geschmack ist. Es ist wohl wahr daß jeder, so wie er eine eigene Art zu denken, so auch eine eigene sich auszudrücken habe, und daß in dieser Hinsicht gerade die größten Denker, wie durch ihre Gedanken, so auch durch ihre Ausdrucksweise sich von den großen Haufen unterscheiden müssen; jedoch darf diese Sonderbarkeit nie so weit gehen, daß sie Gemeingut für an-

dere zu sein aufhöre. Daß sich gelehrt und deutlich zugleich auch schreiben lasse, beweiset die Literatur der Engländer, dieses tiefdenkenden Volkes, welches in seiner Bildung so viele Phasen durchgemacht hat.

b. Bei Schriften für das gemeine unwissende Volk, muß nicht nur der Verstand, sondern besonders auch ihr Wille angeregt werden. In der Regel wird von dergleichen Menschen wenig gelesen, und von dem Wenigen noch weniger verstanden. Die Aufsätze müssen für sie kurz, und ihren Fassungskräften angemessen sein, alle weitläufigen Abhandlungen und Deduktionen taugen für sie nicht; da selbe vom gemeinen Mann, welcher keine Auslage in der Regel mehr scheuet, als die für Bücher, theils nicht gekauft, gekauft nicht gelesen, und gelesen nicht verstanden werden. Die Wahrheit muß ihnen kurz vorgetragen, und durch Beweise, die bei ihnen das meiste Gewicht haben, unterstützt werden. Man steige, wenn man mit ihnen conversiren will, auch zu ihnen herab; nicht dadurch, daß man in der Sprache trivial werde, sondern sich populär mache, daß man sich ihrem Ideengange anschliesse. Irrthümlich halten viele dafür, daß man mit dem Bauer in seinem Dialekte verkehren soll; da doch, wie die Erfahrung zeigt, Schriften dieser Art durchaus nicht den gewünschten Nutzen bringen, weil offenbar der gemeine Mensch die Schriftsprache leichter liest und versteht, als die in seiner Mundart abgefaßten Aufsätze. — Beim gemeinen ungebildeten Manne gewinnt man schon sehr viel, wenn man ihn überzeugen kann, wie diese und jene Handlungsweise seinem Interesse zusage; denn er fragt besonders gerne: Was gewinne ich, was nuzet mir dieses? — und dort wo er keinen Nutzen heraussieht, greift er auch nicht gerne zu. Dieses weiß die schlechte Presse vortrefflich zu ihrem Vortheile zu benützen; sie weist, ohne sich lange in weitere Beweise über Recht oder Unrecht einzulassen, immer nur hin auf das materielle Interesse.

Sie, die literarischen Brandstifter, wenn sie sonst auch nichts wissen, wissen wenigstens dieses vortrefflich, daß man bei dem Menschen dann am meisten ausrichte, wenn man ihn bei seiner schwachen Seite zu fassen versteht; sie wissen, daß man an seine Leidenschaften nie vergeblich appellire, sie speculiren auf die Schlechtigkeit und Verderbtheit des Menschen, und daher ihre großen Erfolge. Um ihre Zwecke zu erreichen, muß die Selbstsucht, welche zwar immer schwere Tyrannei über das Menschengeschlecht ausübte, welche jedoch heut zu Tage bei unserer Generation, deren Dichten und Treiben ganz auf materielle Genüsse gerichtet ist, Alleinherrscherin geworden ist: sie die Selbstsucht muß immer mehr aufgestachelt, und die Begierden, die Wurzeln alles Uebels, müssen immer heftiger entflammt werden. Des Apostels Worte: „Omne, quod in mundo est, concupiscentia carnis est, et concupiscentia oculorum, et superbia vitæ“ bilden die Regel ihrer Handlungsweise, und die Erfolge, welche sie erreichen, bestätigen die Wahrheit des Satzes nur zu sehr. Die Concupiscentia carnis, die Begierde, welche der Mensch mit dem Thiere gemein hat, findet zahlreiche Vertheidiger, daher der allgemeine Ruf nach Emancipation des Fleisches, daher das ungeduldige Mütteln an den durch göttliches und menschliches Gesetz heilsam angelegten Fesseln, daher der diabolische Haß gegen alle Zucht und Sittsamkeit. Um der Concupiscentia oculorum ihren Tribut zu zollen, um das sinnliche Verlangen mehr anzufeuern, zeigen unsere Aufklärer, gleich dem Satan auf dem Berge, hin auf die Reichthümer und die Herrlichkeiten dieser Welt. „Dieses alles soll euer sein“ so ist ihr Geschrei, „wenn ihr huldigend unserer Weisheit euch vor uns niederwerfet.“ Ihr Evangelium ist der blutige Communismus, welcher in seiner vollendeten Ausbildung die ganze menschliche Gesellschaft auflösen, und den Menschen seinen Platz unter dem Thiere anweisen würde.

Durch beständige lüsterne Hinweisung auf fremdes Eigenthum, welches nach ihrer Lehre ungerecht erworben, und dessen Besitzer als Räuber und Usurpator gebrandmarkt wird, wird die Begierde nach irdischen Besitz immer mehr angeregt, die Begriffe von Recht und Unrecht immer mehr verwirrt, und die wahrhaft christliche Anschauung von dem wirklichen Werthe des zeitlichen Gutes wird so untermindert, daß der Mensch dem Thiere gleich immer nur seinen Blick zur Erde richtet und aufwärts zu schauen ganz verlernt. — „Et eritis sicut dii,“ flüstert die Superbia vitæ. Der Stolz also, der die Sünde und das Verderben in die Welt brachte, und der ohnehin niemals schlummert, muß durch das Evangelium jener Freiheit, wie sie unsre Propheten von allen Dächern predigen, angespornet, und der Mensch dahin gebracht werden, daß er seine unveräußerliche Würde einsehe, keinen Herrn und kein Gesetz über sich anerkenne; daß er freventlich nach dem durch tausendjährigen Bestand Geheiligten seine Hand ausstrecke, ja daß er selbst ein Gott, Gott dem schuldigen Gehorsam aufzukünden wage. Durch solche Mittel bringen sie es dahin, daß ihre, alles Christenthums baren, aller Erfahrung widerstrebenden, aller Weisheit widerstrebenden Schriften so begierig gelesen werden; durch solche Bundesgenossen unterstützt gelingt es ihnen, die Fackeln ihrer Aufklärung unter die Menschen zu schleudern, unter die Betrogenen, die ihren Irrthum erst beim allgemeinen Brande, aber dann zu spät einsehen werden. Der Feind lehret uns wie wir kämpfen müssen, und Aufgabe der guten Presse ist es, hinzuweisen auf den wahren Nutzen, auf die nothwendigen Folgen, die aus dieser oder jener Handlungsweise nothwendig erwachsen müssen; der Leser muß überzeugt werden, daß nur in Uebereinstimmung mit dem göttlichen ewigen Gesetze das Heil der Menschheit gedeihen und wachsen könne; und daß jede Uebertretung desselben sich an dem Allgemeinen eben so,

wie am Einzelnen räche. Besonders müssen bei dergleichen Belehrungen die nothwendig entstehenden Folgen herausgehoben werden, welche der ungebildete, an dem Gegenwärtigen gewöhnlich nur zu fest hängende, fast immer übersieht; und wahrlich es braucht keine Propheten-Gabe, um ein Bild der Zukunft aus solchen Prämissen, wie sie unsere Gegenwart uns bietet, zu entwerfen. Die Geschichte vergangener Tage sei unsere Lehrmeisterin, sie werde zum Unterricht benützt; aus den bereits durchgemachten Erfahrungen weise man sie hin auf das, was man gewonnen; man eröffne ihnen die Augen, daß sie einsehen lernen, wie der Uebertretung des göttlichen Gesetzes auch zeitliche Strafe auf dem Fuße nachfolge, und daß Gottes Finger in der Leitung der Welten sich eben so klar zeige, als in den Fügungen jedes Einzelnen. Freilich werden dergleichen Worte jetzt für viele unbeherzigt verhalten, da alles sich der Hoffnung einer besseren Zukunft hingibt, ohne lange zu grübeln, wie und auf welche Weise es besser werden soll; allein wenn einstens der Baum, der jetzt gepflanzt, und so sorgsam gepflegt wird, seine Früchte (und auf diese wird er bei der Treibhauswärme unserer Tage nicht lange warten lassen) bringet: dann werden die Augen vieler geöffnet werden, um ihre Blöße mit Scham zu bemerken.

c. Ich komme jetzt zu der am schwersten zu belehrenden Klasse von Menschen, nämlich zu den Halbgelahrten, zu jenen, welche der Apostel mit den Worten: „Semper discentes, et nunquam ad scientiam veritatis pervenientes“ so trefflich schildert; zu jenen, welche im Irthume groß geworden, und ihn so lieb gewonnen, daß sie ihn nicht lassen wollen; zu jenen, die eben so wenig etwas Neues lernen, als das Alte vergessen wollen; zu jenen, die ihre Augen mit Gewalt dem Lichte verschließen, um ja aus ihren Fieberschlummer nicht gestört zu werden. Dergleichen Leute sind fast unangreifbar, denn

wodurch soll man ihnen zu Leibe kommen? — Vernunftschlüsse nehmen sie nicht an, — du magst ihnen tausendmal beweisen, daß dieses weiß sey, sie wollen den Gegenstand durchaus schwarz sehen. Beweise aus der Geschichte, Erfahrung oder Autorität sind ihnen ein Gräuel; denn ihnen ist die Welt und alle ihre Institutionen von heute gleichsam, und nicht das Erzeugniß und Ergebnis früherer Tage; alle Erfahrung geht für sie spurlos vorüber, und wenn auch eine hundertfache Erfahrung gezeigt, daß aus einer gewissen Handlungsweise immer die nämlichen Folgen entsprungen; keck experimentiren sie wieder, und hoffen wie die Goldmacher wunderbare Produkte. Mit der Geschichte machen sie es besonders bequem, sie machen sich mit einem Worte, Geschichte selbst — nach ihren armselig beschränkten Ideen müssen sich alle Begebenheiten richten, man zerrt und modelt an einem gegebenen Ereignisse so lange, bis es die bestimmte, gewünschte Form angenommen hat. Sie haben in ihrer Geschichte gewisse Axiomata, an welchen nur zu zweifeln, Vernunft und Verstand todt schlagen hieße — sie sehen im Christenthume immer noch einen Hemmschuh wahrer Freiheit und Bildung, und sie schwelgen im rothigen Heidenthume; wenn von Gregor VII. nur die Rede ist, so wird gleich ein obligates Kreuz geschlagen, — von hierarchischen Uebergriffen ist das stockblinde Mittelalter ganz angefüllt. Erst der Mann nach dem Herzen Gottes hat Licht in das Chaos gebracht; und mit dem Feuer, womit zu Wittenberg das kanonische Recht verbrannt wurde, erglänzte der erste Strahl der Aufklärung über die finstere Welt, welche durch papistische Knechtung fast ganz vom Bewußtsein ihrer selbst gekommen war. Die kath. Kirche ist ihnen noch immer eine regio tenebrosa, im Vergleich des Licht- und Funkenströmenden Protestantismus; die Institutionen der Kirche, Cultus, Cölibat, Sprache sind Ueberbleibsel des schwarz finsternen Mittelalters, und die Hindernisse der

wahren Aufklärung; erst mit Aufhebung derselben beginnt der Anfang einer idealen Zeit, und eines goldenen Zeitalters. Daß diese Irrthümer hundertmal widerlegt, kümmert sie wenig, immer und immer muß, mit tapfern Schimpfereien gespickt, der sonst ganz ungenießbare Kohl aufgewärmt werden; Quellenstudien kennen sie nicht, und wünschen sie auch aus guten Gründen nicht zu kennen; was man nicht widerlegen kann, längnet man geradezu ganz ab. So betreiben sie ihre Geschichte. Eben so wenig kann man ihnen beikommen durch Autoritäts-Beweise, — sie erkennen keine Autorität als sich selbst. Zufrieden mit ihren Lampenlichte, wandeln sie am hellen Tage mit diesem herum. Diese und dergleichen Menschen haben heut zu Tage die Presse in Beschlag genommen, und sie geriren sich als Autocraten, höchlichst erboßt, wenn man es wagt, anderer Ansicht als sie zu sein. Wie? ist ihnen denn gar nicht beizukommen? o ja, jedoch mit einer Waffe die nicht jedermann führen kann, manche nicht führen wollen -- nämlich mit ätzender Ironie und dem kaustischen Salze des Witzes; dadurch kommt man ihnen bei, daß man ihre Armseligkeit aufdeckt, und sie in ihrer schwachvollen Blöße darstellt; dadurch daß man sie lächerlich macht. — Daß dieses die einzige Waffe sei, mit der man mit Erfolg gegen sie kämpfen kann, beweiset der Umstand, daß sie dadurch zusammenschrecken, wie Froschnerven von der galvanischen Säule berührt. Schrecklich und furchtbar scheineth freilich die Fluth der liederlich schlechten Literatur, und gleich den Blättern im Frühjahre bringt jeder Tag solche zahllose Giftblätter. Aber eben in ihrem üppigen Wuchse, eben in der Menge derselben tragen sie den Keim ihres Verderbens in sich. Die bisherige Lüsterheit nach ihnen muß nothwendig bald dem Eckel weichen, um so mehr da sie einen so kleinen Fond von Ideen enthalten, und ewige, in's Unendliche gespielte Variationen eines für sich selbst schon armselig

elenden Themas sind. Eben dieser Eckel wird die Gemüthter zum Auffuchen der Wahrheit anspornen, und die Schlechtigkeit derselben endlich dahin führen, daß man seinen Durst nicht mehr an den Pfützen, sondern bei der reinen Quelle stille. — Nie wird es sich freilich ganz verhindern lassen, daß nicht viel des Unheils gestiftet, und viel des guten Samens vom wucherndem Unkraute erstickt werde; allein, eine Abscheidung des bisherigen Gemenges, und ein festeres Anschließen an die Wahrheit wird ebenfalls nicht ausbleiben.

Deutschlands Episcopat.

Wie uns ein Correspondent der Augsbürger Postzeitung berichtete, sprach der h. Vater Pius IX. am Tage vor seiner Flucht von Rom folgende Worte: „Ich bin ein halber Gefangener und theile so ziemlich das Loos eines Pius VI. und VII. Ich bin indeß, Gott sei Dank, gesund und bereit den Kelch des Leidens bis zur Gese zu leeren. Die Gefangenschaft meiner Vorfahren hat der Kirche vielen Segen gebracht, ich hoffe dieß auch von dieser Verfolgung. Jetzt finde ich in Rom nur Bitterkeiten und muß an auswärtz denken, um mich zu trösten. England und Amerika bereiten mir vielen Trost. Auch die Versammlung der Bischöfe zu Würzburg hat mich sehr getröstet. Das war ein schönes, in Deutschland nie gesehenes Beispiel von Einheit.“

Haben wir ein katholisches Herz und nehmen wir Antheil an dem Wohl oder Wehe unseres obersten Hirten auf Erde, so muß uns, was diesen tröstet und erfreut, und wäre es auch etwas an sich Kleines und Unbedeutendes, doch schon im Mitgeföhle der Verehrung und Liebe werthvoll und erfreulich sein.

Was aber dem von so vielen Bitterkeiten bedrängten Herzen unseres geliebten h. Vaters großen Trost bereitete, nämlich nebst dem erfreulichen Wachsthume der Kirche in England und Amerika — die Versammlung der deutschen Bischöfe zu Würzburg war in der That „ein schönes, in Deutschland nie gesehenes Beispiel von Einheit,“ und ist zunächst für uns,

die wir Priester oder katholische Laien in deutschem Lande sind, ein Ereigniß, wichtiger als irgend eines in unserer wirren und sturmbewegten Zeit.

Dies war einmal eine in Wahrheit löbliche „Erzungenschaft,“ daß die Bischöfe der verschiedenen deutschen Gauen unbehindert an einem beliebigen Orte sich versammeln und frei berathen konnten. Wer nur etwas das alte System mit seiner die Kirche bis in's Kleinste bevormundenden Gesetzen und Verordnungen kennt, wird ohne Bedenken zugestehen, daß eine derartige Versammlung, wie selbst die zu Salzburg und um so mehr eine so zahlreiche, wie die Würzburger, der sich auch der österreichische Episcopat öffentlich durch Vertreter anschloß, in der vormärzlichen Zeit geradezu in das Reich der Unmöglichkeit gehörte.

Schon als erstes Wiederaufleben des Synodengebrauches in der Kirche mußte Jeder von uns die Zusammenkunft der deutschen Bischöfe zu Würzburg mit freudiger Erhebung begrüßen, nachdem es auch Jeden längst mit Betrübniß erfüllte, daß das kirchlich vorgeschriebene Abhalten von Synoden so lange schon und immer wieder vernachlässigt wurde.

Es ist aber auch einem höchst dringenden Bedürfnisse aller ernstgesinnten Katholiken bei gegenwärtiger Zeitbewegung dadurch abgeholfen worden, daß sich der katholische Episcopat Deutschlands einhellig, entschieden und öffentlich über die Stellung ausgesprochen hat, welche von der Kirche, der neuen Ordnung der Dinge gegenüber, ihrer ursprünglichen und unwandelbaren Mission nach nothwendig einzuhalten ist.

Wie bange, weil rathlos und in Ansichten getheilt, standen in den meisten Diözesen Priester und Laien da, als die ersten Stürme losbrachen gegen die Kirche, ihre Lehre, ihren Kultus, ihre Hierarchie, ihre unveräußerlichen Rechte und ihr wohl erworbenes Eigenthum. Wer

von uns war nicht oft bei den maßlosen Angriffen und giftigen Schmähungen der zügellosen Presse wider alles Kirchliche und Religiöse düster gestimmt und um so mehr von schwerer Besorgniß erfüllt; da einerseits so viele für den Frankfurter — so wie für den Wiener — Reichstag gewählte Volksvertreter den frivolsten Grundsätzen — ja dem nacktesten Unglauben ungeschont das Wort redeten oder in schmählicher Halbheit und Gesinnungslosigkeit schmeichelten; andererseits aber die von Oben bestellten Vertreter der Kirche und der christlichen Interessen schwiegen oder nur vereinzelt ihre Stimme erhoben oder auch mit dem jedem Staatsbürger zuständigen Rechte des Petitionirens allzu bescheiden sich begnügten. Möchten doch die Bischöfe bald ihre Aufgabe erkennen, sich ihrer hohen Sendung klar bewußt werden, in fester Einigung die ihnen vom Polizeistaate angelegten Fesseln endlich ganz abschütteln und als eine freie — nur Gott verantwortliche Korporation würdevoll sich aussprechen! So dachten und wünschten Tausende der Katholiken Deutschlands und so riefen laut mehre glaubensmuthige Männer in katholischen Blättern. Und als man zu Frankfurt mit völliger Nichtbeachtung des *audiatur et altera pars* über das Verhältniß des zu konstituierenden Staates zur Kirche verhandelte, wobei Anträge laut wurden, deren Tendenz mit der offensten Unverschämtheit dahin ging, daß allen anderen wie immer gearteten — auch erst neu entstehenden Sekten unbeschränkte Freiheit gewährt, der katholischen Kirche hingegen und etwa auch dem noch positiv gläubigen Protestantismus nur neue Knechtung zu Theil werden solle, — als, was immer Gründliches und Gediegenes für allgemein kirchliche Freiheit von einzelnen Deputirten in der Paulskirche gesprochen werden mochte, nur vornehm als längst bekanntes Gerede der ultramontanen Partei ignorirt oder mit gewohnten Tagesphrasen überschrien, von anderer Seite her aber minde-

stens durch Schweigen feige preisgegeben wurde, — und als endlich die Mehrheit in sichtlich^{er} Schene vor der allzunach-
ten Inconsequenz für den Satz stimmte: jede Religions-
gesellschaft könne selbstständig ihre Angele-
genheiten verwalten, bleibe aber wie jede an-
dere Gesellschaft den Gesetzen des Staates
unterworfen: da trübte sich nur wieder der Blick in die
Zukunft und jeder weiter Blickende, dem die katholi-
sche Kirche mehr gilt als irgend eine bloß menschliche
Association, mußte in banger Sorge wieder fragen:
Werden denn auch nun die Hirten der Kirche schweigen?
— werden sie noch ihre Stimme nicht erheben? Gehörte
ja doch nur ein ganz gewöhnliches Maß von Beurthei-
lungsgabe dazu, um alsbald zu sehen, daß durch obigen
Beschluß des deutschen Parlamentes die Freiheit der
katholischen Kirche in Deutschland durchaus nicht gewahrt
sei, indem, wenn sie in so ganz allgemeinem Ausdrucke
den Gesetzen des Staates, also was immer für
Gesetzen unterworfen erklärt ist, es gänzlich der Willkühr
der jeweiligen Träger der Staatsgewalt überlassen bleibt,
welche Gesetze sie etwa früher oder später noch zu geben
sich bewogen finden dürften, um zwar die Sekten des
Unglaubens unbeirrt zu lassen, der positiv gläubigen Kir-
che aber die möglichst hemmenden Schranken zu setzen.
Wir wollen gerne glauben, daß die gegenwärtigen De-
putirten in der Paulskirche in der Mehrzahl keine kirchen-
feindliche Absicht in sich trugen bei Zustimmung zu obigen
Paragraphen, daß aber diese in ihrer objektiven Fassung
immerhin gehässiger und wahrhaft despotischer Willkühr
freien Spielraum lassen, wird Niemand läugnen können,
und unsere Befürchtung, daß solche Willkühr sich auch
bald der katholischen Kirche wirklich fühlbar machen dürfte,
kann billig Denkenden unmöglich unbegründet scheinen,
denn Keinem ist es wohl unbekannt, mit welch' fanati-
schem Hohngelächter und lärmenden Beifall Alles über-

all aufgenommen wurde, was von der Presse oder öffentlichen Rede Giftiges wider die katholische Kirche, positiven Glauben, religiöse Genossenschaften oder Institutionen u. s. f. vorgebracht wurde.

Wohl sah jeder Katholik leicht ein, es liege durchaus nicht in der Macht der Kirchenhäupter — so wie in keines Menschen Macht, den wider Gott und sein h. Wort und daher wider jede göttliche Autorität losgebrochenen Sturm zu bewältigen, jedem wurde es klar, alle Gottgetreuen müssen nun unausweichlich den ernstesten und heißen Kampf bestehen: aber Priester und Laien erkannten auch klarer und fühlten tiefer und inniger die Nothwendigkeit einer engeren Vereinigung und einer gemeinsamen Leitung der für die Sache Gottes Streitenden.

Einer tröstenden Morgenröthe ähnlich erschien uns daher schon die von Sr. Eminenz dem H. Kardinal-Fürsterzbischof zu Salzburg veranstaltete Berathung mit seinen Suffraganen, der auch zwei Kommissäre aus unserer Diözese anzuwohnen die Ehre hatten. Noch erfreulicher aber und wahrhaft erhebend war uns die Synode des gesammten deutschen Episcopates zu Würzburg.

Dem deutschen Parlamente mußte geziemender Weise eine deutsche Kirchensynode an die Seite treten. In jenem ist ja die Kirche durchaus nicht repräsentirt, wie überhaupt kein Stand und keine Korporation. Die Geistlichen, die daselbst tagen, sind nur zufällig nicht als solche — sondern als Staatsbürger gleich anderen durch Stimmenmehrheit gewählte Volksvertreter, haben ihr Mandat nicht von ihrem Stande oder von der Kirche — sondern eben nur von einem Bruchtheil des Volkes — von ihren Wählern, und bilden auch selbst wieder zu Frankfurt einen bloß numerischen Bruchtheil des chaotisch zusammengewürfelten Parlamentes. Soll die Kirche vertreten sein bei der Neugestaltung der Weltordnung, so muß sie sich selbst erheben, und als das zeigen, was sie von Anbeginn nach

göttlichem Rechte ist. Ihre allein legitimen Vertreter sind und bleiben die Bischöfe in Einigung mit dem Papste.

Dies nun eben ist für uns Alle ein Ereigniß von der höchsten Wichtigkeit, daß die katholische Kirche in Deutschland sich würdevoll erhoben und durch ihre naturgemäßen Repräsentanten ausgesprochen hat.

Nimmermehr kann nun gegnerischer Seite, was in Angelegenheit der Religion und Kirche von einzelnen, wenn auch zahlreichen „liberalen“ Priestern in Rede oder Schrift etwa concedirt werden mag, als ein von der Kirche gemachtes Zugeständniß erklärt, und dagegen auch nimmer, was Glaubensstreue und gewissenhafte Priester vertheidigen und festhalten, als bloße Parteianschauung der „Ultramontanen“ bezeichnet werden. Der Episcopat hat gesprochen, d. i. die Kirche hat gesprochen. Wir selbst wissen nun Alle genau, wie wir zu denken, zu sprechen und uns zu verhalten haben. Das ängstliche Schwanken und Sichdurchkreuzen der Einzelmeinungen unter uns hat in Bezug auf die kirchlichen Zeitfragen ein Ende, wollen wir nicht separatistisch uns der Kirche entgegen stellen, so sind wir über die wesentlichsten Punkte einig und können uns fest und innig schaaren um unsere Oberhirten, die der heil. Geist gesetzt hat — die Heerde Gottes zu regieren. Der Staat hat es weiter stets mit dem Episcopate dieser einzig wahren Repräsentation der Kirche — zu thun, nicht mehr aber bloß mit einzelnen Parteien oder Persönlichkeiten.

Angriffe vielfacher und heftiger Art werden auch ferner nicht ausbleiben, vielleicht eben jetzt noch mehr sich steigern, dieß erkennen wir recht wohl. Die Kirche Christi ist einmal stets die streitende auf Erde. Zu keiner Zeit durfte und darf sie Anspruch machen auf den Genuß eines vollen Friedens und einer billigen Anerkennung von Seite der Welt, ihr heiliger Beruf und ihre wahre Auszeichnung ist es, Christo ihrem Haupte gleichförmig zu sein und also den Leidensweg zu gehen und mit Ihm Armuth,

Berachtung und Verfolgung zu theilen, und nicht einmal frommen würde ihr viele Gunst der Welt, da sie vielmehr am besten nur gedeiht und erstarbt durch Widerspruch und Bedrängniß.

Was uns im Hinblick auf die Synode zu Würzburg mit Trost und Freude erfüllt, ist nicht etwa die eitle Hoffnung, als würden die Bildner der deutschen Reichsverfassung auf die Stimme der katholischen Bischöfe eine gar achtungsvolle und zarte Rücksicht nehmen. Solche Wirkung von einer kirchlichen Synode hentzutage zu erwarten, sind wir längst schon nicht mehr naiv genug. Was uns als tröstende Aussicht vorschwebt, besteht kurz in folgendem. Die Stimmführer des Volkes sind Menschen wie Andere und können sich den von Außen kommenden Eindrücken unmöglich ganz entziehen, sie sind in der Mehrzahl Männer, die für Alles, was in die Erscheinung tritt, mehr oder minder scharfe Augen haben, und sind gerade den herrschenden Ansichten nach so geartet, daß Zahl, Größe und entschiedene Deffentlichkeit auch wider ihren Willen für sie imponirende Erscheinungen sind. Wenn sie nun hinsehen auf die so enge und einträchtig verbundene Bischöfe, hinter diesen dann die tausend berufsgetreuen Priester als eine wohlgegliederte Heeresmacht erblicken und endlich erwägen, wie um diese wieder Hunderttausende glaubensmuthiger Katholiken aus allen Ständen geschaart stehen, unter sich auch noch enger verbunden durch fromme Vereine, unterstützt durch Beispiel und Gebet von Millionen Glaubensbrüder in allen Ländern der Erde und alle folgend in freier Liebe und Verehrung dem Einen Hirten: so ist nicht zu zweifeln, daß dieser Anblick der zahlreichsten, großartigsten und einträchtigsten Association, mit der keine andere je zu vergleichen ist, noch war, auf die Beobachtenden einen auch wider Willen überwältigenden Eindruck machen muß. Gewiß kann aber dieser nicht ohne allen Einfluß bleiben auf die Neugestaltung der Dinge und entweder wird man doch den offen ausge-

sprochenen Wünschen einer so großen und festgeordneten Körperschaft billige Rechnung tragen*) oder man kann wenigstens diese nun nicht mehr, ohne sich nachgerade lächerlich zu machen, vornehm ignoriren, — sondern muß mit ihr in einen offenen und ehrlichen Kampf treten. Solchen Kampf nun haben wir, — wenn wir nur zu zeitlichen und persönlichen Opfern bereitwillig sind, nicht zu fürchten. Offene Verfolgung hat der Kirche jederzeit nur geistigen Gewinn, Läuterung, Kräftigung, festere Einigung und die herrlichsten Triumphe gebracht. Um so weniger aber haben wir jetzt — selbst die wüthendsten Angriffe zu scheuen, da wir nicht mehr zerstreut und getheilt sind, sondern geeinigt in dem so einhelligen Episcopate — eine wohlgeordnete und innig verbundene Heeresmacht bilden.

Was die zu Würzburg versammelten Hirten der katholischen Kirche Deutschlands berathen und im Angesichte der ganzen Welt ausgesprochen haben, liegt uns bekanntlich in drei Actenstücken vor. Das erste sind „Hirtenworte an die Gläubigen,“ das zweite eine „Ausprache an den gesammte Klerus,“ das dritte endlich eine „Denkschrift.“ Ganz billig beginnen die Hirten — mit Hirtenworten an Alle, die sie zu weiden haben, wenden sich dann mit freundlich ermunternder Ansprache an ihre Mitarbeiter, die sie Brüder nennen nach dem Betspiele des obersten Hirten und Bischofes unserer Seelen, und erheben endlich im Namen aller ihnen Anvertrauten oder vielmehr für Alle im Namen dessen, der sie gesendet und bevollmächtigt hat, ihre apostolische Stimme, um offen und feierlich die heiligen und unveräußerlichen Rechte der Kirche zu verwahren und zu bezeichnen die Grundsätze, an denen sie in ihrer Stellung und in ihrem Wirken unerschütterlich festzuhalten entschlossen sind.

*) Dieß ist den neueren Nachrichten zu Folge zu Frankfurt bereits geschehen; gebe Gott, daß es auch geschehe zu Kremsier.

Der Wichtigkeit nach nimmt eben das letztere Actenstück die „Denkschrift“ den ersten Platz ein. Dem flüchtigen Blicke nach unscheinbar und kurz, ist sie inhaltschwer, für die Verbündeten wie für die Feinde maßgebend und für Millionen unsterblicher Seelen in der Gegenwart und in der Zukunft von entscheidendem Einflusse.

Nur den Inhalt der Denkschrift wollen wir diesmal etwas näher in Erwägung ziehen. Sie behandelt drei Hauptpunkte:

1. die Grundzüge der Stellung der Kirche zum Staate,
2. das rechte Verhalten der Kirche zu anderen Religions-Genossenschaften und
3. die Grundlinien der Rechte der Kirche hinsichtlich der Ordnung ihrer Angelegenheiten.

Ueber die Stellung der Kirche zum Staate, sprechen sich die Kirchenhirten mit bewunderungswürdiger Zartheit und Präcision so wie mit der edelsten Offenheit aus. Fest im Auge haltend die Natur und Aufgabe der Kirche wie des Staates und daher bemerkend, daß beide in ihren Wirkungskreisen sich nothwendig vielfach berühren, erklären sie: „Eine Trennung herbeizuführen vom Staate d. h. von der öffentlichen, nothwendig auf sittlicher und religiöser Grundlage ruhenden Ordnung, liegt nicht im Willen der Kirche. Wenn auch der Staat sich von ihr trennt, so wird die Kirche, ohne es zu billigen, geschehen lassen, was sie nicht hindern kann, sie wird jedoch die von ihr selbst und im wechselseitigen Einverständnis geknüpften Zusammenhangsfäden ihrerseits nicht trennen, wo nicht etwa die Pflicht der Selbsterhaltung dieß geböte.“ Mit Klarheit ist hier eine Hauptfrage gelöst, worüber auch die bestgesinnten Priester und Laien in ihren Ansichten schwankend und getheilt waren. Jeder mag nun

erkennen, daß das herausfordernde Rufen nach Trennung der Kirche vom Staate nie von unserer Seite im großen Geisterkampfe erhoben werden dürfe. Trennung zwischen den beiden Sphären ist stets naturwidrig und im Widerspruche stehend mit dem Gesetze des organischen Gesamtlebens der Menschheit und jeglichen Volkes. Das: „quod Deus conjunxit, homo non separet“ des Apostels gilt auch hier. Das Element der Kirche ist Liebe, und Liebe strebt nach Einigung.

Wer die Kirche in ihrem wahren Wesen kennt, wird nimmer stimmen für ihre Trennung vom Staate als für etwas an sich Wünschenswerthes. Nur in einer Zeit des tiefsten Verfalles alles höheren, geistigen Lebens in einem Volke kann die Lostrennung von dem völlig entchristlichten Staate für die Kirche unter zwei Uebeln das geringere, also immerhin eine traurige Nothwendigkeit sein, von der Pflicht der Selbsterhaltung geboten. „Die Kirche,“ so heißt es weiter, „betraut mit der heilig ernstern Mission: wie Mich der Vater gesandt hat, so sende Ich euch, nimmt für die Aus- und Durchführung dieser ihrer Sendung — wie immer die öffentliche Ordnung der Staaten gestaltet sein mag, nur die vollste Freiheit und Selbstständigkeit in Anspruch.“ Etwas ganz anderes als Trennung vom Staate ist Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche in ihrer Sphäre. Diese ist nicht allein ausführbar und zu billigen, sondern für die Kirche höchst wichtig, segensbringend — ja eine nothwendige Bedingung ihres Gedeihens und der Erfüllung ihres heiligen Berufes.

Aber auch für den Staat ist die Freiheit der Kirche, — jene nämlich, vermöge der sie selbstständig ihre eigenen Angelegenheiten verwaltet, — nur lauter Vorthail. Der Staat erspart sich, indem er die Kirche in ihrem Bereiche also frei läßt und ihre Autonomie

anerkennt, eine Menge Mühe, Sorge, Kräfte- und Kostenaufwand, Verantwortung, Verlegenheiten und Undank. Was hat dem österreichischen Staate die von Kaiser Joseph II. in's Leben gerufene büreaukratische Kirchen-Administration eingebracht? Nebst den nicht geringen Auslagen für eine ganze Heeres-Abtheilung von Beamteten nichts als zweifaches Odium: einerseits den scheinbar gegründeten Vorwurf der Pfaffen-Begünstigung, von der anderen Seite aber die nur zu wohlverdiente Anklage despotischer Kirchenbedrückung. Wie verderblich aber für die Kirche jederzeit die Bevormundung durch den Staat war, lehrt alle Geschichte und in unserem Vaterlande leider erst die jüngste Vergangenheit. Daß daher der deutsche Episcopat für die Kirche Freiheit und Selbstständigkeit in Anspruch nimmt, ist nicht mehr als höchst billig und nur bewundern muß der billig Denkende, daß derselbe in der Denkschrift nicht nur so vieles früher und auch erst kürzlich Geschehene mit keinem verletzenden Worte berührt, sondern noch die mildeste Bereitwilligkeit bezeigt, etwa bestehende Verträge oder Concordate mit dem heil. Stuhle seinerseits so lange heilig achten zu wollen, als solche sich nicht „als Hemmnisse des kirchlichen Lebens und „der freien episcopalen Wirksamkeit erweisen.“ Nur unter der Voraussetzung, daß „der Kirche im neuen „Staate nur die Stellung eines bloß noch privatlich „gesicherten Vereins verbleiben sollte,“ erklären die H. Bischöfe, daß die Kirche „ungeschent zu ihrem „ursprünglichen Princip, dem der vollen Freiheit und „Selbstständigkeit zurückkehren müsse und werde.“

Wir sehen hier mit der würdevollsten Entschiedenheit in Wahrung der kirchlichen Autonomie die schonendste Rücksicht verbunden für Aufrechthaltung eines so viel nur möglich freundlichen Verhältnisses zum Staate.

So muß es denn auch Sache der Priester sein, in

ihren kleineren Wirkungskreisen die kirchlichen Anordnungen stets obenan zu stellen und als entscheidende Richtschnur ihres Handelns unerschütterlich fest zu halten, nebenbei aber, so weit es mit der Treue gegen die Kirche vereinbarlich ist, den weltlichen Behörden oder Gemeinden gegenüber die größte Milde und das friedlichste Einvernehmen zu beobachten.

In Beziehung auf die Bekenner anderer Glaubenslehren sagt die Denkschrift: es gelte „der Kirche stets „als leitende Norm der Grundsatz, daß sie alle Menschen aller Zonen und Zungen, als nach dem Ebenbilde Gottes Erschaffene und der Erlösung Bedürftige, mit gleicher Liebe umfaßt.“ Siehe da die allein wahre Gleichheit aller Menschen vor Gott und die echte Grundlage der höheren jede Art von Parteilichkeit bewältigenden allumfassenden Menschenliebe. Aus dieser geht aber eben zunächst und nothwendig der Wunsch und das Streben hervor, alle Menschen für die beseligende Wahrheit zu gewinnen und alle dahin zu führen, daß sie der durch Christus bewirkten Erlösung theilhaft werden und so das allen anerschaffene aber durch die Sünde verdunkelte Gottesbild in Allen wieder herstellt werde. Von diesem Liebesverlangen erfüllt, hat der Gottmensch seinen Aposteln jenen feierlichen Auftrag gegeben: „Gehet hin und lehret alle Völker u. s. f. Diesem nach erklären die heutigen Nachfolger der Apostel: die Kirche nehme „für die Aus- und Durchführung ihrer die Welt erlösenden Mission die vollste „Freiheit und Selbstständigkeit in Anspruch,“ ganz consequent, denn dem Auftrage des Herrn oder ihrer Mission nachzukommen ist ja ihre Pflicht und eben darum auch ein ihr wesentlich zustehendes Recht. — „Gegen die Personen,“ so fährt die Denkschrift fort, „Aller, die zu ihrer Lehre, Verfassung und Disciplin „sich nicht bekennen und halten, beobachtet die Kirche

„allewege jenes gleiche Vollmaß der Liebe und Gerechtigkeit, welches den bürgerlichen Frieden zwischen Anhängern verschiedener Glaubensbekenntnisse sichert, ohne einen allen Bekenntnissen gleich verderblichen Indifferentismus und eine ihren Satzungen widerstreitende *communicatio in sacris* zu begünstigen.“ Hiemit ist uns die unwandelbare kirchliche Norm vorgehalten für unser Benehmen gegen Andersgläubige. Ihren Personen gebührt das unverkürzte Vollmaß der Liebe und Gerechtigkeit im bürgerlichen Zusammenleben, aber nimmermehr können wir ohne Verrath an der göttlichen und darum ewig unveränderlichen Wahrheit dem Indifferentismus huldigen d. i. etwa aus Connivenz irgend eine Wahrheit verschweigen und zurückhalten oder gegenüberstehenden Irrlehren und Verdrehungen heil. Wahrheiten aus feiger Delicatesse keine Kritik und Widerlegung entgegensetzen wollen, und nie auch kann mit der Anerkennung der göttlichen Institution der Kirche und ihrer Gnadenmittel die sogenannte *communicatio in sacris* vereinbart werden z. B. bezüglich des Gottesdienstes, der Schule, der Ehen u. s. w. Daß die auf die Personen sich beziehende echt christliche Toleranz von Seite der Katholischen stets mehr nun werde geübt, von Seite der Nichtkatholischen aber die nur fälschlich so genannte Toleranz entgegenstehender und nach unserer Ueberzeugung irriger Religionslehren oder der Indifferentismus bezüglich der Lehre so wie des Cultus uns seltener mehr werde zugemuthet werden, wollen wir eben jetzt aus dem Grunde hoffen, weil durch die allen Religions-Gesellschaften gewährte Freiheit und Gleichberechtigung eine Menge Anlässe zu Reibungen, Beschwerden und Verdächtigungen von selbst wegfallen.

Die Denkschrift hebt endlich jene unveräußerlichen Rechte der Kirche besonders hervor, die für ihre freie Lebensthätigkeit vor allen nothwendige Bedingungen,

zugleich aber auch am meisten dem Widerspruche der Zeit ausgesetzt sind.

„Unter den Rechten der Kirche,“ sagt die Versammlung, „steht obenan das göttliche Recht der Lehre und Erziehung.“ Indem sie dieses Recht mittelst Berufung auf die der Kirche gewordene Mission und auf die Zeugnisse aller Geschichte zu Gunsten der allzeit eifrigen und gesegneten Thätigkeit der Kirche im Lehren und Erziehen der Menschheit vorerst im Allgemeinen begründet, zählt sie die wesentlichsten zur Ausübung dieses Rechtes erforderlichen Mittel auf, die sie als eben so viele besondere Rechte nothwendig in Anspruch nehmen zu müssen erklärt.

Diese Einzelrechte sind:

- a. die unbeschränkte Freiheit der Lehre und des Unterrichtes, so wie der Errichtung und Leitung eigener Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten,
- b. das Recht, die den Katholiken gehörenden Schulen als solche gegen jedes Verderben zu bewahren (wie insbesondere durch Auswahl und Bestimmung der Religions- = Lehrbücher), daher auch alle für katholische Schulen bestimmten Fonds und Einkünfte für die katholischen Schulen festzuhalten oder zurückzufordern;
- c. das Recht, den Religions- = Unterricht an allen öffentlichen Unterrichts- = Anstalten, wo katholischer Religions- = Unterricht erteilt wird, zu leiten und zu visitiren so wie auch in der Sphäre der höheren theologischen Wissenschaften die Verantwortlichkeit zu wahren, welche mit der göttlichen Vollmacht zu senden ihnen geworden ist;
- d. das Recht der freien und ungehinderten Errichtung, Leitung und Verwaltung aller jener Anstalten und Seminarien zur Erziehung und Bildung des Cle-

rus, welche den Bischöfen nothwendig und nützlich erscheinen.

- e. das alle Staatsseinmischung ausschließende Recht endlich, „Arbeiter im Weinberg des Herrn zu be-
 „rufen, — die Berufenen über Wandel und Wissen-
 „schaft zu prüfen, zur Vorbereitung auf die heil-
 „gen Weihen und die evangelische Sendung in
 „den Seminarien aufzunehmen und denselben, nach-
 „dem sie ihren Eifer im Lehr- und Seelsorger-
 „amte, so wie ihre Würdigkeit nach kanonischer
 „Prüfung bewährt haben, das Zeugniß der Tüch-
 „tigkeit zur Verwaltung des Predigt- und Pfarr-
 „amtes zu ertheilen.“

Es ist klar, daß mit dem hier über das Recht der Lehre und Erziehung Gesagten von der Synode kein Monopol für die Kirche in Anspruch genommen ist, wohl aber liegt darin ein feierlicher Protest gegen das leider so vielfach in Antrag gestellte Staatsmonopol bezüglich des Volksunterrichtes und auch aller höheren Schulen. Es ist ja bekannt genug, wie man auch hier das so oft misbrauchte Wort „Freiheit“ nur schlaue benützt, um wie in Frankreich das ganze Erziehungs- und Unterrichtswesen im Lande zu centralisiren und allein vom omnipotenten Staate aus zu uniformiren, wodurch eben alle wahre Freiheit der Lehre und Erziehung gänzlich aufgehoben wird. Die Kirche hätte freilich wohl in Wahrheit allein die höhere Sendung, zu lehren alle Völker d. h. das Evangelium zu predigen aller Creatur, sie weiß aber gar gut, daß sie zur Ausführung dieser ihrer Mission, die eine nur allmählig und erst bis Ende der Zeiten sich vollendende ist, blos der eigenen Freiheit bedarf in Verkündigung des göttlichen Wortes, ohne die gegenwärtig noch Andersgläubigen im Geringsten in ihrer gleichen Freiheit beschränkt haben zu wollen. Alle Con-

fessionen mögen ihre eigenen Schulen haben, man lasse nur auch uns Katholiken unsere Schulen und zwar als katholische.

Die Kirche kann gewiß mit um so mehr Recht dieß Begehren stellen, da so viele — ja die meisten Schulen von ihr gegründet, durch ihren Einfluß in's Leben gerufen oder von edelmüthigen Gliedern ihres Clerus dotirt sind; sie verlangt nicht von ferne fremdes Eigenthum, sondern will einzig das vor Gott und aller Welt ihr Gehörende verwahren gegen widerrechtlichen Eingriff und Beraubung.

Wir lesen weiter in der Denkschrift:

„So wenig die Kirche sich jemals trennen kann von dem Bewußtsein ihres Rechtes und selbstständiger Vollführung ihrer Erziehungsmission, eben so wenig darf dieselbe zu irgend einer Zeit verzichten auf das mit dieser Mission allerwege Hand in Hand gehende Recht nach dem Vorbilde ihres göttlichen Stifters auch die leibliche Wohlthäterin der Völker zu sein, deren geistige Pflege ihr anvertrauet ist. Was die liebende Mutter ihren Kindern, das war die Kirche — die im Einsammeln und Austheilen ihrer Gaben frei und selbstständig schaltende Kirche — zu aller Zeit den Armen und Nothleidenden.“ Es könnte befremden, daß hier gesprochen wird von einem Rechte, wohlthätig sein zu dürfen. Der Unerfahrene könnte denken, das verstehe sich doch von selbst; dieses Recht werde wohl Niemand der Kirche absprechen oder je entziehen wollen. Allein nur zu sehr gegründet und höchst weise ist das besondere Hervorheben gerade dieses Rechtes in unserer Zeit. Der Philanthropismus des modernen Staates (des absoluten wie des constitutionellen) hat seit lange schon mehr und mehr alle Wohlthätigkeits-Anstalten an sich gezogen, den noch bleibenden kirchlichen oder anderen Privat-Instituten solcher Art durch eine höchst

kleinliche, bitterargwöhnische und oft wahrhaft drückende Administration und buchhalterische Controle alle Regsamkeit und freie Bewegung geraubt, die Kirche fast überall zu den humanen Zwecken nur als administrative Dienerin verwendet, ja ihr vielfach nur das Odiose zugeschoben. Die nothwendige Folge davon war, daß einerseits die Kirche mehr und mehr selbst verarmte und um ihren Einfluß auf den Wohlthätigkeits Sinn des Volkes gebracht wurde, dem Staate aber endlich nichts erübrigte, als selbst durch directe Steuern und Reparationen seine Humanitäts-Anstalten kümmerlich erhalten und nebenbei in erschreckender Progression wachsen zu müssen — das aller Philanthropie hochsprichende Proletariat. Der Noth der heutigen sozialen Zustände gründlich abhelfen kann nur die christliche Liebe — also die Kirche. Dazu bedarf sie aber freie und selbstständige Bewegung.

Die Synode geht dann über auf das göttlich freie Recht der Kirche, „ihren Cultus und die Art und Weise, „wie derselbe zu feiern, die Spendung ihrer Sacramente „und die Einrichtung alles dessen, was auf den Gottesdienst sich bezieht, Gebete und öffentliche Andachtsübungen, ohne alle Dazwischenkunft oder hemmendes „Eingreifen der weltlichen Gewalt ungehindert und selbstständig zu ordnen.“

Dem Wesen des Cultus schließt sich an als eine „Blüthe des katholischen Lebens“ die Erscheinung „geistlicher Vereine von Männern und Frauen“ d. i. der Orden und Congregationen, für welche die versammelten Bischöfe einfach und entschieden das allen Staatsbürgern überall gewährte Associationsrecht in Anspruch nehmen.

In kräftigster Kürze erklären sich weiter die Kirchenhirten über das Recht der Kirche, „alles katholische Kirchen- und Stiftungs-Vermögen als ihr, durch

„rechtmäßige Titel wohl erworbenes Eigenthum, gleich
 „jedem Bürger und bürgerlichen Vereine gegen gewaltsamen
 „Eingriff geschützt zu sehen und dasselbe frei und selbst=
 „ständig zu verwalten und zu verwenden.“ —

„Zum Schluß“ endlich „legen die Bischöfe feierliche
 „Verwahrung ein gegen jene nur auf feindseliger Gesin=
 „nung oder Mangel an Einsicht beruhende Darstellungs=
 „weise, welche in der katholischen Kirche, die kraft
 „ihrer göttlichen Mission alle Völker des Erdkreises um=
 „faßt, Inland und Ausland unterscheiden, und darum
 „den lebendigen Verband der Bischöfe und ihrer Heer=
 „den mit dem Vater der Christenheit, mit dem heil.
 „apostolischen Vater zu Rom als Sünde an der Nationali=
 „tät, als undeutsch und gefährlich zeihen zu können
 „wähnt und nicht ablassen möchte, den Verkehr der Bi=
 „schöfe und Gläubigen mit dem heil. Vater und des
 „heil. Vaters mit ihnen einer fortwährenden mißtraui=
 „schen Controle zu unterwerfen.“

Nachdem sie die Nothwendigkeit des innigen Ver=
 bandes und freien Verkehrs zwischen Haupt und Gliedern aus der der Kirche wesentlichen Einheit und Lebendigkeit nachgewiesen, schließen sie ihre Denkschrift mit der unumwundenen Erklärung, daß sie das wohlbekannte Placet und jede mißtrauische Ueberwachung des Verkehrs zwischen Hirt und Heerde, als dem deutschen Charakter widerstrebend und mit wahrer Freiheit unvereinbar erkennen.

Dies also der Inhalt der Denkschrift. Wir tragen kein Bedenken sie ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes, höchst gewichtiges Actenstück vom bleibenden Werthe zu nennen. Es weht darin von Anfang bis zu Ende ein echt apostolischer Geist, — der Geist der Wahrheit, der Treue, der Liebe und eine alle Parteien überblickenden Weisheit. Je öfter und bedächtiger man diese Schrift durchliest, desto mehr und wohlthruender

fühlt man sich versetzt in die blühendsten Zeiten kirchlichen Lebens und kirchlicher Einheit.

Der gesammte Clerus aller Diöcesen Deutschlands so wie anderer mit Deutschland wie immer in staatlichem Verbande stehenden und daher an der politischen Bewegung Deutschlands theilnehmenden Länder schuldet den H. B. Bischöfen, die sich zu Würzburg versammelten, den größten Dank und die tiefste Verehrung. Die nächste Zukunft dürfte schon zur Genüge dieß Urtheil rechtfertigen.

Nechberger.



Anhang.

I. Empfehlung.

„Empor die Herzen!“ oder „Der Tag des Christen geheiligt durch Gebet und Betrachtung.“ Aus dem Lateinischen übersetzt von Johann Nepomuk Sivomy, Weltpriester in der Linzer-Diöcese. Linz bei Joh. Huemer's sel. Witwe 1848.

Wieder ein Gebetbuch! Gibt es der Betbüchlein nicht lange schon mehr als genug? Ja der faselnden, sentimentaln, pietistischn tändelnden, süßelnden und auch der All-Eins-Religion — dem Christianismus vagus — huldigenden, mit einem Worte — geist- und kraftlosen, gibt es leider eine Menge. — im Geiste der heil. Kirche verfaßten und aus individuellen Gebetsleben hervorgeholten Anleitungen zum mündlichen wie betrachtenden Gebet haben wir immer noch eher einen Mangel als einen Ueberfluß. Als ein derartiges gutes kann — das Vorliegende empfohlen werden. Es kündigt sich selbst — einige Zugaben abgerechnet — bescheiden nur als eine Uebersetzung aus dem Lateinischen an. Das lateinische Original hat den Titel: „Pietas“ seu „Dies hominis christiani sanctificatur per orationem et meditationem.“ In usum studiosae juventutis denuo in lucem editus. Paderbornae, typis et sumptibus librariae Junferman 1843.

Der Geist, der in den Gebeten und Betrachtungen dieses Büchleins weht, ist ein echt katholischer, und daher jedes katholische Gemüth gewiß ansprechender. Wollte Gott, es befände sich Solches oder Aehnliches wirklich im Gebrauche der studierenden Jugend! In der sehr gelungenen — eben so getreuen als ungezwungenen Uebersetzung eignet sich aber das Gebetbuch für alle nur einigermaßen ge-

bildeteren und für das wahrhaft religiöse Leben empfänglichen Laien. Nebst den einfach schönen — aus heil. Tiefe geschöpften und darum auch in die Tiefen des Herzens dringenden — Morgen — Abend — Messe — Beicht — und Kommuniongebeten findet der fromme Leser hier auch die 7 Bußpsalmen metrisch übersezt — mit entsprechenden Gebeten wider die 7 Hauptünden; Betrachtungen des heil. Bernardus auf die verschiedenen Feste des Jahres, — ferner Betrachtungen über das Gebet des Herrn und den englischen Gruß, — die Marianischen Hymnen und ein an Tiefe und Lieblichkeit selbst der „Nachfolge Christi“ — nahe zustellendes „Gespräch zwischen Christus und den Menschen über die Weise gut und selig zu sterben.“

Es athmet aus dem ganzen Buche ein eben so ernst und eindringlich mahrender — als milder, — nüchtern und beruhigender Geist.

Es verdient aber dieß Gebetbuch nicht nur den Laien empfohlen zu werden, es dürfte auch jedem Priester als Seelsorger reichlichen Stoff bieten zu den verschiedensten Vorträgen, mehr immerhin als eine Menge von Predigten, Predigtentwürfen, Katechesen und Krankenbüchern gewöhnlicher Art.

Referent schließt die empfehlende Anzeige mit dem Wunsche: Herr Siromy, der so bescheiden vorerst nur als Uebersetzer auftritt, (Solches Uebersetzen und so übersezen ist übrigens auch ein nicht geringes Verdienst und beurfundet seltenes Talent) möge baldigst uns erfreuen nicht nur mit ähnlichen Uebersetzungen — sondern auch mit der Herausgabe seiner Original-Arbeiten.

Nechberger.

II. Warnung.

„Biblische Geschichten des alten und neuen Testament's für die Jugend. Erzählt von P. Scheitlin, Professor. St. Gallen. Verlag von Scheitlin und Zollikofer. 1848.“

Oft klagt man, daß Geschichte gemacht und unter der Firma der wirklichen Geschichte geboten werde. Der Herr Verfasser verspricht, der heil. Geschichte eine solche Schmach nicht anzuthun.

Denn in seinem Vorworte heißt es: „Er wollte auch nur geschichtlich erzählen, d. h. das Gegebene nicht ändern.“ Die Jugend bekommt die Versicherung: „Was die biblischen Erzählungen enthalten, das soll auch eben dieses Buch enthalten.“ Leider scheint der Herr Verfasser einen Standpunkt einzunehmen, auf dem es ihm unmöglich ist sein Wort zu erfüllen. Auf die Frage: „Wesh Glaubens bist du?“ antwortete er nicht entschieden; ja er schwebt über den Confessionen, in einer allgemeinen Christlichkeit, die ihn nicht hindert, der heil. Schrift seine eigenen Ansichten unterzuschleiben, zum Aergernisse aller positiv gläubigen Christen, namentlich der Katholiken.

Unter der Aufschrift: „Entstehung der Sünde“ lesen wir: „Seine Frucht lockte sie sehr an; denn sie war sehr schön. — Gerne hätte sie davon gegessen.“ Wird hier nicht vor der Sünde die Sünde im Menschen schon als vorhanden gesetzt, und daher die Erbsünde im christlichen Sinne — geläugnet? — Empörend und eine Parodie der heil. Geschichte sind B. 2., S. 185 die Worte: „Dann nahm Jesus Brod, brach es, theilte es unter Alle aus, sprach: Nehmet hin und esset! das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird. Esset es zu meinem Andenken. Hierauf nahm er auch den Kelch, goß Wein ein, bot ihn herum, und sprach: Das ist mein Blut, das Blut eines neuen Bundes, Vielen zur Vergebung der Sünde; trinket daraus zu meinem Andenken. Und so oft ihr so zusammenkommt und Brod und Wein genießt, thut's zu meinem Andenken, bis ich wieder komme.“

Gegen solche Paraphras ist freilich minder hoch anzuschlagen, was sonst, den Katholiken zum Troste, ausgelassen oder hinzugesetzt ist, z. B. 2. B. S. 225 ist der Herr Verfasser weitläufig, findet aber kein Plätzchen für die Worte: Welchen ihr die Sünden vergeben werdet u. s. w. Natürlich! die Katholiken citiren diese Stelle zum Beweise des heil. Bußsakramentes. Welche Mühe kostet es, B. 2. S. 227 den Befehl des Herrn: „Weide meine Lämmer — meine Schafe“ protestantisch zu deuten! Daß der Herr Verfasser an den Dämonischen zum Ritter werden wolle, ist nach dem Gesagten nicht auffallend. Auch versteht er es sehr gut, die Hauptsache, wo er sie nicht verschweigt, in die letzte

Zeile zu verweisen und etwa in einer abgeschwächten Redensart nur zu berühren. B. 1., S. 10 und 11. ist die herrliche Verheißung des Erlösers in den kurzen Satz, der den ganzen Paragraph schließt, zusammengepreßt: „Doch hatte Gott schon in einem dunkeln Worte eine Rettung für die Menschheit ausgesprochen“ B. 1. S. 228, 229. hinkt einer langen Abhandlung von den Psalmen das Bekenntniß nach: „Wir Christen sehen in ihm den, von dem Christus abstammte, und der auch von Christo geweissagt hat,“ als ob die messianischen Psalmen nicht den übrigen ebenbürtig wären. Wir wollen von andern Stellen schweigen, die in ihrer gegenwärtigen Gestalt nichts mehr vom Originale haben.

Vielleicht tröstet uns die Beigabe der Bilder in unserem Unmuthe über die Erzählung, zumal der Herr Verfasser keinen geringen Werth darauf legt. Wir danken, daß denselben in gesperrten Lettern eine Erklärung beigefügt ist; denn wir gestehen, dieser Erklärung nicht selten zu bedürfen. Den Thurm zu Babel hätten wir lieber für eine Lusterscheinung gehalten, als für den Kolosß, der weit über die Wolken ragt und wie ein Berg Gottes auf ewig fest zu stehen scheint, später aber zerbrochen wurde und zerfiel.

Vor diesem freilich wohlfeilen Werke zu warnen, hielt der Gefertigte für eine Pflicht der Liebe gegenüber seinen Hochw. Amtsbrüdern.

Schauer, Katechet.

III. Diözesan-Nachrichten.

1. Herr Alois Filnköfl, bisher Benefizial-Kooperator zu Schenkfelden hat dem hiesigen bischöflichen Ordinariate seine Absicht erklärt, daß durch den Tod seiner Mutter hier in Linz ererbte Haus sammt Garten zur ersten Gründung eines Diözesan-Knabenseminärs zu schenken, mit dem Wunsche die erste Leitung desselben selbst übernehmen zu wollen. Diese edelmüthige Handlung wurde von dem hochwürdigsten Herrn Bischöfe mit großer Freude aufgenommen. Die Schenkung selbst wird durch eine nächstens zu erfolgende legale Urkunde begründet werden.

Es kann somit mit künftigem Studienjahre am 1. Oktober

unter Gottes Segen der Anfang gemacht werden, und zwar mit 6 Zöglingen, da der Raum des Hauses keine größere Anzahl zuläßt.

Die hochwürdige Diözesan = Geistlichkeit kann sich wegen Aufnahme sehr gut talentirter, frommer und gesunder Knaben, welche eine Vorliebe zum Weltpriester = Stande zeigen, an Domkapitular Schiedermayr wenden. Das Alter der Knaben soll beiläufig zwölf Jahr sein. Die nöthige Wäsche und Kleidung muß mitgebracht werden. Gegen einen Kostgeld von 10 fl. C. M. monatlich werden sämmtliche sonstige Auslagen bestritten.

Da die Reparaturen des obigen Hauses das unbedeutende Currentvermögen bereits in Anspruch genommen haben, und man den kleinen Fond von 8800 fl. nicht angreifen will: so werden jene Hochw. Herrn, welche sich zu jährlichen Beiträgen großmüthig herbeiließen, höflich ersucht, dieselben in Bälde einzusenden zu wollen.

Bisherige Beiträge

zur Errichtung eines Diözesan = Knabenseminärs
nach der Zeit ihrer Einwendung.

1.	Vom sel. Hrn. Dechant zu Freistadt Jos. Leuthäuser	600 fl.
2.	„ Hochw. Herrn Domkapitular J. B. S.	500 „
3.	„ Herrn Beckr	30 „
4.	„ Herrn Pfarrer Parzer	10 „
5.	„ Dekanate Enns	68 „
6.	„ Hochw. Herrn Spiritual Maresch	50 „
7.	„ Dekanat Frankenmarkt	39 „
8.	„ Dekanat Spital zu Schlierbach	24 „
9.	„ Herrn Pfarrer Cociancig	3 „
10.	„ Dekanat Linz	18 „
11.	„ Herrn Pfarrer B. zu N.	50 „
12.	„ Dekanate Schörfling	134 „ 30 fr.
13.	„ „ Wels	80 „ 30 „
14.	„ „ Babneufirchen	53 „
15.	„ „ Wartberg	72 „
16.	„ „ Bischelsdorf	200 „
17.	„ „ Altheim	100 „
18.	„ „ Gmunden	25 „

Fürtrag 2057 fl.

	Uebertrag	2057 fl.
19.	Vom Herrn Pfarrer Eberhart zu Mehrenbach	5 "
20.	" Dekanat Bischelsdorf II. Sendung	23 "
21.	" " Thalheim	88 "
22.	" " Freistadt	162 "
23.	" " Aspach	49 " 6 fr.
24.	" Herrn Dechant S. zu A.	500 "
25.	" löbl. Stift Reichersberg	20 "
26.	" Dekanate Nied	122 "
	Summa	3026 fl. 6 fr.

(Wird fortgesetzt.)

- Seine bischöflichen Gnaden haben in kurzer Zeit zwei lateinische Hirtenbriefe an seinen Diözesan = Klerus, und zwei Hirtenbriefe in deutscher Sprache an seine Heerde erlassen. Auch werden bei Erscheinen dieses Hefstes bereits ganz zeitgemäße, die Freiheit der katholischen Kirche bezweckende Petitionen an das hohe Ministerium des Innern zur Berücksichtigung beim ersten Reichstage vorgelegt sein. —
- Durch Investitur des Herrn Consistorialrath's Johann Nep. Bauer auf die Dekanatspfarr Freistadt ist die Patronatspfarre Gallneukirchen erlediget. Eben so die Religionsfondspfarr Pergkirchen durch Beförderung des Herrn Benedikt Hospodski nach Lauffkirchen im Innkreise. —

IV. Pfarrconcurs = Fragen

am 9. und 10. Mai 1848.

Aus der Dogmatik.

- An Primatus Romani Pontificis honoris et jurisdictionis quidpiam detrimenti pati possit, vel imminutionis, si quidem se aliquando terrestria regna omni ex parte separaverint ab Ecclesiae catholicae agnitione?
- Quaenam beneficia spiritualia confert sacramentum baptismatis renatis ex aqua et Spiritu sancto?
- Quae mala manent eos post hujus vitae exitum, qui a catholice fidei sympolo vel omnino vel partim, mala mente, defecerunt?

Aus der Moraltheologie.

1. Qualem honorum et jurium communionem ex principiis christianis profiteri licet et exercere?
2. Quid est correctio fraterna, et quibus dotibus, ut sit genuina, resplendeat necesse est? Coll. ad Gal. VI.
3. Quomodo refellendi sunt illi, qui clericorum coelibatum et legi naturae et reipublicae commodo e diametro adversari declamitant?

Aus dem Kirchenrechte.

1. Werden Toleranzpatent, und Religionsfreiheit nebeneinander bestehen?
2. Welche Wünsche und Petitionen könnte der Kuratlerus vorbringen für Verbesserung der über Pfarrconcursprüfungen bestehenden Verordnungen?
3. Welche sind die Arten, gemischte Ehen gültig einzugehen?

Aus der Paraphrase.

Epistel. Act. Apostol. CX. v. 37 — 43.

Am Oftermontage.

Evangelium. Luc. C. VII. v. 36 — 50.

Am Feste der heil. Magdalena.

Aus der Pastoral.

1. Welche Anforderungen stellt der Geist und das Bedürfnis der gegenwärtigen Zeit an den Seelsorger?
2. Wie benimmt sich der Seelsorger, wenn er in der Beicht des Bräutigams oder der Braut ein Ehehindernis entdeckt?
3. Was bestimmen die Gesetze, wenn eine minderjährige Witwe sich wieder verehlicht?

Predigtthema.

Worin besteht die wahre Freiheit?

Katechese.

Ueber die sechste Bitte des Vater unser.

V. Preisfragen.

1. Wie könnten die Herrn Seelsorger sich auf die beste Weise verbinden und unterstützen zur Verbreitung guter Schriften für das Volk?
2. Ob nicht nachmittägige Christenlehren, auch für Erwachsene berechnet, ein dringendes Bedürfniß in unserer Zeit sind, und wie solche am passendsten zu halten wären?
3. Welche Opfer kann und darf der Priester gerne dem allgemeinen Besten bringen, welche hingegen, ob sie auch noch so ungestüm und vielseitig von ihm gefordert werden, kann er ohne Treubruch gegenüber der Kirche durchaus nicht bringen? —

Bemerkungen.

1. Die Wichtigkeit der Zeitereignisse erheischten die Aufnahme der zwei letzten Abhandlungen, weshalb auch eine von der früheren Anzeige etwas abweichende Auswahl des Stoffes zu treffen, und die Bogenanzahl zu verstärken war. Dieß ist auch die Ursache des ziemlich späten Erscheinens. Wir hoffen heuer noch den vollständigen Jahrgang, mit 4 Hesten liefern zu können. —
2. Wegen der Nichtaufnahme einiger interessanter Artikel in dieses Heft ersuchen wir, aus obgenannter Ursache, um Nachsicht. —
3. Der Beichtfall des Herrn G. W. zu D. wird wegen Mangel an Neuheit nicht aufgenommen.

Anhang.

VI. Empfehlung.

Freudig überrascht wurde Referent über die vor Kurzem bei Kirchheim, Schott und Thielmann zu Mainz erschienenen 6 Reden bei der Feierlichkeit der ersten Communion der Kinder, gehalten von Anton Josef Winterim, der Theologie Doktor, Pfarrer zu Birk und Vorstadt Düsseldorf.

Es bilden diese Reden die zweite Sammlung. Die erste, wovon dem Referenten 8 solche Reden, innerhalb der Jahre 1826—1829 eben daselbst gehalten und bei Du Mont Schauberg in Köln aufgelegt, bekannt sind, hat denselben derartig befriedigt, daß schon damals der Wunsch in ihm sich lebhaft regte: der in unserer Zeit so berühmte katholische Schriftsteller Winterim möge sich in diesem Fache der Seelenleitung durch Herausgabe mehrerer solcher Reden ein neues Denkmal setzen.

Bei Empfehlung dieser zwei Sammlungen wollen wir nun einige Stellen, die beim Durchblättern derselben besonders gefielen, der ausgesprochenen Absicht unserer Quartalschrift gemäß, hervorheben, um den Herrn Seelsorgern ein kleines Muster dieser vortrefflichen Anreden vorzulegen, und sie zum Ankaufe derselben aufzumuntern. Denn wir sind in diesem Zweige der Homiletik unstreitig wenig bedacht, und es ist doch so etwas ungemein Wichtiges um die erste Communion der Kinder, und somit auch sehr wichtig, diesen heiligen, oft für das ganze Leben einflussreichen Akt, so feierlich als möglich zu machen, wozu natürlich eine gediegene Anrede an die Erstcommunikanten sehr viel beiträgt.

Wir beginnen nun gleich mit der ersten Rede der älteren Sammlung, welche Referent für die beste und gediegenste unter allen hält; was wohl auch andern Lesern so erschienen sein mag,

da von dieser Rede die dritte Auflage vorliegt, während, wenigstens nach Wissen des Berichterstatters, von den übrigen Reden keine weitere Auflage gemacht wurde.

Der Verfasser wählt sich darin den schönen Text: „Wir sind ein Schauspiel geworden der Welt, den Engeln und Menschen;“ (1. Cor. 4. 9.); und diese Worte geben ihm zugleich eine sehr natürliche dreifache Abtheilung seines Themas: „Ihr seid ein Schauspiel geworden vor der Welt (I. Theil); ein Schauspiel vor Engeln (II. Theil); ein Schauspiel vor Menschen (III. Theil).“

Beim Uebergange vom Thema zur Abhandlung spricht er, seiner im Vorwort angegebenen Absicht gemäß, zu den gegenwärtigen Erwachsenen also: „Erlaubet mir, heute von diesen Kleinen etwas länger zu reden, denn sie sind ein recht artiges Schauspiel. Mit diesen lieben Kindern wollte ich gerne immer sprechen, und nicht aufhören zu sprechen, denn sie sind meine Liebe, die Krone meiner Arbeit, die Frucht meiner Bemühungen, mein Herz, mein Schatz. Auch ihr meine Zuhörer sollet nicht müde werden, wenn ich länger heute rede, denn ihr habt ja ein gar schönes Schauspiel vor euren Augen, und wer soll hier müde werden? Doch ihr werdet ja nicht müde, wenn ich als Vater zu euch rede, und heute um soviel weniger, weil heute Jesus besonders spricht.“

Nachdem er im ersten Theile seine Freude als Vater solcher Kinder, als Lehrer solcher Zöglinge ausgesprochen hat, fährt er fort: „Allein, werdet ihr, meine Zuhörer, sagen, der Ausgang, die Zukunft wird zeigen müssen, ob diese Freude gegründet, ob sie dauerhaft ist; wir werden Acht auf diese Kinder geben — und das wünsche ich, und das verlange ich! Gebet Acht auf sie und eure Aufmerksamkeit wird sie im Guten stärken; ihr wollet sie täglich beobachten, täglich betrachten; — gut, darum bitt' ich Alle, die Jesum lieb haben. Betrachtet diese Kinder täglich, beobachtet sie zu Hause, in der Kirche, in allen Unternehmungen, jetzt, und wenn sie erwachsen sein werden. — Bemerket es meine Kinder: immer, überall will man euch beobachten. D hütet euch deswegens, o bleibt immer das Schauspiel der Welt, wie ihr es heute seid. — D der Gedanke einer möglichen Trennung erschüttert mich schon, erschüttert auch euch; ihr sollet Jesum verlassen, nach dem ihr so lange geseufzet, mit dem ihr euch heute vereiniget

habet; einst Jesu untreu werden, dem ihr heute für allezeit die Treue versprochen? — o nein das soll nicht geschehen, niemals geschehen.“

Im dritten Theile bemerkt er beim Eingange, daß alle Menschen, insbesondere aber die Eltern ihre Kinder, als sie in den Tempel zogen, betrachteten, sie in den Reihen suchten, und wie beim Erblicken derselben ihre Herzen aufschwollen, ihre Farbe sich änderte, und Thränen der Freude flossen. Wie die Verwandten die Lobgesänge der Kinder hörten, aber die innerliche Rührung sie nicht mitsingen ließ; wie die älteren Kinder sie beschauten und des Tages sich erinnerten, an welchem sie selbst sich so freuten.

Auf diese Weise zeigt der Verfasser auf eine ebenso rührende als das menschliche Herz tief erfassende Weise, daß die zum ersten Mal communicirenden Kinder auch ein Schauspiel vor den Menschen seien.

In ähnlicher Weise ausgezeichnet sind auch die übrigen Reden. Wir setzen hieher den Schluß der zweiten, den er mit Erneuerung des Taufgelübdes macht; welche Erneuerung, im Vorbeigehen gesagt, recht zweckmäßig, mit der ersten heiligen Communion und dem Empfange der heiligen Firmung verbunden wird.

„Schwöret,“ ruft er zu den Kindern, „schwöret vor dem Altar des höchsten Gottes, vor Engeln und Menschen, ewigen Haß der Sünde. Wiederholet heute jenes feierliche Gelübde, welches statt euer bei eurer geistlichen Wiedergeburt eure Taufpather ablegten, und bekennet mit eurem eigenen Munde an dem heutigen Tage, was ihr früher durch den Mund anderer thatet! — Werfet euch nieder vor eurem Jesu, leget eure Hand auf die Brust und saget: Ich glaube an Gott den Vater, Sohn und heil. Geist; ich glaube an dich o Jesu, unter des Brodes Hülle verborgener Gott und Mensch. Ich glaube an eine heilige, apostolische, katholische Kirche, die treue Bewahrerin der göttlichen Wahrheiten, die von dem heil. Geiste regiert wird. Ich widersage dem Teufel und seinem Anhang, ich widersage der Welt und ihrer Pracht, ich widersage dem Fleische und seinen Reizen; ewige Treue dir o Jesu! ewiger Haß der Sünde! Amen.“ —

Aus der neuen Sammlung heben wir, um nicht zu lange zu werden, aus der ersten Rede, wozu sich der Verfasser den herrlichen Vers aus dem 115. Psalm wählt: „Was soll ich dem Herrn geben für Alles, was er mir gegeben hat!“ —

den Schluß hervor, in welchem er die Kinder und mit ihnen auch die Erwachsenen feierlich aufmerksam macht, daß sie mit langsamen Schritten, mit gefalteten Händen, mit niedergeschlagenen Augen zum Tische des Herrn hintreten, beim Empfange und Genuße vorsichtig sein, und nach dem Empfange das Herz in heiliger Wonne zur Dankbarkeit und Freude begeistern sollen; wobei er den allerdings nicht zu vernachlässigenden Umstand hinzufügt, daß sie nie ohne hochzeitliches Kleid zur Communion kommen sollen, auch wenn dieß an einem Wochentag geschieht, und den Uebelstand rügt, daß die Leute, wenn sie an Wochentagen die heil. Communion empfangen, öfters in ihren Hauskleidern erscheinen; denn der Tisch und die Speise ist immer die nähmliche, am Wochen- wie am Feiertage.

In der zweiten Rede nimmt er sich zum Text: (Evang. Joan. 6. 56.) „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich in ihm“ — und leitet daraus sehr zweckmäßig sein zweitheiliges Thema her, nämlich: Der ist ein ewiges Denkmal, der im heil. Sacramente sich vereinigt mit Jesus; der ist ein ewiger Fluch, der sich mit ihm nicht vereinigt.

Indem Binterim dieses Thema ausgezeichnet durchführt, spricht er im zweiten Theile seinen Schmerz über alle jene aus, welche sich dem Tische des Herrn entziehen; er nennt sie eine vom Weinstock abgeschchnittene Rebe, die keinen Saft mehr hat und somit verdorrt. „Das erfahren wir,“ spricht er, „leider heut zu Tage an vielen katholischen Christen; darob sind sie aber auch ohne Gefühl für das Wahre, Heilige — sie leben nicht wie Christen sondern wie thierische Menschen. — Ach könnt' ich doch meine Augen von diesem Schreckbilde abwenden — o könnte ich sagen: in meinem Garten, in meiner Pfarre ist keine abgeschchnittene, verdorrte Rebe, die verdient hinausgeworfen zu werden, kein erstorbener, ausgewurzelter Baum — ; aber mein Herz ist getroffen, ich muß es gestehen, mein Herz ist getroffen, tief verwundet. Auch unter denen, die ich als junge Pflanzen gepflegt, als Kinder mit der Milch der heil. Lehre ernährt und unterrichtet habe, die jetzt Bäume geworden, Männer und Frauen geworden, befinden sich verdorrte, erstorbene, ausgewurzelte, lebendige Irrsterne, die im Dunkeln schweben, um andere zu verführen! Was hat euch verleitet, den lieben Jesus zu verlassen und einen andern Herrn und Führer zu suchen?

— eckelte euch das lebendige Himmelsbrod, das göttliche Manna, wie den Juden in der Wüste das himmlische Manna gecekelt hat; aber wisset auch die Strafe, die sie getroffen hat: alle starben in der Wüste; auch ihr werdet sterben in eurer Wüste. Darum kehret um, noch ist es Zeit, kehret um zu dem einzigen Heilande und Herrn Jesus, der euch gern wieder aufnimmt. Das Feuer ist zwar angezündet, aber zum Glück ist die Reife an euch verdorrte Aehren, an euch erstorbene Bäume noch nicht gekommen; darum kehret eilends um. —“

Wahrhaftig eine scharfe, ernste, aber für einen im Dienste des Herrn ergrauten, durch viele Jahre derselben Pfarre vorstehenden, liebevollen Vater ganz angemessene, und gewiß an den heilsamsten Folgen reiche Mahnung!

Und hiemit schließen wir unser Referat mit dem sehnlichsten Wunsche, daß diese Communion-Reden sich, soviel möglich, in den Händen eines jeden Seelsorgers befinden möchten, da ich sie in ihrer Art für die ausgezeichnetsten halte, die jemals geliefert worden. Daher auch zugleich hiemit ein Aufruf an die Verlags-handlung von Du Mont-Schauberg zu Köln oder an die Kirchheim'sche zu Mainz ergeht, auch von der ersten Sammlung eine neue, billige Auflage zu veranstalten, wovon wir derselben eine bedeutende Abnahme schon in unserer Diözese versprechen zu können glauben.

Schiedermannr.

VII. Diözesan-Nachrichten.

4. Infolge hohen Ministerial-Erlases vom 3. Juli 1848, Zahl 38, ist das Seminarium puerorum in Linz auch von Seite des Staates bewilliget, und die freie Vermögensverwaltung ausgesprochen. Nachdem nun so diese für den Weltpriesterstand anerkannt wohlthätige Anstalt ihre Existenz erhalten, so wendet sich die Vorstehung derselben mit Vertrauen an den Hochwürdigsten Diözesan-Clerus, mit der innigen Bitte, diese kleine Pflanzung, bei den allerdings vielen und bedeutenden Abminderungen des Einkommens, doch nicht vergessen zu wollen, damit aus dem Senfkörnlein ein Baum wird, in dessen Schatten sich die katholische Kirche erqui-

ken möge. Erinnern wir uns an den Ausspruch des Herrn: „qui susceperit unum parvulum talem in nomine meo, me suscipit. Matth. XIII. 5. Nachdem Sr. bischöflichen Gnaden in seiner letztwilligen Anordnung das Knaben-Seminär mit einer sehr bedeutenden Summe zu bedenken großmüthig gesonnen sind: so macht die Vorstehung den Vorschlag, diesem zu gründenden Institute den Namen Gregorianum beizulegen; da zugleich der heilige Papp Gregor I. der eifrigste Beförderer kirchlicher Einrichtungen war, und sich um clerikalische Disciplin und den Ritus der Kirche unsterbliche Verdienste gesammelt hat.

Am 2. Oktober d. J. beginnt die Anstalt ihre Wirksamkeit.

Fortsetzung

der freiwilligen Beiträge zur Gründung und Erhaltung eines Diözesan-Knabenseminärs.

Uebertrag 3026 fl. 6 fr.

27.	Vom Hrn. Coop. Schiefeker	2	„
28.	„ „ Coop. Wendl	5	„
29.	„ Dekanat Peuerbach	334	„
30.	„ Hrn. Stiftsdech. zu Reichersberg	10	„
31.	„ Dekanate Sarleinsbach	97	„
32.	„ Hrn. Pfarrer zu Wartberg	10	„
33.	„ Dekanate Aylbach	93	„ 14 „
34.	Vermächtniß des Hrn. Consistorialrathes Hellauer zu Pfaffing	4000	„
35.	Vom Dekanate Gaspoltshofen	123	„ 12 „ u. 1 D.
36.	„ Hrn. geistl. Rath Westermayr	5	„
37.	„ Dekanate Andorf	79	„ 36 „
38.	„ „ Linz, II. Sendung.	62	„
39.	„ „ Wartberg, II. Send.	18	„
40.	„ „ Steier, II. Send.	95	„
41.	„ Hrn. Coop. Dorn	4	„
42.	„ Dekanat Pabneufkirchen, II. S.	80	„
43.	„ „ Gmunden, II. S.	218	„
44.	„ Hrn. Consistorialrath Kurany 1 St. 4% Metallique pr.	100	„
45.	„ Dekanat Frankenmarkt, II. S.	75	„

Fürtrag 8437 fl. 8 fr. u. 1 D.

			Uebertrag 8437 fl. 8 fr. u. 1 D.
46.	Vom Dekanat Wels, II. Send.	22	„ 30 „
47.	„ „ Enns, II. Send.	7	„
48.	„ „ Beuerbach, II. S.	16	„
49.	„ „ Altheim, II. S.	9	„
50.	„ „ Schörfling, II. S.	37	„
51.	„ „ Azbach, II. S.	71	„
52.	„ Hr. Coop. Greuter . . .	2	„
53.	„ Dekanat Sarleinsbach, II. S.	27	„

Summa 8628 fl. 38 fr. u. 1 D.

(Wird fortgesetzt.)

5. Welchen Antheil unser Hochwürdigster Ordinarius an dem Wiederaufbau eines einigen Deutschlands nimmt, ist zu ersehen aus seinem Hirtenbriefe vom 13. Juli d. J., in welchem er „die engere Verbindung Deutschlands unter Einem Oberhaupt ein von oben gesegnetes hohes Ereigniß“ nennt; zugleich aber unumwunden ausspricht, daß diese zweite Wiedergeburt eben so, wie die erste vor mehr als tausend Jahren, nur durch Religion von Innen und nach Außen, durch den wahren christlichen Glauben, durch die wahre Kirche und ihr Evangelium geschehen könne. Desßhalb ermahnt er seine Schäfslein, hiezu den Segen Gottes zu erflehen, mit dem schönen Kirchengebethe (Dom. VI. p. Pent.): „Verleihe uns, wir bitten dich, o Herr! daß sowohl der Weltenlauf durch deine Anordnung für uns zum Frieden gelenkt werde, als auch deine Kirche in heilsamer Thätigkeit sich erfreue.“

Wie sehr Hochdemselben die Freiheit der katholischen Kirche in Deutschland am Herzen liegt, beurfundete der thätige Oberhirt durch ein Schreiben an die hohe konstituierende deutsche National-Versammlung, in welchem er, der älteste Diözesan-Bischof von Deutschland, nahe an 80 Jahren, den Vertretern Deutschlands inständig empfiehlt, der katholischen Kirche, welcher Deutschland sein Heraustrreten aus dem rohen Naturzustande und seine gegenwärtige Bildung verdankt, ihre Freiheit nicht verkümmern zu wollen, sondern ihr sowohl das innere Leben, als auch die Wirksamkeit nach Außen ungetrübt und ungehemmt entfalten zu lassen.

Tief ergriffen von den ernstesten und entscheidenden Ereignissen des laufenden Jahres, verfaßte der greise Oberhirt ein eigenes Gebeth, in welchem er Gott, die Heiligen und die Mutter der Barmherzigkeit um Hülfe anruft, damit die großen Prüfungen, die uns heimgesucht haben; uns zur Besserung und Buße führen; daß Aufruhr, blutige Kriege und schreckliche Leidenschaften entfernt werden und die christliche Liebe wieder zurückkehren möge.

6. Vom 28. August bis 1. September wurden im hiesigen bischöflichen Seminario zum 3. Male die priesterlichen Geistesübungen abgehalten, woran beiläufig 30 Priester Antheil nahmen. Diese geringe Theilnahme ist nicht dem Mangel an Eifer, sondern den Zeitverhältnissen und andern Umständen zuzuschreiben. Eine genauere Darlegung des bei diesen Exercitien befolgten Planes in den Vorträgen, sowie eine gedrängte Geschichte dieser Uebungen seit ihrem Entstehen in dieser Diözese, muß einem andern Blatte vorbehalten bleiben. Es wurde mit den Geistesübungen diesmal eine kleine Priesterkonferenz verbunden, bei welcher die beiden Fragen besprochen wurden: Wie wir Priester die Freiheit, bezüglich der katholischen Kirche und unsers priesterlichen Wirkens, in Anspruch und in Besitz zu nehmen hätten; und ferner: Welchen Einfluß wir uns zu erringen suchen sollen, hinsichtlich der Volksbildung überhaupt, und des Jugendunterrichtes insbesondere. Das Resultat der Berathung wird nachgetragen werden.
7. Ueber den Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Oesterreich wurde sowohl von Seite des bischöflichen Consistoriums in Bezug auf den Volksunterricht, als auch von Seite des theologischen Directorates in Bezug auf die theologischen Studien, eine den Einfluß der kirchlichen Behörden auf den Unterricht wahrende Aeußerung abgegeben; insbesondere das Ansinnen, daß die Prüfungen der absolvirten Theologen Staatsprüfungen sein und dieselben künftig an den Orten, wo eine Universität besteht, 3 Jahre ihres Studiums außerhalb der geistlichen Seminarien leben sollen, entschieden zurückgewiesen.
8. Nachdem schon durch zwei Jahre im bischöflichen Seminar kleine wöchentliche Vereinigungen von mehreren Geistlichen in Linz Statt gefunden haben: so werden sich nun dieselben in Zukunft auf einen

größern Kreis des Stadtklerus ausdehnen, und alle vierzehn Tage regelmäßige Konferenzen gehalten werden; welches Beispiel auch der Landklerus nachahmen möge, um sich so allmählich zu Diözesansynoden vorzubereiten.

9. In Linz konstituiert sich so eben ein Katholiken-Verein nach Art des in Wien schon bestehenden, und im engen Anschlusse an diesen. Die Statuten sind bereits in Berathung gezogen und werden baldigst veröffentlicht werden. Die erste General-Versammlung wird am 5. Oktober d. J. stattfinden.

VIII. Preisfragen.

4. Was ist passiver Widerstand? — in welchen Fällen ist er, weltlicher Gewalt gegenüber, dem Priester nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten? und wie groß ist nach dem Zeugnisse der Geschichte seine Macht?
5. Wie vielfach kann das Verhältniß der Kirche zum Staate sein? welches Verhältniß wäre der Idee nach wohl das vollkommenste? — welches aber ist in der gegenwärtigen Weltlage für die Kirche sowohl, als auch für die Staatsverwaltung das allein konsequente und gedeihliche?
6. Welches Benehmen haben wir einzuhalten, gegenüber anderen Confessionen?
7. Sind Priesterkonferenzen wichtig, und wie können sie in unserer Diözese eingeführt werden?

IX. Berichtigung.

In der Schlußbemerkung zu den „Gedanken über den in der Reichsversammlung zu Frankfurt gestellten Antrag um Aufhebung des Cölibates,“ wird Herr Fritsch als Mitunterzeichner des Antrages genannt. Die „Katholischen Blätter aus Tirol“ bringen in No. 36 vom 4. August, S. 878, die Namen der unterschriebenen Hundertzehn Deputirten, und unterscheiden die Oesterreicher mit gesperrter Schrift. Unter diesen befindet sich nicht ein „Fritsch“ sondern ein „Frisch“ der übrigens nicht als österreichischer Deputirter bezeichnet wird. Hingegen ist unter den Mitgliedern der Nationalversammlung,

welche eine „Verwahrung“ gegen obigen Antrag einlegten, der Name „Fritsch“ zu lesen (Kath. Bl. a. T. No. 39. S. 936). Wenn man hieraus zwar nicht mit voller Sicherheit entnehmen kann, daß, wie es am wünschenswerthesten wäre, Herr Fritsch, der Vorstand eines rein katholischen Kreises, und der Vertreter eines Wahlbezirkes, dessen Bevölkerung zu eilfzwoölftel Theilen Katholiken sind, gegen den Grigner'schen Antrag sich erklärt habe, so ist doch das gewiß, daß er sich für denselben nicht betheiligt habe. **G. G.**

X. Abfertigung.

Die „Constit. Allg. Zeitung“ von Böhmen, Nr. 9, bringt abermals neue Vorschläge zur Kirchenverbesserung unter den Titel: „Kurzgefaßtes Summarium der in Religions- und Kirchenangelegenheiten gewünschte Reformen“ in 42 Punkten. Einer darüber in Dr. Brunners Kirchenzeitung, Nr. 50, erschienenen kurzen Würdigung entnehmen wir — die Klosterfrage betreffend — folgende Abfertigung: „Von den geistl. Orden wird behauptet: „„sie sind eines konstitutionellen Staates unwürdig““ — Beweis: — „„Durch die Constitution wird Jedermann ein freier Staatsbürger, nur der durch die Gelübde geknechtete Ordenspriester bleibt fortan ein erbärmlicher Sklave seines despotischen Ordensvorstehers.““ — „Was ist dann in Grund genommen ein Orden, als ein Verein von Menschen zu einem gewissen Zwecke mit Annahme gewisser Statuten oder Regeln, zu deren Befolgung er sich mit freiester Wahl und Entschluß verpflichtet. Solche Vereine sind die sonst so fromm thuende, jetzt freilich in Verruf gerathene Swornost, welche ihre Vereinigung sogar mit einem feierlichen Gelübde besiegelte, die Concordia, die Slawia, die Germania u. a. m. Ist nicht eine konstitutionelle Staatsverfassung eine wahre Ordensverfassung, wo man sich über eine Regel versteht, und einem unverantwortlichem Oberhaupte unterwirft, dem man sich zum Gehorsame verpflichtet fühlt? Im konstitutionellen Staate entscheidet immer nur eine gewisse Anzahl über die Statuten und Regel, die Andern, die große Mehrzahl, müssen sich diese Entscheidung gefallen lassen. Das neugeborne Kind wird schon diesem klösterlichen Zustand geweiht. — Wie weit freier steht der eigentliche Ordensstand da, welchen die Prager

Allg. als knechtisch verschreit? Nicht nur daß Niemand zum Eintritt in einen Orden gezwungen wird, hat jeder Orden seine Prüfungszeit, und der Beitritt wird auf eine Weise erklärt, daß für einen Zwang alle Möglichkeit benommen bleibt. Wollt ihr lernen, über die Freiheit des Menschen wachen, gehet zu der katholischen Kirche in die Schule. Kein Institut auf Erden hat noch für des Menschen Freiheit so gesorgt, wie sie; aber sie ist es auch, welche scharfe Censuren über Solche verhängt, die dem Menschen die Freiheit nehmen wollen, sich dem religiösen Leben zu weihen. Den Menschen diesen Lebenspfad absperrern wollen, ist die größte Barbarei. Für das, was ihr Freiheit nennt, kann euch die Menschheit nicht danken, eine solche Freiheit paßt für Zugoehsen und nicht für Menschen, wenigstens für edler Denkende nicht."

XI. Erklärung.

Von mehrfacher Seite wurde der Redaktion dieser Blätter bedeutet, eine baldige Umwandlung derselben in eine Monatschrift, ja selbst in ein Wochenblatt wäre sehr wünschenswerth, und von der im Sturm Schritte dahineilenden Zeit, in der wir leben, gebietherisch gefordert.

Wir finden uns hiedurch veranlaßt zu erklären, daß wir vor der Hand uns nur bemühen wollen, unserem Versprechen gemäß, in gegenwärtigem Jahre noch ein 3tes und 4tes Heft erscheinen zu lassen.

Die Umwandlung der Quartalschrift in eine Monatschrift, die wir selbst vom Anfange an —, noch in der schweren Zeit der engherzigsten Censurherrschaft, zu wünschen und sogar zu beabsichtigen die Kühnheit hatten, wird erst ausführbar sein, wenn uns ein reicherer Borrath passender Elaborate vorliegen wird, wesswegen wir wiederholt um Einsendung solcher freundlichst ersuchen.

Was aber eine Umwandlung unserer Zeitschrift in ein Wochenblatt anbelangt, müssen wir uns entschieden dagegen erklären. Unsere Tendenz ist und bleibt, ein Organ aufrecht zu halten für, wenn auch nicht gelehrte, — doch immerhin wissenschaftliche Besprechung theologischer Materien von praktischem Interesse. Solche ist aber gewiß nicht thunlich in einem Blatte, das nur kurze Aufsätze fassen kann oder jeden etwas längeren, weil gründlich gehaltenen Aufsatz, in weiß wie viel Abtheilungen zerreißen muß.

Um so beruhigter noch können und werden wir unsere Tendenz einhalten und verfolgen, da für das allerdings unlängbare Bedürfniß einer möglichst schnellen Mittheilung und Verständigung über kirchlich wichtige Ereignisse anderweitig gesorgt ist, so wie durch die treffliche „Wiener-Kirchenzeitung“ des durchaus tüchtigen Dr. Seb. Brunner, so auch nun durch den von Dr. Salsinger redigirten „Kapitel-Boten.“

Und nicht allein dem unmittelbaren Interesse des Klerus ist Rechnung getragen, auch für die Laien ist in unserer Diözese — der schlechten Presse gegenüber, gesunde Lektüre von Priestern bereitet, einmal in dem bereits viel gelesenen „Welscher-Landboten“ von Dr. Salsinger und nun auch in dem von Albert von Pflügl redigirten „Volksblatte für Religion und Gesetz,“ das, nach der Gesinnungstüchtigkeit, dem Charakter und dem Talente des Redakteurs, ebenfalls nur Gutes und Gedienees erwarten läßt.

Die Redaktion.

Bemerkung.

In diesem 2. Hefte ist übersehen worden, sowohl die Bogen- als Seitenzahl fortlaufen zu lassen, was nun auch im 3. und 4. Hefte, zur Vermeidung von Irrungen, unterbleiben muß.

Anhang.

XII. Empfehlungen.

1.

„Katholischer Katechismus oder Lehrbegriff, nebst einem kurzen Abrisse der Religionsgeschichte von Anbeginn der Welt bis auf unsere Zeit. Für die Jugend sowohl als für Erwachsene. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit mehreren bischöflichen Approbationen. Regensburg. Papier, Druck und Verlag von Friedrich Lustet. 1848.

Dieser Katechismus ist nach 4 Klassenabstufungen abgetheilt, der Fassungskraft der Schüler jeder Klasse angepaßt und bildet doch jedesmal ein abgeschlossenes Ganzes, das, je weiter der Schüler in den Klassen aufsteigt, immer mehr und reichhaltiger sich entfaltet. Wenn daher ein Schüler ob seiner schwachen Fähigkeiten nicht die höchste Klasse erreichen könnte, oder aus wichtigen Gründen früher austreten müßte: so empfängt er doch nicht etwa bloß ein Bruchstück, sondern den ganzen kurzen oder kürzern Inbegriff der christlichen Lehre. Daher umfaßter 4 Katechismen, deren erster und kleinster Theil heißt: „Anfangsgründe der kath. Lehre für die kleineren Schüler,“ der zweite: „Kleiner kath. Katechismus. Ein kurzer Auszug des kath. Katechismus oder Lehrbegriffes. Zunächst für solche Landschulen, welche nur während des Sommer- oder Winter-Semesters besucht werden,“ der dritte: „Katholischer Katechismus für Stadt- und Landschulen. Ein Auszug des kath. Katechismus oder Lehrbegriffes. Mit dem kurzen Abrisse der Religionsgeschichte,“ der Vierte oder große, ist schon oben mit dem ganzen Titel angeführt worden.

Die Ordnung und Methode, in welcher die christliche Lehre vorgetragen wird, ist sehr ungezwungen und natürlich, und entspricht der Vorschrift der Kirche, *) die in dem römischen Katechismus **) (Catechismo Romano ad Parochos) beobachtet ist, nur mit dem Unterschiede, daß das zweite Hauptstück des Canissischen Katechismus, so von dem Gebethe handelt, in das dritte Hauptstücke nach den heil. Sacramenten eingereiht ist; der Zusammenhang der einzelnen Theile so wie der Uebergang von einer Lehre zur andern ist sehr bündig und lichtvoll. Die Wichtigkeit dieses Urtheiles wird aus folgender detaillirter Auseinandersetzung seines ganzen Lehrbegriffes Jedem klar einleuchten. Der Verfasser, dessen Name nicht genannt wird ***)

*) Sapientissime majores nostri totam rationem salutaris doctrinae in quatuor haec capita redactam distribuerunt: Apostolorum Symbolum, Sacramenta, Decalogum, Dominicam orationem. . . . Quare in omni docendi et interpretandi munere hanc consuetudinem tenebit (pastor) dirigendi omnia ad prima illa quatuor genera, ad quae referri universam scripturae vim atque doctrinam diximus. Catech. Conc. Trid. Praef. 20 et 25.

**) Der römische Katechismus, herausgegeben auf Befehl der Kirchenversammlung von Trient und des Papstes Pius V. ist übersetzt von Dr. Ignaz Felner, und die dritte Auflage nach der manutischen Ausgabe verbessert, mit den Schriftstellen der approbirten Bibelübersetzung von Allioli und einer geschichtlichen Einleitung versehen von Dr. Frick in Mainz bei Kirchheim, Schott und Thielman 1841, an's Licht getreten.

***) Der anonyme Verfasser dürfte vielleicht der Geschichtsforscher sein, der vor einigen Jahren eine allgemeine Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kirchen- und Staatengeschichte für alle Stände, Regensburg, Verlag von G. Joseph Manz, 1840, herausgegeben hat, und überall eine tief religiöse Anschauung und die gründlichste Kenntniß der h. Schrift, der Dogmen, Kirchen- und Staatengeschichte verräth. Sei aber der Verfasser wer immer, so zeigt er sich doch auf jeder Blattseite als den mit dem ganzen Leben der Kirche eben so vertrauten, als in dem der Jugend zu ertheilenden Unterrichte bewanderten Dogmatiker.

(was bei einem Katechismus ganz in der Ordnung ist), theilet den Katechismus in drei Hauptstücke ein, wovon das erste das Symbolum des Glaubens behandelt, der immer als das Fundament der ganzen Religionslehre an der Spitze stehen soll, das zweite die Gebothe, und zwar die Gebothe überhaupt, das Hauptgeboth der Liebe, dann den Dekalog und Pentalog d. i. die zehn Gebothe Gottes und die fünf Gebothe der Kirche. In dieses Hauptstück ist auch das fünfte Hauptstück des Canisianschen Katechismus bis auf die guten Werke, die im dritten der Abhandlung über die Gnade folgen, aufgenommen. Nachdem er nämlich die Lehre von den Gebothten vorgetragen, redet er von der Uebertretung der Gebothe oder der Sünde, und führet nun die verschiedenen Gattungen der Sünden in ihrer Verzweigung auf, beleuchtet sie mit den treffendsten Beispielen aus der heil. Schrift, und begründet die ganze Lehre sowohl über die Gebothe als die Sünden mit den passendsten Stellen der Schrift. Dieses befolget und beobachtet er bei jeder Lehre zum Zeugnisse und zur Bekräftigung der Wahrheit. Die Schrifttexte sind jedoch nicht zu gehäuft und deren Auswahl sehr weise. Um sich von der Sünde den Weg zum Uebergange zur Tugend und Vollkommenheit zu bahnen, stellt er dann die Frage: „Thun wir schon genug, wenn wir uns vor Sünden und Lastern hütthen?“ Antw.: „Nein, wir sollen immer besser und tugendhafter werden, und ernstlich nach christlicher Vollkommenheit streben,“ wobei er die Stelle der heil. Schrift citirt: „Wer gerecht ist, werde noch gerechter, und wer heilig ist, werde noch heiliger“ (Offenh. 22, 11.). Daher trägt er jetzt die Lehre von den verschiedenen Tugenden vor, wobei die Unterscheidung zwischen eingegossener und erworbenener Tugend und der Grund, warum wir schuldig sind, uns die Tugend zu erwerben, so wie bei den sittlichen Grund- oder Haupttugenden die Bemerkung und Frage: „Warum bestehet wahre Tugend nur mit Klugheit und Gerechtigkeit, warum nur mit Mäßigung und Starkmuth?“ die, wiewohl so praktisch und wahr, doch in keinem Katechismus anzutreffen ist, mit gebührender Anerkennung hervorgehoben ist.

Um sodann zur christlichen Vollkommenheit, die er schon in der vorhin angezogenen Antwort erwähnte, übergehen zu können, sezet er die Frage: „Soll es uns schon genug sein, wenn wir einen

gewissen Grad von Tugend erreicht haben?“ worauf er die Antwort gibt: „Nein, wir sollen immer nach höherer Tugend, d. i. nach der christlichen Vollkommenheit streben.“ Bei dem Unterrichte über die christliche Vollkommenheit gibt er zur Erlangung derselben besondere, von Christus angerathene Mittel, nämlich die evangelischen Råthe an, die somit hier in schönster harmonischer Verbindung stehen, und allgemeine, vor allen anzuwendende Mittel, wobei er in Kürze einen Spiegel der Vollkommenheit für's tägliche Leben vorhält, indem er zeigt, wie man täglich sein Leben einrichten soll, um unsere täglichen Handlungen im Stande der Gnade und auf eine gottgefällige Weise zu verrichten. Das dritte Hauptstück, welches die Gnadenmittel enthält, unterweist über die Gnade überhaupt und im besondern ausführlich über die wirkliche und heilig machende oder Gnade der Rechtfertigung, dann über die Früchte und Zeichen der erlangten Rechtfertigung — die guten Werke —, ihr Verdienst, ihre Nothwendigkeit, und worauf es bei guten Werken vorzüglich ankömmt, nämlich auf die gute Meinung, deren Begriff und Erweckungsformel bestimmt und angedeutet wird. Hierauf folget die Frage: „Welche Mittel sind uns zur Erlangung und Bewahrung der Gnade vorzüglich nothwendig?“ worauf er die Antwort ertheilt: „Die heil. Sakramente und das Gebeth; darum werden sie Gnadenmittel genannt.“ Sehr treffend und wahr ist die Antwort, die er auf die ganz am rechten Plage stehende Frage: „Verleihen uns diese beiden Mittel die Gnade auf dieselbe Weise und in demselben Masse?“ gibt, nämlich: „Nein; denn 1. die Sakramente bewirken in uns die Gnade, das Gebeth erflehet sie uns; 2. durch die Sakramente erlangen wir nur solche Gnaden, wofür sie eingesetzt sind, durch das Gebeth aber Gnaden jeder Art, doch nicht jene, welche man nur durch die Sakramente empfangen kann.“ In dem Unterrichte über die heil. Sakramente, welcher nun folget, ist die Angabe des Grundes, warum Christus eben sieben Sakramente eingesetzt hat, so wie die Aufzählung und Erklärung der bei jedem heil. Sakramente und bei dem heil. Messopfer gewöhnlichen, ehrwürdigen Ceremonien, die Lehre über die Pathen und Zeugen der Taufe und Firmpathen, und die den Pathen obliegenden Pflichten, über die Gegenwart Christi im heiligsten Altarsakramente, die gründliche Erörterung, warum die Worte Christi: „Dies ist mein

Leib" u. s. f., strenge im buchstäblichen Sinne zu nehmen sind, die so zeitgemäßen Fragen: „Warum die heil. Messe in lateinischer Sprache gelesen wird?“ und „Wozu die besondere priesterliche Kleidung?“ und deren so wahre und kirchliche Beantwortung*), bei der letzten Dehlung die Bemerkung, daß und aus welchen Gründen die Verschiebung der letzten Dehlung unvernünftig sei, bei der Priesterweihe der Unterschied, so zwischen Priester und Bischof obwaltet, die Lehre, daß zur Vornahme geistlicher Amtsverrichtungen nebst der Weihe auch noch die Sendung oder Anstellung von Seite des Bischofes (Jurisdictio) erforderlich sei, die Aufzählung der verschiedenen Grade in der Hierarchie; bei der Ehe die Einsegnung derselben von Seite Gottes im Paradiese, deren Erhebung zu einem heil. Sakramente durch Christus, die bürgerliche und christliche Ehe, die Unterweisung über die Vorschriften und Vorsichtsmaßregeln, welche jene beobachten sollen, die in den Ehestand treten wollen, das Eheverlöbniß und Verpflichtung es zu halten, und schwere Versündigung durch dessen leichtsinnige und ungegründete Nichthaltung, Ehehindernisse, Ehescheidung, gemischte Ehen und Bedingungen, welche die Kirche hiebei setzet und setzen muß, besonders bemerkenswerth, und wegen der meisterhaften Bearbeitung und des großen praktischen Interesses herauszuheben. — Nur dürften in der Lehre über das h. Messopfer die Fragen: „Warum ist die Weise zu opfern in beiden verschieden?“ und „Nützet die heil.

*) Die Antwort auf die erste Frage lautet: »Weil diese Sprache aus Rom stammt, von wo aus der Glaube zu uns gelangte; 2. weil sie nicht wie unsere Volkssprachen mit der Zeit sich ändert; 3. weil dadurch auch im Gottesdienste die Einheit und Einigkeit der Kirche auf der ganzen Erde dargestellt und befördert wird. Antwort auf die zweite: damit wir uns erinnern, daß der Priester am Altare der Stellvertreter Jesu ist, und ein hochheiliges, göttliches Geheimniß feiert. Begründung. Im a. B. hat Gott selbst die Priesterkleidung genau bestimmt, und den Befehl gegeben: »Aron und seine Söhne sollen sie anhaben, wenn sie dem Altare sich nahen, im Heiligthume zu dienen, damit sie nicht sterben der Sünde schuldig.« (2 Mos. 28, 43.)

Messe nur den Lebendigen?“ mehr begründet und ausführlicher beantwortet sein, wie dieß in den Schul-Katechesen von Anton Köppler der Fall ist. Auch ist nirgends die Lehre zu finden, was wir unserer Seits zu thun haben, oder wie man dem heil. Messopfer beizuhelfen müsse, um der Früchte des heil. Messopfers theilhaftig zu werden, was in jedem größeren Katechismus eigens in Kürze behandelt ist. An die positiven Gnadenmittel schließt sich gleichsam als ein sich von selbst gebender Anhang die Lehre über die Sakramentalien an, die zwar den Sakramenten ähnlich, aber doch wesentlich von ihnen verschieden sind, und an diese dann der Vortrag über das Gebeth und zwar insbesondere das Gebeth des Herrn und den englischen Gruf. Da er schon bei den heil. Sakramenten die Ceremonien der Kirche anführte, so machet die Lehre hierüber den Schluß des ganzen Katechismus, und er führet auch die Ursache an, warum diese auf das Gebeth folgen, weil nämlich die kirchlichen Ceremonien nicht minder als das Gebeth zum Lobe und zur Verherrlichung Gottes angeordnet sind; 2.) weil sie uns helfen, unser Gemüth zu Gott und zur Betrachtung göttlicher Dinge zu erheben, also auch andächtig zu bethen. In dieser Abhandlung erkläret er auch noch mehrere Ceremonien, als: den Weihrauch, die brennenden Kerzen, die Osterkerze, die geweihte Asche an der Aschermittwoche, die Palmen am Palmsonntage, die Prozessionen, Wallfahrten und Bruderschaften. Der Anhang des Canisianschen Katechismus über die vier letzten Dinge slicht er in die betreffenden Glaubensartikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses ein. Ich kann nicht umhin, am Schluß dieser Detaillirung des Katechismus die vollständige Uebersicht anzufügen, die er zur Wiederholung des ganzen vorgetragenen Lehrbegriffes gibt, da sie sein ganzes Lehrsystem so lichtvoll und deutlich in wenigen kurzen Umriffen in nuce darstellt, wie folgt:

I. Unsere Religion ist göttlich. Dieß zeigt ihre Geschichte von Anbeginn der Welt bis auf heute, nämlich: ihr Alter, ihr Stifter, ihre Verbreitung, ihre Dauer, ihre Segnungen und Früchte u. s. w. S. 1--32.

II. Diese unsere göttliche Religion lehret:

Daß wir erschaffen sind, damit wir Gott dienen und selig werden (S. 33—34). Zu diesem Ende müssen wir

1. alles glauben, was Gott geoffenbaret hat (S. 35—90),
2. alle Gebote halten, welche Gott entweder selbst (S. 90 bis 124), oder durch seine Kirche uns gegeben hat (S. 124—132); mithin auch die Sünde meiden, wodurch das göttliche Geboth übertreten wird (S. 132—137), und eines tugendhaften Wandels uns befleißigen (S. 138 bis 145). Dieß können wir aber nicht ohne die Gnade Gottes (S. 145—150). Daher müssen wir auch
3. die Gnadenmittel gebrauchen, welche Gott verordnet hat, nämlich die heil. Sakramente (S. 150—196), und das Gebeth (S. 196—207).

Ich glaube durch diese ganze, weitläufige, übersichtliche Darstellung des Inhaltes hinlänglich den hohen Werth dieses Katechismus bewiesen zu haben, und man darf wohl mit einem Herrn Pfarrer von Limburg in seinem ämtlichen Gutachten an das bischöfliche Domkapitel sagen: „Wir haben nun das alte Canissische Gold, vom Staube einiger Jahrhunderte gereinigt und in eine neue Fassung gebracht, wieder vor uns liegen. Die älteren Katecheten und das katholische Volk erkennen im Lehrbegriffe ihren bisherigen Katechismus wieder und werden sich bald darin zurechtfinden; die Gegner des alten aber dürfen über unnütze, polemische Fragen früherer Zeit und über Zusammenhanglosigkeit nicht mehr klagen.“

Dieser Katechismus ist in erotematischer Form (in Fragen und Antworten) abgefaßt, was darum so wichtig ist, weil dadurch das Auswendiglernen und das Behalten der christlichen Wahrheiten im Gedächtnisse so sehr erleichtert und gefördert wird, (was nie vernachlässiget werden soll, wenn man nicht bloße Räsonnärs erziehen will), und durch die bestimmtesten dogmatischen Begriffsbestimmungen (Definitionen) die Religionslehre dem Schüler als ein außer ihm schon wirklich Vorhandenes, als etwas Göttliches dargebothen wird, was an- und aufzunehmen Pflicht ist, während bei der zu häufig und im Uebermaße angewandten synthetischen Methode die christliche Lehre mehr als ein Menschliches erscheint, was Katechet und seine Schüler aufgebauet haben. Auch ist er auf diese Weise für die Erwachsenen und Hausväter sehr brauchbar, welche sich die Frage mit der darauf folgenden und passenden Antwort

leichter merken und so ihre Untergebenen und Angehörigen leichter und lieber befragen und unterrichten können. Die Fragen sind in klaren, dem Kinde verständlichen und wenigen Worten gestellt und auf's Auswendiglernen berechnet.

Der Verfasser dieses Katechismus berücksichtigt überall besonders das praktische Moment, versteht vorzüglich die Kunst, die Religion in das Leben einzuführen und die Kinder religiös zu erziehen; daher stellt er eine Menge praktischer in das religiöse Leben eingreifender Fragen, läßt jeder abgehandelten Materie eine Tugendübung folgen und trägt die nöthigen Gebethe, wie Morgen- und Abend-, Beicht- und Communion-Gebethe, die Formel zur Erweckung der drei göttlichen Tugenden, der Reue, der Demuth, des Verlangens nach Jesus bei der heil. Communion, den englischen Gruß, das Vater unser, das apostolische und nicänische Glaubensbekenntniß, ein Gebeth zur Mutter Gottes, Empfehlung in die heil. Wunden Jesu, das *Salve Regina*, das Gebeth beim Ave Maria-Läuten, wann die Uhr schlägt, wann die Sterbeglocke geläutet wird, ein Dankgebeth für unsere Berufung zum Lichte des wahren Glaubens, vor, was alle anderen Katechismen keineswegs in solcher Fülle darbiethen. Die meisten Gebete sind in gereimten Versen abgefaßt und öfters auch die Tugendübung in schönen, sinnreichen, kernhaften Sprüchen, weil sich so das Kind die Gebete leichter merket und dienen hiemit nebst der religiösen Bildung des Herzens zur Stärkung des Gedächtnisses und Schärfung des Verstandes. Nur wäre noch zu wünschen, daß auch das Gebet zur Todesangst und Scheidung Christi und auch nebst der kürzern die längere Formel der göttlichen Tugenden, wie sie auf dem Lande nach dem großen canisschen Katechismus gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen nach der Predigt gebetet wird, beigefügt wäre.

Selbst die gefällige äußere Ausstattung dieses vierfachen Katechismus zeigt das Gepräge des religiösen Sinnes: So ist im 1. Katechismus für die Anfänger ein vor einem kleinen Kreuze auf den Knien bethendes Kind mit einem Gebete zu den heil. Schutzengeln; im 2., der Knabe Jesus, das Kreuz tragend, nebst einem Gebete, wo sich das Kind Jesu übergibt und weiht; im 3., Christus am Kreuze, wo in dem beigefügten Gebete das Kreuz als der Wegweiser zum Himmel dargestellt ist; im 4., Jesus in

Schooße seiner Mutter sammt einem herzlichem Gebete zur schmerzhaften Mutter Gottes. Diese vier Darstellungen liefern ein vorzügliches Sinnbild, wie die heil. Religion, die Lehre des Kreuzes dem Herzen des unschuldvollen Kindes, als ein zartes Reis oder ein winziges Senfkörnlein eingepflanzt, allmählich sich in demselben entwickeln und ungeachtet mancher das Wachsthum gefährdender Hindernisse und Stürme doch zu einem mächtigen Lebensbaume heranreifen soll, der reichliche Früchte trägt und seinen erquickenden und wohlthätigen Schatten weit und breit ausbreitet, und wie der Mensch nur im Schooße der Kirche des Gekreuzigten und unter dem Schutze Mariä aus dieser Welt, diesem Thale des Sammers und der Zähren, selig scheiden kann und soll. Diese vierfache Abbildung versinnbildet ferner, wie das Kreuz den Menschen sein ganzes Leben hindurch, von seiner Geburt an bis zum Tode, umgibt: wie schon das unschuldige Kind, das die heil. Schutzengel umschweben, das Kreuz trägt, indem es den Schwächen und Gebrechen der menschlichen Natur und den Mühsalen des Lebens sich unterworfen fühlet, wie dieses Kreuz mit dem Menschen heranwächst und groß wird, so daß er die ganze Last und Hitze des Tages zu erdulden hat, und wie der Mensch auch mit dem Kreuze stirbt, die Schmerzen und Angsten des Todes erleidend. Und wie selig stirbt der Mensch in Christo, wenn er bei seinem Tode ruhet im Schooße Mariä, dieser Mutter der Barmherzigkeit!

In diesem Katechismus ist Alles so wohl benützet und so weise angeordnet und klug angewendet, wie auf einem Schiffe, wo auch der kleinste Raum seine nützliche Bestimmung hat und bestens besetzt und verbrauchet ist.

Nach Anleitung dieses Katechismus wird der Katechet der weise Hausvater, der mit großer Einsicht und Klugheit nach Bedürfnis Altes und Neues aus seinem Vorrathe hervorzuholen weiß (Matth. 13, 52), er wird das lebendige Vorbild der ihm anvertrauten Jugend: er unterrichtet sie, bethet mit ihnen, leuchtet ihnen immer mit seinem Beispiele voran, lehret sie die Religion auf das Leben anwenden und erziehet sie somit wahrhaft in der Furcht des Herrn und in der Liebe Gottes (Eph. 6, 4. 1. Joh. 4, 18).

Dieser Katechismus, dünket mich, dürfte ganz zeitgemäß sein, denn durch den Abriß der Religionsgeschichte bis auf unsere Tage, die

gediegene Beweisführung über die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthumes, die der Religionsgeschichte als Schluß angehängt ist, und die Differenziallehren, die er so passend sine ira et studio einwebt, ohne dem Gegner zu nahe zu treten oder ihn zu beleidigen, dürfte auch den höheren Forderungen unserer Zeit vollkommen entsprechen und genügen. Die dem Katechismus vorangehende Religionsgeschichte ist vortrefflich, nicht allein wegen der glücklichen Wahl der aufgenommenen Gegenstände, sondern auch wegen der klaren und kernhaften, kirchlichreinen Darstellungsweise und den zweckdienlichen unten am Rande beigefügten geschichtlichen Fragen. Diese kurze Geschichte, durch ihre Vereinigung mit dem Religionsbuche gleichsam beglaubiget und geheiliget, kann für Viele eine heilsame Arznei gegen das aus schlechten Zeitungen eingesogene Gift werden. Auch die Beigabe der Sakramentalien und Ceremonien und die Erklärung hierüber ist sehr schätzbar und zeitgemäß, da uns von unsern Gegnern so oft der Vorwurf unverständlichen Mechanismus, der in der kath. Kirche herrschen soll, gemacht wird.

Was den Preis dieses Katechismus betrifft, so ist er auch sehr mäßig, denn der große kath. Katechismus kostet gebunden 24 fr. G. M., der zweite 18, der dritte 8 und der vierte und kleinste 4 fr. G. M.; wobei noch zu bemerken ist, daß bei Partie-Abnahme zur Einführung in Schulen von allen Buchhandlungen $\frac{1}{4}$ Nachlaß gewähret wird. Auch bleibt der ganze Satz dieser Katechismen immer stehen, um auf Verlangen provinzielle Aenderungen darin leicht vornehmen zu können.

Endlich empfehlen diesen Katechismus nicht nur kirchliche Journale, sondern auch Gutachten und Approbationen bischöflicher Ordinariate. Die Zeitschrift „Sion“ steht im besagten Katechismus „wesentliche Vorzüge,“ die ste in andern nicht findet. „Der Verfasser,“ heißt es daselbst, „schicket einen kurzen Auszug aus der Religionsgeschichte voraus, ein wesentliches Bedürfniß für unsere Zeit, wo die Geschichte so schrecklich mißbraucht wird, und man den in derselben unbewanderten Katholiken so viele schmählische Lügen wider ihren Glauben als Wahrheiten aufbürdet. Sodann folget der Katechismus selbst, der in drei Hauptstücke zerfällt, nämlich in die Lehre vom Glauben, von den Geböthen und den Gnadenmitteln. Eine bündigere und zugleich natürlichere Eintheilung kann es nicht geben.

Hinsichtlich der Orthodorie und Genauigkeit der Darstellung der Glaubens- und Sittenlehren, läßt der Katechismus kaum noch etwas zu wünschen übrig, so wie er überhaupt in der Gründlichkeit und Bündigkeit vielen seiner Brüder den Vorrang abläuft. Der Verfasser hat es nicht gescheuet, die Differenzpunkte scharf hervorzuheben, und doch ist er den Andersgläubigen nirgends zu nahe getreten. Der Artikel schließt mit dem Wunsche, daß die Bischöfe Deutschlands diesem Buche alle Aufmerksamkeit zuwenden mögen. In dem geschätzten Blatte: „der Katholik“ wird bemerkt, daß nach Vorhandensein des vorliegenden Katechismus von andern, bisher angeführten, nicht mehr die Rede sein könne. Wenn je irgend einen Katechismus, so legte Referent diesen befriedigt aus der Hand . . . „Der vorausgeschickte Abriss der Religionsgeschichte scheint mir vollends ein Meisterstück von Geschichtserzählung für die Jugend. Eine vollständige Uebersicht aber des ganzen Systems, auf dem dieser Katechismus beruhet, zeigt in ein paar Sätzen der Anhang. Ich habe es mit verschiedenen Katechismen bei meinen Katechumenen probirt, und zuletzt auch mit diesem, und alle Unzuträglichkeiten, die bei jenen im Ueberflusse sich gefunden, fielen bei diesem sämmtlich weg.“ — Das bischöfliche Ordinariat von Speier erklärte, „daß es denselben nach sorgfältiger Prüfung in allen Theilen zweckmäßig und empfehlenswerth gefunden habe, indem er die reine Lehre der Kirche einfach, faßlich und gehörig begründet vorträgt.“ Ein anderer hochwürdigster Bischof äußert sich in einem Privatschreiben, „daß er besagten mit großer Meisterhand bearbeiteten Lehrbegriff genau durchgesehen und ihn seinem ganzen Inhalte nach als ein Verbum sanum, irreprehensibile und für unsere Zeiten mit vielem Vorzuge, omni acceptione dignum zu finden das überreiche Glück genöß,“ und schließt mit dem sehnlichsten Wunsche, daß derselbe ein Gemeingut für die gründlich katholisch zu erziehende Jugend werden möge, wie er es auch für seine Diözese werden soll.“

Demnach dürfte die Anempfehlung dieses Katechismus von Seite des Referenten genugsam begründet erscheinen.

Georg Wintersteller,
Cooperator zu St. Peter und reg.
Geherr von St. Florian.

„Das Wirken der Benediktiner-Abtei Kremsmünster für Wissenschaft, Kunst und Jugendbildung. Ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte Oesterreichs von Theodorich Hagu, Kapitular des Stiftes und Archivar. Linz 1848. In Kommission bei Quirin Haslinger.“ (1 fl. 10 fr. C. M.)

Der heil. Benedikt von Nursia, angetrieben, seinen Aufenthalt bei Subiako zu verlassen, begab sich auf Monte Cassino, versammelte Gleichgestunnte um sich, und gründete dort ein neues Kloster im Jahr 529, das die Wiege und der Mittelpunkt seines Ordens wurde. Seine Wirksamkeit ist ein treues Vorbild der späteren Thätigkeit seines Ordens. „Denselben wilden Berg“ (Monte Cassino), wie der gelehrte protestantische Geschichtschreiber Johannes v. Müller sagt, „machten St. Benedikti Schüler urbar; von ihrem Kloster sind alle im Abendlande Colonien; aus ihrem Orden sind 28 Päpste, 200 Kardinäle, 1600 Erzbischöfe, 4000 Bischöfe, 16000 Aebte und eine Schaar canonisirter Heiligen entsprungen; endlich hat er durch ewige Verdienste um die Wissenschaften die Ehrfurcht auch derer verdient, welche seine Regel nicht verehren.“ Was unter mancherlei Schicksalen das Kloster von Monte Cassino, was der Orden im Ganzen für jedwede Kultur und Wissenschaft, für Religion und Kirche geleistet hat, ist jedem, der nicht ganz mit der Geschichte gebrochen hat, hinlänglich bekannt. Obiges Werk zeigt die Leistungen eines einzelnen Klosters dieses Ordens, das in unserm schönen und gesegneten Oberösterreich schon seit dem Jahre 777 thätig ist. Es schildert zunächst die Leistungen desselben für Wissenschaft, Kunst, Erziehung und Jugendbildung, und ist in dieser Beziehung allerdings ein werthvoller Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte Oberösterreichs und Oesterreichs überhaupt. Das Werk war bestimmt im Jahre 1849 zu erscheinen als Gelegenheitschrift für die Jubelfeier des dreihundertjährigen Bestehens der öffentlichen Lehranstalten des Stiftes. Es erschien aber jetzt schon, wie der Verfasser vorwortlich sagt: „als ein Rechenschafts-Bericht über das Wir-

ken des fast eilfhundertjährigen Hauses, und als eine, wenn auch schwache Abwehr gegen die maßlos wüthenden Angriffe auf alle geistlichen Institute.“ Für alte — noch so große Verdienste hat unsere Zeit ein zu kurzes Gedächtniß oder will gar keines dafür haben; die gegenwärtigen Verdienste ignorirt sie vornehm, um nicht den gewohnten Phrasen über Nutzlosigkeit der religiösen Orden, ihr Verdummungssystem u. s. w. entsagen zu müssen. Die Zeit des Schweigens ist vorüber, die des Redens ist gekommen. Für stilles, thätiges, bescheidenes Wirken hat unsere Zeit keinen Sinn. Es wäre daher allerdings zu wünschen, daß alle geistlichen Institute ihr vielseitiges Wirken klar vor die Augen der Welt hinstellten. Freilich wird auch dieses eine gewisse Partei nicht bekehren, die nach dem Raube des von ihnen rechtlich erworbenen Besitzes lüftern ist, so wenig sie durch die klare Darstellung eines Bessern sich belehren läßt, daß die Einziehung solcher geistlichen Güter ganz widerrechtlich ist, daß dem Staate daraus kein Nutzen, sehr vielen Anderen aber großer Nachtheil entspringt. Allein jene Darstellungen zeigten doch wenigstens, daß, was man vorbringt, eitler Vorwand war.

Sehr bescheiden sagt der Verf., daß Jedermann sein Buch als einen Versuch betrachten möge, dem nur die Liebe und Geduld, mit welcher es bearbeitet wurde, zu einiger Empfehlung für billige Beurtheilung dienen dürfte. Der große Fleiß, die bis in's kleinste gehende Genauigkeit zeigt sich auch auf jeder Seite des Buches, und dieses Eingehen bis in's kleinste Detail scheint eben durch die Zeitverhältnisse geboten und durch selbe erklärt. Sehr wohlthuend ist die Liebe zum Orden, zum eigenen Hause und zur Kirche, die Freude über den Fortschritt echt christlicher Gestirung und wahrer Bildung, die dem Leser entgegentritt.

In der Einleitung spricht der Verf. in trefflicher, kurzer Zusammenstellung von der Aufgabe des Ordens, seinen Geschicken überhaupt und in Oesterreich insbesondere und seinem dormaligen Bestande. Bekannt sind die großen Verdienste um die Kirche und die gelehrte Welt der Cluniacenser und Mauriner Kongregation dieses Ordens. Wir theilen den Schluß dieser Einleitung den Lesern dieser Blätter mit, in welchem er kurz und wahr die Vortheile berührt, welche der Unterricht der Jugend unter den Händen geistlicher Ge-

gesellschaften im Allgemeinen mit sich bringt: „Denn abgesehen von den sichersten Garantien, die dem Staate für seine Zwecke geboten werden, und abgesehen von den finanziellen Vortheilen, nimmt die Erziehung und Bildung bereits durch die Stellung der Lehrer einen besondern Charakter an. Sie wird nämlich durch bestimmte Grundsätze geleitet, welche die Kirche, als die allein wahre Erzieherin des Menschengeschlechtes, in ihrem unverlierbaren Besitze hält, hütet und wahrt; dieser nothwendig religiöse Geist theilt sich in natürlicher Folge jeder Unterweisung, auch der in profanen Gebieten mit, und veredelt sie. Den einzelnen Lehrern erleichtern ihre Verhältnisse die Erwerbung gelehrter Durchbildung: die zu Gebote stehenden Hilfsmittel durch Bibliotheken und Sammlungen, die gegönnte Muße, der Umgang mit gebildeten, erfahrenen Mitbrüdern. Von dem herrschenden Zeitgeiste und den Meinungen des Tages nicht unmittelbar berührt, sind sie im Stande, diese mit Ruhe zu beobachten und schärfer in's Auge zu fassen; die nie unterbrochene seelsorgliche Beschäftigung gibt ihnen die nöthige Lebenserfahrung und Kenntniß des menschlichen Herzens. Der Geist der Entfagung und Selbstverleugnung macht sie die Mühen des Erziehungs-Geschäftes geduldiger ertragen, und losgetrennt von der Welt, liegen ihnen persönliche und selbstsüchtige Zwecke ferne, da sie der Sorge für das Zeitliche enthoben sind. Die Gesellschaft, der sie angehören, gibt ihnen ein geheiligtes Ansehen und die nöthige Autorität, ein gewichtiges Element in der Erziehung. Da außerdem die nothwendig ernstere Haltung priesterlicher Lehrer sich unwillkürlich dem weichen, biegsamen Gemüthe der Jugend mittheilt, so gestaltet sich ihre Bildung an Kopf und Herz um so sicherer zu einem festen Baue, der den Stürmen des Lebens ruhig Trost bietet. Furcht vor Noviziatlust und Mönchgeist sind lächerliche Phantome.“

Hierauf folgt in fünfzehn Abschnitten die Darstellung dessen, was Kremsmünster in Hinblick auf die Zwecke und Aufgaben des Ordens seit seiner Gründung für Literatur, Kunst, Bildung und Erziehung geleistet. Der zweite Abschnitt, welcher die Aebte der neueren Zeit und ihre Verdienste um Wissenschaft, Kunst und Kultur enthält, hat Ref. besonders angesprochen, und er hält die Charakteristiken eines Placidus Buechauer, seines unglücklichen Vorgän-

gers, Bonifazius Negele, eines Grenbert Schrevoogl, Alex. Straffer, Alexander Firlmillner, Grenbert Meyer, Wolfgang Leutner, Anselm, Joseph, für sehr gut und sehr wahr gearbeitet. Auch die Geschichte der Akademie war ihm sehr interessant. Es sind aber auch mit sehr genauen Angaben das Museum, das akademische Gymnasium und Lyceum, Musik, andere Attribute der Lehranstalt, z. B. akademische Bibliothek und Zeichenschule, die Beziehungen des Stiftes zu andern Lehranstalten, z. B. zur Benediktiner-Universität Salzburg, zur Wiener Universität u. s. w. besprochen. Beigefügt sind 30 Beilagen mit einem Verzeichnisse aller im Buche aufgeführten Stiftsgeistlichen.

Für den, der in Kremsmünster seine Studien gemacht, der mit den Verhältnissen des Stiftes näher bekannt ist, der weiß, daß Klostergeschichten ein integrirenden Bestandtheil der Geschichte eines Landes und ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte der Boden-, Geistes- und Sitten-Kultur eines Landes sind, ist das Buch gewiß eine angenehme und erfreuliche Erscheinung. Recht passend ist in dem ersten Abschnitt von S. 12—17, wo zum Schul- und Studienwesen des Stiftes übergegangen wird, ein historischer Ueberblick des Schulwesens in und außer Klöstern im Mittelalter eingeschlochten. Hurter's Worte in seiner Geschichte Innocenz III. bestätigen sich (B. 4. S. 95): „Man darf wohl den apostolischen Stuhl und den Benediktiner-Orden bis zu dieser Zeit als Mittel- und Angelpunkt aller Entwicklung und Gestaltung des Lebens in Europa betrachten.“

Aus diesem größeren Werke erschien ein kurzer Auszug, der auch in der Wiener Kirchenzeitung von Seb. Brunner, No. 50, 51 u. 53 findet, unter dem Titel: Die vorzüglichsten Leistungen der Abtei Kremsmünster. Ein Beitrag zur Klosterfrage. Linz, 1848. Bei Joh. Huemer's Witwe. — Er hat dieselbe apologetische Tendenz und das Motto aus Salomon's Sprichwörtern an der Stirne: „Panem otiosa non comedit.“ Darum sagt der Verf. mit Recht, wenn die religiösen Institute der Zeit und ihrem Wahne zum Opfer fallen sollten: „Wir fallen jedoch schuldlos und mit dem tröstenden Bewußtsein, unsern Pflichten bis zum letzten Augenblicke nach besten Kräften nachgekommen zu sein. D'rum betteln wir auch nicht um unser Leben.“

Verlangen, daß ganze Orden oder einzelne Ordenshäuser immer in gleicher Blüthe stehen, von den Einflüssen der Zeit ihren Prinzipien und schmeichelnden Grundsätzen unberührt bleiben, hiesse besonders bei einer Existenz durch eine lange Reihe von Jahrhunderten zu viel verlangen. Die Schuld lag oft auch mehr außer als in dem Kloster. Diese Institute haben auch jedesmal in sich und aus dem Lebensmarke der Kirche Kraft genug, sich zu neuer Blüthe zu erheben, und zwar um so mehr, als auswärtige Hemmnisse und fremdartige Einmischung wegfallen. Uebrigens hegt Ref. die Ueberzeugung, daß das künftige Geschick der religiösen Institute mit dem des alten christlichen Europa zusammenhänge. Daß sie nicht zu allen Zeiten gleich Großartiges leisten, erklärt sich einfach aus dem Umstande, daß Schwächung der materiellen Kräfte keine größere Anstrengung erlaubt.

Weiter.

XIII. Diözesan-Nachrichten.

1. **K n a b e n s e m i n ä r.** Wir berichteten im zweite Hefte, daß diese Anstalt, die nun Gregorianum heißt, und welcher Hr. Moiss Filnkössl als Regens vorsteht, mit dem 2. October d. J. in's Leben treten wird. Dieß ist denn auch wirklich geschehen, obwohl die Studien an den öffentlichen Lehranstalten erst am 3. November ihren Anfang nahmen. Einen Monath als Vorbereitung zu haben, schien sehr erwünscht. Es wird nun gewiß dem hochwürdigen Klerus hiesiger Diözese, welchem diese geistliche Pflanzschule ihr Entstehen verdankt, nicht uninteressant sein, die Namen der acht Zöglinge zu kennen. Diese sind:
 Bauchinger Joseph, 14 Jahre alt, von Linz, in der 3. Grammatical-Klasse;
 Danninger Matthäus, 14 Jahre alt, von Linz, in der 3. Grammatical-Klasse;
 Striegl, Karl, 13 Jahre alt, von Obernberg, in der 3. Grammatical-Klasse;
 Hariz Leopold, 13 Jahre alt, von Linz, in der 2. Grammatical-Klasse;

- Klambauer Michael, 14 Jahre alt, von Albernndorf, in der 2. Grammatical-Klasse;
 Aschauer Reinhard, 12 Jahre alt, von Ischl, in der 1. Grammatical-Klasse;
 Kopler Johann, 13 Jahre alt, von Peilstein, in der 1. Grammatical-Klasse;
 Steinbarzer Heinrich, 15 Jahre alt, von Schwanenstadt, in der 1. Grammatical-Klasse.

Im künftigen Hefte hoffen wir auch die Statuten des Gregorianum's in Kürze geben zu können.

Weitere

Beiträge bis zum Schluße des Militär-Jahres 1848.

	Uebertrag	8628 fl. 38 kr. u. 1 Duf.
54. Durch das Dekanat Aspach . . .	53 „ 15 „	
55. „ „ Scherding . . .	66 „	
56. Vom Hrn. Cooperator Maresch für 8 Monathe . . .	8 „	
57. „ Hrn. Expositus Müller . . .	12 „	
58. „ „ Pfarrer Weilguny . . .	2 „	
59. „ „ Dechant Ganhör . . .	8 „	
60. „ „ Coop. Breslmayr . . .	2 „	
61. „ „ Coop. Neßlböck . . .	3 „	
62. „ „ Pfarrer Reisecker . . .	5 „	
63. „ „ Coop. Gielge . . .	2 „	
64. Durch das Dekanat Wels . . .	67 „	
65. Vom Hrn. Pfarr. Biedermann . . .	2 „	
66. „ „ Benefiziat Lucht . . .	6 „	
67. „ „ Pfarrer Huber . . .	10 „	
68. „ „ Coop. Hintringer . . .	2 „	
69. „ „ Coop. Maresch für 4 Monathe . . .	4 „	
70. „ „ Benefiz. Pangerl . . .	10 „	
	<hr/> Fürtrag	8890 fl. 53 kr. u. 1 Duf.

	Uebertrag	8890 fl. 53 fr. u. 1 Duf.
71.	Vom Hochw. Hrn. Domscholast. Kirchsteiger	15 "
72.	Durch das Def. Frankenmarkt	87 "
73.	Nachtrag ebendaher	5 "
74.	Vom Hrn. Prof. Rechberger	— — 1 Duf.
	Summa	8997 fl. 53 fr. u. 2 Duf.

Für diese großmüthigen Gaben sagt die Vorstehung den wärmsten Dank, und bittet zugleich die hochwürdigen Hrn. Dechanten, die von den Herrn Seelsorgern gütigst zugesagten jährlichen Beiträge pro 1848, nach Möglichkeit, einsammeln zu wollen. Ueber die bisherige Gebahrung bis Ende October l. J. wird nächstens ein Rechnungs-Extract gegeben werden.

2. Unser hochwürdigster Herr Bischof hat, nachdem er dieß schon früher für seine eigene Person gethan hatte, nun auch für etwa in seiner Diözese vorkommende Fälle, vom heiligen Stuhle sich die Facultät erbeten, den ihm unterstehenden Geistlichen, welche das Augenlicht entweder ganz oder zum Theile verloren haben, erlauben zu dürfen, daß sie die Messe de B. V. Maria, oder auch einige Male im Jahre pro fidelibus defunctis, nach Memorierung derselben, lesen dürfen; welcher Bitte auch der heilige Vater unter Einbegleitung mit einem eigenhändig gefertigten Schreiben, gnädigst bewilligte. Wir werden beide Dokumente unter Urkunden-Beilage I., II. u. III. im Original folgen lassen.
3. Eben so interessant dürfte unsern verehrten Lesern, und überhaupt dem ganzen Diözesan-Klerus sein, daß auch unser hochwürdigster Oberhirt, wohl nicht persönlich, wie er sehnlichst gewünscht hatte, aber durch ein apostolisches Schreiben an die versammelten Bischöfe Deutschlands zu Würzburg Theil genommen hat, welches hinwieder von dem dort die wichtigsten kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands berathenden Collegio der deutschen Bischöfe mit der größten Freude aufgenommen, und von dem Vorsitzer der ehrwürdigen Versammlung dem Erzbischof von Köln, Johann Geißl, im Namen des deutschen Episcopates auf das freundlichste be-

antwortet wurde. — Auch diese Correspondenz werden wir am Ende des Hefes unter Urkunden=Beilage IV. u. V. anflügen.

4. Der Anfang von Priesterkonferenzen am bischöflichen Sitze Linz ist wirklich schon gemacht. Mehrere Priester nämlich, welche schon seit geraumer Zeit, wie im zweiten Hefte berichtet wurde, im kleinen Kreise sich wöchentlich über kirchliche Gegenstände besprechen, sind mit Anfang November l. J. zusammengetreten und haben die zur Bildung größerer Versammlungen nothwendigen Hauptpunkte festgestellt, über welche in der nächsten allgemeinen Conferenz ein Beschluß gefaßt werden sollte. Es erging somit die Einladung an den sämmtlichen Sekular- und Regular-Klerus und es erschienen wirklich am 13. November im bischöflichen Alumnate 40 Priester. Es wurde zur Wahl eines Vorsitzers, dessen Stellvertreter, zwei Schriftführer und zwölf Ausschüsse geschritten, und nach Abstimmung über verschiedene Beziehungen, die Sitzung geschlossen. Noch wurde bestimmt, daß die General-Conferenzen alle Monathe, die Ausschuss-Conferenzen aber alle acht Tage gehalten, und an denselben die Sekular- und Regular-Kleriker des vierten theologischen Jahrganges als Zuhörer Antheil nehmen können. —

Es ist der Redaktion dieser Quartalschrift die erfreuliche Zusage gemacht worden, daß ihr gegönnt sein wird, die Verhandlungen bei diesen Conferenzen in ihr Blatt aufzunehmen, und so sehe sie sich bei Gewinnung dieses wahrscheinlich nicht unbedeutenden und höchst interessanten Materials im Stande, die Quartalschrift, vielseitigen Wünschen gemäß, in eine Monatschrift umzuwandeln, daß hiesfür der bisherige Preis erhöht werden muß, liegt am Tage, denn nicht allein bedeutend mehr Papier und Satz wird erforderlich sein, sondern auch die Manipulation, Versendung u. s. w. wird verdreifacht werden.

5. Mit der innigsten Freude melden wir die von Gott gesegnete Ausdehnung des hiesigen Katholiken-Vereines, der am 5. Oktober die erste, am 26. Oktober die zweite und am 15. November die dritte General-Versammlung unter der ausgezeichneten Leitung des Hrn. Vorstandes Franz Ritter von Hartmann hielt, wobei bereits vier gehaltvolle Reden vorgetragen wurden,

wovon die Gröfßnungsrede schon im Druck erschien, die übrigen aber binnen längstens einen Monath die Presse verlassen werden. Wer bedenkt, daß am 5. Oktober nur über zweihundert Mitglieder eingetragten waren, wird erstaunen, daß das am 15. November erschienene gedruckte alphabetische Verzeichniß bereits ein Tausend Mitglieder ausweist, und noch weiter mehrere Hundert zum nächsten Verzeichnisse bereit liegen.

Die Verhandlungen auch des Katholiken-Vereines werden veröffentlicht werden, und zwar in dem mit Neujahr auf Kosten des Vereines unter Redaktion des hochw. Hrn. Albert von Pflügl, zu erscheinenden Vereinsblattes, zu dessen Abnahme wir die Leser des bisherigen Volksblattes, an dessen Stelle das Vereinsblatt für Glaube, Freiheit und Gesittung eintreten wird, und alle hochw. Hrn. Seelsorger, besonders die Mitglieder des Katholiken-Vereines freundlich einladen.

XIV. Erwiderung.

Der Artikel X. im zweiten Hefte dieser Zeitschrift, der über Beschränkung der Anwendung der bedingungsweisen solemnen Taufe nach vorausgegangener Nothtaufe handelt: ist von mehreren Seiten mündlich und schriftlich angefochten worden. Der Verfasser glaubt, daß hierüber nach Vorlage der wichtigsten kirchlichen lithurgischen Quellen über diesen Gegenstand durchaus nicht anders geschrieben werden könne. Er füget hier die für diesen Fall vorkommenden Weisungen des als sehr genau bekannten Brinner-Rituals an; auch deswegen, weil es die bei der Untersuchung über die Giltigkeit der Nothtaufe zu stellenden Fragen umfassend enthält; dieß sind die Worte des Rituals: „Quando infans ad baptismum affertur, interroget ante omnia Sacerdos, an non jam domi ab obstetrice vel alia persona fuerit baptizatus. Quodsi ita, tunc examen accuratum instituat, in qua materia, sub qua verborum forma, qua intentione, et qua corporis parte Baptismus infanti fuerit collatus: item an eadem persona et aquam affuderit, et verba simul pronuntiaverit:

an forte mente perplexa ac perturbata, et inter tumultum puerperii baptizaverit. Persona baptizans qualis? Num testis horum?

Si infans nullatenus adhuc sit baptizatus, aut plane invalide (perinde enim est, aliquid omnino non, aut invalide fieri): tunc simpliciter et absolute; si de valore collati Baptismi dubitatur, seu morali certitudine non constat, sub conditione baptizetur. Quodsi vero de valore Baptismi nullum prudens dubium superest, caeremoniae tantum suppleantur."

Daß diese Bestimmungen mit denen in unserm Aufsatze ganz übereinstimmen, bedarf keiner weitem Nachweisung.

Man wendete unter andern ein:

1. Dieß Verfahren werde der Scrupulosität eines ängstlichen Priesters Thür und Thor öffnen. Ich frage, ob nicht ein an dieser Krankheit Leidender überall, insbesondere bei Auspendung aller Sacramente, eine Veranlassung zu Scrupeln findet? Diesem kann nur durch vernünftige und klare Vorschriften, und durch Verachtung einer solchen grundlosen Ängstlichkeit abgeholfen werden.
2. Man sagt ferner, daß man den Hebammen nicht trauen dürfe. Nun, wenn der Priester der Hebamme, welche die Nothtaufe verrichtete, keinen Glauben schenken kann: so hat er ja eben rationabile et prudens dubium, und nimmt so mit allem Rechte die Taufe sub conditione vor, und alle Schwierigkeit fällt von selbst weg. Dieß gilt auch von allen andern Fällen; hat der Priester eine gegründete Ursache zu zweifeln, so ist ja eben sein Zweifel vernünftig. — Wir bemerken hier, daß die von einer katholischen Hebamme vorgenommene Taufe doch jedenfalls mit ungleich größerer moralischer Gewißheit als gültig anzuerkennen sein dürfte, als die Taufe so mancher Protestanten, die in Gegenden geboren wurden, wo die Geistlichen in der Mehrzahl dem Naturalismus längst verfallen sind.
3. Endlich wurde von einer Seite ein mandatum Episcopi verlangt. — Wir möchten fragen: wozu ein neues Mandat über eine Sache, worüber die allgemeine Kirche längst so bestimmt als

möglich sich ausgesprochen hat? Und zudem ist ja einleuchtend, daß stets wieder die Prüfung und Entscheidung, bezüglich jedes einzelnen Falles — der Subjectivität des einzelnen Priesters überlassen bleiben muß. Eine ganz haargleiche Praxis wird daher hierin — wie in hundert andern Dingen, nie hergestellt werden können. Uebrigens dürfte ein so großes oder gar allgemeines und Gefahr drohendes Aufsehen, wie Einige besorgen, wohl nicht zu befürchten sein im Falle der genaueren Beobachtung dieser kirchlichen Vorschrift; denn, wenn wir bedenken, wie oft ein in der That gegründeter, — also vernünftiger Zweifel die bedingnißweise Taufe zulässig macht, — bei wie vielen Kindern dagegen die Nothtaufe gar nicht vorgenommen wird, oder ohne Gefahr vermieden werden kann: so scheinen mir jene Fälle, in denen nach kirchlicher Entscheidung die Taufe *sub conditione* nicht ertheilt werden soll, immerhin nur zu den selteneren zu gehören, die gewiß in gar manchen Pfarreien kaum öfter als Sennahm im Jahre sich darbieten dürften.

Wenigstens hoffe ich dieß durch meinen Aufsatz vor der Hand zu erreichen, daß die Hebammen den strengen Auftrag von Seite der Pfarrämter erhalten, nur im wirklichen Nothfalle, wo Gefahr am Verzuge ist, die Nothtaufe zu ertheilen, und nicht etwa, wie es in einigen Gegenden der Fall sein soll, daß sie fast alle Kinder, schwächliche und nicht schwächliche, taufen. Denn es liegt ja schon im Begriffe und Namen einer Nothtaufe, daß sie nur in *casu necessitatis* vorgenommen werde. Denn nur dann kann jeder Mensch *valide et licite* taufen; wo keine Nothwendigkeit drängt, ist es den Laien nicht erlaubt zu taufen.

Endlich hat man ein Bedenken geäußert über meinen Zusatz p. 97 in fine der Note, daß nämlich bei bedingnißweiser Taufe kein Taufpathe erfordert werde, und bemerkte, daß ja so Niemand da sei, welcher statt des Kindes das Taufgelübde ablegte. Ich muß erwiedern, daß ich diesen Zusatz aus der *theologia morali* S. Alphonsi de Liguorio lib. VI. n. 137, resp. 2. nahm, und daß in diesem und in andern Fällen ohne Zweifel die Kirche

nach Concilii Trid. sess. VII. de baptismo can. XIII. daß Taufgelübde supplirt, quia parvuli, non actu proprio credentes, baptizantur in sola fide Ecclesiae.

Sch.

XV. Pfarreconcurs-Fragen

am 3. und 4. Oktober 1848.

Aus der Dogmatik.

1. Quae origo fidei christianae, quaeve indoles ejusdem est, an humana an divina, an mixta, partim humana, partim divina?
2. An Ecclesia christiana, quam liberam esse volunt ac independentem principes, hac saltem tempestate, libertate ac independentia gaudet; siquidem eadem ipsa legibus civilibus sine omni exceptione subjecta esse dicatur?
3. Quam ob rem Ecclesiae reliquae cujuscunque confessionis legibus merito civilibus subjici possunt, absque omni exceptione, quandoquidem eaedem partem quidem divinarum scripturarum vel humana dumtaxat dogmata sequantur.

Aus der Moraltheologie.

1. Unde Clero certissime vindicatur jus, decimas petendi, et unde correspondens eadem fideliter solvendi obligatio?
2. Quaenam peccata vocantur mortalia, quae venialia; et quibus argumentis nititur haec distinctio?
3. Quaenam sunt potissima subditorum erga Principem officia?

Aus dem Kirchenrechte.

1. Welche Stücke sind wesentlich erforderlich zur wahren Freiheit der Kirche?

2. Welche sind vom kirchlichen Begräbnisse ausgeschlossen?
3. Hört in einem konstitutionellen Staate die Verbindlichkeit der kanonischen Ehehindernisse auf?

Paraphras.

Evangelium Johannis. Kap. 10. v. 1—18.

Aus der Pastoraltheologie.

1. Worin besteht die zweckmäßige Behandlung der Glaubenslehre im populären Lehrvortrage?
2. Auf welche Weise sucht der Seelsorger seine Gemeinde gegen den schädlichen Einfluß der Presse zu schützen.
3. Welchen Einfluß übt der Seelsorger auf Familien aus, zur Besserung der häuslichen Erziehung?

Somiletik.

Skizze einer Christenlehre über die Verehrung der Heiligen?

Kateches.

Ueber die Heiligkeit des Eides.

XVI. Preisfragen.

8. Wie kann und soll der Priester, unbeirrt von wie immer gearteten Parlamentbeschlüssen, seinen wohlthätigen Einfluß auf die Schule sich wahren und sicher stellen?
 9. Welche Forderung stellt an den Prediger des göttlichen Wortes das nun jedem Staatsbürger zukommende Recht der freien öffentlichen Rede?
 10. Ist es der katholischen Sache förderlich, wenn Priester sich ohne Noth in das lärmende Gewühl politischer Partekämpfe, etwa gar an gemeinen Belustigungsorten, hineinwagen?
-

Urkunden : Beilage.

I.

Schreiben des Hochwürdigsten Herin Bischofes von Linz
Gregorius Thomas an Seine päpstliche Heiligkeit.

Sanctissime Pater!

Sunt in hac mea sane amplissima Dioecesi octingentorum millium Catholicorum plures Presbyteri, etiam in cura animarum expositi, qui oculorum morbo et lumine magis et minus laborant, quive petitiones ad Episcopalem Sedem deposuerunt reverenter, ut illis concedatur facultas, Sacram Missam celebrandi de B. Virgine Maria, vel aliquoties illam pro fidelibus defunctis quotidianam, quoniam illarum tenorem et Sacrum Canonem sciant ex memoria recitare.

In Germania praxis videtur adesse, quod utriusque Cleri regularis et saecularis Superiores Praelati ut subditis suis hanc gratiam conferre soleant. Verum cum in meis quinquennialibus facultatibus iste casus haud contineatur, humillime ego rogo, ut expressam mihi facultatem, tale spirituale solatium, mihi et successoribus meis legitimis Sancta Sedes gratiosissime elargiatur.

Suae Sanctitatis

humillimus filius

Lincii die 30. Junii 1848. Gregorius Episcopus.

II.

Diese Facultät wurde durch die Pönitentiaria in folgender Weise ertheilt:

Sacra Poenitentiaria de speciali et expressa apostolica auctoritate Venerabili in Christo Patri Episcopo Lincienti Oratori facultatem ad Triennium duraturam communicat, Praesbyteris suae Dioecesis impertiendi, dummodo non sint omnino coeci, memoriter non recitent, celebrent in Oratorio privato, ac etiam in publica Ecclesia, dummodo tamen nullum inconueniens oriatur, et cum alio adsistente Sacerdote, quatenus eo indigere respective videantur, Indultum celebrandi diebus festis et duplicibus Missam Votivam B. M. V., diebus vero ferialibus Missam defunctorum. Contrariis non obstantibus.

Datum Romae in S. Poenitentiaria die 31. Julii 1848.

J. B. Valena S. Poenit. Canonista.

Gratis.

Ph. Pomella S. Poenit. Secret.

III.

Dieses Indultum wird von folgendem von Sr. Heiligkeit Pius IX. eigenhändig unterzeichneten Schreiben begleitet.

Pius Papa IX.

Venerabilis Frater,

Salutem et Apostolicam Benedictionem!

Epistolam accepimus, quam die 30. Junii 1848 Nobis Lincio scripsisti, et valde laetati sumus, te bona valetudine frui, atque a Dioecesis tuae negotiis recte gerendis, ob aetatis gravitatem non impediri. Libenti animo

assensi sumus petitioni tuae, quae in epistola illa continetur, ac Nostrae Poenitentiariae commisimus, rescriptum de ea re tibi communicare. Gratum nobis est, quod narras de permagno Octingentorum millium Catholicorum numero, quos Dioecesim tuam complecti significasti, eorumque in Religione servanda studium diuturnis laboribus, ac curae tuae pastoralis plurimum deberi non ignoramus.

Interea tibi, Venerabilis Frater, et universo Clero, ac gregi tuo Apostolicam Benedictionem impertimur.

Datum Romae apud S. Mariam Majorem die 2. Augusti 1848, Pontificatus Nostri anno Tertio.

Pius PP. IX.

IV.

Schreiben des Hochwürdigsten Herrn Bischofes zu Linz
an das Ehrwürdige Kollegium
der versammelten Bischöfe Deutschlands zu Würzburg.

Eminentissime S. R. E. Cardinalis et Primas,
Excellentissimi, Illustrissimi ac Reverendissimi Domini
Domini Archiepiscopi, Episcopi ac Theologiae Doctores!

Coetui tam sancto, tam sublimi Vestro, Viri Fratres omni exceptione Majores! adesse voluissem, nisi exulcerata tempestas, quae impraesentiarum, ut bene noveritis, Austriae terras occupat, omni ex parte prohiberet. Senio equidem et calligantibus licet oculis pressus, socio comite, ad Vos convolare meditabar, sacerdotali vocatione et catholicae Ecclesiae amore ab ineunte aetate ductus. Maximae nobis aestimationis est, adfirmanti credite,

Vestra Congregatio, sive unquam, hodie Germanorum incolis maxime necessaria ad avitam fidem ac disciplinam Clericorum propugnandam firmandamque.

Eminent difficultates non tot, quam plurimae inimicorum catervae, quos partim incredulos, partim liberales ac incurios divinae revellationis appellant.

Emolienda itaque sunt christiani nominis odia, praedjudicatae opiniones male feriatorum hominum blando ore refutandae, atque omnibus viribus fidelium hic forte atque illic languor ad candidam pietatem revocandus.

Quae sancta consilia, ut Vestris conatibus, Viri Summi, secudent, ego, quamvis longe absens, cum Clero et grege meo in dies precibus insto, eo magis, quod consecratione Episcopali in cara Patria Germanorum Senior, et praesentia, et humilitate, promptitudine et affabilitate adstare, et pro modulo adhuc meo Vestras longe fortiores vires nutibus saltem meis juvarè voluissem. Operam qualemcumque meam supplebit bona piaque voluntas et, ut dixi, oratio fidelium communis.

Supremum nostrae catholicae Ecclesiae Caput Pius IX. sacris Vestris sessionibus sereno vultu saltem in spiritu praesto erit; quemadmodum beatissimi Antecessores nostri, Bonifacius, Kilianus, Wilibaldus, Adalbero, Udalricus, Rupertus, Beno, Maximilianus etc. etc. Tali modo in dilecta patria nostra, sicuti antiquitus una sancta, apostolica et catholica ecclesia Niceae, Ephesi, Chalcedoni etc. christianae unitatis vinculum firmabit Vestra congregatio. O! Praesules in Domino congregati! Magisterium Petro-Apostolicum stabit atque ad seros posteros transmittet originariam immaculatamque Religionem catholicam.

Meditationes meas, quas mihi dictare videbantur dies proxime elapsi, humili corde Vestris aspectibus subjicio, spondeoque jugem orationem ad Superos.

Non miuus peto Vestram mihi, gregique meo imper-
tiri benedictionem.

Coronae Vestrae usque
Venerandae

humilis frater

Lincii die 28. Octobris 1848. Episcopus Lincensis.

Ad Venerabilem Senatam Episcoporum Herbipoli con-
gregatorum 1848.

V.

Antwort Sr. Excellenz des Erzbischofes von Köln
Johannes,

im Namen des hohen Kollegiums der versammelten Bischöfe
als erwählter Präses,
an den Hochwürdigsten Herrn Bischof zu Linz.

Excellentissime, Illustrissime, Reverendissime Domine!
Frater in Christo dilectissime!

Gratiosissimae, quas vigesima octava Octobris h. a. unacum meditationibus Tuis nuperrime publice editis ad Nos dedisti, die tertio hujus mensis in Sessione Nostra coram omnibus litterae perlectae sunt, atque tenerrime animos Nostros affecerunt. Adeo singularis enim ex ipsis elucet animi candor atque caritas, et tam sincerum pietatis ac religionis spirat studium, ut vix quidquam jucundius Nobis gratiusque potuisset accidere, quam tanti, tamque venerandi Viri erga Nos aestimationis honorifica haec testificatio. At eo graviorem ex hoc cepimus dolorem, quod et amantissimi et exercitatissimi Episcopi Senioris Nostri eruditio, prudentia atque auctoritas Nobis in tractandis difficillimis maximique negotii rebus deest. Dolorem mulcet, atque solatium pia tua erga Nos praestat voluntas, qua

labores Nostros et consilia Tuis Gregisque tui precibus Te adiutorem esse tam blande et benevole promisisti; atque haec Nostra praebet animadversio, Nos adhuc idem, quod Tu, sensisse, eundemque Nobis finem proposuisse. Pro viribus enim id prosequemur, ut catholica fides integra defendatur, ut universae Ecclesiae unitatis cum Christi in terris Vicario vinculum servetur, et una cum carae patriae commodo effloreat, et splendeat almae sponsae Christi salus.

De quibus rebus, quae peregerimus et perscripserimus, Tecum communicabimus. Vale.

Herbipoli 6. Novemb. 1848.

Johannes,

Archiepiscopus Coloniensis

S. Sedis Apostolicae Legatus natus.

Berichtigungen.

1. Seite 98, Zeile 17 von unten, soll es statt *Kramhaftigkeit* „*Kernhaftigkeit*“ heißen.
2. In Numerirung der Abhandlungen im Texte ist ein Irthum unterlaufen; es gilt jene des Umschlages.

Anhang.

XVII. Empfehlungen.

1.

„Erstes Religionsbüchlein für katholische Schulen und Familien. Von Sigmund Fellocker, Katechet der k. k. Hauptschule zu Kremsmünster. Mit Gutheißung des hochwürdigsten bischöflichen Ordinariates zu Linz. Preis pr. Stück brosch. 10 kr. Conv. Wze. Linz 1848. Druck und Verlag von Johann Huemer's Witwe.“

Mit Vergnügen durchlas Referent das genannte Büchlein; es weht aus jeder Zeile desselben ein katholischer Geist; das Objectiv, Geoffenbarte, Kirchliche ist nirgends einem subjectiven, didaktischen Zwecke geopfert; Dogma, Sittenlehre und heil. Uebung ist der hehre Tempel, in den der Herr Verfasser die Kinder einführt. Und die Kinder müssen ihm folgen. Denn er läßt sich zu ihnen herab, redet mit ihnen in ihrer Sprache; erklärt an Ort und Stelle auf ungekünstelte Weise, was Dunkel sein könnte, oder setzt das voran, was Licht verbreitet über das Nachfolgende. Noch mehr: er redet mit den Kindern herzlich, weiß das Feuer der religiösen Liebe und Ehrfurcht in ihnen anzufachen.

Wir können uns die nähere Betrachtung des Büchleins nicht versagen. In den ersten 45 §§. behandelt der Herr Verfasser das apostolische Glaubensbekenntniß. „Gott“ ist das erste Wort im ersten §.; man sieht gleich, daß man ein Religionsbuch vor sich habe, nicht ein naturwissenschaftliches oder anthropologisches Werk. Nach der Lehre von den Engeln und den Teufeln kommt die Ge-

schichte der ersten Menschen, ihr Urzustand, ihre Sünde und deren Strafe, dann die Erbsünde.

Dem alten Bunde ist nur ein beschränkter Raum gegönnt; desto ausführlicher wird uns die Lebensgeschichte Jesu Christi erzählt, durch volle 22 Seiten, und zwar mit Recht; es widmet ja auch das apostolische Symbolum demselben 6 Artikel. Nach der Darstellung der Herabkunft des heil. Geistes, welche mit dem achten Artikel und der Bedeutung des Pfingstfestes schließt, finden wir die sehr gelungene historische Entwicklung des Sages: Ich glaube an (?) eine heilige allgemeine christliche Kirche; dann die Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen. Der §. 44 beginnt mit den Worten: „Alle Christen sollen und können heilig werden.“ Dadurch ist der Uebergang zu den heil. Sacramenten gebildet, bei denen Bedürfnis, Gnadenmittel und Gnadenwirkung eben so kurz als deutlich angegeben ist. Als verwandte Gegenstände finden sich den heil. Sacramenten beigeordnet die Sacramentalien und die heil. Sinnbilder. Da der 10. Artikel bereits dem 4. Sacramente angehängt, der 11. und 12. aber unter die schönsten Lehren Jesu aufgenommen sind, so enthält der §. 45 das apostolische Glaubensbekenntniß mit Citirung eines jeden §., in welchem die einzelnen Artikel zu suchen. Die letzten 7 §§. haben die Aufschriften: das heil. Kreuzzeichen; die Eigenschaften Gottes; das Gebet des Herrn oder das „Vater unser;“ der englische Gruß oder das „Ave Maria;“ das Rosenkranzgebet; die zehn Gebote Gottes; die 5 Gebote der Kirche.

Mit welcher Meisterhand der Herr Verfasser die schwierigsten Gegenstände zu ergreifen verstehe, möge uns die Erklärung des 6. Gebotes zeigen. Sie heißt: „Gott will, daß wir unsern Leib mit Kleidern verhüllen, nur das Angesicht und den Hals, die Hände und den untersten Theil der Füße dürfen wir unverhüllt, bloß tragen. So gewöhnt auch die Mutter schon das kleinste Kind. Andere Theile des Leibes ohne Noth zu entblößen, zu berühren oder berühren zu lassen, auch nur anzusehen oder ansehen zu lassen — ist unkeusch, ist vor Gott und allen ehrbaren Menschen abscheulich. Darum hat Gott ausdrücklich geboten: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben.“ Wir würden uns

gewiß schämen (in der Seele erschrecken und über und über roth werden), wenn wir so etwas thäten und — Vater oder Mutter oder andere ehrbare Menschen kämen auf einmal dazu, um so mehr müssen wir uns vor Gott scheuen, der ja der Heiligste ist, und uns zuseht auch im Finstern und im Geheim.

Hier wird den Kindern weder zu viel noch zu wenig geboten, und auf das zarteste jenes Gefühl angeregt, das man die treueste Wächterin der Keuschheit nennt.

Wollte man alle schönen Punkte berühren, so müßte man beinahe das ganze Büchlein abschreiben, ein Büchlein, das mehr Fleiß gekostet hat, als nach der Zahl von 63 Seiten zu vermuthen wäre.

Erfreulicher noch als das vortreffliche Werk war für Referenten die seltene Bescheidenheit des Herrn Verfassers, der in seinem Vorworte „sich geradezu an die hochw. Katecheten mit der Bitte wendet, sie wollen das Schriftchen geflissentlich, einzeln und in gemeinsamen Besprechungen, ihrer Beurtheilung unterziehen, und ihre, wie vorauszusetzen, wohlgemeinten Bemängelungen entweder auf vertraulichem Wege, oder aber gleichfalls öffentlich zur Kenntniß des Verfassers bringen.“ Diesem Rufe hat schon Herr Friedrich Baumgarten im Kapitelboten Num. 27 entsprochen. Ohne das in diesem Blatte gespendete Lob im mindesten anzutasten, ohne dem Urtheile anderer vorzugreifen und das seinige für maßgebend zu halten, glaubt Referent, er sei es der guten Sache so wie dem Herrn Verfasser schuldig, einige Bemerkungen zu machen.

1. Die Lehre von den Kirchengeboten könnte etwas genauer durchgeführt sein. Der Charfamestag z. B. kommt beim Fastengebote dreimal vor: als Bestandtheil der vierzigtagigen Fasten, als einer der 4 letzten Tage der Charwoche, als Vortag der Ostern. Auch wird das Object der Kirchengebote reducirt auf fromme Uebungen, die die eifrigen ersten Christen freiwillig unter sich eingeführt haben. Dadurch ist die Folgerung veranlaßt: das Anhören der heil. Messe, die Beicht der schweren Sünden, der Empfang des hochwürdigsten Sacramentes sei nicht bloß in Bezug auf Zahl und Zeit, sondern an und für sich Sache des freiwilligen Eifers, nicht von Gott verordnet.

(*)

2. Im §. 41 heißt es: „Sie glaubten von nun an selbst, daß Jesus der Sohn Gottes gewesen, und thaten was Er befohlen hatte; das heißt: sie wurden Christen.“ Referent wünschte die bestimmte Benennung dessen, was sie thaten, damit nicht der irrigen Behauptung die Thüre offen stehe: also ist nur der ein Christ, der an Jesus glaubt und das thut, was er befohlen hat. Also ist ein böser Christ etwas Undenkbares. — Der Grund, warum die Taufe nicht ausdrücklich bezeichnet ist, liegt darin, daß die Lehre von den heil. Sacramenten erst später ihren Platz hat. Allein da die Taufe des heil. Joh. schon erklärt ist, so wäre keine weitläufige Anticipation erforderlich, um die christliche Taufe zum Verständnisse zu bringen.
3. Die Lehre von den Eigenschaften Gottes steht da ohne Zusammenhang mit dem Vorhergehenden.
4. Es ließe sich manches abkürzen, z. B. beim heil. Rosenkranze wäre es genug, die betreffenden Gebete zu benennen. Die, übrigens herrliche Umschreibung des Gebetes des Herrn könnte um der Kinder willen, für die sie gehört, einfacher sein. — Wäre nicht die Erklärung des Dekalogs in der Geschichte des alten Bundes gut angebracht?
5. An der Stelle des Inhaltes würde Referent gerne sehen: das Kreuzzeichen, das apostolische Symbolum, das Gebet des Herrn und den englischen Gruß. So würde sich das Büchlein beim ersten Anblicke als christkatholisch kennzeichnen.

Diese Bemerkungen, mit denen keineswegs irgend ein Tadel, sondern nur Wünsche ausgedrückt werden, sind nur geeignet, den hohen Werth des Schazes, der vor uns liegt, anzudeuten.

Referent gibt dem Büchlein seine besten Wünsche mit, daß es wirke, was es nach des Herrn Verfassers Willen wirken soll, und nach seiner eigenen Beschaffenheit auch wirken kann. Mögen zunächst recht viele Herren Katecheten das Büchlein zur Hand nehmen: jüngere, um sich zu bilden; ältere, um ihr unparteiisches Urtheil zu fällen.

G. Schauer.

„Weihnachtskränze und Dichtungen aller Christlichen Jahrhunderte. Gesammelt und geordnet von Sigmund Fellsöcker, Kapitular von Kremsmünster. Münster. In der Aschendorff'schen Buchhandlung 1848. Preis 1 Thlr. 10 Ng.“

Nacht ist's. Ich sitze einsam bei düster flackerndem Kerzenlichte in meiner Ecke und stütze die Stirn auf die Hand. Es schweift mein Geist weit, weit hinaus und immer finsterner wird meine Stimmung. Ich schau so ein wenig hinaus in die Welt und dort ist's auch — Nacht. Aber in's Dunkel hinein dröhnet der Schrei der Verzweiflung und des Uebermuthes, das Galloß blut und raubgieriger Bestien in Menschengestalt, der Donner der Kanonen, und das Gefrache der Thronen, das Gehöhn der Gottesläugner und das Gespötte der Kirchenfeinde, ich sehe Monarchen entkleidet ihrer Würde von Gottes Gnaden und zehren und haschen nach hingeworfenen Brocken der Volksgunst, ich sehe die zu Knechten geworden, die früher die Herren gewesen, die befehlen, die früher gekrochen — ich sehe den Vater der Gläubigen fliehend aus der altherwürdigen Roma, die nun zur Cloake geworden, sehe die Heiligthümer geschändet, sehe zagende Priester, die den Kopf verlorren, und abtrünnige, die die Mutter verrathen, höre den Jammerruf der frommen Christen und den bebenden Hülfseruf gehegter Ultramontanen, die umsonst die Freiheit in Anspruch nehmen, — für sie gibt es keine Freiheit, — das Alles höre, das Alles schaue ich. Und es will auch in meiner Seele Nacht werden. Darum stehe ich auf und gehe zum Fenster hin und schaue hinauf zum alten dunkelblauen Himmel und von dort funkeln mir die Sternlein entgegen so freundlich und hell und so friedlich und ruhig, als ob alles auf Erden in schönster Ordnung wäre. Doch horch! Was hör ich! Ist's nicht wie lieblicher Schalmeyenklang und Flöten-Melodien? Ist's nicht Gesang so süß, so mild, so sanft und leise wie Frühlingswind? Was ist's? Wem gilt's? Was sagt der Ge-

fang? Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. Und es dämmert wieder in meinem Herzen und ich denke: Die Nacht bringt einen heitern fröhlichen Tag. Sie ist ja die Weihnacht! Darum zage nicht, meine Seele! Christus ist geboren! — Da sagen aber die andern Menschen: Der hat auch ein sonderbares, gar feines Gehör. Wir vernehmen wohl auch das Getümmel und das Krachen und den Donner, aber von Schalmeyen und Melodien will sich nichts verlauten lassen. Nun die tönen euch entgegen aus dem Buche, mit dem ich euch bekannt machen will, wozu ich keine passendere Stunde zu wählen wußte als die Stunden der heil. Nacht.

Wollte ich mir die Freiheit nehmen, alle die Herren und Damen, welche seit den Märztagen wenigstens tausend Zeitungen verschlungen haben zum großen Nachtheile ihrer Verdauung, zu fragen, was sie denn davon so eigentlich profitirt hätten, so würde sich bei den meisten ein blutarmes Resultat herausstellen. Aufregung, Floskeln ohne Gehalt oder mit sehr schlechtem Gehalt, Irrewerden an Glauben und Sittlichkeit, wankende Treue und Redlichkeit, das möchte sich wohl finden, — Nutzen, Beruhigung, Trost, Friede wenig oder gar keiner. Darum führt euch mein Buch hin zur Krippe des neugebornen Jesus, und was Gottbegeisterte Seelen vom Beginne des Christenthums bis herab auf unsere Tage zum Preise des göttlichen Kindes gesungen, das Alles führt es euch vor im blühenden Gewande der Poesie, den Tribut, den die größten und edelsten Geister in ihren schönsten, besten Stunden an der Krippe niedergelegt. Könnten sie wohl etwas geben, als das Beste? Darum nehmt es zur Hand und euer zerrüttetes, wüstes Herz wird wieder ein Mal empfinden, was Friede ist und ihr werdet der Zeit vergessen und was sie gebracht und zurückblickend über die Reihe der Jahrhunderte wieder träumen den Traum eurer Kindheit und Unschuld, kniend vor dem Kindlein, das Friede gebracht den Menschen auf Erden. Fromme christliche Seelen finden da drinnen hellen Widerschein ihrer eigenen Liebesgedanken — kritische Geister einen sorgfältig gesonderten Schatz deutscher christlicher Dichtkunst.

Es gleichet jedes christliche Werk dem Senfsorn, klein und

unansehnlich. Aber in guten Boden gelegt, sproßt es auf zum großen schattigem und fruchtbringendem Baume. Also auch hier.

Der Herr Verfasser erzählt in der Vorrede die Geburts-
geschichte seines Sammelwerkes. Staudenmaier regt ihn an, den
Schulkindern in Kremsmünster einen Christbaum zu bauen und
den verschiedenen Gaben, die da gespendet werden, wieder die
sinnige christliche Bedeutung unterzulegen, die im Herzen der Al-
tern und Kinder im Laufe manches kalten Jahres verloren gegang-
en. Er baut sich dazu seine Kapelle, und erzählt dann, ein-
fach und ungeschmückt Fortgang und Weise seines Versuches,
um andern in denen etwa ein gleicher Wunsch lebendig würde,
ein Formular zu liefern. *) Die Feier zu verschönern, sucht er
nach Hirtenfang in Weihnachtsliedern, blättert in alten Büchern
und neuen und findet einen Schatz von Grüßen für's Jesuskind.
Ein Funke zündet den andern und in lebendigen Geistern findet ein
fruchtbarer Gedanke bald lauten Widerhall.

Darum ward neben der Kapelle eine Werkstatt aufgeschlagen
und rüstige „Gesellen,“ wie sie wohl nur in solchem Hause
geschult werden und sich zusammen finden, legten bereite Hand an,
das geistige Werk zu fördern. So stellte sich dem ersten Christ-
baum, erbauet zu der Kinder Freude, bald Beda Piringer's:
Christbaum an die Seite zur Freude selbst der größten Geister
z. B. Joseph v. Görres, es greift Amand Baumgarten in die zart
und süßtönende Peyer, und Urban Binder und Markus Holter stim-
men in kräftigen Bildern und sinureichen Tönen mit ein, also, daß
es wird ein fröhlich' Concert zu des Christkindes Ehre, dessen der
Meister sich freuen mag. Ja sie haben mit Recht sich seine Gesellen
genannt, ihn als ihren Meister erkennend, treffend so sich ehrend
und ihn, weil des Gedankens Vaterschaft doch ihm zukommt und
die christliche Welt Philippus Neri eben so vielen Dank schuldet,

*) Schreiber dieses hat erst vor Kurzem einer solchen gefrorenen
Christbaumfeier beigewohnt, bei der bedeutungsvoll genug
zwar der Christbaum und viele Gaben da waren, aber ge-
rade — das Christkind fehlte. Ist auch Niemanden abge-
gangen.

daß er Baronius zur Abhaltung kirchengeschichtlicher Conferenzen und auf diese Art zur Verfassung seiner Annalen trieb, als dem Baronius, daß er sie schrieb.

Ist das doch ein merkwürdiger Lichtpunkt, bei dessen Preise ein Cypräm der Syrer und ein Saphir, ein Clemens Brentano und ein Arndt, ein heil. Cyprian und ein Graf Binzendorf, ein Prudentius und ein Schubart, ein Freiherr v. Wessenberg und ein Eduard Michelis zusammentreffen, wo Stimmen spanisch und englisch, syrisch und altddeutsch, italienisch und schwäbisch, lateinisch und österreichisch Einen und denselben künden, erheben und loben und in süßen Tönen ihre Liebe ihm erzählen! Ich glaube auf der ganzen Erde würde man sich vergeblich um einen zweiten solchen Mittelpunkt umsehen. Da allein gibts keinen Kampf, sondern nur Loben und Preisen, ja, um die Krippe herum allein ist — Friede.

Fällt mir da ein die Hymne am Feste Johannes des Täufers:

Dreifach ist dein Kranz, wo von hundert Zweigen
Früchte sich neigen.

Also preist den Vorläufer die kirchliche Poesie. Auch dem Christkind wird hier ein dreifacher Kranz gewunden. Die Devise des ersten heißt: Vom Christkind. Des Kranzes einzelne Sträuße heißen: Die Stimmen von der Noth und Sehnsucht nach einem Erlöser — ewigem Rathschluß der Menschwerdung des Sohnes Gottes — unbewusstes Sehnen Maria's, Braut und Mutter Gottes zu werden — Verkündigung und Empfängniß — Geburt des Gott- und Menschensohnes — Seine Verkündigung durch die Engel den Hirten — der Hirten grüßende Lieder — durch den Stern den Heiden — die Legende von h. drei Königen — das Jesuskind in der Pflege Marien's und Joseph's — Maria's Wiegenlieder — Seine Flucht nach Aegypten und Rückkehr nach Nazareth — was das Christkind den armen Menschen mitgebracht und was es jährlich den Menschen mitbringt oft auch wunderbare Rettung aus Gefahr und Noth — frommen Seelen auch Leiden — einst seine eigene Bescheerung — die Erprobten aber nimmt es mit sich und bescheert ihnen des Himmels Freuden.

An den ersten Kranz knüpft sich der Zweite mit der Devise: **Christfeier.**

Wie wird die Geburt Christi gefeiert? 1. Durch eigene Neugeburt. 2. Jährlich in der Kirche durch den nächtlichen Gottesdienst. 3. Durch Wallfahrten nach Bethlehem zur Krippe. 4. Durch die Künste, Malerei, Plastik (Weihnachtskrippen), durch Musik, durch die Poesie, durch gesellige Heiterkeit und fröhliche Schwänke — aber nie durch Frevel, der bestraft wird.

Der dritte Kranz ist betitelt: **Der Christbaum.** Ihm werden eingeflochten: Die Vorfreuden und Voranstalten — Der Christbaum selbst und seine Symbolik — Jubel beim Christbaum. — Besondere Liebeserweise um den Christbaum zwischen Freunden und in Familien — gegen die Armen — des Himmels Christbaum für die vergessenen Armen. Zuletzt noch ein Epheu um den Christbaum geschlungen zart und bedeutsam mahnend, daß der Christbaum nicht für Nacht blühen und treiben soll im Menschenherz, sondern fort und fort in Gottes und Nächstenliebe, in Zart-sinn und Wohlthun.

Das wäre des ganzen Sammelwerkes Ueberblick. Einzelne Schönheiten als lockende Blumen hervorzuheben, wäre schwer — denn es ist ja eben das Schönste von allen gewählt und sinnig zusammengestellt, und mancher bis jetzt unbekannte Dichter hat hier die ersten Frühlingskränze seiner Poesie an der Geburtsgrotte Wänden aufgehangen zum Opfer dem neugeborenen Heilande, — ein herrlicher Garten ist hier zu schauen nicht ermüdend durch Einförmigkeit, nicht überladen, nicht betäubend durch seine Gerüche, sondern in heiterem Wechsel blüht hier die Aloe und die edle Palme der Wüste, dort wieder das bescheidene Weilschen und das trauernde Alpenröslein, es tönt:

Der Engel Lied und der Vögel Sang
Des Baches Murmeln und Sphärenklang.

Ohne Zweifel wäre das Buch eine passendere Weihnachtsgabe für so manche christliche Mutter als ein neuer Shawl oder ein paar funkelnde Ohrgehänge sammt einem Duzend Glacé-Handschuhen, was mit dem Christkind in Verbindung zu bringen, eine gewaltige Fantasie erfordert.

Eine Huldigung, dem Zeitgeiste gebracht ist es, daß das Werk der Frau Reichsverweserin und allen deutschen Milttern gewidmet ist, und in d' eser Bedeutung, wie sie in dem Widmungsgedichte ausgesprochen ist, wollen mir die drei deutschen Farben auch gefallen.

Nun noch eine Frage an die emsige Biene, die so viel süßen Honig zusammengetragen. Ich wüßte nämlich noch eine andere blumige Aue, fast noch reicher und süßer duftend, als die, auf welcher der Christbaum grünt, sie heißt — Marienau — liegt ganz in der Nachbarschaft. Wolltest du, emsige Biene dich nicht auch dahin wagen und dorten sammeln? — Es wäre ja Schade, wenn die Werkstatt abgebrochen würde, es müßte sie denn (was Gott verhüte) der Sturm der Zeiten verschütten.

Für den Fall thäte sich als Handlanger um Gotteslohn gern einer verdingen, der sich die lateinische Ecke ausgesucht hat, und die Blümlein, die dort seit Jahrhunderten geblüht, gar gerne in vaterländische Hülle kleidet. Willst du emsige Biene?

Sirowy.

XVIII. Diözesan - Nachrichten.

1.

Knabenseminär.

Wir liefern hier den im 3. Hefte versprochenen Rechnungsextract über die Gebahrung des Vermögens der Anstalt bis Ende Oktober v. J. mit dem Bemerken:

- a. daß darin alle Beiträge vom ersten Beginn bis zum Schluße Oktobers enthalten sind.
- b. Daß die Verwaltung der Anstalt mit 1. Mai begann, als der jetzige Herr Regens sein früheres nun dem Knabenseminär geschenktes Haus bezog.
- c. Daß die Schenkungsurkunde erst nach vollendeten Verhandlungen übergeben und dann auch erst ein förmliches Inventar aufgenommen werden könne.

Rechnungsausweis.

Einnahmen.

	Conv. Mze.
1. Freiwillige Beiträge durch die Hochw. Dekanate	3019 fl. 53 fr.
2. Von einzelnen Priestern der Diözese	1887 " 36 "
3. An Kostgeldern der Zöglinge	133 " — "
4. An Miethzins	22 " — "
5. An Wechseln	2000 " — "
6. An Privatschuldscheinen	5500 " — "
7. An Staatspapieren	1300 " — "
8. An erübrigten Geldern beim Ankauf von Metalliques	36 " 47 "
9. An Interessen	200 " 45 "
	<hr/>
	14100 fl. 1 fr

Ausgaben.

1. An Verköstigung des Vorstehers der Zöglinge und der Magd	223 fl. 19 ⁷ / ₁₀ fr.
2. Dienstlohn und Geschenke	16 " 40 " "
3. Holz	15 " 24 " "
4. Für Wäsche und Betten	14 " 42 " "
5. An Geräthschaften	8 " 12 ² / ₅ "
6. Schreibrequisiten	6 " 48 ¹ / ₄ "
7. Reparaturen und die übrigen Hausbedürfnisse	208 " 25 ² / ₅ "
8. Garten	17 " 1 " "
9. Steuern	10 " 34 ¹ / ₄ "
10. Auf Wechsel	2000 " — "
11. Bei Privaten angelegt	1500 " — "
12. Ausgabe für Staatspapiere	1163 " 13 " "
13. Halbjährige Befoldung des Herrn Regens	100 " — "
	<hr/>
	5284 fl. 30 fr.

Bilanz.

Einnahmen	14100 fl. 1 fr.
Ausgaben	5284 " 30 "
	<hr/>
Rest pro 1849	8815 fl. 31 fr.

Gutmachung.

An Papieren	8800 fl. — fr.
In Barem	15 " 31 "
	<hr/>
Obige Summe	8815 fl. 31 fr.

Joh. Schiedermayr m/p.
Domcapitular.

Mois Filnköfl m/p.
Regens.

Weitere Beiträge im Verwaltungsjahre 1848 — 1849.

1. Von einem Herrn Pfarrer im Innkreise	10 fl. — fr.
2. Vom Herrn Pfarrer Biermayr	8 " — "
3. Vom Herrn Pfarrer Wiesbauer	2 " — "
4. Durch das hochw. Dekanat Sarleinsbach pro 1849	20 " 49 "
5. Durch das hochw. Dekanat Freistadt. pro 1848	81 " — "
6. Vom Pfarramte Grieskirchen	8 " — "
7. Vom Pfarramte Pöllham	2 " — "
8. Vom Pfarramte Seinerkirchen S. K.	6 " — "
9. Vom Herrn Pfarrer Czegka	8 " — "
10. Vom Herrn Pfarrer Nürnberger	2 " — "
11. Vom Herrn Pfarrer Schaureck	5 " — "
12. Durch das hochw. Dekanat Enns pro 1848.	20 " 5 "
13. Durch das hochw. Dekanat Linz pro 1848.	69 " — "
14. Vom Herrn Vicedechant Voglmayr	2 " — "
15. Vom Herrn Pfarrer Koller	2 " — "
16. Vom Herrn Pfarrer Hörtenhuemer pro 1848 und 1849.	2 " — "

Fürtrag 247 fl. 54 fr.

Uebertrag 247 fl. 54 fr.

17. Durch das hochw. Dekanat Schörfling pro 1848	29	"	—	"
18. Vom Herrn Benefiziaten Lechner	4	"	—	"
19. Vom Herrn Direktor Freund	10	"	—	"
20. Vom Pfarramte Franking	2	"	—	"
21. Vom Herrn Benefiziaten Dostler	3	"	—	"
22. Durch das hochw. Dekanat Gmunden	70	"	—	"
23. Vom Herrn Pfarrvikar Grinzenberger	15	"	—	"
24. Durch das hochw. Dekanat Mtheim	90	"	18	"
				Summa 471 fl. 12 fr.

Indem die Vorstehung für diese in gegenwärtiger für den Clerus bedrängten Zeit doppelt werthen Gaben ihren wärmsten Dank ausspricht, bittet sie noch ferner um gültige Beiträge.

2.

Katholiken-Verein.

Unser thätiger Oberhirt erhielt von dem Vororte des katholischen Vereines Deutschlands zu Mainz, als dessen Zweig unser Verein in Linz bereits eingefügt ist, eine sehr verbindliche die Stellung der Katholiken-Vereine zum Episcopate klar und warm aussprechende Zuschrift, welche der Hochw. Herr Bischof auch alsbald ebenso schön erwiderte, und auf diese Weise die für den Verein so wichtige Theilnahme an dem Wirken desselben bethätigt.

Beide Altenstücke finden sich am Ende des Heftes, Urkundenbeilage VI. VII. Die übrigen Verhandlungen werden in den vom Katholiken-Vereine selbst herausgegebenen, von Herrn Albert v. Pflügl redigirten „Katholischen Blättern für Glauben, Freiheit und Gestüttung“ bekannt gegeben, worauf wir somit hinweisen und deren Abnahme im Interesse des Vereines zur Beförderung einer größeren Wirkungssphäre dringend empfehlen.

Priester-Conferenzen in Linz.

Wir setzen unsern Bericht über die in Linz begonnenen Priester-Conferenzen, den wir im dritten Hefte gaben, hier fort.

In der zweiten allgemeinen Priester-Conferenz am 4. Dezember 1848 wurde unter Vorsitz des hochw. Herrn Canonicus Dr. Nieder die vom Herrn Professor Kiepl zusammengestellte Geschäfts-Ordnung angenommen, und festgestellt, daß alle Säkular- und Regular-Priester des Dekanates Linz ordentliche Theilnehmer sind, und dieselben daher vor der Hand gelegentlich, um Oftern aber, wo die definitive Wahl der Vorstände vor sich gehen wird, förmlich zur Theilnahme eingeladen werden sollen.

Ferner wurde in dieser Versammlung der Antrag gestellt, wegen Bildung eines Lesevereines, und mit großer Stimmenmehrheit beschloffen, einen Priester-Leseverein zu gründen, und zur Bestimmung der darauf bezüglichen Modalitäten besonders über Lokale und Auswahl der Zeitschriften eine außerordentliche Conferenz auf den 18. Dezember anzuberaumen.

In der inzwischen am 11. Dezember abgehaltenen Ausschuß-Conferenz wurde die beantragte Drucklegung der angenommenen Geschäftsordnung bis auf Oftern verschoben, da bis dahin noch vielleicht wesentliche Verbesserungen daran zu machen sein werden.

Als dringend wurde der Antrag erkannt, nunmehr zur Bestimmung des eigentlichen Conferenzstoffes zu schreiten. Man kam in dieser Beziehung vorläufig überein, daß alle Conferenz-Theilnehmer Materialien-Verzeichnisse in Form von Fragen aus den einem Jeden zusagenden Fächern liefern möge, um stets eine gehörige Auswahl zu haben.

Unter den Quellen, aus denen solche Materialien zu gewinnen wären, wurden wegen ihrer Wichtigkeit und dem, besonders für die Gegenwart, allgemeinen Interesse vorgeschlagen: die Verhandlungen der Würzburger- und Salzburger-Synode,

und es würde sofort ein Conferenz-Mitglied von dem Vorsitzenden zur Aushebung passender Fragen beauftragt.

Bei der am 18. Dezember wirklich stattgefundenen außerordentlichen Conferenz wurde fast einhellig der Unterschied zwischen allgemeinen und Ausschuß-Conferenzen aufgehoben, nachdem derselbe sich als unzweckmäßig erwiesen hat, und beschloffen, daß alle in der Geschäftsordnung auf bloße Ausschuß-Conferenzen sich beziehende Bestimmungen wegzulassen sein, und es fürder nur Eine Conferenz geben solle, woran alle Priester des Stadt- und Landdekanates einzeln als ordentliche Mitglieder Theil nehmen können, und daß solche Conferenzen in Zukunft alle vierzehn Tage an einem Montag Abends im bischöflichen Alumnate abzuhalten seyen.

Eben so wurde der Leseverein durch einen circulirenden Subscriptionsbogen eingeleitet, und in einer nachträglich gehaltenen Versammlung unter Feststellung der nothwendigen Bedingnisse und Modalitäten bewerkstelliget.

Zu Ende der Conferenz wurde nochmals zur Eingabe solcher Fragen = Verzeichnisse aufgemuntert.

Die dritte Conferenz fand am 8. Jänner d. J. statt, unter Vorsitz des Herrn Professors Niepl.

Ein die Behandlung der Conferenzfragen normirender Antrag wurde verlesen und angenommen, vermög welchen bei jeder Conferenz von dem Vorsitzenden aus dem Vorrathe der eingegangenen Materialien drei Fragen, und davon, soviel möglich, eine wissenschaftliche, eine praktische und eine Schulfrage den anwesenden Priestern dictirt, und hierauf dann Umfrage gehalten werde, wer sich der Beantwortung unterziehen wolle, ohne jedoch dadurch die Thätigkeit der übrigen beschränken zu wollen. Bei der nächsten Conferenz sollen dann zuerst die schriftlichen Arbeiten über die gegebenen Fragen von dem Verfasser vorgelesen, dann aber auch darüber mündlich debattirt werden. Wenn die Frage wichtig war, wird ein Comité gewählt, welches alle vorgelesenen Arbeiten, und mündlich gemachten, im Protokoll aufgenommenen Bemerkungen sammelt, und darans eine Abhandlung anfertigt. Auf diese Weise werden die brauchbarsten Artikel für theologische Zeitschriften gewonnen.

Nachdem noch über Aufhebung und Umgestaltung der bisheri-

gen Pfarreconcursprüfungen, sowie über das Ansfinnen, das durch Rücktritt der bisherigen Patronen zu erledigende Patronatsrecht an die Gemeinden zu übertragen, Mehreres gesprochen, und zuletzt auch das Gutachten des erzbischöflichen Ordinariates Salzburg über die vom hohen Ministerio des Unterrichtes provisorisch vorgeschriebene Reform des Unterrichtswesens in Oesterreich vorgelesen war, wurde die nächste Conferenz auf den 22. Jänner 1849 anberaamt.

Die in dieser Conferenz vorkommenden Fragen sind:

1. Welcher Unterschied ist: zwischen Trennung der Kirche vom Staate, und zwischen Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche im Staate? (Wissenschaftliche Frage zur Beantwortung übernommen von Herrn Professor Dr. Reiter.)
2. Durch welche Mittel kann das in der letzten Zeit erschütterte Vertrauen der Gemeinden zu ihren Seelsorgern wieder gewonnen werden? (Practische Frage übernommen vom Herrn Pfarrer Zweythurn.)
3. Welches Recht kann und muß der Kirche auf Unterricht und Erziehung, ungeachtet einer etwaigen Trennung vom Staate ungeschmälert bleiben? (Schulfrage, übernommen vom Herrn Professor Schauer.)

Wir sind auch ermächtigt zu berichten, daß unser Hochw. Herr Bischof ganz geneigt sei, dem vom Klerus gestellten Ansuchen um Priester-Conferenzen in den einzelnen Landkapiteln zu willfahren, und wir können nächstens besonderen Weisungen zur zweckmäßigen Abhaltung derselben entgegen sehen. Doch scheint es, daß vorher die Landkapitel selbst, nach früherer Art, wieder eingerichtet werden sollten.

4.

Hirtenbrief des Hochwürdigsten Bischofes Gregor Thomas zu Linz an seine Heerde.

Wie alljährlich, so hat auch heuer wieder unser, wenn auch des Augenlichtes beraubter, doch immer thätiger Oberhirt, bei

Gelegenheit der Bekanntgebung der Fastenvorschrift für das Jahr 1849 — eindringliche väterliche Worte an die Gläubigen seiner Diözese gerichtet, wovon wir hier in Kürze die leitenden Gedanken, und vorzüglichsten Stellen herausheben wollen, da der Hirtenbrief selbst ohnehin in die Hände der allermeisten kommen dürfte. —

Sehr passend eröffnet der Hochw. Herr Bischof das Hirten-schreiben mit dem Grusse der wahren Freiheit: „Brüder! Wir sind Kinder der freien Mutter, mit welcher Freiheit uns Christus begabt hat.“ Gal. IV., 31.

Ja Christus hat uns die wahre Freiheit in der von ihm gegründeten Kirche, als Mutter dieser Freiheit, gegeben; wer der Kirche folgt wird wahrhaft frei, frei von der Sünde, frei von der Lüge, frei von den Fesseln der Welt- und Sinneslust.

Dieses Geschenk der wahren Freiheit ihren Kindern zu geben, das war die Aufgabe der Kirche von ihrem Beginne. Diese Freiheit der Martyrer und Bekenner, konnte kein Schwert, keine Tortur aufheben, sondern sie nur befördern, da aus dem Blute der Geschlachteten neue Kinder der Kirche hervorgingen.

Allerdings zählt Christi Heerde auch Wölfe, offene und in Schaafswolle gehüllte, vor welchen schon die Apostel warnten, und ihre Nachfolger auch jetzt, ja gerade gegenwärtig besonders, warnen müssen, da vielleicht in keinem Zeitalter das schöne Wort Freiheit so oft im Munde geführt wurde, als noch gerade in unsern Tagen — aber im Widerspruche mit der Lehre Christi sowohl als auch der Gesinnung und Handlungen: eine Freiheit, mit der im Munde man den Nachfolger Petri, der sein Volk auch mit einer wohl verstandenen bürgerlichen Freiheit beschenken wollte zum Lohne von seinem Throne vertrieb, wähnend, den apostolischen Stuhl gestürzt zu haben, der aber bald wieder, wie nach einer Sonnenfinsterniß im vollen Schimmer da stehen wird.

Die Grundfeste der wahren Freiheit besteht in der Erkenntniß Gottes, in der Vereinigung mit dem allerhöchsten Wesen, in der unerschütterlichen Hoffnung, und in der kindlichen Liebe, oder mit ei-

nem Worte, in der Religion. — Die auf dieser Erde erscheinende Freiheit muß allzeit dem göttlichen Gesetze untergeordnet sein, wenn sie den Namen Freiheit tragen soll. — Ohne wahre Religion auch keine wahre Freiheit. —

Viele meinten, daß der Altar, das Opfer und der Priester den neuen Einrichtungen weichen müßten, Gott sei gelobt dem ist nicht so. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß unserer heiligen Kirche sogar erneuerte Kraft zu Theil wird. — Wenn neben dieser unserer heiligen Kirche andere Confessionen bestehen, so soll dieß Niemand kränken; die bürgerliche Freiheit kann auch allen Uebrigen gestattet sein. Für die Kirche Jesu Christi hat dieß eben keinen Nachtheil. Allerdings nicht, wenn man die allen Staatsbürgern zugesicherte politische Freiheit, auch an den Gliedern und Priestern der katholischen Kirche zur Wahrheit werden läßt. Dieses ist nur Gerechtigkeit; doch die Wahrheit ist verhaßt, daher man auch nur der katholischen Religion und ihren Bekennern in Verwirklichung dieser Freiheit beständig Hemmnisse in den Wege legt, wogegen sie sich beständig verwahren, und somit wahrhaft zur streitenden Kirche werden muß.

Die vorübergehenden Monate haben große Ereignisse gebracht, unter welchen die Thronentsagung Ferdinand I. und Regierungsantritt Franz Josef I., für welche beide höchste Häupter Gebete zum Himmel steigen.

Nun folgen einige zeitgemäße Belehrungen über gegenwärtig obschwebende, politische und soziale Irrthümer, daß es nämlich Sünde sei, wenn Jemand meint oder verbreitet, daß

1. die wesentlichsten Einrichtungen der Kirche Jesu einer zeitlichen Veränderung unterworfen werden könnte,
2. daß eine weltliche Macht die göttliche Macht die Kirche aufheben oder schwälern könnte,

3. daß die weltliche Macht das wohl erworbene Recht was immer für eines Standes verlegen oder verkümmern dürfe, ohne wechselseitige Ausgleichung, daß
4. Jemand, unter dem Vorwand der Freiheit, die Ehre, den guten Namen der Gesellschaften und ihrer Glieder mündlich oder schriftlich verunglimpfen, endlich
5. daß, was irgend Jemand heilig ist, spöttlich behandeln dürfe.

Eine solche Freiheit artet in Frechheit aus. Sollten irgendwo in einer Gemeinde dergleichen Mißbräuche, oder eigentlich Irrthümer sich eingeschlichen haben: so bitten Wir — zum Frieden und zur Gerechtigkeit zurückzukehren. Die wahre Freiheit bezeichnet Christus mit den einfachen Worten „was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch andern nicht.“ Auf wechselseitige ungeheuchelte Liebe, ja selbst des Friedens zielen alle Worte der heiligen Schrift.

Die Kirche verspricht nicht allein, sondern sie leistet auch diese Freiheit in Spendung der heil. Sakramente, wodurch sie theils die von Fesseln der Sünde geknechteten, oder in Gefangenschaft des Bösen schmachtenden, losmacht, ihre Kerker öffnet, theils sie vor dieser Knechtschaft der Seele — selbst durch Darreichung des wahrhaftigen Fleisches und Blutes Jesu Christi verwahret. Ja an diesem Tische ist täglich die wahre Freiheit zu sehen, dort, wo arm und reich, hoch und nieder, Fürst und Bettler dieselbe kostbare Speise genießen.

Diese heilsamen Worte mögen die geliebtesten Schäfflein, besonders mit Anfang und in Verlauf der heil. Fastenzeit ihrem Gedächtnisse eindrücken. (Folgt die Fastenvorschrift.)

XIX. Erklärung.

Obgleich die Redaktion die Umwandlung ihrer Quartalschrift in eine Monatschrift schon für das I. J. 1849 in Aussicht gestellt hat, findet sie sich doch durch gute Gründe veranlaßt, einstweilen noch abzuwarten. Sie wird auch in diesem Jahre 4 Hefte erscheinen lassen, die zusammen Einen Band bilden, und es ist ihr Vorhaben, daß die Hefte sich in kürzern Fristen folgen und schon im Oktober d. J. schließen sollen, um, wenn anders die Thunlichkeit sich herausstellt, die Ausgabe einer Monatschrift mit 1. Jänner des Jahres 1850 beginnen zu können.



Urkunden = Beilage.

VI.

Hochwürdigster Herr Bischof!
Gnädiger Herr!

Iuer Bischöflichen Gnaden ist es nicht unbekannt, daß in Folge der welterschütternden Ereignisse der neuesten Zeit die Katholiken in beinahe allen Theilen des gemeinsamen Vaterlandes die unumgängliche Nothwendigkeit eines innigeren wechselseitigen Zusammenhaltens zum Schutze ihrer Religion und zur Vertheidigung ihrer kirchlichen Rechte eingesehen, und zu diesem Zwecke an vielen Orten und unter verschiedenen Benennungen, mit Benutzung des dem deutschen Volke gesetzlich zustehenden Rechtes der freien Association, Vereine gegründet haben. Bald stellte es sich heraus, wie wünschenswerth eine lebendige organische Verbindung und Verbrüderung dieser sämmtlichen Vereine sei.

Diese Verbindung hat nunmehr stattgefunden. Am 3. bis 6. d. M. waren die Abgeordneten von mehr als zwanzig katholischen Central-Vereinen aus allen Gegenden Deutschlands in Mainz versammelt, und haben sich hier über die Grundsätze ihres Wirkens sowohl, als auch über die Form der Verbindung aller Einzelvereine zu einem großen Ganzen mit solcher Begeisterung und brüderlicher Liebe verständigt, daß wir daraus für das Gedeihen eines mit solcher Gesinnung unternommenen Werkes wohl ohne Vermessenheit recht viel Ersprießliches erwarten dürfen.

Wir halten uns nunmehr für verpflichtet mit der Anzeige hiervon dem Hochw. Episcopate Deutschlands ehrfurchtsvoll uns zu nahen und dabei zugleich die Grundsätze darzulegen, von welchen wir, insbesondere in Hinsicht auf unsere Stellung zu unsern

Hochw. Oberhirten, bei Entfaltung der Wirksamkeit unseres Vereines, unter keinen Umständen jemals abweichen werden.

Es werden dieß stets die Grundsätze treuer Söhne der katholischen Kirche sein. Wir werden mit aller Kraft uns bestreben, unserer katholischen Kirche, der unser Vaterland seine Gestattung verdankt, und der unsere Väter und Vorfahrer, seitdem es ein Deutschland gibt, mit unverbrüchlicher Treue zugethan waren, in ihrem Verhältnisse zu den Autoritäten und Gewalten der weltlichen Ordnung diejenige Freiheit und ungeschmälerte Selbstständigkeit zu erwirken, wie sie der Religion eines freien Volkes gebühren; — wir werden bemüht sein, unter uns selbst sowohl, als überhaupt unter unsern katholischen Brüdern, daß rechte katholische Bewußtsein, und das so vielfach erschlaffte katholische Selbstgefühl anzuregen und rege zu erhalten; — wir werden es zu unserer Aufgabe machen, durch zweckmäßige, unsern Kräften angemessene Veranstaltungen christlicher Nächstenliebe nach Möglichkeit den sozialen Nöthen der Jetztzeit entgegen zu kommen; und wir werden uns bei allen diesen Bestrebungen stets durch den Geist und die bestehenden Institutionen der Kirche als gebunden betrachten, und in allen Stücken unsern kirchlichen Oberhirten diejenige Ehrerbietung erweisen, welche wir Ihnen nach den Gesetzen Gottes und seiner Kirche schuldig sind. Wir folgen ferner nur dem Drange einer Pietät, welche unsere Herzen tief und lebendig erfüllt, wenn wir hier erklären, daß wir es uns nie werden beikommen lassen, unsere Thätigkeit auf Gegenstände auszu dehnen, welche dem Verwaltungskreise der Bischöfe und kirchlichen Behörden vorbehalten sind. — Im Gegentheile, überzeugt, wie wir sind, daß die Freiheit der katholischen Kirche zu einem wesentlichen Theile in der ungehinderten freien Ausübung der den Bischöfen zustehenden kanonischen Amtsgewalt besteht, welcher Amtsgewalt sich dann die Gläubigen selbst in dem freiwilligen Gehorsame ihrer Ueberzeugung unterordnen, werden wir es stets als eine vorzügliche Aufgabe unseres Vereines betrachten, daß wir uns um die Oberhirten unserer Kirche freudig und vertrauensvoll schaaren, und ihr geheiligtes Ansehen mit dem ganzen uns verlichenen Maaße von Kraft und Einfluß zur Geltung bringen. Denn wir gehen von der Ueberzeugung aus, daß nur da die Kirche ist, wo die Bischöfe

sind, in ihrer Vereinigung mit dem gemeinsamen Oberhaupt der Christenheit; daß somit auch nur da von kirchlicher Freiheit, oder von katholischen Vereinen die Rede sein kann, wo das Ansehen des Episcopates in ungemindeter Ehre und Vollkommenheit besteht.

Dieses, Hochw. Herr Bischof, sind die Grundsätze, welche den katholischen Verein Deutschlands in seiner Wirksamkeit jederzeit leiten werden. Wir sind daher, indem wir Ihnen dieses darlegen und unserer Erklärung zugleich einen Abdruck unserer allgemeinen Satzungen zu hochgefälliger Kenntnißnahme beifügen, so frei, unsern katholischen Gesamtverein dem Schutze, dem Wohlwollen und frommen Gebete Euer Bischöflichen Gnaden zu empfehlen.

Insbesondere glauben wir uns die Bemerkung erlauben zu dürfen, daß wir uns glücklich schätzen würden, wenn Euer Bischöflichen Gnaden es in Ihrer Weisheit für angemessen erachten wollten, Hochdero Bisthums-Angehörigen in irgend einer Weise den Beitritt zu unserm Vereine nahe zu legen, und so dessen Wirksamkeit durch die Kundgabe ihrer Billigung wesentlich zu erhöhen.

Genehmigen Eure Bischöflichen Gnaden, den Ausdruck dieser zufolge besondern Auftrages der Abgeordneten sämmtlicher Einzel-Vereine Hochdenselben dargelegten Gesinnungen, und insbesondere die Versicherung der tiefsten Ehrfurcht womit die Ehre hat zu sein

Euer Bischöflicher Gnaden

Mainz den 6. Oktober 1848.

Unterhänigst gehorsamer.

VII.

Hochachtbarer Verein!

Mit lebhafter Freude vernahm ich den Inhalt der geschätzten Zuschrift vom 6. Oktober d. J. worin an mich nach Kundgebung des zu Mainz gebildeten Katholiken-Vereines die Einladung gemacht ist, denselben durch Veröffentlichung an meine Diözesanen zu verbreiten, und so seine Wirksamkeit zu erhöhen.

Die darin ausgesprochenen Grundsätze, welche der Verein für die Entfaltung seiner Wirksamkeit aufstellt, tragen das Gepräge von treuen Söhnen der katholischen Kirche; es athmet in denselben eine feurige Liebe zu dieser unserer gemeinsamen Mutter, und es spricht sich in Allen ein heil. Eifer aus für die Wahrung ihrer Institutionen.

Da der Verein es als seine vorzügliche Aufgabe betrachtet, sich um die Oberhirten freudig und vertrauensvoll zu schaaren, und von der Ueberzeugung ausgeht, daß nur da die Kirche Jesu Christi ist, wo die Bischöfe die Nachfolger der Apostel sind, in inniger Vereinigung mit dem gemeinsamen Oberhaupt der Christenheit: so wird er auch stets auf dem rechtem Wege sein, und Gottes Segen seinem Wirken zu Theil werden.

Indem ich die gemachte Mittheilung dankend entgegennehme, bitte ich Gott, daß er das fromme Unternehmen segne, und denselben ein erfreuliches Gedeihen verleihe.

Gerne füge ich die Versicherung bei, daß ich in der mir von Gott anvertrauten Diözese zur Förderung der Angelegenheit des Vereines möglichst beizutragen suchen werde.

Wohl hätte ich schon früher auf die geehrte Zuschrift erwidert, wenn mir dieselbe nicht erst am 4. d. M. zugekommen wäre.

Mittlerweile wird wie ich erwarte die von hier abgeschickte schriftliche Anzeige nach Mainz gelangt sein, daß auch in meiner Diözese ein Katholiken-Verein sich gebildet, der sich bereitwillig dem dort bestehenden Gesamtvereine anschließen wird.

Mich und meine Diözeseanen dem frommen Gebet des Vereines empfehlend verharre ich achtungsvoll

Linz den 10. Dezember 1848.

Gregor,
Bischof.



